

Stimmungsbilder 9.

Die eiserne Küche.

Nun wandern wohl bald die letzten Metallschätze der Hausfrau willig in die Rüstkammern des Vaterlandes: der blanke Nickelreichtum der vornehmen Küche und der Mörser, der Messingweidling oder der Kupferkessel bescheidenerer Wirtschaften. Auch in den Bereich des Herdes hält das Eisen seinen Einzug, und wenn die Köchin damit hantiert, dann wird man selbst in diesem tiefer gestimmten, schweren Klirren die Klangmotive unsrer Zeit vernehmen.

So sonderbar ist das: Man hat gedacht, daß ein moderner Krieg nichts mehr gemein haben kann mit den rasselnden Aeußerungen einer Zeit, in der die Männer noch im starren Stahlkleid in den Kampf zogen. Was hat man sich nicht alles vorgestellt von Entschcheidungen, die in der Luft und unter Wasser und auf allen möglichen Geheimwegen technischer Wissenschaft fallen würden. Gewiß, auch sie haben

ein gewaltiges Wort mitzureden, allein zu Anfang und zu Ende hat in dieser furchtbaren Polyphonie doch wieder das Eisen seine führende Stimme — die eiserne Zeit!

Man hat dieses Eisen in den grandiosen Werkstätten des Krieges, die wir jetzt besitzen, in all seinen Entwicklungsstufen gesehen. In sengenden flüssigen Strömen und in wilder roter Blut; man hat es unter Hämmern dröhnen und in Formen ätzen und stöhnen gehört, und man weiß, wie es dann mordend durch die Lüfte fahren wird. Wer im Felde draußen war, der kennt diese Todesmelodie. Aber nicht nur in den Reihen der Streiter, auch im Hinterland herrscht das Eisen. Im Reiche draußen gibt es schon eiserne Pfennige und, wie es heißt, laufen sie auch bei uns bereits durch die Brägemaschinen. Eiserne Ringe, die einst Gold gewesen sind, eiserne Becher, das stolze Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes, der eiserne Salvatorpfennig, den unsre Stadt verleihen wird, eisernes Küchengerät und nun auch die eiserne Küchenpfanne! Mit ihr dringt das Eisengewissermaßen in das Allerheiligste des Hauses ein, denn es kommt über jene Schwelle, in der die Penaten, die Hausgötter, selbst ihren Sitz haben.

So befreunden sich auch die Frauen mit dem ehernen Metall. Es ist, als ob damit ein eigener Appell an die Weiblichkeit gerichtet würde — nicht der erste, der in dieser Epoche an sie ergeht.

Eigentümlich wird es der Hausfrau im Anfang schon vorkommen, wenn sie die Eier für die Omelette auf Eisen schlagen soll und wenn sie den Zucker oder die Nüsse in Eisen und mit Eisen stoßen wird. Es wird ihr wohl auch nicht leicht werden, den Glanz ihrer Küche zu opfern, denn die alten Kupferbeden und die schönen und gediegenen Pfannen und Töpfe haben schon der Mutter und der Großmutter gehört. Und die Nickelfasserollen und Backformen hat einst die Braut zur Aussteuer bekommen, sehr stolz darauf, daß sie aus Reinmetall waren. Immer hat sie diese blanken Bataillone auf den Wandbrettern voll Befriedigung angeblickt. Daher sagt es ihr im ersten Augenblick gar nicht zu, daß es dort nun stumpf-grau und eisern-ernst aussehen wird. Allein was hilft's — es geht diesmal um so ganz andre Dinge als um Küchenprunk — wir wissen es. Aber es ist schon so im Leben, daß man oft an den kleinsten Erscheinungen gerade die größten mißt. Man gewahrt in Fabriken die gigantischen Martinsöfen, man sieht zu Häupten glühende Mörserkolosse an Miesentränen hängen, man gewahrt rote Drahtschlangen hurtig durch zahllose Maschinen laufen und beobachtet Hämmer von Zentnerkräften an der Arbeit. Hier ein hell ausleuchtender, golden schimmernder Messingquell, dort fließendes Kupfer — alles überlebensgroß, beklemmend in seiner Gewalt, fast erdrückend in der Wucht der Bilder — und dann kommt ein kleiner Berg von eingelieferten Metallgeräten: ein Papageikäfig, ein paar Messingkessel, Ofenvorheber und Vorhangstangen, ein Weidling, Krüge und Luster, dazwischen Türklinen und Leuchter, dann das Messingbettchen eines Kindes — und erst bei dieser alltäglichsten und verhältnismäßig nichtsagenden Einzelheit fühlt man, was es heißt: Gerüstet sein!

Bei Frauen ist diese gefühlsmäßige Art der Erkenntnis begreiflicherweise weit ausgeprägter als beim Mann. Schon darum wird ihnen, abgesehen von materiellen Werten, die Abgabe ihres Hausrates nahegehen. Jene freilich, die ein geliebtes Leben zu beklagen haben, werden über solch kleine Rummern lächeln: „Du lieber Gott, ein paar Reindln und Töpfe! Wenn's weiter nichts wäre . . .“ Und man denkt daran, daß man alles, was man besitzt, leichten Herzens hingeben würde, alles — könnte man ihn, den die eiserne Zeit gefordert hat, dadurch wieder zurückraufen. Die Lebenslinien des Schmerzes gleiten über die kleinen Dinge hinweg. Und darum ist die Frau, die jetzt über den Verlust ihrer Messingstangen und Bronzekübel oder Nickeltannen trauert, eine glückliche Frau.

Eine neugeschichtliche Erscheinung ist die „eiserne Küche“ selbstverständlich nicht. Man hat sie auch in früheren Kriegen gekannt. Genau so wie jetzt sind schon in verflorenen Kampfeperioden die Gloden hilfsbereit von ihren Türmen gestiegen, und genau wie heute hat man damals die Kessel vom Herde und die Pfannen und Beden von den Regalen geholt, um aus Friedensrat Waffen zu schmieden. Genau ebenso werden wohl auch damals der eiserne Weidling und der eiserne Küchenmörser — das Wort „Mörser“ hat ja jetzt noch ganz andern eisernen Sinn — in Reiche der Hausfrau ihren Einzug gehalten haben.

Wird man einmal nach Jahr und Tag, in einer glücklicheren Zeit, wenn es an den Küchenwänden und in den Schränken längst wieder metall glänzt, solch ein eisernes Küchengerät finden, dann wird man sich über dessen Besitz sicherlich weit mehr freuen, als wenn es gelungen sein sollte, eine Nickelfasserolle oder einen Messingchneidessel dem Staat vorzuenthalten. Denn der eiserne Weidling oder

das eiserne Milchreindl werden dann eine bedeutungsvolle und tiefere Sprache der Erinnerung sprechen. Und wieder einmal wird gerade das kleine Ding die Größe seiner Zeit künden.

# Wien und die Wiener.\*)

**Lissa und Wien.**  
Wir erhalten folgende Zuschrift:  
Am 20. d. ist der 50jährige Gedenktag der Schlacht bei Lissa im Jahre 1866. Es wäre an der Zeit, diesen glorreichen Sieg unserer Flotte durch eine Straßennennung an einem belebteren Punkte unserer Stadt im Andenken zu behalten, als es bisher geschehen ist. Die gegenwärtige Lissagasse in einem beschiedenen Winkel des 3. Bezirkes hat eine Front von drei Häusern.

Sich möchte folgenden Vorschlag machen: Nachdem die „interessante“ Bezeichnung der **L e u g a s s e** endlich verschwunden ist, könnten wir vielleicht auch auf die „interessante“ Bezeichnung der schönen, vornehmen **S t r o h g a s s e** verzichten und diese als **L i s s a g a s s e** umbenennen. Oder es könnte endlich auch eine jener Gassenbezeichnungen hiezu benützt werden, die an Kränkheiten und menschliche Gebrechen erinnern, wie z. B. die **S t i n d e n g a s s e** und **L a u b s t u m m e n g a s s e**. Es wäre nicht schade, wenn diese beiden Straßenbezeichnungen endlich verschwinden würden, was schon wiederholt in der Öffentlichkeit angeregt wurde — leider bisher erfolglos!

## Zur Geschichte des Wiener Kaffeehauses.

In der „Wiener Abendpost“ erzählt **W i l h e l m W i d m a n n** unter anderem vom Wiener Kaffeehaus:  
Der kühne Unternehmer, der das erste deutsche Kaffeehaus in Wien begründete, hieß **P e t e r K o s i c k i t s c h**; dieser Wiener Bürger polnischer Herkunft soll sich auch dadurch ausgezeichnet haben, daß er während der Belagerung Wiens durch das Türkenheer mehrere Male zu Rundschafferswegen mit gutem Erfolge die Donau durchschwamm. Nach der Befreiung Wiens erhielt er für seine guten Dienste die nachgesuchte Erlaubnis, die von den Türken in Säden zurückgelassenen Kaffeevorräte in einem öffentlichen Kaffeehause verwerten zu dürfen. „Zum roten

\*) Zuschriften für diese Ideen Dienstag und Donnerstag im Abendblatte erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Raumverhältnisse veröffentlicht. Einsendungen wollen; an die Redaktion des „Fremden-Blatt“ für die Abteilung „Wien und die Wiener“ gerichtet werden.

Kreuz“ nannte der ebenjo findige wie tapfere **K o s i c k i t s c h** seine Kaffeehause, in der er in türkischer Tracht mit einem mächtigen Turban auf dem Haupte seine Gäste bediente. Da damals noch kein Zucker zu haben war, vermischte **K o s i c k i t s c h** seinen Mokka mit Schrup, und da der schwarze Kaffee nach Lürtenart den Wienern nicht munden wollte, er fand er die noch heute beliebte Mischung von Schwarz und Weiß, von Kaffee und Milch, die „Melange“. Sein Kaffeehaus erweute sich großen Zulaufes; als ihm die Räume zu eng wurden, siedelte er in die „Blau-Platz“ am Stephansreitthof über. Dieses Kaffeehaus überlebte den Begründer um viele Jahrzehnte, obwohl es ein sehr unbehagliches Lokal war. **K a r l J u l i u s W e b e r** fand es bei seinem Verthe Wiens in den 1820er Jahren noch im Betriebe. In seinem umfangreichen Werke „Deutschland oder Brüste eines in Deutsch-land reisenden Deutschen“ schreibt er darüber: „Kositsch's Bild ist jetzt eines der letzten, das Haus selbst aber, der Zeit nach das erste in Wien weilte, zählte die Stadt nach seinen Angaben bereits über siebzig Kaffeehäuser, darunter „einige recht elegante, wo nicht geräucht wird“. **W e b e r**'s Liebingskaffeehaus wurde das Hugelmannische an der Leopoldsbüchse, und zwar „wegen der Türken, die in der Nähe ihr Weien hatten, wegen der Griechen und Russen, wegen des Donaujüdischens und der Bäder“; gerne besuchte er auch das auf dem Graben sowie das am Eingange der **M a r i a h i l f e r V o r s t a d t**, „wegen des Anblicks des **E p i l a n a d e**“. Ueber das damalige Kaffeehausleben berichtet **W e b e r**: „Ueberall geht es italienisch zu, insofern man auch **C h o p o l a d e**, **S o r b e t**, **G e s t r o r e n e s**, **L i m o n a d e**, **M a c c a r o n i** z. haben kann, und **S c h w a r z**, d. h. Kaffee ohne Obers, aber es geht auch wieder **D e u t s c h** genug zu, indem geräucht und Bier getrunken wird. In den **C o l o n i a l - W a r e n - V e r s o r g u n g s - Z e i t e n** war auch hier der Kaffee um etwas teurer und ebenjo viel schlechter... Man zeigte mir einen damals heruntergekommenen Kaffeehause, der durch den Einfall wieder in Wohlstand kam, daß er einen **T a b a k s t o p f** a 10 **R u b l** und **T o b a k** über einen runden Tisch aufhängte, aus dem zu gleicher Zeit fünf und zwanzig Raucher schmeuchen konnten.“

Die große Kaiserin war aus **S t r i k t s i c k e i t s** bedenken den Kaffeehäusern abhold. Sie bildete Kaffeehause nur zu ebener Erde und verbot, daß in solchen Schenken am Abend die Fenster verhängt oder durch Säden verschlossen würden. Ihr weniger

früherer Sohn **K a i s e r J o s e f I I** hob diese einschränkenden Bestimmungen später wieder auf. Bevor in Wien Kaffeehäuser allgemein waren, erschien bereits ein Theaterstück: „Das Kaffeehaus oder die Schottländerin“, auf **W i e n s** weltbedeutenden Brettern. Der **D a m b u r g e r** Buchhändler **J o h a n n C h r i s t o p h B o d e** hatte es nach **V o l t a i r e** übersezt und bearbeitet. **V o l t a i r e** seinerzeit hatte das Stück dem englischen Dramatiker **H u m e** nachgedichtet, und dieser wieder **G e l b o n i s** Drama „Die Kaffeehause“ als Vorlage benützt. Das Stück schilbert in grellen Farben allerlei aufregende und rührende Vorgänge, die sich in einem englischen Kaffeehause abspielen. Es zeigte sich 1763 zum erstenmal auf der **W i e n e r** Bühne, gewann große Beliebtheit und wurde nach Gründung des „Nationaltheaters“ auch in dessen Spielplan aufgenommen; am 24. Oktober 1792 erschien es dort zum letzten Male.

## Ungewöhnliches vom Stellungsverkehr.

Sich wohne in der **M a r g a r e t e n s t r a ß e**, und nachdem der Stellwagen bei meinem Haupte vorbeifährt, so benütze ich ihn häufig, um rasch und bequem auf den **S t e p h a n s p l a z** zu gelangen. Nun waren in letzter Zeit einige heiße Tage, und als ich auf den vorbeifahrenden Stellwagen aufsprang mit meiner eben frisch angebrannten **B r i t a n n i a g a r r e**, mußte ich zu meinem Leidwesen wahrnehmen, daß der rückwärtige Wagenabteil voll besetzt war von fünf bis sechs Damen, während der Vorderabteil ganz leer war. Auf der „Elektrischen“ siehe ich ganz **b e s i**, aber als alter Herr ist mir das Stehen im Stellwagen zu beschwerlich. Es blieb mir also keine andere Wahl übrig, als die eben angebrannte **Z i g a r r e** wegzurufen oder wieder auszustiegen, da das Rauchen im Vorderabteil verboten ist. Ich wählte das letztere und stieg wieder aus, nachdem keine der Damen Miene machte, vorne Platz zu nehmen. Ich mußte also bei 30 Grad Hitze, trotzdem ich es schon eilig hatte, zu Fuß in die Stadt gehen. Daselbst **M i t t e l g e l d** dürfte auch schon anderen Rauchern passiert sein und — sollte es kein Mittel geben, um diesem Uebelstande abzuwehren? Gewiß gäbe es solche. Der Schaffner oder die Schaffnerin können die Beistellung erhalten, daß der rückwärtige Abteil von „**N i c h t - r a u c h e r n**“ nur dann besetzt werden darf, wenn im vorderen kein Platz mehr vorhanden ist, oder es müßte auch gestattet werden, im vorderen Abteil zu rauchen, sobald das rückwärtige von **N i c h t - r a u c h e r n** besetzt ist.

18. VII. 1916

3

\* Im Preistreibercafé. Ein Leser schreibt uns: Sie staunen über das Schlagwort? Gibt es denn ein Kaffeehaus der Preistreiber? Es wird wohl deren viele geben. Es sind dies die Versammlungsorte der Preistreiber vierter und fünfter Klasse, die der ersten drei kommen in Bankhäusern, Industriepalästen und ähnlichen Sälen zusammen. Das Kaffeehaus, in das ich geraten war, war klein, unansehnlich, desungeachtet ging es dort um 10 Uhr vormittags — wie in einem Bienenstoc zu. Leute kamen und gingen, standen in Haufen beisammen, die meisten hatten die Hüte auf dem Kopf, ich weiß nicht, ob aus Vorsicht oder Gewohnheit. Ich setzte mich an einen Tisch zu einem Unbekannten und entschuldigte mich damit, daß kein Tisch frei sei, das Kaffeehaus sei sehr gut besucht. „Sehr gut besucht,“ fiel mein Gegenüber ein, „da hätten Sie es vor Monaten sehen sollen! Keine Stecknadel hat da Platz gehabt, keine einzige sage ich Ihnen. Aber jetzt!“ — „Was war denn los?“ — „Was soll gewesen sein? Geschäfte hat man gemacht. Gute und schlechte Geschäfte, wie es sich macht.“ — „Nun, und warum jetzt nicht mehr?“ — „Warum? Weil die Polizei nicht will.“ — „Die Polizei?“ — „Verstehen Sie nicht. Sie will, man soll machen Geschäfte und verlieren. Wenn nicht, ist Preistreiberei. Zahlt mir jemand, wenn ich verliere bei einem Geschäft. Ich frage Sie, wird mir das die Polizei ersehen? Aber gewinnen darf ich nicht.“ — „Also werden jetzt keine Geschäfte mehr gemacht?“ — „Ja, kleine, bei die ist nichts zu verdienen. Die großen macht man jetzt ohne uns.“ — „Wie denn?“ — „Wir sind nur die Mäkler gewesen. Nur wenn es hat sich einmal getroffen, haben wir auch gekauft und verkauft.“ — „Wir? Wer sind denn die Wir?“ — „Nun, wir.“ Er machte dabei eine unbestimmte Handbewegung über das Kaffeehaus. Da sah ich mir die Leute näher an. Fürwahr, die sahen nicht so aus, als ob sie Waggonladungen kaufen könnten! Wo mochten wohl ihre Hintermänner sein, für die sie handelten und — verurteilt wurden. Sahen im vornehmen Kaffeehause am Ring, indes ihre Handlanger in der stickigen Luft um kleine Provision alles aufs Spiel setzten. — „Und wovon leben Sie jetzt?“ — „Wovon? Das frage ich auch. Man lebt.“ — „Aber doch?“ — „Von der Zirkusgasse.“ — „Sie nehmen Unterstützung? Reicht das aus?“ — „Schauen Sie mich an. Zu Hause habe ich Unterstützung gegeben. Jetzt! Solche Hosen habe ich zu Hause weggeschenkt, jetzt ist man damit zufrieden... Ob es reicht? Gut, daß man das hat.“ — „Aber wie geht es Ihnen sonst in Wien?“ — „Schlecht, die Leute können uns nicht leiden. Ich habe ein Kind in der Schule. Er lernt gut, ich sage Ihnen, sehr gut. Glauben Sie, er kann in jede Schule gehen? Nein, nur in die Flüchtlingschule. Wir sind überhaupt nur Flüchtlinge. Sehen Sie hier einen Zettel über Wäsche — die Kragen von meinem Sohn. Steht ein Name. Nein, lesen Sie: „Für Flüchtlinge.“ Nur in der Zirkusgasse hat man noch einen Namen.“ — „Aber sonst leben Sie wie zu Hause; ich meine, zu Hause sind Sie doch fromm und...“ — „Ich verstehe. Anfangs ja, da habe ich auf alles geschaut wie zu Hause. Aber jetzt, Fleisch kann man nicht essen. Und das übrige, ich frage nicht, ich will nicht wissen. Ja, wenn Gott wird helfen und wir werden wieder zu Hause sein, dann...“ Er sagte nichts weiter, aber sein Blick verlor sich in die Ferne. Und der Mann, der gar kein Verständnis für Preistreiberei hatte, sah wie ein Träumer aus. Seine Welt war es, die er im Geiste sah.

## In der Kriegsküche.

Die Einrichtung der Kriegsküchen wird sich rasch erleben, wenn alle folgenden Küchen so arbeiten wie die bisher eröffneten. Alle Angemeldeten sind voll berechtigten Lobes über das Gebotene — nach Menge sowohl wie nach Beschaffenheit — und heute schon als die Glücklichen vielbeneidet, die sich beizeiten angemeldet haben. Nun, da die Einrichtung da ist, melden sich auch viele — aber nun müssen erst neue Küchen für sie eingerichtet und eröffnet werden, denn die ersten drei Küchen werden hoffentlich bald kaum mehr imstande sein, neue Anmeldungen entgegenzunehmen; die Ausergründer sicher nicht. Ein Besuch in dieser gibt tiefen Einblick, wie notwendig es

war, diese Einrichtung, die Kräfte und Arbeit spart und Lebensmittel vor Vergeudung schützt, zu schaffen.

Es ist kurz nach 12 Uhr mittags und schon ist der große Schub durch das Tor in der Spitalgasse. Frauen und Kinder. Alle mit Tölgern, Taschen oder Traggestellen ausgerüstet. In den Taschen und Tölgern allerlei Geschirr, Schalen, Meindin, Töpfe, Gefäße — auch ein weißer Suppentopf blüht aus einer der lederen Taschen. Ebenso bunt das Gemisch der Menschen. Neben dem Umhängtuch die schmutzige Bluse der Frau eines Angestellten oder Beamten. In Gang und Haltung ganz Dame — nur den Hut hat sie zu diesem Gang nicht aufgesetzt.

„Haben Sie auch gestern das Essen von hier bezogen?“

„Ja.“

„Verzeihen Sie die Fragen . . . war es gut?“

„Mir hat es geschmeckt und auch der Frau, die mit mir speist.“

Das Wörtchen „speist“ erzählt alles Weitere und auch das leichte Rot, das der Frau in die Wangen schießt, macht seine Aussage. Sie schämt sich, daß sie „so tief gesunken“ ist, aus der Kriegsküche das Essen zu holen. Dagegen muß im Augenblick etwas getan werden. Es ist keine Schande, wenn man sich, zumal in Kriegszeiten, möglichst kräftig um wenig Geld ernähren will; es ist im Gegenteil nötig, allen falschen Stolz zu überwinden und solche Gelegenheiten zu ergreifen, der Erhaltung seiner Gesundheit zu dienen. Solches ihr zu sagen müßte die peinlichen Gefühle vermehren — also gilt es, anders „Mut“ zu machen.

„Die Hauptsache ist, daß die Damen zufrieden waren.“

„O ja, gewiß!“ ist die erleichterte Antwort der Frau, die sich nun wieder ganz selbst gefunden hat.

Im Gang, der zur Küche führt, ist ein Zugangsschranken, in den sich die Frauen nach der Zeit ihres Kommens zwanglos reihen. Außerhalb des Schrankens bildet sich eine zweite Reihe. Alle Frauen warten geduldig, nur eine steht mit allen Zeichen der Ungebuld in der Reihe. Eine Böhmin.

„I hab' mein Kind daham. Ging'spirrt!“ sagt sie selber erklärend und dann hebt sie seitlich die Schürze, wo am Hüftenband der Schlüsselbund hängt.

„Da hab' ich mein Kind . . .“

„Wie alt ist es denn?“

„Zwa Jahr', bitt' schön.“

Nichts ist begreiflicher als solche Sorgen einer Mutter.

Der Schranken führt zum Zahlisch, wo jede Frau ihre Anweisung vorweist und die angemeldeten Portionen bezahlt. Suppe 10 Heller, Mehlspeise 30 Heller. Heute ist „Mehlspeisetag“. Der Zweiwöchenspeisetag ist so eingerichtet, daß an vier Tagen neben der Suppe Mehlspeise gegeben wird, an zweien Salzfisch mit Reis oder Erdäpfeln und an acht Tagen Gemüse. Von diesen kostet ein halber Liter 20 Heller. In der „Kriegsküche III“ gibt es vom 17. bis 31. Juli diese Speisefolge:

17. Einbrennsuppe, Kohlrüben mit Erdäpfeln (Gesamtpreis 30 Heller). 18. Bohnensuppe und Milchreis (Gesamtpreis 40 Heller). 19. Griessuppe und Majoranerdäpfel. 20. Kollgerstelsuppe und Kohl mit Erdäpfeln. 21. Zwiebelsuppe und Reisauflauf. 22. Erdäpfelsuppe und Salzfisch mit Reis. 23. Einbrennsuppe und Paradeisuppe mit Erdäpfeln. 24. Erbsensuppe und Kohlrüben mit Erdäpfeln. 25. Einmachsuppe und Reisschmarren. 26. Reissuppe und eingebraunte Erdäpfel. 27. Griessuppe und eingebraunte Bohnen. 28. Einbrennsuppe und Milchreis. 29. Bohnensuppe und Salzfisch mit Erdäpfeln. 30. Kollgerstelsuppe und Dillentunke mit Erdäpfeln. 31. Erbsensuppe und Kohl mit Erdäpfeln.

In dieser Zusammenstellung ist auf den Nährwert der einzelnen Speisen sicherlich Bedacht genommen. In fünf Tagen gibt es aus Hülsenfrüchten, an sechs Tagen aus Reis bereite Speisen neben der anderen, an vier Tagen Suppen mit Griess- und Kollgersteneinlage. An zwei Tagen Fisch. Hülsenfrüchte, Reis, Griess, Kollgerste, Fisch enthalten aber von den jetzt nach der breiten Masse erreichbaren Lebensmitteln die höchsten Nährwerte. Reis ist im Handel überhaupt nicht mehr zu haben.

In der Kriegsküche des Bürgerverordnungshauses sind die Speisen sehr schmackhaft zubereitet. Davon konnten sich gestern die „Gäste“, die sich eingefunden hatten — es war auch der Bürgermeister dort — überzeugen. Die Bohnensuppe war sehr schmackhaft und der mit Zimt und Zucker bestreute Milchreis vortrefflich und Portionen gab es, die ausreichende Ernährung verbürgen. Ein Salbliterhüpfer Reis, nicht knackerisch bemessen, und drei Zehntelliter Suppe — das gibt schon Nahrung, die nirgends sonst in Wien als in der Kriegsküche um den Preis von 40 Heller zu haben ist.

Alle Geschirre stehen nun auf der Anricht. Eine Frau nach der anderen bekommt ihren Topf voll, auch aus dem weißen Suppentopf guckt der zimtbestreute Reispuff, und rasch geht es vorwärts. Noch vor 1/2 1 Uhr ist der Hauptansturm bewältigt, ist die Dame ohne Hut fort, die „Böhmin“ und alle die anderen Frauen und Kinder, die gekommen waren, um ihrer Anmeldung und Anweisung Geltung zu verschaffen.

Aber vor dem Tore wird es nicht heller. Dort stauten sich noch Frauen und Kinder, alle mit Taschen und Geschirren ausgerüstet. Ein Magistratsdiener wehrt ihnen den Eingang. Auch ein Wachmann hat hier Stehposten.

Wieder will sich eine Frau den Eintritt erzwingen.

„Hab'n S' a Anweisung?“

„Na, wo kriegt m'r denn dö?“

„Ums Eck in der Währingerstrass'n . . . oben, aber jetzt nimmer. Unser' Kuchel kann keine Anmeldungen mehr aufnehmen . . .“

Auch die anderen Frauen hören es, aber sie glauben es nicht. Indes hat der Verwalter dem Bürgermeister berichtet, daß die Küche bereits an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit sei. Siebenhundert Zusassen hat das Haus und für zweihundert, höchstens zweihundertfünfzig kann die Küche außerdem kochen. Diese sind aber schon angemeldet. „Wir mußten darum die Anmeldung schließen.“

„Also eine zweite Küche für den Ausergrund. Aber wo?“

„Am besten in Lichtental.“

Der Verwalter meint, daß es vielleicht im Waisenhaus in der Galkileigasse ginge, wo die Einrichtungen vorhanden seien. Der Bezirksvorsteher und der Leiter des Ernährungsamtes der Stadt, die auch zur Stelle sind, gehen gleich dorthin, um den Vorschlag zu prüfen.

Der Hause der draußen wartenden Frauen und Kinder wird aber nicht geringer. Auf allen Gesichtern malt sich Enttäuschung, da sie nun hören, daß für keine von ihnen etwas übrig bleiben wird.

„Jetzt soll'n m'r ohne nix hamgehn.“ sagte eine alte Frau, „und unser Vatter wart' scho drauf?“

„Was ist es denn mit Ihrem Manne?“

„Krank is er, ganz von Kräften schon und da wär' was g'wesen und jetzt is wieder nix.“

„Warum haben Sie sich denn nicht angemeldet?“

„Wir hab'n ja nix g'wußt, daß m'r si anmelden muß.“

„Aber Sie hab'n doch auch mit der Brotkarte die Anforderung kriegt, sich anzumelden, wie jeder andere.“

„Mein Gott, das hab'n m'r net g'wußt . . .“

„Gib't's wirklich nix mehr heut?“ meugt sich eine Jüngere in das Gespräch.

„In dieser Küche überhaupt nichts mehr, die kann keine neuen Anmeldungen annehmen. Sie kann nicht mehr kochen.“

„Um Gottes will'n, jetzt hab'n wir 'n ganzen Tag nix g'essen“ und schon schießen ihr die Tränen aus den Augen und purzeln ihr über die Wangen.

„Können Sie sich denn nichts anderes kaufen?“

Die Alte öffnet nun ihre Hand. Auf dieser liegen zwei Zehnhellerstücke.

„Zwa Supp'n, auf das häit's no glengt . . . für fünf.“

„Gehört die Frau zu Ihnen?“

„Ja, das is mei Tochter . . .“

Und Schicksal um Schicksal rollt sich auf. Einige Ruben sind auch da.

„Was ist's mit deinem Vater?“  
„Der ist in Italien.“  
„Und mit deinem?“  
„Der is aa in Italien.“  
„Und mit deinem?“  
„I hab' kan' Vattern net mehr,“ sagt der halbverhungerte Glendsbub.

„Was ist Ihr Mann?“  
„Der meinige . . . ein Gerichtsdiener.“  
„Ihrer?“  
„Ein Kutscher.“  
„Ihrer?“

„In der Fabrik.“  
Es währt lange, bis sie alle verstehen, daß die Kriegsküche Ufergrund schon „ausverkauft“ ist, daß sie an niemanden mehr etwas abgeben kann. Dann verlieren sie sich im Gewimmel der mittägig belebten Straße, ihre Enttäuschung, ihren Hunger, ihre Sorge als Wegbegleiter. Auch der kleine Glendsbub, aus dessen Antlitz schon die Bürgerin der Unternährten, die Tuberkulose, spricht, und auch die Alte und ihre weinende Tochter.

Anders als am Ufergrund steht es in Favoriten, wo von den angemeldeten 1500 am ersten Tage nur 300 erschienen sind, um das Essen zu beziehen. Dort wird sich die Sache erst durch ihre Güte selbst empfehlen müssen. Auch in Favoriten haben alle, die die Speisen bezogen haben, anerkannt, daß sie reichlich und gut zubereitet sind, ebenso in Meidling. Für Favoriten ist die Sache vielleicht darum am ersten Tag nicht so gut ausgefallen, weil die Küche im städtischen Wyl- und Werkhause untergebracht ist. Mit diesem Hause verbinden sich in der Vorstellung der Menschen mancherlei Vorurteile, die aber jeder in seinem eigenen Interesse am besten selbst besiegen wird. Die Anstalt hat eine sehr große Küche, die sehr leistungsfähig ist, und die alten Zeiten, in der die Werkhausküche mit Recht einen schlechten Ruf genossen hat, sind längst vorüber. Auch die normalen Ansassen des Werkhause erhalten heute eine ganz andere Kost, wie es einst war. Aber diese Kost ist nicht in einen Vergleich zu ziehen mit der in den Kriegsküchen verabreichten, die nach besonderen Vorschriften zubereitet ist und nur darum so billig abgegeben werden kann, weil die Gemeinde Wien diesen Küchen ihre Vorräte zur Verfügung stellt, die sie zum großen Teil in früheren billigeren Zeiten und im großen eingewirtschaftet hat, und weil die Herstellungskosten durch die vorhandenen Einrichtungen auf das mindeste herabgedrückt sind. Die Werkhausküche ist außerordentlich leistungsfähig, sie kann noch weit größere Massen, als sie heute herstellt, bereitstellen und es wäre zu wünschen, daß der Zuspruch zu ihr ein viel größerer würde, als er bisher ist. Eine Anregung möchten wir gerade hier geben: die ist, daß mit Rücksicht auf die Lage des Werkhause, das hinter dem Arsenal förmlich zwischen Simmering und Favoriten liegt, die Speisen schon von 1/2 12 Uhr an ausgegeben werden. Dann könnten auch viele Arbeiter, die um 12 Uhr Betriebs-schluss haben, das Essen aus der Kriegsküche beziehen, das ihre Frauen oder größeren Kinder vorher holen könnten, und sie fänden, wenn sie wenige Minuten nach zwölf nach Hause kämen, ihr Essen vor. Dasselbe gilt wohl auch von Meidling. Die Speisezettel der beiden Bezirke Meidling und Favoriten lauten für diese Woche:

Die Kriegsküche I in Meidling gibt folgenden Wochen Speisezettel aus:  
Montag: Reissuppe, Kohlrüben. Dienstag: Bohnensuppe, Griechnudeln. Mittwoch: Gemüsesuppe, Kollgerstel mit Bohnen und Speck. Donnerstag: Erbsensuppe, MariäLentnudel.

Freitag: Rahmsuppe, grüne Fisolen. Samstag: Kartoffelsuppe, Milchreis. Sonntag: Lebersuppe mit Nudeln, Parabelskartoffeln.

Der Speisezettel der Kriegsküche II in Favoriten lautet:

Montag: Bohnensuppe, Kohlrüben mit Erdäpfeln. Dienstag: Erdäpfelsuppe, Fleckerln mit Griech. Mittwoch: Einbreennsuppe, Bohnen. Donnerstag: Erbsensuppe, Reisaufschlag. Freitag: Griechsuppe, Majoranerdäpfel. Samstag: Gemüsesuppe, Knödel. Sonntag: Einbreennsuppe, Sauerkraut mit Erdäpfeln.

Da sich die Einrichtung in diesen Probeküchen so gut bewährt hat, ist es wünschenswert, daß sie auf alle Bezirke ausgedehnt werden. Voraussetzung dazu ist freilich, daß möglichst viele Anmeldungen erfolgen, die für ganz Wien an die Statthalterei (Comité für Kriegsküchen), I. Dörrergasse Nr. 11, zu richten sind.

# Wien und die Wiener.\*)

Der Mittelstand im Kriege.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Geehrte Redaktion! Bitte um gütigen Abdruck dieser Zeilen, die zwei für die Wiener sehr wichtige Sachen betreffen: Erstens die Kriegsküchen. Kein Wunder, daß sich nur ein so kleiner Teil der Bevölkerung gemeldet hat: Bitte, wie kann z. B. eine Frau des besseren Mittelstandes, welche ganz allein steht und als Vertreterin verdienen muß, eine halbe Stunde Essen holen gehen, eine halbe Stunde zurück, eine halbe Stunde Aufenthalt, so daß sie gerade um 1/2 Uhr das farge Essen bekäme, nachher noch es aufwärmen müßte und dabei seit 7 Uhr morgens nichts genießt, davon Gebrauch machen? In jedem Bezirksteile müßten Kriegsküchen errichtet werden, mit Gelegenheit, die Speisen dort zu verzehren.“

Was die zweite Sache betrifft, kann ich selbe nur loben, nämlich daß die Speisentarife an den Feinstern ersichtlich sein sollen. Wieviel Unhöflichkeit habe ich in letzter Zeit schon einstecken müssen, wenn ich fragte, was zu haben sei, und wie teuer. So kann man, wo man eben zu tun hat, speisen und sich nach Geschmack und seinem Geldbeutel richten. Bravo!

Zeichne hochachtend

M. v. N.“

\*) Zuschriften für diese jeden Dienstag und Donnerstag im Abdruck erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Mannverhältnisse veröffentlicht. Einsendungen wollen: an die Redaktion des „Fremden-Blatt“ für die Abtheilung „Wien und die Wiener“ gerichtet werden.

## Bur Umbenennung der Strohgasse in Bissgasse.

Man schreibt uns: Eobliche Redaktion! Anlässlich Ihrer Notiz in der letzten Abendblatt rubrik „Wien und die Wiener“ wird jeder dem Einkender Sch. bezüglich der Abänderung des Namens Strohgasse nur zustimmen, umso mehr, als diese Benennung gar nicht älteren Datums ist. Die Strohgasse hatte im Jahre 1863 nur drei Objekte und hieß Wagasse, wahrscheinlich waren dort Strohmazine, und da ist man auf den schönen Namen verfallen, nach dem Pläne war es ursprünglich eine Sackgasse. Ergabent Ein Abkommen.

## Das Wiener Kaffeehaus.

Wilhelm Widmann schreibt zu diesem Gegenstand noch folgendes in der „Wiener Abendpost“: Wien, die erste deutsche KaffeeStadt, hat ihren Vorrang trotz scharfer Konkurrenz anderer mitteleuropäischer Großstädte behauptet. Das „Wiener Café“ ist längst zu einem selbständigen Begriff geworden, wie auch die Desterreicher bis zum heutigen Tage den wohlbegündeten Ruf genießen, den besten Kaffee zu kochen. In allen Kulturstädten wurde das Wiener Kaffeehaus nachzuahmen versucht, aber völlig gelungen ist dieser Versuch wohl nirgends, trotz der Anmerkung des „Kapuziner“, des „Sprigken“ usw. und trotz der Beschreibung eoster Wiener Kellner. Zu dem Triumph des Wiener Kaffeehauses trug auch das Wiener Gebäud nicht wenig bei. Schon der Kaffeehausbegründer Solitschky hatte das Glück, einen Wädlermeister zu finden, der köstliches Ledergebäude zum Kaffee lieferte. Peter Wendler hieß sein Gebäudlerant. Dieser kluge Mann gab angeblich als erster seinen Semmeln zur Erinnerung an die Kürtennot die Form eines Halbmondes und soll so der Schöpfer des weltberühmten „Kupfels“ geworden sein. Anfangs nur Trauungsküche, wurde das Kaffeehaus in Wien halb zum Treffpunkt nicht nur befreundeter Familien, sondern auch volklicher Genußgesellschaften, literarischer Gruppen und aller möglichen Berufsstände. Mancher ummalgende Gedanke ging aus den Cafés hervor, manche bedeutende künstlerische Tat erzieht dort.

ihren Antrieb. Und wie viele Freundschaften, Liebschaften, Ehen, wieviele Geschäfte und Spekulationen wurden im Laufe der Jahrzehnte in den Kaffeehäusern geschlossen! Zeitweise waren gewisse Cafés politisch anrühlich, so in den Tagen der „Carbonari“, die den Behörden viel Unruhe verursachten. Das alte Kaffeehaus Beyer am Donaukanal war einst berühmt als Standortquartier der populären Größen des Leopoldstädter Theaters, der Neitroß, Treumann, Scholz, Matras usw., denen sich hervorragende Journalisten, Dichter und Gelehrte beigesellten. Unter den vielen „Litteraturcafés“ spielte namentlich das „Café Orientale“ lange Zeit eine hervorragende Rolle, und sein Ende vor sieben Jahren wurde viel bedauert.

Die Zahl der Kaffeehäuser, in denen sich bestimmte Berufskreise treffen, ist Legion. Kaffee, Tarockspiel und Zeitungen sind dort weniger wichtig als das Gespräch und die Besprechung der Berufszugelegenheiten. Was würde der Kaffeehausbegründer Solitschky dazu sagen, wenn er die Menge der heutigen Cafés und die prunkvolle Ausstattung so vieler davon sähe! Welch ein Unterschied zwischen seinem „Rosen Kreuz“ und den modernen Prachtstabilissements! Wie von Kaffeehausliteratur, so kann man auch von Kaffeehauskunst sprechen. Die Kaffeehäuser haben bei allen Wandlungen des Kunstgeschmacks seit Jahrzehnten eine wichtige Rolle gespielt, sie waren stets ein Hauptverdienstobjekt für die Innenaarchitektur. Auch auf unsere gesellschaftlichen Sitten hat das Kaffeehaus eingewirkt: die Zunahme des Billardspiels z. B. hängt mit den großen Cafés zusammen. Nach den verschiedensten Richtungen hin sehen wir die Stätten des Kaffeehauschants bedeutensamen Einfluß üben.

Der Krieg hat nun freilich das großartig entwickelte Kaffeehausleben beeinträchtigt, hat auch die Kaffeekränzchen geschädigt und den stillen Kaffeetreiben der Familie übel mitgespielt. Aber auch diese Zeit wird vorübergehen. Friedvolle Jahre werden wiederkehren und mit ihnen die schönen Tage unetagegeränderten Wohlgenusses. Wien wird nach Friedensschluß auch als KaffeeStadt sich rasch wieder erholen, und neues, bewegtes Kaffeeleben wird blühen an jetzt verwasteten Stätten.

## Feuilleton.

### Sommerliches Wien.

Von Hugo Wolf (Wien).

#### 1. Der Prater.

Das Turmgebäude am Eingang zur Kriegsausstellung steht erhaben und drohend auf seinem Posten. Kampfgemute Gesichter, muskulöse Gestalten aus Stein unterbrechen wild die babylonisch einfache Ordnung der Säulen, die nach oben sich verjüngende Melodie der kantigen Linien: männlicher Troh, weiches Gefühl, Entschlossenheit und Mut: dieser Turm könnte ein Wahrzeichen bedeuten...

Der Bulschlak der Stadt drängt an ihn heran. Es ist alles wie einst: die Soldaten und die Dienstmädchen in den mühsam und liebevoll gepushten Kleidern, die Kommiss und die gut angezogenen Ladenmädchen, die Offiziere und die heiteren, lebhaften Bürgermädchen segeln durch den Bogen der Stadtbahn zwischen Schylla und Charpdis, Zirkus Busch und Hochschaubahn (einst „Scenic Railway“) und nach Kriegsausbruch ins Deutsche gewandelt, da auch das Bergnügen nicht gezeugert hat, sich dem Haß gegen alles Englische anzuschließen) mitten hinein in das Weltmeer der sonntäglichen Lebensfreude.

Man versucht auch hier, wenn die Stimme, welche die Geburt der Extraausgabe verkündet, über den Köpfen flattert und die dickbedruckten Papierbogen durch gierige Hände wandern, um schließlich zertrütert und von naiven Händen beschmüppert im Straßenstaub zu enden, man versucht, sich das Werden der Weltgeschichte auf den fernem Schlachtfeldern in etner seelenbangen Minute zu vergegenwärtigen. Neht — Denkt das Herz — geschieht, ein Trommelfeuer oder ein Bajonettangriff. Und diese Minute will zur Unendlichkeit werden und den Atem zusammenzuckern, da brüllt der Muskrifer vor dem Panoptikum, daß ihm die Andern an der Stirne schwellen, gleich einem bekannten Propheten, und lockt das ungläubige Volk, den entscheidenden Schritt zu versuchen und das Land der Verheißung zu betreten, — da verbindet das Orgelwerk des

Aeroplanringspiels seine aufgeblassenen, schrillen Löne zu einem Operettenwalzer und läßt aufgeregte Frauen und Kinder in schaukelnde Röhne steigen, die sogleich in die Lüfte entweichen werden, — da rauscht eine Militärkapelle beim Swoboda und beim Prohaska majestätisch heran und verbreitet Feststimmung, — da fliegen die Autos vor das Lustspieltheater und jagen die zur Verbunderung der Menschheit noch immer gummibereitesten Gummiradler vom Trabrennplatz nach der Stadt, — da drohnen die Schießhuden und kimpfen die Kinos und singen die Volkslieder: und das Herz, dem dieser Laumel eine Minute lang frevelhaft erschein, wird plötzlich von einem Strahl der Erleuchtung begnadet und merkt, daß es der Urnatur aller Menschlichkeit gegenübersteht, dem unverwundlichen Lebensdrang eines Volkes, das trotz Kampf und Leiden noch Laune genug aufbringt, die Freiheit und die schwärmerische Schönheit eines Sonntagabends zu genießen.

Häufiger als sonst schwirren fremde Akzente durch die Luft. Die magharische und polnische Sprache, jene mit den dumpfen, melodischen Vokalen, diese erfüllt von weichen, schmieglamen Konsonanten, gibt dem Estimmen gewir, das rings um den Wandernden flutet, etwas an- genehm Aufreizendes. Man könnte sich auf den Jahrmarkt einer fernern, exotischen Stadt verlegt denken. Es tönen Schreie, die dem ungewohnten Ohr nicht sogleich verständlich sind, und selbst das Urvienerische ist ein derart ins Volkstümliche gedrehtes, selbstam verführerisches Parais, daß man sich von ihm lebhaft an die Mundart der Buschmänner erinnert fühlt (die ich allerdings nicht kenne, aber mit ziemlichen Schwierigkeiten für die europäische Zunge mir verknüpfte denke). Der grelle, leidenschaftliche Klang dieser Stimmenunsonie findet kein Gleichgewicht in der Buntheit und dem Völlfergemisch der Kleidungen: man übersehe den Mann, der heute, läßt er sich in bürgerlichem Gewand sehen, auf jeden Fall den kürzeren zieht, doch auch in medalliengeschmückter Uniform immer nur der selbstgraue Soldat bleibt, und beobachte das weibliche Geschlecht, wie die Hanakin und die Slobakin, wie die bessere Herrschaftsdächin und das kleine Studienmädchen mit dem Nachtmahlsgeld ihre meilenweiten Unterschiede in Volksabstammung und Beruf in der äußeren Erscheinung betonen und ihre verschiedenfarbigen Seelen, ihre Sinnlich-

keiten, Bosheiten, Prahlereien, ihren Stolz und ihre unerschöpfliche Kraft halb in einem feurigen, um die Schultern geschlungenen Luch, halb in einer breitgefingelten, phantastischen Seidenmasche oder in einem wippenden Federhut, den im vorigen Jahr die gnädige Frau getragen hat, kräftiglich untertreiben. Man wird nicht müde werden, das naive, jedem Geschmack und jeder Mode sportende Auftreten dieser wunderlichen Gestalten zu entzählen und in seine Elemente zu zerlegen, die sich schließlich alle auf die einzige Formel bringen lassen: „Werde ich ihm gefallen, der mich unter den Bäumen erwartet, wenn es dunkel geworden ist?“

Die Bäume und die Bänke des Praters, Kaulissen der einfachsten und erschütterndsten Siedesgeschichten: wer hat nicht in ihrem machtvollen, gaubersischen Bereich zum ersten Male an der Wirklichkeit erprobt, was er in den Weisheitsromanen vorgekostet und in Gymnastikstunden vor der Welt ausgetrieben hat? Sah mich nicht jene Laterne, die sich eben trüb entzündet, vor vielen Jahren mit einem Mädchen vorüberwandern, die Schauspielerinnen werden wollte und in Schritt und Gebärden eine Hoheti, einen Abel verriet, als strömte bereits des Burgtheaters heiliges Kampenlicht um ihre Gestalt? Arm in Arm mit ihr ging ich diese Allee entlang... Schweigen! Dort hält ein Polizist zu Pferde, er wendet das Gesicht nach allen Seiten, aber er sieht nichts, denn es ist Nacht geworden. Was wird er tun? Er klopft seinem Pferde den Hals. Das Pferd ist nicht mehr jung, aber es versteht das Reichen und setzt sich in Bewegung — langsam, selbstzufrieden, wie ein Beamter, der zahlreiche Dienstjahre glücklich hinter sich gebracht hat. Noch einmal tauchen die beiden im Licht eines Scheinwerfers auf, um sich ein letztes Mal der flüsternden Urruhe der Nacht als Schreckgespenst der Ordnung und Sittlichkeit einzuprägen. Dann ist es mit ihnen für immer vorbei...

Der Scheinwerfer umarmt den steinernen Leib der Rotunde. Blickt man in den Lichtkegel, so drehen sich einem tausend Sonnen vor den geblendeten Augen. Der kriegsrische Scheinwerfer in dieser friedfertigsten aller Nachtländschaften ist verdächtig; verfolgt man aber seine Rollenspur, so gelangt man auf die Gründe der ehemaligen Jagdausstellung. Ihr erinnert euch noch, Freunde, des

### Wiener Volkslieder.

„Wer den Sänger will versteh'n, muß in Sängers Lande geh'n“ — in dieser Variante läßt sich das bekannte Dichtermotiv trefflich auf das Wiener Volksliedertum in Anwendung bringen. Nein, all das, was man in vergangenen Zeiten am Pariser Montmartre oder in den besuchtesten Weltkurorten an Wiener Volksliedern zu hören und zu sehen bekam, hat deren Eigenart nicht im mindesten entsprochen und war ebenso unecht, wie der schwarzgefärbte, schweißschwarzfärbende Schnurbart des ungarischen Zigeunerprimas, der mit falschen Tönen und schielenden Blicken die Herzen der weiblichen Zuhörer verlockt.

Der Wiener Volksliedersänger ist zu seßhaft, zu erdbewachsen, als daß er auf fremdem Boden gedeihen könnte. Sein „3 bleib' viel liaba dodu, weil in Wien für mi 3 Himmelreich is“, ist keine bloße sozialpatriotische Redensart, sondern kommt ihm vom Grunde seiner wein- und liebeswunden Seele. Und wenn er von Wien spricht, so denkt er nicht an das steinerne Meer der Großstadt, sondern an die sanftgeschwungenen Hügelgelände draußen an der Berphtze, die in ihren grünen Wellenlinien dem leichtesten Rhythmus des Wiener Liedes verwandt sind.

In Grözing und Siebering — Namen, über denen der Duft junger Reben gebreitet ist und die wie übermütige Jodler klingen — ist der Heurigenliedersänger zu Hause. Dort nistet er wie ein Vogel mitten zwischen den dichtverwachsenen Bäumen und trallert sein Lied:

„Zunge, wenn Gesang gegeben,  
In dem deutschen Döbterwald!  
Was ist Freude, das ist Leben,  
Wenn 's von a l l e n Zweigen schallt.“

Also läßt sich Ludwig Uhland vernehmen, ohne dabei gerade an die Wiener Volksliedersänger zu denken. Aber sofern er die „unverlorene Volksari“ des 14. Jahrhunderts im Auge hatte, läßt sich der Geist dieses Verses auch auf die in unternen

Heurigenliedern fortwirkende unberlorene Volksart beziehen. Der Humor des lieben Augustin, eines erlauchten Ahnherrn der Wiener Volksliedergilde, lebt in seinen Nachfahren unverändert weiter. Man kennt ja das sonderbare Abenteuer, das ihm zur Festzeit in Wien passierte. Schwere betrunken auf der Straße lagernd, wurde Augustin von den vorbeikomenden Pestknechten für tot gehalten und auf den Totenwagen geworfen. Als er morgens erwachte, fand er sich zu seinem Entsetzen in einer merkwürdigen Gesellschaft. Doch der edle Sänger beruhigte sich bald und eilte, glücklich, daß ihm nichts Verreres passiert war, schleunigst nach Hause. „A so a Käufschel, dos is ma liaba, als wia a Krankheit oder a Triaba“, dachte er wohl, wie man heute, drei Jahrhunderte nach dieser „schrecklichen Historie“, singt.

Der unverwundliche Wiener Humor oder „Samur“, er gebört in ein besonderes Kapitel der Wiener Volksseele; er ist ein Stück kräftigen Positivismus, einer unerächtlichen Lebensbejahung, die wir vielleicht gerade in ersten Zeiten brauchen können. Der Wiener Volksliedersänger traut sehr ingrimmig, stemmt sich gegen die ganze Welt, reißt ihr gegebenen Falles „a Hag'n aus“ und fürchtet sich nicht; denn „der Weana geht net unta“: Dem Wienerischen Temperament ist der nachgiebige Fatalismus des Orientalen fremd. Mit kühnem Trost fordert es das Schicksal in die Schranken.

Man muß den alten G u s e l b a u e r das Lied vom „alten Drehler“ singen gehört haben, dann wird man die Wiener Volksseele besser verstehen, als nach der Lektüre von einem Duzend ethnographischer Abhandlungen. Durch Jahrzehnte hat Gusehbauer dieses Lied täglich gesungen, bis es langsam zum Kunstwert reifte. „Weil i an alta Drehra bin“ — diese paar armseligen Worte wurden dank seiner meisterlichen Darstellung zu einem Drama, in dem die ganze Skala menschlicher Leidenschaften in vollen Tönen erklang: Der Kampf des Helden über des Schicksals Mächte — eine Eroica ins Wienerische übertragen: „Freude, Lagen, Lagen.“

jauzende Lust, Triumph, Erschreden, Entsetzen, Schmerz, Verzweiflung; dann ein Sichaufrufen und trotziges Widerstehen. Mit drohender Gebärde hielt Gusehbauer dem nächstfolgenden Gaste die geballte Faust unter die Nase. Doch keiner wagte zu lachen, alles war hypnotisiert von der mächtigen Gebärde des Ueber-Drehlers. Erst langsam löste sich der Bann, da der Gewaltige mit schlaun Lächeln seiner Hoffnung auf einen freundlichen Empfang im Himmelreich unter einer letzten Drohung Ausdruck verleiht:

„Denn sonst gib't's an Babäl da drin,  
Weil i an alta Drehra bin“ ...

Nun mögen der alte Gusehbauer und seine flotten Partner im Himmelreich ihrelieder zum Besten geben. Ihre Epigonen singen indes beim irdischen Heurigen frohlich weiter, und andachtsvoll lauert die Zuhörerschaft den Liedern. Daß während der Vorträge gegessen und getrunken wird, stört weder die Gäste noch die Musikanten. Diese haben zumeist gleichfalls ein gefülltes Glas in ihrer Nähe, aus dem sie hie und da gerne einen herzhafte Schluck tun. Angefeuchtet vom säuerlichen Maß des niederösterreichischen Landweines bleiben die Kehle und der Geist frisch. Letzteres ist besonders bei der Gattung von Sängern vorzuziehen, die durch ihre auf die Anwesenden gemünzten Stiegrisverse die Hörer erfreut.

Ein kleiner verwachsener Mann erscheint, vom Publikum mit lebhaftem Applaus begrüßt, am Podium. Der Kleine läßt seine lustigen Augenlein in der Runde schweifen. Endlich hat er sein Opfer gefunden:

Der junge Herr, der kränkt sich sehr  
Und gift sich allemal,  
Wann d' schöne Frau'n, die neb'n ihm sitzt,  
Rosettiert mit 'n Herrn Korpr'al.

Ein drohnendes Gelächter erschallt als Antwort, und erötend senkt die Schuldige ihr Köpfehen. Aber rasch hilft ihr der Sänger aus der Verlegenheit.

Recht ham 's mei liaba, guata Herr,  
So lach'n möcht' ich auch;  
Doch fürchtat i an ihra Stell,  
Daß mir zerpringt der Bauch.

Nun wendet sich der Chor der Spöttel dem alten Weinbeiber zu, auf dessen leibliche Rundung der späte Pfeil des Humoristen gerichtet war; nicht der Betroffene läßt sich in seinem Vergnügen nicht im geringsten stören, sondern setzt die Ausbrüche seiner Heiterkeit in verstärktem Maße fort. Trotz des tosenden Beifalles läßt sich der Sänger zu keinen Zugaben bewegen, denn als Kenner des Publitums weiß er genau, daß es sich für den Vortragenden einpfeilt, am besten dann abzubrechen, sobald der Beifall den Höhepunkt erreicht hat.

Ein seltsames Paar erscheint nun auf dem Plan. Zwei dicke Männer, die, einander ins Auge blidend, lustige G'stanz'In singen und dabei eine Wienerische Schau tragen, als würden sie eine feierliche Handlung verrichten. Wie läßt sich der volle Ernst der Sänger mit ihrem lustigen „Dollo-darof“ in Einklang bringen? Wieder eine Eigenartlichkeit der Wienerischen Volkspolye, in der Lachen und Tränen dicht nebeneinander wohnen. Beim Heurigen zumal ist es von ausgelassener Lustigkeit zum Weinen nur ein Schritt. Wiener Genußart ist äußerst labil und daher gerade bei toller Freude zu nachdenklichem Ernst bestimmt. Vielleicht sind wir hierin den alten Ägyptern gleich, die bei ihren Gelagen eine Mumie herumreichten, um damit der Mahnung, das kurze Leben mit vollen Zügen zu genießen, Nachdruck zu verleihen. Auch das Wiener Volkslied bringt ähnliches zum Ausdruck:

„Es wird a Wein sein, und wir wer'n minima sein;  
's wird schöne Modert'n geb'n, und wir wer'n minima leb'n ...“ Aber dieser Mahnungen bedarf es bei der Volksliedersänger gar nicht. Der junge Gott des Weines leuchtet aus den hellen Augen der Zecher und die Herzen der jungen Leute pochen im Dreivierteltakt der Musik. Lassen wir die Eingebögel unserer Stadt nur lustig weiter zwitschern. Ihr munteres Lied bringt einen Sonnenstrahl der Freude in diese ernste Zeit.



## Am Wiener Strand.

Mit der Elektrischen nach — Kaisermühlen. — Badeanzugsstudien. — Friedensträume.

In der Elektrischen sitzen zwei junge, dunkelbraun abgebrannte Damen, mit großen Dirndltafchen in der Hand: „Wohin gehst du denn heuer, Bili? — „Wohin ich heuer reise — ja bist du denn ganz verdreht? Ich habe doch „bei Kaisermühlen“ gemietet, zumindest für jeden Nachmittag; dort kann man sich etwas zum Essen mitbringen, ohne Gefahr zu laufen, für „Service“ eine kleine Million Stoppelgeld zu zahlen, dort gibt es auch nur fröhliche Menschen, die nicht, wie man jetzt überall hört, zum Beispiel im Salzkammergut oder in den böhmischen Bädern, verärgert von Gasthaus- und Kellnerkalamitäten sind, dort brennt die Sonne grad so wie in Grado, wo es jetzt leider nicht sehr gemüthlich ist — dort trifft sich ganz Wien, das heißt eigentlich das „nette Wien“, denn die Pflanzreißer „begaben“ sich ja doch schon Gott sei dank in die vorerwähnten Kurorte! Und nun schnell umsteigen, sonst bekommen wir keinen Platz.“

Mehr hörte ich nicht; ich stieg ebenfalls eilends um, der Strandbad-Enthusiastin nach, um mich dort einmal von all dem zu überzeugen, was ich hörte und Badeanzugsstudien zu machen. Ich wollte alle Damen, die sich für einen Sommeraufenthalt bei „Kaisermühlen“ noch nicht entschlossen haben, entweder davon abreden oder ihnen erzählen, wie schön es dort sei, aber, wie gesagt, das mußte ich erst in Augenschein nehmen.

Lauter heiter gestimmte Menschen gab es schon in der anderen Elektrischen, denn aller Ziel war das kühlende, erfrischende Bad. Da sah man die ganze Gesellschaft bereits vereint, die in das vielgeliebte und vielgelästerte „Gänsehäufel“ fuhr.

Die hübschen viereckigen Seidenbeutel, die mit Kautschuk gefüllt waren, in vielen bunten Farben mit kleinen Mascherln an den überzogenen Bügeln, in denen die Badeanzüge aufbewahrt waren, regten bereits meine Modeberichterstattungphantasie mächtig an und ich war gespannt auf das Kommende. Also auf ins Familienbad! — Einige Schritte vor der Kasse wurde ich rasch und offiziellich die Schwester eines mir fremden, aber freundlichen Selchmeister's, und nach Verabschiedung von dem neuen Verwandten wußte ich meine empörte Wohlerzogenheit rasch zu beruhigen, denn das ist dort ein allgemeiner Trick, dem gar keine Pikanterie mehr anhaftet. Anders kann man eben nicht ins Familienbad. Also, ein elegantes Strandbad ist nichts dagegen! Elegante Menschen, schlanke, gerten-gleiche, biegsame weibliche Gestalten, in Tritot und Taft, meist in verschiedenfarbigen Zusammenstellungen gehüllt, eilten behende und graziös vorüber. Ungeziert wird dort von den ältesten Mädchen neckisch mit Sand gespielt und anderen, ebenso harmlosen Jugendspielen gehuldigt, wie z. B. Wasserspritzen, oder es werden kokette kleine Furchtschreie ausgestoßen, wenn sich die also Jugendlische dem Wasser wirklich einmal nähert. Aber all dies beeinträchtigt nicht den netten Gesamteindruck. Die meisten weiblichen Geschöpfe sind hübsch anzusehen und auch die Schwimmkleider. Die kleinen Hosen bei diesen Kostümen sind heuer fast durchwegs unter dem Schwimmröschchen sichtbar. Vor einigen Jahren durfte man sie absolut nicht sehen, heuer „trägt“ man es aber so und deshalb sind sie wieder sichtbar. Alle Schwimmkostüme — falls sie nicht Tritots sind — machen den Eindruck von herzigen Müßkleidern. Da gibt es denn viele Dezentere, viele Auffallende. Zum Beispiel eine „grasgrüne“ schreiende Dame gleich in ihrem auch schreienden Badekostüm einem Frosch, der plötzlich wassertriefend aus den Fluten hüpfte. Man hat an den Schwimmkleidern — ich kann für diese hübschen Dinge das nüchterne Wort „Anzug“ nicht gebrauchen — kleine Puffärmelchen, die meist im Farbenton der Kappe und der Höschen gearbeitet sind, z. B. dunkelblaue Tafthöschen, Haube und Ärmeln, in hellerem Farbenton das Kleidchen. Was würden diese Wassermondainen dazu sagen, wenn plötzlich ein braver, alter, roter Kretonanzug sich in ihr modische Wassereleganz mischte?

Sie würden ihn entzweit meiden . . .

Auch bei der Kopfbedeckung sieht man viel Kokettes und Nachahmenswürdiges. Der blonde und braune Schopf darf ein wenig mittun bei den neuen Hauben, die teils wie kleine Morgenhäubchen aussehen, teils nach Wäschermädelart in Dreieckform gebunden sind, und das ist reizend! Die winzigen Badeschuhe sind aus demselben Stoff wie die Schwimmkleider, mit Kreuzbändern gehalten.

Die Modedame des Wassers hält selbstverständlich auch in den Fluten auf Figur, und da gebraucht sie denn ein fischbeinloses Wieder, vorne zum Knöpfen und an den Achseln zum Binden. Werden die hellblauen oder rosa Bänder sichtbar, so stört dies absolut nicht den Eindruck.

Wenn man z. B. eine Dame in dem kurzen Baderöschchen aus Seide von weitem sieht, mit einem breiten Manillahut auf dem Kopf, den viele zum Schutz gegen die allzu heiße Sonne tragen, mit dem freien Hälschen und kurzen Ärmeln, dann wird man sich, da all dies auch für die Promenadetoilette vorgeschrieben ist, wundern, warum dieser eleganten Frau nur — — die Strümpfe fehlen — — Sonst wird nichts an der Toilette verraten, daß sie — baden und nicht spazieren geht.

Dort unten „bei Kaisermühlen“ ist es sehr hübsch, die Wasserscheibe flimmert und leuchtet wie farbiges Glas, lachend spiegelt sich der tiefblaue Himmel und die vielen fröhlichen Menschen darein. Azurbläue, Sonnengold, smaragdernes Wassergrün und blühende Jugendpracht, das ist eines der bezauberndsten Wiener Bilder.

Endlich wird es aber doch abends, fern verrinnt das schwere zähe Blau des Himmels in die weichere Tönung der Flut, man muß schleunigst die vielen hübschen Badekostüme

in die koketten Seidenbeutel versenken, um rechtzeitig in die Elektrische zu kommen, und beim Praterstern enden dann unweigerlich der schöne Strandbadtraum — ja, ein „Praterstern“ bleibt uns eben nie erspart — — Heuer ist er immer wieder der Schluß des Vergnügens, heuer gibt es keine Fortsetzung, die Brioni, Grado oder Bido heißt, und wo es noch viel mehr schöne Frauen gegeben hat, weichen, feinen, weißen Sand, in den man sich vergraben konnte, dazu das unendlich schöne weite Meer — ja, es müßte wundervoll sein — Frieden zu haben, seine Urlaubstage in Ruhe dort zu verbringen und weiterträumen zu können . . .

Claire Patel.

## Das Ende des Wiener Backhendls.

Von Dr. U. G. Leofter.

Wien, 24. Juli.

Auch die Wiener gehören zu den Völkchen, die den Teufel nicht merken und wenn er sie beim Stragen hätte. Vom nächsten Mittwoch an aber werden sie den Teufel, der jetzt so abscheulich in der Welt wirtschaftet, merken, weil er sie beim Magen hat. Es ist eine Ministerialverordnung erschienen, die mit Walter von der Vogelweide sagt: „Alles, was Ihr habt vernommen, das ist nur ein Wind. Nun höret mich!“ Die hohen Fleischpreise, die zeitweisen Butter- und Eiernöte und schließlich die fleischlosen Tage haben die Wiener mit jenem Humor durchgehalten, der auch den ernstesten Dingen einen Schein von Unwirklichkeit verleiht, gleichsam, als ob sie sich nur so dräuend stellten, es in Wahrheit aber gar nicht so böse meinten. So empfindsam und verraunt der Wiener gegen alles ist, was ihm wider den Strich oder gar gegen seine Lebensgewohnheiten geht, so zäh ist auch seine Widerstandskraft, sein Abwehrtalent gegen alles, was ihm bedrängend an den Leib zu rücken droht. Er ist von altersher gewohnt, daß Verordnungen und die Menschen, die sie machen und durchzuführen haben, schließlich doch mit sich reden lassen. Darum studiert er die Gebote und Verbote, wenn sie ihm zum Morgenkaffee auf den Tisch gestellt werden, im voraus auf die Lücken, bei denen man durch den Zaun kriechen kann, und auf die Hintertürchen, durch die man ihnen entwischt. Nichts freyt ihn mehr, als der Regierung draufzukommen, daß sie schon wieder einen Niegel vergessen hat, den sie ihm hätte vorschieben sollen, und die Entdeckerfreude ist so groß, daß er sie in der Regel gleich mit seinem Leibblatt teilen muß. Wenn die Regierung dann, derart aus dem Kreise der Betroffenen gewarnt, ihr Uebersehen gut macht, verschlägt das den Wienern nichts, denn sie verlassen sich nicht auf die Fehler des

Gezetz, sie bauen viel sicherer auf die Fehler der Menschen, denen diese Gesetze zur Einhaltung überwiesen werden, und mit denen sie sich zumeist darin einig fühlen, daß die Regierung mit den pernützlichsten und dringendsten Maßnahmen ja doch nur ihr Gewissen habe beruhigen wollen, daß es aber auf die wirkliche Durchführung nicht ankommt.

Es wäre aber zu weit gegangen, wenn man behaupten wollte, daß ein richtiger Wiener seinen Nachbarn daran hindern würde, Verordnungen einzuhalten, solange er selbst dabei nicht belästigt wird. Er legt nur Wert darauf, selbst tun zu können, was ihm paßt, und ist fest davon überzeugt, daß es natürlich auf ihn auch nicht antomme. Das Bissel, was grade er benötige, um so zu leben wie er es gewohnt ist, muß schließlich noch vorhanden sein. Dafür wird er sehr böse, wenn er draufkommt, daß sich ein anderer seines Kreises nicht an die Einschränkungen hält, sondern heimlich mit dem praßt, was ihm selbst sehr gut schmecken würde; der Bissen im Munde des andern vergrößert sich ihm leicht zu einer Massenhinterziehung für den Lebensunterhalt der Gesamtheit.

Natürlich betrügt er am Ende nur sich selbst bei diesem Optimismus, der an die Entbehrungen nicht recht glauben will, während er den Leibgurt immer enger schnallt, der ihm vorspiegelt, daß er sich das Backhendl, nach dem er heute lechzt, morgen oder übermorgen doch werde verschaffen können. Denn nach und nach kommt ihm ja doch schon zum Bewußtsein, daß die bodenständigsten Genüsse bereits zu den schönen Erinnerungen entflohen sind, und daß die stolzesten Namen, die der Wiener Speisezettel zu verzeichnen mußte, eine blasse Sagenhaftigkeit angenommen haben. Es gab eine Zeit, da man mit einer wohlfundierten Uebertreibung darüber spotten konnte, daß sich das geistige Leben Wiens zwischen den Backhendeln bei Stelzer in Rodaun und dem Milchrahmstrudel von Breitenfurt abspielt. Neben man noch die gebadenen Karpfen bei Magenschein im Franz Josef-Bad und die Heurigenfestigkeit von Rusdorf und Grinzing dazu, so haben wir die primitiven Leibesgenüsse des Wiener Kleinbürgertums und des hohen Adels genannt, deren Vorhandensein und Erreichbarkeit zum eisernen Bestand des Wiener Lebens gehörte. Ihr tatsächlicher Gebrauch und Genuß ist freilich schon vor dem Eintritt der „schmiedeisernen Zeit“, in der wir jetzt leben, rarer geworden. Daß sie nun aber auch in der Theorie verschwinden, daß Backhendl, Wiener Schnitzel und alle Arten

von knusprigen Strudeln nun magt meyr woy wacy die Luft des Augenblickes schwer erreichbare Genüsse sein, sondern überhaupt aus dem Leben des Wieners bis auf weiteres weggestrichen werden sollen, ist doch ein harter Schlag. Der „Heurige“ ist freilich nicht verboten, aber er ist in keinem Sinne mehr der „alte“. Die „Schinkenbeiner“, die „Schweinsstelzen“ und was sonst zum Zubereiten beim Wein gehört, sind teils unerreichbar geworden, teils überhaupt nicht mehr zu bekommen, und das Lieb, das unseren Naturfängern aus der Kehle dringt, findet ein anders denkendes Geschlecht. Unser Vorrat an Heurigenstimmung ist recht knapp geworden.

Die Ministerialverordnung, die am 25. Juli ihre Herrschaft beginnt, ist härter und strenger, als es die Wiener gewohnt sind, und ihre Maschen sind eng. Sie verbietet alle in zerlassenem Fett herausgebakenen oder gebratenen Speisen. Im ersten Schreck sind die Gastwirte und ihre Köche gar nicht gleich darauf gekommen, daß es von nun ab also nicht nur an fettlosen Tagen, sondern überhaupt, voraussichtlich bis einige Zeit nach Kriegsende, keine Backhendln, keine Wiener- oder Naturschnitzel, keine gebakenen oder in Del gebratenen Fische, keine Rostbrateln, keine Beefsteaks, Kumpsteaks, keine Strudeln, „böhmischen Dalken“ und dergleichen, ja nicht einmal mehr einen „Erdäpfelschmarrn“ geben kann. Die Kunstfertigkeit der Wiener Köche und Köchinnen, die bisher den fleischlosen Tagen fast alle Härte nahm und den Reiz gelegentlicher reichsdeutschen Besucher herausforderte, ist nun mit ihrem Küchenlatein zu Ende. Es ist nicht leicht gerade für das Volk der Phäaken zu begreifen, daß jetzt bei ihnen Schmalhans, Generalküchenmeister geworden ist. Sie müssen von mehr Abschied nehmen, als von ein paar leckeren Gerichten und sich an Schlimmeres gewöhnen, als an eine magere Kriegskost. Denn das Backhendl und der Wiener Strudel sind mehr als Lederbissen, die dem Gaumen behagt und den Magen angenehm gefüllt haben. Sie sind Symbole des Wiener Lebens, der Wiener Lebensfreudigkeit, des Steinklopperhansgefühl „Es kann d'r nig g'seh'n!“ gewesen. Der Stelzer in Rodaun, zu dem man einst an schönen Frühling- und Sommertagen mit seiner Freundin im Gummiradler hinausfuhr, um sich für teures Geld das Backhendl mit Hauptfleischsalat zu kaufen, das man dort am besten zu bekommen glaubte, war ja nie ein Ziel für die Massen der Wiener, sondern immer nur eine Spezialität für die obere Zehntausend, die sich's leisten konnten. Dennoch war er ein köstlicher Besitz der Gesamtheit, eine Institution, die der Fremde gesehen haben muß. Er hat sein Stammpublikum im Krieg verloren. Die jungen Herren, die da draußen zu Hause waren, beziehen jetzt ihr Abendbrot zumeist aus der „Gullaschkastanone“, die auf Backhendl nicht eingerichtet ist. Und das neue Geschlecht der Kriegsmillionäre hat sich einstweilen noch nicht hingewöhnt. Wenigen also wird nun das Nachtmahl bei Stelzer fehlen und doch allen der Stelzer selbst. Vieles, Gutes und Unentbehrliches hat man den Wienern nehmen dürfen, ohne daß sie's recht gemerkt haben, so lange man ihnen nur noch die Illusion ließ, daß es noch irgendwo, irgendwie und für irgendwen erreichbar wäre. Damit ist's nun aus. Das Backhendl, das sich keiner mehr bezahlen konnte, prangte bisher noch weiter im heimlichen Wappen dieser Stadt. Das Backhendl, das die Regierung verboten hat, hat auch diese letzte Zufluchtsstätte verloren, und nun erst wird die Sehnsucht nach ihm erwachen. Und wenn ihnen ein Heinrich IV. entstände, der jedem am Sonntag sein Huhn in den Topf wünschen könnte — was nützte ihnen das Huhn, wenn es nicht gebakten werden darf!

# Wien und die Wiener.\*)

Mein Kleingeld!

In der letzten Zeit macht sich eine Knappheit an Scheidemünzen geltend. Da wir seit dem Jahre 1896 die Kronenmünzprägung besitzen, wäre wohl die Ausgabe einer Münze zu 5 Heller (vielleicht auch zu 50 Heller) erwünscht, um gewissen Verlegenheiten zu entgegen. So kostet z. B. eine Postanweisung 3 Heller. Man könnte also auf ein Fünftellerstück ein Zweihellerstück herausgeben, während gegenwärtig beim Fehlen des Einhellerrückes die Erwerbung einer Postanweisung (oder Postkarte) oft unmöglich ist. Uebrigens würde das Fünftellerstück die Kronenmünzprägung erst vollkommen zum Bewußtsein der Bevölkerung bringen, da wohl niemand von einem Zweihellerrückstück sprechen dürfte.

**B. G., Privatbeamter.**  
„Europa bin ich, nicht mehr eine Stadt“ . . .

Die „Wiener Zeitung“ vom Juli 1816 berichtete: Der vielseitig ausgesprochene Wunsch, daß über die mit einer der denkwürdigen Epochen der europäischen Staatsgeschichte innigt verbundenen Feierlichkeiten in Wien ein getreuer Bericht verfaßt werde, wurde mit Bewilligung des Oberpostmeisteramtes nun vollkommen befriedigt. Eine bei S. B. Wallishawler unter dem Titel „Feierlichkeiten bei der Rückkehr Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich nach Wien im Jahre 1814, dann bei dem Empfange und während der Anwesenheit der fremden Souveräne in Wien in den

\*) Zuschriften für diese jeden Dienstag und Donnerstag im Abendblatt erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Raumverhältnisse veröffentlicht. Einblendungen wollen: an die Redaktion des „Fremdenblatt“ (für die Abtheilung „Wien und die Wiener“) gerichtet werden.

Jahren 1814 und 1815“ erschienene Schrift enthält Berichte von allem, was auf die Feste und Feierlichkeiten Beziehung hat, mit Anführung aller Namen, welche an diesen Feierlichkeiten teilgenommen haben. Alle werden mit Vergnügen in diesem Bericht Erinnerungen an große, in der Geschichte einzig gewordene Tage finden, von denen ein vielgeehrter Dichter mit Wahrheit Windobomen von sich sagen lassen konnte: „Europa bin ich, nicht mehr eine Stadt.“

## Wiener Kinder im Grünen.

Der große, schöne Gedanke „arme Kinder aufs Land“, der in Deutschland entstanden ist, hat in Wien eine ganz neue Formulierung und Anwendung erfahren. Dem Wien selbst ist ja „Land“, in seinem Reichthum liegen große Wälder, ganze Berge und Gebirgskette, weite Wiesen, Felder und Auen. Es hat ein viertel so großes Flächenmaß wie Berlin, und 65.000 Quadratkilometer davon sind Park-, Wald- und Wiesenflächen, so daß sich — wie Rudolf Hans Bartsch ein seinem reizenden Buch „Wien, das grüne“ schrieb — „die hübsche Landschaft ergibt, daß das gesamte Reichthum von Berlin gerade auf den Parkanlagen, Auen und Wäldern innerhalb der Grenzen der Stadt Wien Platz fände!“ Die Aktion „Wiener Kinder aufs Land“ läßt sich in Wien selbst verwirklichen. Und sie wird es nun. In diesem Sommer, in diesem Monate noch, mit einer Fixigkeit in der man sonst gar nicht gewohnt ist. Anfang Juli fahnen unsere Stadtbäder den Plan, mit einem Kostenaufwand von 265.000 Fr. auf einer Gesamtfläche von 300.000 Quadratmetern vier große Jugendspiel- und Sportplätze zu errichten, sie mit Unterkräften baracken zu versehen und mit Küchen auszustatten, so daß die Kinder — geschützt gegen plötzliche Witterungsänderungen — den ganzen Tag „draußen“ sein, verpflegt und auf Stadtkosten ernährt werden können. Und in einer Woche schon, ehe der Juli noch zu Ende geht, wird der erste dieser vier Jugendberge von 4000 kurzholigen und kurzrindigen Mitbürgern besetzt sein. Er wird der größte von den Jugendbergen sein mit einem Flächenumfang von 185.000 Quadratmetern, an der Grenze des arbeiter- und kinderreichsten Bezirkes Favoriten, der heute noch, wie vor der

Schaffung Groß-Wiens, der eigentliche Fabriksbezirk ist. Da, dieser Berg der Jugend, der in der Topographie Zaarberg heißt, ist selbst dem größten Fabrikunternehmen dieser Art in Europa hart benachbart: dem am Fuße des Zaarberges liegt der Mieserbauwerkstätten Wiens, die Wienerberger Ziegelwerke A.-G., in denen — im Friedensjahre — jährlich 150 Millionen Ziegel erzeugt werden, das Baumaterial für tausend dreistöckige Häuser! Man hatte während dieser knappen drei Wochen tüchtig zu schaffen, um das Paradies der Jugend zu erbauen. Ganz grün wird es sein, mit aufgespritztem Rasen, einem aufgestellten Waldchen von Nichten, Barchen, Föhren, und damit die Kinder hübsch unter sich bleiben, wird das ganze Paradies mit einem Drahtzaun umzirt. Innerhalb der Grenzen aber wird die Fläche der 185.000 Quadratmeter in 4000 Quadratmeter große Sport- und kleinere Spielplätze geteilt, jeder Platz vom anderen durch eine Nadelbaumallee getrennt, mit Baracken — zehn Stück sind geplant — ausgestattet, die mit Küchen, Tischen, Bänken und — das ist eine Ueberraschung! — mit Toiletanlagen versehen sind. Denn in der anderen Jahreshälfte sollen die Spielplätze des Sommers als Wintersportplätze verwendet werden. Dem ersten Berg der Jugend sollen bald drei andere nachwachsen, zwei genau am anderen Ende der Stadt, in der Nachbarschaft der Arbeiterviertel von Ottakring und Hernals, und einer, der kleinste, nahe bei Schönbrunn, im Gebiete der Arbeiterzonen von Rudolfsheim und Sechshaus: Girzenberg (bei Ober-St. Veit) heißt dieser, Kreuzwiese und Reitenberggättel, im Kaglendergebirge, die anderen beiden Berge. Alle vier zusammen aber werden täglich rund 10.000 Kindern Spiel, Luft und Beschäftigung bieten. Die vier Berge der Jugend: sie liegen im äußersten Südost, Nordwest und Südwest der Stadt, wie Positionen der Zukunft. H. W.

## Soll man die Strohgasse umbenennen?

Uns wird geschrieben: Dem P. E. Herrn R. M—sch, der, übrigens mit vollem Recht, eine würdige Lissajasse verlangt, möchte ich nur nahelegen, eine indifferente Gasse zum Umtausen zu wählen. Strohgasse, Hindengasse etc. sind historische Namen, weil sie mit der Entwicklung der Stadt zusammenhängen.

Gine Wienerin.

\* Der „ganz fleischlose“ Tag. Gestern war also der erste „ganz fleischlose“ Tag. Für die große Masse der Bevölkerung hat er keine Aenderung gebracht, für sie ist schon der größte Teil der Kriegszeit fleischlos, und zwar gründlich. Doch auch diejenigen, die Geld haben, sollen jetzt die Fleischlosigkeit verspüren, die ihnen wegen der Möglichkeit des früheren Kaufens und wegen der Beschränkung der Fleischlosigkeit auf das Fleisch des Rindes und Schweines kaum fühlbar war. Wie das Verbot, Dienstag und Freitag zu Hause kein Fleisch zu essen, gehalten werden wird, steht dahin. Aber in den Gasthäusern war es gestern auch für die Reichen „ganz fleischlos“ — doch Fische bekam man, in verschiedenen Gattungen und verschiedenartiger Zubereitung, so daß man, wenn man das nötige Geld hatte, nicht bloß auf Pflanzenkost angewiesen war. Für ärmere Leute sind nur Blutwurst und Leberwurst frei. Schon mit den Fischen brachten die Gasthäuser eine ziemlich lange Speisekarte heraus. Die Wirte bewiesen aber, daß sie auch eine reiche Auswahl von Speisen ganz ohne Fleisch bieten können. Gemüse machen sie in vielfältiger Zubereitung: man bekam mit Reis gefüllten Paprika und Tomaten, in Del gebadene Tomaten, Pilze in vielerlei Zubereitung, alle Gemüse, die sehr nahrhaft sind, wenn Eier dabei sind, an denen es noch nicht fehlt. Dann gab es mannigfache Gerichte aus Eiern, nicht nur die gewöhnliche Eierspeise, sondern Eieromeletten mit Spinat, mit Tomaten, mit Sardellen, Eierkuchen mit Kräutern, „saure Eier“, Eier „auf türkische Art“ und noch verschiedene andere. Dann war überall eine warme Mehlspeise zu haben, außerdem noch kalte. Zu hungern oder nur zu entbehren braucht man in Wien auch an den ganz fleischlosen Tagen nicht, wenn man nur Geld hat. Am härtesten empfinden die meisten Gasthausbesucher nicht den Wegfall aller Fleischspeisen an zwei Tagen der Woche, sondern das Verbot der „gerösteten Erdäpfel“, das für alle Tage gilt. Für sie gibt es am schwersten Ersatz.

## Wachauer Sommerbilder.

Bläuliche Weingärten und Marillenbäume, die nicht von der goldgelben Last reifender Früchte gedrückt werden. Das sind die unerfreulichen Kennzeichen der Wachau am Ende des zweiten Kriegsjahres. Während die Männer draußen im Felde sind, führen die Frauen und die alten Leute einen Verzweiflungskampf gegen die Peronospora, jene tödliche Blattkrankheit, die das saftige Weinlaub verdorren und verschrumpfen und die grünen Beeren zugrunde gehen läßt. Wer kampffähig ist, schleppt seine blaugrüne Spritzbutte durch die Weingärten, bergauf und bergab in glühender Hitze, und stäubt die schützende Kupfervitriollösung auf die erkrankten Stöcke. Es ist eine harte, mühevolle Arbeit, aber wo sie gut getan wird, lohnt sie reichlich die Anstrengungen und rettet die gefährdeten Trauben. Den Marillenbäumen ist leider nicht mehr zu helfen. Schon im Februar blühten sie ganz unzeitgemäß, und nun haben jene, die schon damals eine schlechte Marillenernte prophezeiten, leider recht behalten. Solche Extraktstücke der Natur tun nie gut. Nun hängen auf Bäumen, von denen man sonst die Früchte in Butten fortrug, sechs, acht oder drei Marillen, und diese werden von den Buben gestohlen, ehe sie noch reif sind. Die Wiener Hausfrauen aber warten vergebens auf die marktbeherrschenden Marillensendungen aus der Wachau.

Glücklicherweise gedeiht alles andere recht gut. In den tiefgelben Roggenfeldern arbeitet schon emsig die Sichel, ungezählte Halme türmen sich zu Mandeln, und aus den Scheunen tönt der gleichmäßige Takt der Drescher. Immer weiter werden die Stoppelfelder zwischen der schon reisenden Gerste, dem noch grünen Safer, dem kolbenbildenden Mais und den blühenden Erdäpfeln. Auch die Apfelbäume sehen gut aus, und auf den Birnbäumen hängen die Früchte, meist in ganzen Bündeln. Und der Klee blüht in allen Farben, Weidenröschen und Königskerzen stehen überall im Gestein, und die Vorgärten der Bauernhäuser, an denen sich baumstarke Weinreben emporranken, sind geziert von derben Georginen und weißen, schlanken Lilien.

Mittagstisch in einem Dorfwirtshaus oben auf der Hochebene, die sich von den Donauberger zum Walddiertel hinzieht. Ein großer vieredriger Wirtshausstisch mit einem fadenscheinigen Ueberzug aus Wachleinwand, auf dem sich viele Fliegen an den Resten verslossener Mahlzeiten gütlich tun. Der Wirt mag zu anderen Zeiten auch wohlwollend sein können, diesmal hat er keinen gütigen Tag, und als unwillkommener Gast muß ich froh sein, das ich überhaupt etwas bekomme. Was, das geht mich offenbar wenig an, und der Wirt meint auf meine bescheidene Anfrage: „Dös woa i selber nôt, Sô wer'n scho' seg'n, wos Ihna d' Frau gibst.“ Nun, es war genießbar und kostete sogar um eine Kleinigkeit weniger als in einem Stadrestaurant.

Aber ich bin nicht der einzige Gast. Am selben Tisch sitzt noch einer, anscheinend ein biederer Bauer. Zwischen ihm und dem Wirt spinnt sich ein längst begonnenes Gespräch fort, und nun erkenne ich bald, daß der Biedere ein geriebener Viehhändler ist und daß der Wirt diesem einträglichen Geschäft nicht fremd gegenübersteht. Da ist ihm freilich um einen einschichtigen Gast, der kaum zwei Kronen Zeche macht, nicht zu tun. Und der Herr Wirt lacht unbändig, wie ihm der andere erzählt, daß er der Alten die bewußte „Gas“ wirklich um hundert Kronen angehängt hat, und fügt dann nachdenklich hinzu: „So, so, a Gas is heit so

viel wert, wie früha amoi a Kuah, und a Kuah so viel wie früha a schena Or, und a schena Or so viel wie früha a klane Wirtschaft.“ Und er bringt dem Gast noch ein Bierlein Heurigen und schenkt sich selber auch eines ein. Ich aber schau, daß ich weiter komme.

\*\*\*

Inmitten der Loibener Weingärten steht seit einigen Jahren ein hochragendes steinernes Wahrzeichen, ein Denkmal, das man gemeinsam den Franzosen, Oesterreichern und Russen errichtet hat, die hier im Jahre 1805 ihr Leben ließen. Ein alter Dürnsteiner Bürger, dessen Horizont über die Berge, die das enge Donautal umschließen, hinausreicht, geht in später Abendstunde mit mir durch die Weingründe und erzählt mir das, was er von seinem Großvater hörte, der als sechzehnjähriger Bub damals von jenem Bodensfenster dort drüben alles mitansah. Es war nach der Einnahme von Ulm, als Napoleon unaufgehalten auf dem kürzesten Weg gegen Wien vorstieß und sein General Massena gleichzeitig von Italien gegen die österreichische Hauptstadt marschierte. Am 11. November 1805 hatte Napoleon mit der Haupttruppe schon Göttweig erreicht und seine linke Seitenhut, die am linken Donauufer von Spitz über Dürnstein marschierte, war in die Gegend von Loiben gekommen. Hier fand sie einen unerwarteten Widerstand der Oesterreicher, die sich zwischen Unterloiben und Stein festgesetzt hatten und den ganzen Tag über im blutigen Gefecht der Uebermacht der Franzosen standhielten. Sie wußten wohl warum, denn die mit ihnen verbündeten, unter Kutusow stehenden Russen schoben sich vom Kremstal unter dem Schutze der Berge donauaufwärts und sollten die Franzosen in der Klaffe fassen. Schon mittags hätten sie aus den Talschluchten herausbrechen sollen, aber die Russen verloren viel Zeit mit der Plünderung der großen Bauerngüter, an denen sie vorbeikamen, und hatten offenbar ganz vergessen, daß sie sich im Lande der Verbündeten befanden. Endlich am späten Nachmittag wälzte sich die russische Lawine doch von den Bergen auf die überraschten Franzosen herab und drückte sie gegen die Donau. Mehr als fünftausend Franzosen sollen damals in den eisigen Fluten umgekommen sein und die Donau war blau von ertrinkenden Franzosen.

Sie waren gründlich bei der Plünderung der Dürnsteiner Kirche gestört worden, in deren Gruft sie auf der Erde nach Wertachen schon eine Anzahl von Gräbern geöffnet hatten. Aber die Russen waren als befreiende Bundesgenossen nicht besser als die Franzosen als eindringende Feinde und hatten, als sie in Unterloiben einrückten, nichts Eiligeres zu tun, als auch diesen Ort zu plündern und anzuzünden. Ich weiß nicht, ob das, was mir der geschickte Dürnsteiner erzählte, der geschichtlichen Forschung in allen Einzelheiten standzuhalten vermag, aber es ist gewiß bezeichnend, welchen Eindruck die bundesgenössische Hilfe der Russen bei den Wachauer Leuten hinterlassen hat, und wie sich dieser Eindruck mehr als ein Jahrhundert lang zu erhalten vermochte.

In der Zwischenzeit ist Unterloiben auch ohne russische Mithilfe schon abgebrannt, zum letzten Male recht gründlich im Mai des Vorjahres. Nun stehen frischgeklümbte Häuser mit roten Ziegeldächern längs der Dorfstraße, und nichts mehr deutet auf die Leiden verslossener Tage. Als wir aber, nachdem wir in dem apfelreichen Gasthausgarten den Loibner Heurigen verkostet haben, einen Heurigen, wie ihn nur eingeführte Gäste trinken, in dämmeriger Nacht den Mühlweg antreten, da bleibt mein Begleiter vor einem altehrwürdigen Rußbaum stehen und erzählt mir seine Geschichte: Damals, als die Russen 1805 hier waren, wollten sie auch die Kirche plündern. Aber der Schullehrer weigerte sich, ihr Führer zu sein und die Schlüssel herauszugeben. Da banden sie den armen Teufel in

einen mächtigen Strohschab und verbrannten ihn mit dem Stroh. Hier an dieser Stelle, wo der Rußbaum steht, den man zur Erinnerung gepflanzt hat. Als im Vormai die ganze Straße lichterloh brannte und der Sturmwind die Funken bis Dürnstein trug, da blieb der Gedächtnisbaum von den Flammen verschont. Als ob das Andenken an die Russentat nicht verlorengelassen sollte.

## Stadtbauern.

Die Kriegsfelder in Wien.

Bisher hat fast immer nur das Land von der Stadt gelernt. Nun aber ist das anders geworden: Die Stadt beginnt, beim Lande in die Schule zu gehen. Fabriken, Beleuchtungsanlagen und alle möglichen Industriezentren sind auf dem Lande entstanden — jetzt werden in der Stadt Felder und Ruhbeete angelegt. Wie die Kultur hinauszog, so zieht die Natur herein. Und es gibt gegenwärtig für eine Städterin kaum ein stolzeres Wort als wenn sie sagen kann: „Eigenbau! Den Salat und die Kohlrüben da hab' ich selbst gepflanzt . . .“

Es gereicht der Stadt zur Ehre, daß dieses Wort „Eigenbau“ eine Art Modewort — ein Modewort im ernstesten Sinne — geworden ist. Alle Villenbesitzer, die einen Park, einen Garten oder auch nur ein Stüchchen Rasen vor oder hinter dem Haus ihr eigen nennen, züchten jetzt Gemüse, um den persönlichen Küchenbedarf zu decken und um womöglich den Spitalern oder Kinderasylen schenken zu können. Es gibt in Wien begüterte Menschen, die den Verwundeten allmonatlich tausende Kilogramm an Gemüse spenden.

Aber nicht nur reiche Leute, auch die minder gut gestellten, darunter recht bescheidene und mühselig schaffende Hausfrauen, bauen sich selber ihren Kohl. Zeitlich morgens, ehe sie in die Arbeit gehen oder ihre Kinder betreuen, gewahrt man sie schon mit Hacke und Schaufel an der Arbeit. Unkraut muß gejätet werden, und für entsprechendes Gießen ist Sorge zu tragen. Abends, nach dem Tagewerk, heißt es wieder nachschauen. Aber die Freude ist dann um so größer, wenn nach Monaten emsiger Tätigkeit der erste Salat oder das erste Krauthäufel geerntet werden darf. Dann setzt die Hausfrau den ihren stolz das Gericht vor und empfindet sicherlich etwas von der schönen Genugtuung des Bauers, der seine Frucht einführt — sei es in noch so kleinen Maße.

Auch der Franzl und der Karli sind vor wenigen Tagen freudestrahlend heimgekehrt und haben in ihren dürftigen Rucksäcken jeder zwei Kilogramm Erdäpfel mitgebracht: vom Kriegsfeld der Schule! Sehr befriedigt hat die Mutter die willkommene Gabe in Empfang genommen, und die Kinder selbst haben selig „ihre“ Kartoffeln gegessen. Sie haben ihnen ja die Erde umgeharnt und haben sie wachsen gesehen, fast jeden Tag ihr Werden verfolgend. Das hat sie nicht nur tatsächlich gelehrt, wie man Kartoffeln baut, sondern sie auch, ohne daß sie sich noch darüber Rechenschaft geben könnten, der Natur um so viel näher gebracht, als die beste Naturgeschichtsstunde der Welt es vermöchte — zu ihrem Segen.

Eine ganze Anzahl solcher Schulkriegsfelder gibt es bereits in Wien. Der erste, der solch ein Stück Gemüseland für seine Schüler im Prater aus einem Baugrund erstehen ließ, mit herzlicher Mühe, aber auch mit sehr glücklichem Erfolge, ist Bürgerschullehrer Hans Rödler gewesen. Andere sind seinem Beispiele gefolgt. Und sie alle haben es sich voll Genugtuung sagen dürfen, daß sie der Jugend mit dieser Kriegsdienstleistung nicht nur direkt ein wenig geholfen haben, sondern daß sie ihr dadurch, daß sie sie mit dem Boden vertraut werden ließen, ein herrliches, ewiges Besitztum ins Leben mitgeben durften. Denn so ein kleiner Stadtbauer, der selbst Fisiolen und Erbsen und Gurken baute, wird Feld und Flur ganz anders beobachten und inselbedessen auch genießen, als ein gewöhnlicher Stadtmensch.

Man soll nur einmal so ein Kind anschauen wie es strahlt, wenn es ein selbstgezogenes Radieschen oder auch Gartenerdbeere heimbringt. Die reichen Kinder sind darüber wohl noch glücklicher als die armen, und gar nicht selten geschieht es jetzt, daß man sie auf dem Lande andächtig zuschauend neben der Bäuerin oder dem Bauern stehen sieht, die gerade Feldarbeit tun. Und die Erwachsenen machen es wie die Kleinen. Auch sie haben jetzt Verständnis für das Umgraben und Umbauen, für das Säen und Ernten, und auch sie interessieren sich und können nicht genug fragen und erfahren. „Werden die Erdäpfel tief eingeseht?“ . . . „Sind das schon Bohnen, die auf Samen gezogen werden?“ . . . „Wann muß man denn Winterspinat anbauen?“ . . . Sie lauschen aufmerksam, wenn vom Kompost die Rede ist, sie erkundigen sich, ob es genügt, wenn man mit Pferdemist düngt, dieselben Menschen, die sonst die Nase gerümpft und den Kopf geschürzt haben, wenn sie von weitem solch einen Pferdemist zu Gesicht belamen.

Der Hühnerzucht widmet man ebenso eingehendes Studium. Wie steht's mit der Fütterung? Wann hört die Bruizeit auf? Auch von Kaninchen ist die Rede. Wirklich, jede Stunde lassen Sie eine Partie ins Freie? Und sehr reinhalten muß man sie, nicht wahr? Sind Ihnen schon viele eingegangen? Und was geben Sie ihnen zum Fressen? . . .

Was können diese Stadtbauern nicht alles fragen und wie viel lernen sie in der Sommerfrische! Wie man Mehl aufseht, damit es nicht dumpf werde; ob Würste besser hängen oder liegen; wie man Schwämme trocknet; wie lange Maiskolben sich halten oder was man tun muß, um zu verhindern, daß die Erdäpfel im Keller auswachsen.

Die Verwandten auf dem Lande werden jetzt jedenfalls heiß umworben. Ob sie doch nicht Butter abgeben können, ob es nicht möglich wäre, von ihnen Eier zu bekommen? Und wenn das nicht geht, so will man wenigstens gute Ratschläge haben, was man machen muß, um seine paar Quadratmeter Garten der Küche dienstbar zu machen.

Vom stolzen Parkbesitz in Döbling, im Hiesing oder Pöhlensdorf, bis zum winzigen Postgärtel in Erdberg oder Simmering, in der Brigittenau oder in Favoriten — überall findet man Stadtbauern. Und man freut sich, daß man sie findet. Sie geben der Stadt einen gesunden und kraftvollen Einschlag, der ihr zum Segen gereichen wird, über Kriegsdienstleistung und Kriegsnot hinaus. H. T.

**Strohwitwerfreuden.**

Eine Kriegsskizze.

Eines Tages machte mir meine Frau folgende Eröffnung: „Ich fahre, wie Du weißt, morgen aufs Land, bleibe etwa vier Wochen aus und währenddessen wirst Du so gut sein und Dich um den Haushalt ein wenig kümmern müssen. Frühstück und Pause kochst Du Dir natürlich zu Hause, hin und wieder auch das Abendessen; erstens aus Ersparung und zweitens mag ich das ewige In-Gast- und Kaffeehäuser-Perunkeln nicht. Uebrigens ist es auch wegen der Geschäftsleute; man muß mit ihnen in Fühlung bleiben. Sechs Wochen sind eine lange Zeit.“

„Du sprachst vor einer Sekunde von vieren,“ wagte ich schüchtern einzuwenden; „aber jedenfalls werde ich ganz nach Deinen Wünschen handeln, wie es sich für einen braven Ehemann gehört. Ich habe mir als Junggeselle einen Teil meiner Mahlzeiten jahrelang selbst hergestellt und werde diese Kunst in den vier Jahren unserer Ehe voraussichtlich nicht verlernt haben.“

„Das vielleicht,“ erwiderte meine Frau, „aber Du vergißt das Einkausen.“

„Auch darin war ich stets ein Meister,“ entgegnete ich mit dem Stolz eines Mannes, dessen „Junggesellen-Teetablen“ seinerzeit im Freundeskreis berechtigtes Ansehen genossen, „was das betrifft, so...“

„Das war im Frieden,“ unterbrach sie mich über meine kindliche Naivität lächelnd, „aber wie Dir nicht unbekannt sein dürfte, haben sich inzwischen die Verhältnisse wesentlich geändert. Wenn Du heute etwas haben willst, mußt Du Dich mit den Geschäftsleuten verhalten, mußt nett und freundlich zu ihnen sein, mußt „bitte“ und „danke“ sagen und Dich überhaupt größter Höflichkeit befleißigen. Mit Deinem bekannten — sagen wir „Temperament“ (sie meinte eigentlich „Grobheit“) — wirst Du kaum etwas ausrichten. Du wirst Dir in dieser Hinsicht einige Beschränkungen auferlegen und Deine Leidenschaftsausbrüche im Zaum halten müssen. Vor allem aber ist es notwendig, daß Du die in Betracht kommenden Lieferanten kennen lernst“ ...

„Das ist ein kompletter Unsinn!“ knurrte ich und lachte Hohn.

„... und zu diesem Zweck,“ fuhr meine Frau unheimlich fort, „werden wir sie der Reihe nach aufsuchen. Mach' Dich, ich bitte, gleich fertig.“

Ich versuchte der Form halber einige Einwände, war aber von vornherein überzeugt, daß sie, wie immer, recht behalten werde. Ich zog mir also mein schönstes Gewand an, band eine nagelneue Kravatte um, prachtvoll und geeignet, das Wohlgefallen ehrenwerter Gemischtwarenhändlerinnen zu erwecken, und machte mich sodann mit meiner Frau auf den Weg.

„Zunächst gehen wir zur Frau Zillinger,“ sagte diese; „daß Du mir die nur ja um Gotteswillen nicht beleidigst! Sie ist sehr gut und gibt so ziemlich alles. Was täten wir, wenn wir sie nicht hätten? Sie ist übrigens gar nicht schwer zu behandeln. Du mußt nur artig sein, ihre Waren loben und ihren Hund herzlich finden, dann hast Du schon gewonnenes Spiel.“

Wir waren inzwischen bei dem kleinen Gemischtwarenladen angelangt, die Tür machte „Kling, kling“, und im selben Augenblick erschien aus einem Nebenraum Frau Zillinger, eine nette, sympathische Dame in mittleren Jahren. Meine Frau begrüßte sie auf das herzlichste, und auch Frau Zillinger war, wie ich mit Genugtuung feststellen konnte, die Leutseligkeit selbst. Sie verreise morgen für sechs bis acht Wochen, erzählte meine Frau nach einigen einleitenden Betrachtungen über die Weltlage, und dieser dort — damit wies sie auf mich — wäre ihr Mann. Sie veräumte nicht, darauf hinzuweisen, daß ich ein etwas ungebärdiger Geselle sei und leicht „in der Höh“ — „Wie halt die Männer schon sind,“ meinte sie lächelnd und Frau Zillinger nickte zustimmend —

„aber im Grund genommen wäre ich der beste Mensch von der Welt und ihres Wohlwollens wert.“ Frau Zillinger würdigte mich daraufhin einer freundlich-aufmunternden Ansprache, versprach, ihr möglichstes zu tun, und damit waren wir entlassen. Das erwähnte Hündchen hatte ich nicht zu Gesicht bekommen.

„So, und jetzt ins Milchgeschäft,“ sagte meine Frau; „die Verkäuferin dort heißt Fräulein Therese und ist sehr schwer zu behandeln. Du wirst mit ihr ein rechtes Kreuz haben und Dich sehr bemühen müssen, um sie für Dich zu gewinnen. Sei nur ja höflich, ich bitte Dich.“

Was meine Frau betrifft, so liebte sie es daran nicht fehlen: sie war von einer geradezu bestrickenden Lebenswürdigkeit. Aber all ihre freundlichen Worte prallten an der Unnahbarkeit und düsteren Gemütsart der strengen Dame ab, die hinter ihrem Lächeln sah, hin und wieder kaum merklich mit dem Kopf nickte und mich, der ich ihrem Wohlwollen empfohlen wurde, kaum eines Blickes würdigte. Meine Frau war denn auch über das ungünstige Ergebnis recht niedergeschlagen, empfahl sich aber trotz der mangelnden Gegenliebe mit der denkbar größten Herzlichkeit. Erst als der Laden längst außer Gehörweite war, konnte sie sich nicht enthalten, mit Bezug auf Fräulein Therese zu sagen: „Das ist eine ekelhafte Person!“ Und ich stimme ihr begeistert bei.

Nachdem wir noch einen Schnapsbrenner, als den einzigen Spiritus verschleißenden Mann auf Meilen im Umkreis, ferner einen Seifenlieferanten und eine „Zuckerquelle“ aufgesucht hatten, war unsere Mission so ziemlich zu Ende. Am anderen Tag brachte ich meine Frau zur Bahn und nachdem sie mir nochmals ans Herz gelegt hatte, zu Frau Zillinger und Fräulein Therese nur ja um alles in der Welt nett und freundlich zu sein, dampfte sie, von schweren Sorgen bedrückt, ab.

Ich habe nie zu den sogenannten überhöflichen Leuten gehört, viel eher traf das Gegenteil zu. Umso erstaunter war ich über mich selbst, als ich zum erstenmal „einkausen“ ging. Frau Zillinger durfte sich wahrlich nicht beklagen! Süßer denn Honig flossen die Worte von meinen Lippen, ich pries und rühmte ihre Waren, verstand es, sie durch scherzhafte Reden in gute Stimmung zu versetzen und erwies mich überhaupt als der Situation völlig gewachsen. Als nach einiger Zeit mit wütendem Geklaff der Hund „Ami“ erschien, der sich als ein ausgefressenes, ekelhaftes Biest erwies, sparte ich in Befolgung der erhaltenen Instruktionen nicht an den schönsten Rosworten. Er schien jedoch von der Aufrichtigkeit meiner Gefühle nicht überzeugt zu sein; denn im Augenblick, da ich ihm zu streicheln versuchte, fuhr er knurrend auf mich los und schnappte nach meiner Hand. Ihm selbst trug das nur ein neckisch-verweisendes „Aber Amigoldputzi, wer wird denn so schlimm sein?“ ein, mir dagegen, einen vorwurfsvollen Blick, der nichts anderes verbiet.

So viel von Frau Zillinger. Was dagegen meine Erfolge im Milchgeschäft betrifft, so waren sie in der ersten Woche meines Alleinseins gleich Null. Tag für Tag wendete ich mich mit der demütig vorgebrachten Bitte um ein Stückerl Teebutter an die Gestrenge, Tag für Tag antwortete Fräulein Therese mit einem unwirksamen Schütteln des Kopfes.

In früheren Jahren hätte ich in einem solchen Fall getobt und gewütet; hätte die Lادتür krachend zugeworfen, gräßliche Flüche ausgestoßen und der Verkäuferin versichert, daß sie „mich kenneklernen werde“. Jetzt nichts von alledem. Kein Zorn stieg in mir auf, kein böses Wort kam über meine Lippen, nur eine stille Trauer verdüsterte mein Gemüt und mein Leid wuchs, je mehr die Hoffnung auf ein bebuttertes Frühstücksbrot in Nichts zer-rann.

Das dauerte acht Tage, und am neunten schien sich beim Anblick von so viel mit Geduld ertragenem Jammer sogar in Fräulein Thereses steinernem Herz so etwas wie Mitleid zu regen. An diesem Tag überraschte sie mich nämlich mit der sensationellen Mitteilung: „Ich habe ein Sechzehntelkilo Teebutter für Sie reserviert!“ Und überreichte mir mit diesen Worten ein kleines, aber kostbaren Inhalt bergendes Päckchen.

„Die Menschen sind ja doch gut!“ frohlockte es in mir, als ich, von tiefer Dankbarkeit erfüllt, den Schatz behutsam in Empfang nahm.

Vom nächsten Postamt depešchierte ich meiner Frau: „Die glückliche Erwerbung eines Sechzehntelkilo Butter zeigt hoch erfreut an Dein Gatte.“

Im Stammeis.



Der gangen Tischrunde war es aufgefallen: Oberberger sah heute ganz besonders aus. Gleich in der Art, wie er das Lokal betrat, drückte sich etwas Feterliches aus; er machte den Eindruck eines Mannes, dem etwas Freudiges begegnete und dessen Stimmung, von dieter Begebenheit beeinflußt, eine gehobene und angenehme ist. Er tat aber nichts dergleichen; nur manchmal, wenn einer der anderen eine bezügl. Frage stellte, lächelte er „so g'wis“, als wollte er sagen: „Ja, wenn Du wüßtest.“ Er sagte aber vorderhand nichts. Schließlich wurde dies Schwaffer zu dumm und er rief:

„Alsdann, Oberberger, jekt'n ruck'ndli amol' auffa mit der Farb'. Was is heut' mit Dir? Hast a Abenteuerl mit an jechen Waderl g'habt, weisst alleweil so in Dich einalacht? Oder host an Haupttreffer g'macht, weisst Di so in der Stillen g'reust? Oder an Lexna g'woomen? Der host gar in legend an Willig'wöls a Kilo puter triagt? Jgend was Angenehm's is Dir passiert, das siecht ma Dir aus an Mikrometer Entfernung am Kalenpühl an. Also sahr' jura mit Deiner großen Neugierit, lag' an Deinigen Freund net so lang zappeln und sag', was los is! Heut' bist ja grad, als obst's Reden verlernt hättest, dö's is ja scho z' blöd.“

„Laß esahn do“, bemerkte Stächler spitzig; „man er net red'n will, nachten soll er's z' bleib'n lassen. Was mi dö Privatfach'n vom Herrn von Oberberger scho interessier'n...“ Er lachte von oben herab, aber im Jauern pläzte auch er bereits vor Neugierde, wenn er sich auch den Ansehen gab, als g'inge ihn das alles nichts an. Schließlich konnte Oberberger die neugierigen Frage nicht länger hinhalten und sagte: „Alsdann, meine Herren, a Wunder is g'scheh'n, eine Sach', an die sie d' ältesten Leut' net derringern können, ein...“ Kurz und quat und ohne viel Sachen und G'schichten: „I bin Strohwitwer!“ Ein allgemeines „Ah!“ des Erlaunens. Selbst der Gleichgültigkeit beuchelnde Stächler sah überrascht aus, denn auf das war auch er nicht vor-

bereitet gewesen; und wenn der Leopold plötzlich erschienen wäre und erklärt hätte, von heute an wären sämtliche auf der Karte bezeichneten Speisen um die Hälfte billiger geworden, hätte es kein größeres Aufsehen machen können als diese Mitteilung des Seniors der Tischrunde. Oberberger hatte recht: An Nehliches kommen sich tatsächlich die ältesten Leute nicht erinnern. So lang' sie zurückdachten, war er stets der bedauernswerte „Chefrüppel“ gewesen, dem seine bessere Hälfte die Wirtshausfreuden in der Weise bestürzte und ver-gällte, daß sie eine „Ueberzeit“ bis über die Lopper hinaus unter gar keinen Umständen zu bewilligen bereit war. Daß sie sich einmal von Wien fortgeben und dergestalt dem treuen Gatten die Nonnen des Strohwitweriums gegönnt hätte, war niemals vorgekommen. Um so größer war daher der Eindruck, den Oberbergers unerwartete Mitteilung im Freundeskreis hervorrief.

„Net wahr, Freunderin, da schant's?“ sagte dieser und machte einen tiefen Schluck. „I, der Oberberger, der Pantoffelheld, wie er im Büchel steht, und auf amol' Strohwitwer.“ „Wia is denn dö's so plöckl kommen?“ erkundigte sich Spannagl; „die Demige hat ja, was i den“, von aner Summerfrischen nie nix wiss'n woll'n.“

„Freili net“, erwiderte Oberberger, „a well's in der Friedenszeit g'sagt hat: Wann alle auf's Land geh'n, tua i's Jusament net! Affrat jekt'n im Krieg, wo a anders lieber daham bleib, affrat da hat sie fi' s in Kopf g'setzt und so lang pengt und is ma in d' Ohren g'leg'n, bis i g'lagt hab'. Na alsdann, in Gott'snamen, wenn's a a damisch Geld kost'!“ Na und vurs' gehern is glückli ausgegog'n beim Tempel. Wigt' s, eigenitt hab' i mir d' Reigkeit bis später auffpar'n woll'n. Herrschafft, meine Herren, Euere G'sichter häu' i seh'n woll'n, wann s' Behne worden wär und halber Esse und G'se, und i wär allerweil no da g'west. Die Heh' habt's mir verdorb'n durch Euere Frageri, aber schadt' a nit. Trink'n ma, meine Herren. Prost!“

„Wird Dir scho vergehen, s' guate Aufg'legt-san“, meinte Schwaffer, „a anderer is froh, wenn esahn der Himmel vor'm Strohwitwerium bewahrt, damit er daham sei quat's Kapperl hat und si net in die Wirtshäuser herumgären muß und Qu g'reust Di drüber. Auf die Wirtshäuser hat's die löbliche Behörde seit neuerer Zeit damisch scharf, und ma muß ordentlich aufpassen, damit ma si die vielen neuen Verurteilungen net berrischet und net über eine oder die andere stolpert. Was die Speisarten anlangt, die jekt'n in d' Auslag aufg'hangt werd'n, so is ja dö's ganz guat und g'scheit; aber was unserans an so an fleischlosen Lag absichtlichen muß, dö's hätt' si tauer in sein' gangen bisherigen Leben tramen lassen! Oder habt' i Jhr Euch vielleicht a Leben ohne Krüschpel, Kellersfleisch und Kalbsgollasch vor jwa Jahr' um die Zeit no borthell'n können? I net! Und heut'? Für a Blutwurzeit bist scho danfbar am Dienstag und Freitag, und wann Dir der Kellner gar a Leberwurzeit mit Kraut reserviert, lagst a „Kaff' die Hand!“ und legst esahn no a Fünferl extra zum Kringseld dazu. Denn a Vegetarianer, kann i net werd'n auf meine alten Tag! Was siecht do drauf auf so aner fleischlosen Speisarten? Krüschpelmügel — Rindfleisch, garniert ohne Rindfleisch; auf — Deutsch „Gemüsegarnitur“ — Gemüsepudding — Spinat — g'sülzte Kohlrabi, Schwammerl mit Spinat — g'sülzte Kohlrabi, Kohl, Karadaiser... zum Schluß kommt ma si wie a Quach auf der Weiden und net mehr wie a vernünftiger Christenmensch vdr.“

„Geh bitt' Di, bitt' Di, reg' di do net so auf“, beruhigte Oberberger den Verweirter, „wia kann ma denn weg'n so aner Kleinigkeit so viel hermachen? Dö's is do all's Wohlwertsach', weiter gar nit. I geb' Dir gern zu: Wos a richtiger Weaner is, der hängt an seine Wohlheiten und ane von seine Lieblingswohheiten is allemal a guats Kapperl g'west. A satzig's Krüschpelmügel, oder a Bachpenderl mit Salat, oder a Weana Schnipfeler oder...“

Schwaffer hielt sich die Ohren zu. „Hör' auf, hör' auf“, söhnte er, „und mach an sane langen Bähnd auf Sach'en, die was der Ober in Vertretung vom Herrn Minister bis auf weite's s' h'rriegen hat. Dazua g'hört ja leider Jottes a s' panierte Schnitzl und grad dö's is allemal mei Leibspeis g'wesen.“

„Übermannen drohten. Diese Gelegenheit benützte Stächler, der schon die ganze Zeit über das Gespräch mit sichtlich verunruhigt verfolgte hatte, dazu, unter Zeichen innerer Erregung auszurufen: „Gebt's do' endli' amol' an Quach, meine Herren...“ „Pf, log i', la' Wort mehr von der neuchen Speisartenverurteilung!“

„Na und warum denn net, wann i' bitten düßf'?“ wunderte sich Oberberger, „dö's wär' no schöner! Ma' wird do' no' reden dersen, über was ma will.“

„Na, dö's derf' ma' net“, erwiderte Stächler; „über all's mögliche kannst reden, aber über dö's net. Anen gibt's, der's uns verbiet' und wann der will, schupst er uns alle von' Sessel aba und mir san nimmer da.“

„Und wie schaut er denn aus, dieser geheimnisvolle Unbekannte?“ fragte Oberberger lachend. „Is er groß oder klein? Blond oder braun? Dick oder mager?“

„Mager!“ erwiderte Stächler und er sprach das Wort so gewichtig und bedeutungsvoll aus, daß die anderen in der Lat der Ansicht waren, es müsse etwas ganz Besonderes hinter seinen närrischen Worten stecken.

„Nur dö's eine möcht' i no ganz ergebenst bemerken“, sagte Spannagl, „und dö's geht die Wirk an. In der Verurteilung steht a drin, daß's Fleisch net mehr als elf oder fufzehn Defa auf d' Portion wägen darf. Da drüber war'n die Wirten gar net böß und auf ja und na san die eh' schon klammigen Stückerin no klammiger word'n; aber die Bress', die san si gleich blieb'n. Da frag' i wiffi mit Verlaub: Is dö's a Ohbrist und soll' so was sein?“

Die Zeit war inzwischen vorgerückt und die zehnte Stunde stand vor der Tür. Aus alter Gewohnheit wurde Oberberger unruhig; trant eilig sein Glas aus und wollte sich erheben; da fiel ihm plötzlich ein, daß er das ja heute nicht nötig hatte, da er Strohwitwer war, also bis auf weiteres ein freier Mann, der tun und lassen konnte, was ihm beliebte.

„Leopold!“ schrie er mit dröhnender Stimme; und als dieser erschien und bereits dienstfertig den Rechnungsbettel herbeiholte, sagte Oberberger: „Sie glaub'n wahrschinli, i will päst'n? Dar sa Spur von saner Jode net! A Krüg'l Bier will i, aber quat eing'schenkt, wenn i bitten derf'! I hab no die richtige Bettichmere net.“

Da stand der Leopold starr und saftungslos und er glaubt von nun an an Zeichen und Wunder. Thomas Berast.



\* (Das Tagesgespräch.) Natürlich wird vom Essen gesprochen. Vom Essen, das man heute nicht mehr bekommt, und von dem Essen, für das man morgen doppelte Preise wird zahlen müssen. Vom Essen, das uns neue Gesetze verbieten, und dem Essen, das jüdische Gastwirte sowie geistreiche Hausfrauen zum „Ersatz“ erdenken. Nun dauert der Krieg schon volle zwei Jahre und ebensolange währen die Sorgen um die Ernährung. Der vergangene Dienstag war ein Tag der Neuheit und der gestrige Samstag gleichfalls. Einmal gab es verschärfte Vorschriften für den fleischlosen Tag. Fleischloser Tag, das ist ein terminus technicus, der uns vom Kriege befreit wurde. Früher hießen sie Genüßetage oder die Fasttage, und man ging leidenschaftslos darüber hinweg. Anders die Aufnahme der „fleischlosen“ Tage. Es mag wohl darin liegen, daß das Gesetz, das „M u F“, eine Reaktion hervorruft, ein Widerstreben, eine Auflehnung zur Folge hat, die ebenso menschlich ist, wie sie immer bekämpft werden muß. Die Wörgler, die uns im Laufe des Krieges schon so manchen bitteren Tag bereitet haben, die immer das Schwärzeste sehen, weil sie vom Gegenteil überzeugt werden wollen, die Wörgler haben es sich in der abgelaufenen Woche, sicherlich alle bei gehäuften Teller, wieder gut geschehen lassen; der gestrige Tag dürfte der Höhepunkt für sie gewesen sein. Wackendel — nicht zu haben!, keine im Schmalz schwimmenden Knödel und was es sonst für Genüsse gibt, die am fettlosen Samstag jetzt nicht mehr auf der Speisekarte erscheinen dürfen. Daß man einen Tag der Woche und wohl auch mehrere ohne Fett auskommen kann, beweist uns wieder einmal Deutschland, wo Butter und Schmalz während der ganzen Woche nur in beschränktem Maße verbraucht werden dürfen. Alles geht mit etwas Energie und gutem Willen. Der aber fehlt der Gilde der Wörgler und Raunzer, die uns jede Stunde noch unerträglicher machen wollen. Die große Mehrheit fügt sich gerne in die neue Ordnung, weil sie einsieht, daß sie zu unser aller Besten ist. Es genügt uns, wenn der Kellner einen Teller mit irgend einer Speise bringt, wollen wir nicht das „Stipferl“ beweinen und nicht die fehlenden Wackendeln. Unser Tagesgespräch dreht sich wohl auch um den Krieg, aber es schweift nicht in die Küche und Keller. Gewiß ist dieser Zustand der fleisch- und fettlosen Tage kein idealer und manchmal mag wohl die Sehnsucht nach den Fleischtopfen Ägyptens auch den Phlegmatiker überkommen. Aber nun heißt es sich einmal in die Ordnung fügen, und die Verhältnisse werden dadurch nicht erträglicher, wenn man von früh bis abends raunzen hören muß. Es war einmal . . .

## Himmelskronensippbrief

es gab Feuer; das bedeutende Anwesen des Bürgermeistermeisters brannte, und man brauchte Männer zum Löschen. Die Russen löschten und beschämten manchen müßigen Zuschauer durch ihren Eifer. Sie sind auch sonst um ihres Fleißes willen geschätzt. Kein Funke von Haß lebt im Volk gegen den Russen. Warum dieser fürchterliche Krieg? fragen sich die Leute. Eine dunkle Ahnung davon, daß nur die Intellektuellen ihn auf dem Gewissen haben, dämmert in jedem. Das gilt ja auch für Italien, aber man könnte sich kein so gutes Verhältnis denken zwischen italienischen Gefangenen und der Bevölkerung, wie es zu den russischen besteht.

Es sind auch Soldaten im Dorf einquartiert, Refonvaleszenten, die beständig wechseln. Sie spazieren auf den Waldwegen imher oder sonnen sich auf den gemähten Wiesen, plaudern von der Heimat und warten, bis ein neuer Rus an sie ergeht. Den verschiedensten Regimentern gehören sie an und jeder zweite stammt aus einem anderen Kronland. Sie reden verschiedene Sprachen, und die musikalischen unter ihnen spielen ganz verschiedene kleine Instrumente, wenn sie unter sich sind. Der eine hat eine Manteltrommel, der andere eine Mund- und Ziehharmonika in der Tasche, auch kleine Saiteninstrumente, deren Namen ich nicht kenne, waren schön zu hören. Einer aber mochte uns ganz melancholisch durch die eintönige, schwermütige Weise, die er jeden Abend, drüben am Waldbrand spazierend, auf einer langen Klarinette blies, die ihm vom Mund bis zu den Knien reichte. Es war die Melodie der Heide, der Bußta, in diesen wenigen Tönen, man sah Heerden weiden und hörte ferne Hunde den Mond anbellern, wenn der Wackere blies. Wir vermiffen ihn seit Tagen. In welchem Schützengraben mag er heute seine Weise blasen? Es ist rührend, wie solche musikalische Naturkinder sich ein Stück Heimatspoesie auch in den Weltkrieg mitgenommen haben. Und empfindlich sind diese refonvaleszenten Soldaten, an denen man gewohnheitsmäßig vorübergeht, gegen so manches, was sie in der Wiener Sommerfrische sehen und hören. Neulich blieb eine Gruppe vor einem Hause stehen, in dem auf dem Klavier lustige Operettenmusik gespielt und von einem sonntägigen Familienchor mitgesungen wurde. Die ernstesten Männer hörten ein wenig zu, dann rief einer voll Hohn und Spott: „Ja, so ist das Leben! Nur lustig im Hinterland!“ Und sie gingen murrend weiter.

Ein kleines Erlebnis hatten wir zur Rosenzeit. Aus der nahen Landstadt, wo allerlei Truppenkörper haufen, kamen immer vormittags singende Soldaten durch das sonnige Tal heraufmarschierend, wir hörten sie von weitem. Es waren Einjährig-Freiwillige mit ihrem Lehrer, einem Oberleutnant, und anderen Offizieren. Fast lauter Milchgesichter, doch befanden sich auch angegraute Herren, mit dem Intelligenzabzeichen des

Einjährigen, unter ihnen. Im Schatten von Kastanien winkte eine Meierei, die sich auch Restaurant nennt, jetzt aber nur abends geöffnet wird, denn die Feldarbeit ist wichtiger als das Wirtsgeschäft ohne Gäste. Und nur abends kommt ein Kößchen Bier zum Ausschank. Da wurde Raft gehalten vor dem verschlossenen Gatter. Aber ein Brunnen winkte, und die Wirtin, die allein daheim war, öffnete den Garten; sie konnte auch mit ein paar Fläschchen Gießhübler auswarten, sonst hatte sie nichts. Auch ihr Herd ist seit langem kalt für Gäste. Die Durstigen tranken Brunnenwasser mit Sauerwasser, und lachten dazu. Plötzlich entdeckte einer den Garten gegenüber, der voller Rosen stand. Auch lebendige waren darunter. Liebenswürdig bettelnd, mit fremdem Akzent, rief der Jüngling den Damen zu: „Bitte, bitte, eine Rose!“ Und er bekam zwei. Kaum hatte er sie an der Kappe, stürzten andere herbei: „Bitte schön, mir auch, mir auch, mir auch eine Rose!“ Und sie hielten ihre Klappen hoch in den Händen und hingen die Blumen auf, die über das Gitter flogen. Es kamen immer mehr. Schließlich standen hundert junge Männer da draußen und wollten Rosen. Zwei Mütter, eine höhere Tochter und ein Vater schnitten die stürmisch begehrten Rosen, denn keiner der jungen Soldaten wollte ungeschmückt bleiben. „Mama,“ rief einer, „mir eine rote Rose!“ Und ein anderer rief scherzend: „Papa, mir auch eine!“ Wer konnte diesem Ansturm der Jünglinge widerstehen? Der Garten wurde in fröhlichem Eifer bis auf die letzten Knospen zusammengeschnitten. Zuletzt aber kam einer der älteren Freiwilligen, ein Ungar, in den Garten herein und hat auch für die „Herren“ um Blumen. Die Offiziere allein konnten doch nicht ungeschmückt bleiben; aber Rosen gab es nicht mehr. Da schnitten die Frauen auch die Pelargonien an den Fenstern ab und opferten sie dem Vaterland.

Indessen sammelten sich die Jünglinge draußen. Sie gehörten fast sämtlich zu ungarischen Regimentern, und sie sangen uns jetzt ein magyarisches Lied. Und ein zweites, bei dem sie feierlich die Klappen abnahmen. Es war wohl ihr „Szozat“ oder gar ihr „Hymnus“. Nun aber besprachen sie sich kurz, und sie sangen Deutsch, sie sangen die „Wacht am Rhein“. Als wir winkten und Beifall klatschten, glaubten sie wohl noch ein übriges tun zu müssen, und sie sangen uns entblößten Hauptes das „Gott erhalte“. Mit nassen Augen, mit Hoch-, Heil- und Ehlerufen schloß die anfänglich so fröhliche Rosenszene. Ein wandelnder Blumengarten war der singend abmarschierende Zug von Freiwilligen. Der einen der beiden Mütter, die in dem geplünderten Garten stand, rannen die Tränen über die Wangen, die andere, die drei Söhne im Felde hat, war in ihr Zimmer geflüchtet, und dort weinte sie bitterlich. Aber es waren Tränen, die entlasteten, die beinahe erquickten.

## Die Trafikantin.

In kritischen Tagen.

Salb sechs Uhr früh hat es eben geschlagen, da wird vor dem kleinen Laden, mit dem gelben Türschild und dem Rohrpostkasten davor, der Rolladen schon hochgezogen. Die Papierhandlung und das Weißwarengeschäft, auch der Friseur und der Gemischtwarenhandler nebenan haben noch geschlossen. Nur beim Bäcker, bei der Milchfrau und im Mehlgeschäfte beginnt es langsam lebendig zu werden, in der Tabaktrafik aber setzt der Tag sofort mit starkem Impulse ein. „Zehn ungarische Zigaretten, bitte...“ „Drei Drama“... „Zwei Kurze“... „Ein Padel Herzegowina“... fast unablässig ist die Tür in Bewegung.

Erst kommen die Arbeiter, die in ihre Fabriken oder zum Bau gehen, dann finden sich die Soldaten ein, die auf dem Wege in die Kaserne auch gern ihre Tabakration aufbessern. Ein Einjähriger wünscht Memphis und der Markör vom Kaffeehause gegenüber versieht sich ebenfalls mit Zigaretten... Und wenn die Trafikantin alle ihre Kunden zufrieden stellen kann, wenn die kleinen Holzladen, die Kistchen und Schachteln mit Ware angefüllt sind, wie das sonst immer der Fall gewesen ist, dann ist sie in ihrem Elemente. Und es ist hübsch, zu sehen, wie sie beim Anblicke mancher Kunden gar nicht mehr zu fragen braucht. „Guten Morgen, Fräulein!“ grüßt eintretend der Oberleutnant, und seine „zwölf Aegyptischen“ werden ihm bereits entgegengehalten. Die Trafikantin weiß, daß der Herr Doktor Kuba raucht. Der Herr Professor nimmt seine Panetelas in Empfang, weil die ganz besonders leicht sind und das Stubenmädchen des Herrn Hofrates aus dem Bierzigerhaus erhält wortlos sechs Portoriko eingehändig.

„Drei Virginia, ich weiß schon“... „Wieder eine ganze Schachtel Prinzessas, Herr Direktor.“ So geht's fort, bis etwa gegen 10 Uhr. Dann tritt bis

zum Mittagsgetriebe eine ruhigere Zeit des Arbeitens ein. Aber es müssen auch, ebenfalls früh morgens, die Zeitungsfrauen abgefertigt werden und zwischen die Kunden, die Rauchwaren, Spiegeln, Streichhölzer, Marken und Postkarten holen, schieben sich hundert begehrliche Hände, die nach den Zeitungen verlangen. Jetzt emsiger und dringlicher denn je, weil man ja nicht schnell genug wissen kann, wie es an der italienischen Front steht, und ob es bei Verdun Fortschritte zu verzeichnen gibt. Wie war die Ungeduld, eine Zeitung zu erlangen, so groß, wie in der heißen Gegenwart, und die Trafikantin, die als Verschleißerin all dieser bedeutsamen Neuigkeiten gleichsam mit an der Quelle der Ereignisse steht, macht auch das beschleunigtere, brennende Tempo mit und regt sich noch hastiger, bedient noch schneller, und wäre von Herzen froh, wenn sie nur immer so bedienen könnte, wie man es von ihr verlangt.

Alein — und das ist jetzt die große Sorge in ihrem Dasein — es gibt bekanntlich nicht immer etwas zu bedienen. Wieder sind die Virginia ausgeblieben und statt der 50 Pakete Herzegowina, die sie brauchen würde, hat sie kaum zehn bekommen. Gott sei dank, Sportzigaretten sind wieder da, und auch ein paar bessere Sorten konnten heute gefaßt werden, aber man muß bitter haushalten damit. Wer zehn Stück verlangt, der bekommt nur vier oder fünf, so lange der Vorrat reicht. Dann heißt es wieder, wie jetzt so oft: „Nichts mehr da, wir haben ausverkauft! Bitte morgen wieder anzufragen.“ Oder es wandert die auch schon wohlbekannte kleine Tafel „Zigaretten ausverkauft“ vor die Glasscheibe der Eingangstür.

In ihrer Art löst jede tüchtige Trafikantin für sich selbst ein Stück des Approvisionierungsproblems, zu dem im weiteren Sinne ja auch die Verköstigung der Nerven, also das Rauchen, gehört. Gerade weil die Trafikantin ihre Kunden kennt, weiß sie, wo die Zigarette am sehnlichsten erwartet wird, und wo man leichter verzichtet. Der junge Fähnrich im Hause oben, der kürzlich verwundet heimgekommen ist, muß seine Zigaretten natürlich haben und den beiden alten Damen im dritten Stock, die unermüdet für Verwundete stopfen, darf das Quantum nicht geschmälert werden. Auch auf den Bankkassier, der jetzt zur Zeit der Kriegsanleihe Hals über Kopf zu tun hat, muß man achten und ebenso auf den Arzt im Hause gegenüber, der vom frühen Morgen bis spät in die Nacht im Spital tätig ist. Andere müssen wieder vertröstet werden. „Heute abends, wenn wir fassen, ganz gewiß!“... oder: „Schiden Sie nur morgen recht zeitlich her, damit Sie der Erste sind.“

So wird ausgeglichen und verschoben mit wirtschaftlicher Strategie und auch oft mit bewunderungswürdiger Menschenkenntnis. Dabei ist für kleine Gefälligkeiten, die man den Leuten erweist, immer noch Zeit. Da borgt man einen Bleistift her und läßt einen Herrn in dem ohnedies kleinen und beengten Raum liebenswürdig eine Karte schreiben, dort wechselt man einem Kutscher zwanzig Kronen oder läßt ein armes, stellungsuchendes, junges Ding in der Zeitung nach einem Posten suchen. Auch für die Kriegsfürsorge wirkt man nach Kräften und versucht, so gut es geht, Kriegsmarken oder Fürsorgeabzeichen oder Wohltätigkeitslose an den Mann zu bringen, nur so nebenbei natürlich, ohne aufdringlich zu sein. Ein Brief muß gewogen werden und man hilft beim Abschneiden oder Anzünden der Zigarre und gibt einen Rat, wie der Tabak günstiger und wohlfeiler zu mischen sei.

O nein, es ist durchaus nicht einfach, eine tüchtige Trafikantin zu sein und man merkt es genau, daß in der Mehrzahl dieser Läden bei uns in Oesterreich ein besserer und vornehmerer Ton herrscht, als in Tabakgeschäften des Auslandes, weil ja bekanntlich hier Trafiken nur an würdige Betenden verliehen werden und das sind in erster Reihe Witwen und Waisen von Offizieren und Staatsbeamten. Hier ist eine Trafikantin, die Tochter eines Generals, dort die Witwe eines Majors, deren Name guten, alten Klang hat. Die Helferinnen, die Angestellten der Trafikantin, stimmen allem, von der Besitzerin angegebenen Ton zumant ein. Die Abwicklung des Geschäftsbetriebes wird mit Takt erledigt, der nicht einmal gegenwärtig, in dem für die Bevölkerung oft wirklich kritischen Tagen des Tabakmangels, Abbruch erfährt. Gewiß, die Kunden seufzen, wenn sie nicht erhalten können, wonach sie verlangen, aber die Trafikantin seufzt mit, denn ihr geschieht es ja nicht minder hart als ihren Konsumenten, wenn sie für die Kaufenden nichts zu verkaufen hat, bis wieder bessere Zeiten kommen.

S. T.

## Sommer im Gebirge.

Im ersten Kriegssommer, im vorigen Jahre, begnügten sich die Wiener zum großen Teil mit der Umgebung Wiens. Die näheren Sommerfrischen waren daher überfüllt, und auch weniger bequeme Sommerwohnungen wurden leicht vermietet, da große Nachfrage herrschte. Heuer zeigt sich ein ganz anderes Bild. Die Verköstigung ist in der Umgebung Wiens zumeist schwieriger als in Wien, dagegen ist durch die Erweiterung des passfreien Gebietes das Alpengebiet zugänglicher geworden. Ein großer Teil der Sommerfrischer, namentlich die besserstuierten, verbringt daher heuer den Sommer im steirischen oder salzburgischen Gebirge, und zwar in den Hotels, denn diese sind, zum Unterschied von den auf die eigene Menage angewiesenen Familien in den Sommerwohnungen, in der Regel gut versorgt. Der Sommerfrischerstrom ist namentlich in den größeren Sommerhotels in Niederösterreich, Oberösterreich, Nordtirol und Nordsteiermark merklich größer als im Vorjahre. Auch in Oststeiermark, bis in die Gegend von Hartberg, gibt's heuer mehr Sommerfrischer als im ersten Kriegssommer. Der Landesverkehrsrat von Nordtirol hat ein eigenes Verzeichnis von Orten mit Nennung bestimmter Gasthöfe an den niederösterreichischen Landesverband für Fremdenverkehr übermittelt, aus dem zu ersehen ist, daß bei einigermaßen bescheidenen Ansprüchen hinsichtlich der Verpflegung den Gebirgsfremden eine ganze Reihe guter Unterkünfte im Gebirge zur Verfügung steht. So zum Beispiel im Destal, Landed, Imst, Sulpmes (Stubai), Vertisau (Achensee), Ammerwald, Bad Obladis, Lermoos, Fieberbrunn, Zell am Ziller, Sintertag im Zillertal, Mahrhofen, Gries am Brenner, Matri ufw. Für Tirol sind natürlich Reisebewilligungen notwendig. Sehr besucht ist heuer unser nahe Gebirge, der Schneeberg und die Rag sowie Mariageßl.

## Das einzige Gesprächsthema.

Einige Kostproben.

Von Ludwig Hirschfeld.

Reden wir einmal von etwas anderem. Immer vom Essen und wieder vom Essen, den Lebensmittelpreisen, den Bezugsquellen und Kochrezepten — es ist wirklich schon zu viel. Natürlich, wenn Menschen beisammen sitzen, die sich eigentlich nichts zu sagen haben und die doch nicht schweigen wollen, so brauchen sie unbedingt ein nahe liegendes und geläufiges Gesprächsthema: irgendeine allgemeine aktuelle Angelegenheit, die jeden interessiert und worüber jeder eine Meinung und Erfahrung zum besten geben kann. Wie groß ist doch früher die Auswahl an solchen Themen gewesen. Es hat immer etwas gegeben, worüber man sich angenehm ärgern, behaglich entrüsten und vergnügt entsetzen konnte: über den Roman der Saison und das unerhörte Bild in der Jahresausstellung, über die Reden im Gemeinderat und die Sensationsnummer im Varieté, zumindest aber ereignete sich eine Scheidung oder ein Duell unter pitanten Umständen und die beinahe schon kontraktlich festgelegten alljährlichen Privataffären der Salondame. Es gab immer Staub, und er wurde munter aufgewirbelt. Mag sein, daß es jetzt weniger Staub gibt, daß die öffentliche und private moralische Straßenreinigung besser geworden ist, jedenfalls wird jetzt viel weniger gewirbelt. Alle diese Gesprächsthemen, die uns früher so furchtbar interessant und wichtig erschienen, sind gleichsam vom Krieg verschluckt worden und nicht mehr vorhanden: es werden keine Bücher der Saison geschrieben und keine unerhörten Bilder gemalt, man duelliert sich gar nicht mehr, läßt sich seltener und lautloser scheiden, und sogar das Privatleben der Salondame spielt sich jetzt unter Ausschluß der Dessenlichkeit ab. So bleibt einem tatsächlich nichts als das eine Gesprächsthema vom Essen — ein Thema, das allerdings auch immer magerer wird.

Es ist ganz vergebens, von etwas anderem sprechen zu wollen, und wenn man es auch versucht und sich mit Gewalt in eine philosophische, literarische oder musikalische Konversation stürzt, endet das Gespräch nach zehn Minuten doch wieder in dem bekannten Chrestain: die neuen Speisevorschriften, die Eier- und Butterpreise, die kleinen Gasthausportionen. Und nur um seinen intellektuellen Ruf zu wahren, konstatiert man am Schluß überlegen lächelnd: jetzt haben wir schon wieder vom Essen gesprochen. Man braucht deshalb durchaus kein Bielfraß und Schlemmer zu sein, auch Menschen, die sich früher nie darum gekümmert haben, wie die Dinge, die man ihnen vorsetzt, zubereitet werden und wie viel sie kosten, haben jetzt dafür ein ernstes und tieferes Interesse. Es ist ganz egal, in welchen gesellschaftlichen und beruflichen Kreis man sich begibt, wo immer man eine Weile mitpricht und zuhört, wird man konstatiieren, daß überall das Eßthema abgehandelt und abgewandelt wird. Hier einige Kostproben davon.

Vormittags auf der Straße. In den Fenstern der Gasthäuser werden eben die Speisekarten ausgehängt, eine Verfügung, die sehr geeignet ist, das Straßenbild anmutig zu beleben und die Passanten einander menschlich nahe zu bringen. Sie bleiben in Gruppen stehen, wie vor einer wichtigen Kundmachung und lesen andächtig, was es heute mittag gibt. Es fallen volkstümliche Bemerkungen, aus denen hervorgeht, daß man die Gäste um die schöne Auswahl beneidet und wegen der Preise bedauert. Eine einfache Frau erzählt ihrem kleinen Mädel die ganze Speisefolge wie ein Märchen, und das Mädel ist dazu ein Stück trodenes Brot, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß es Lill Eulenspiegel in schlechten Zeiten genau so getan hat. Ein älterer Herr liest die Speisekarte mit mißbilligendem Kopfschütteln und rechnet halb laut alles genau nach: das kostet den Wirt so und so viel, 20 Prozent Regie, 10 Prozent bürgerlicher Nutzen . . . , worauf der ältere Herr zufrieden weitergeht, um wieder bei einer Delikatessenhandlung stehen zu bleiben, wo er die aufreizend appetitlich arrangierte Auslage gedankenvoll betrachtet und alle Lederbissen nachrechnet. Das ist für jemand, der nichts anderes zu tun hat, eine sehr hübsche Vormittagsbeschäftigung.

Ein Bekannter kommt des Weges. Er fährt öfter nach Berlin und früher hat er immer mit verdrehten Augen von seinen Theaterindrücken geschwärmt: „Diese letzte Neuinventierung bei Reinhardt, das war einfach ein Erlebnis.“ Auch jetzt verdreht er wieder die Augen, aber diesmal gilt sein Enthusiasmus verschiedenen Vorspeisen und Zwischenspeisen, die er bei Kempinski gegessen hat. Der Mann hat Ideen und Einfälle, noch mehr als Rein-

hardt, der Kempinski müßte unser Gasthausleben neu inventurieren.“ So spricht ein Mann, den man sonst nie anders gesehen hat als mit einigen jocken erschienenen modernen Büchern unter dem Arm und der immer derart feinstinnig und tiefinnig war, daß man mit ihm überhaupt nicht mehr vernünftig sprechen konnte. Und jetzt schwärmt er von Kempinski.

Oder am Abend auf der schönen Kaffeehausterrasse, die sich aus dem menschenleeren jüdischen Park erhebt wie eine sorglose Insel. Die Blumenbeete hauchen einen sanften Duft herüber, das Orchester spielt holde Schubert-Melodien, denen man die Operettenstrapazen gar nicht anmerkt, und an den Tischen sitzen gut angezogene Damen und Herren, trinken Bierichbowle und sprechen über die schlechten Zeiten. In der Tischrunde sind einige sehr nette, junge Frauen, gut gewachsen, aber mit vertrockneten Seelen, und denen man sich deshalb früher immer nur auf dem Umweg über Stephan George nähern konnte. Auch jetzt bleiben sie sehr seelenvoll drein, und eine von ihnen sagt: „Heute mittag haben wir Käsesuppe und Griechenschmarrn mit Röstler gehabt, das ersetzt das Fleisch vollständig.“ Dann spricht man längere Zeit von den Preisen in den Pensionen, Hotels und Kuranstalten an der Südbahnstraße, bis sich das Interesse einem aus dem Felde zurückgekehrten Reservoffizier zuwendet. Er will eben vor seinen Eindrücken und Eilbnissen erzählen, wird aber sofort durch die Frage unterbrochen: „Und wie ist draußen das Essen?“ Am wenigsten spricht ein älterer Junggeselle, ein stadtbekannter Crostler, der sich wegen seines reichen Vorrates an gewagten Anekdoten und Scherzen großen Ansehens erfreut. Nun beugt er sich zu mir und flüstert mir vertraulich zu: „Sie, da hab' ich auf der Wieden ein ganz kleines Gasthaus entdeckt, dort bekommt man noch um 1 Krone 50 Heller ein wunderschönes Saftgulasch. Sieben weiche Protektionswürsteln — aber Sie müssen sich auf mich berufen.“ Und dann schwärmt er heftig weiter von dem Saftgulasch, daß die Blumen drunten im Garten erstreckt zu duften aufhören.

Nirgends ist man vor dem Chrestain sicher, man mag sich wenden und flüchten wohin man will. Geht man ins Theater, so hat der Komiker gewiß eine Eßszene, und alles sieht gespannt durchs Glas hin: ist er wirklich? Verzieht man sich einmal ins Kunsthistorische Museum oder in die Biechtensteingalerie, so bleibt man natürlich am längsten und ausmerksamsten vor den Stillleben der niederländischen Schule stehen. Diese alten Niederländer haben sich gut sehen lassen: Früchte, Geflügel, Wild in üppigem Durcheinander — schade, daß die Preise nicht dabei stehen. An leichlosen und fettlosen Tagen müßten diese Stillleben eigentlich verhängt werden, und es ist ein Glück, daß Rembrandts geschlachteter Dohse nicht in Wien hängt, sonst würde eine wahre Kunstwanderung zu dem Bilde beginnen.

Bleibt nur noch eine einzige Auskunft: die Liebe. So am Zweit abends im Stadtpark auf einer lauschigen Bank, da muß man doch die Gegenwart und alle ihre Nahrungsorgen vergessen. Man spricht von kalten Händen, armen Herzen und ähnlichen bewährten Geleiten, pflückt ach Gretchenart ein Blümlein, um daran die Liebe auszählen, und wird plötzlich durch eine Frage unterbrochen, die das holde Mädchen einem schmeichelt: „Können Sie mir vielleicht mit ein paar Brotmarcken auselfen?“ . . . Da greift man völlig ernüchtert nach der trocknen und statt Blumenblätter löst man seufzend Abhütte los: 70 Gramm, sie liebt mich . . . , 70 Gramm, du Herzen . . . , 70 Gramm, mit Schmerzen . . . Es ist im Verzweifeln. Fräulein, reden wir von was anderem . . .

lands in Europa.

Sowie die Wirtretung Warjchans im Jahre 1815 an Rußland das Arzeichen dafür war, daß an Stelle der napoleonischen Hegemonie in Europa die des Zaren treten sollte, sowie die Eroberung der polnischen Königsstadt im Jahre 1881 Nikolaus I. tatsächlich zum mächtigsten Mann in unserer Weltteil machte, so bildete der Verlust Warjchans für das Rußland Nikolaus' II. das ernsteste Anzeichen der sinkenden Größe. Und in der Tat sehen wir, daß der Zar, um

mit dem ungetrübten Auge des Gesetzeskundigen — der wird das Vorgehen der englischen Regierung doppelt unfaßbar finden. Und überblickt man diesen ganzen dramatischen Fall, so gelangt man unwillkürlich zur Ueberzeugung: In Wirklichkeit ist nicht Sir Roger Casement der Gerichtete. Urteilspruch und Vollstreckung fallen auf die Machthaber Großbritanniens zurück. Der Herzogswunsch Casements ist in Erfüllung gegangen: er hat den Tod um Irlands willen erduldet. Darüber hinaus wird er zum Symbol, wird sein Ende zu einer zündenden Anklage gegen jene, die jetzt die Zügel Englands in Händen halten und ihre Gewalt so schimpflich mißbrauchen.

Ein anderes Geschehen festelt auch in diesen Tagen unser Interesse, freilich keines, das edel schiene oder darnach angetan, dem ohnehin so schlimm zergangenen Schlagworte von unserem Zeitalter der Humanität und Zivilisation ein wenig auf die Beine zu helfen. Herr Asquith, Großbritanniens zähe an seinem Amte Lebender Ministerpräsident, hat Deutsches Land in Not und Mann getan. Es ist kein schlechter Scherz, kein plummes Agitationsmittel, sondern Wahrheit, bittere Wahrheit. Bitter nicht deshalb, weil sie uns schreckte oder enttäuschte, sondern nur, weil sie mit grauamer Deutlichkeit zeigt, auf welche Bahn ein irreges leitetes Volk geraten kann, wohni Daß, Mut und Nachbedurt Staatsmänner und Nationen treiben, die das Privileg für sich in Anspruch zu nehmen lieben, als Vorkämpfer der Menschheitsideale aufgefagt zu werden. Einem verzweifelnden Kanakiter gleich, dessen Lebenswert unrettbar vom Untergange bedroht ist, einem falschen Propheten ähnlich, der plötzlich erkennt, daß sein Zügelngewebe von der rauhen Sand der siegenden Wirklichkeit zerrissen wird, gebärdet sich Asquith, der das deutsche Volk für versent und für vogel-

Front des Feldmarschalls Leutenants Erzherzog Karl.

Zu den erfolgreichsten Karpatenkämpfern wurden bisher 325 Russen gefangen genommen und zwei Gefangene erbeutet.

### Balkanriegeschauplatz.

Seine besondern Ereignisse.

Oberste Heeresleitung.

ischen Richter aller Instanzen haben gesprochen, und der Beurteilung verschmähte es, die Gnade des Königs anzurufen. Was er mit seiner Gesinnung für nicht vereinbar hielt, besorgten an seiner Statt zahllose andere von Namen und Ansehen. Es regnete Briefschriften und Verwahrungen, der Papst selbst legte sich ins Mittel. Der Sohn und Nachfolger Eduards VII., der Beherrscher der Briten, dessen Anblick und Gestalt so auffallend denen Nikolaus' II. von Rußland ähneln, hat anders eingeschrieben. Offenbar empfahlen seine Berater nicht, gegenüber Casement Milde walten zu lassen. Diefelben Berater, die zum Weltkriege drängten, weil sie den Bürgerkrieg zu vermeiden hofften, diefelben Berater, deren beruhigendes Wirken die Erde seit nun zwei Jahren in eine Stille unfaßlichen Jammers, in ein Meer von Blut, in eine wahre Hölle verwandelt. Man hat also das Urteil an einem Manne vollstreckt, der so unparteiisch gewesen war, den menschlichen Dolchstoß, den Englands Gesandter in Christiania gegen ihn geführt, abzuwehren und vor aller Augen die Geflohenheiten der britischen Diplomatie zu enthüllen, die zum Morde greift, wenn ihre beiden anderen Waffen — das Gold und der Bluff — versagen. Hätte sich Casement seit jenem Tage, da Herr Hindlay seiner Perion auf dem Boden Norwegens so eifrige Aufmerksamkeit geschenkt, auch gänzlich vom politischen Getriebe zurückgezogen, hätte er Urfehde geschworen und wäre er einer der begehrtesten Vorkämpfer jener Parole geworden, die der Biscount of Grey geprägt hat — es hätte sein Geschick nicht abgewendet. Denn die englischen Staatsmänner vergehen niemals, daß sie sich kompromittiert oder einen Plan nicht auszuführen vermocht haben, an dem ihnen gelegen. Wer Casements Verteidigungssrede liest, nicht von Sentimentalitäten geleitet, sondern

Unser heutiger Nummer ist die illustrierte Sonntagsbeilage

## Das „Welt-Bid“

beigegeben, die wöchentlich erscheint.

## Feuilleton.

### Was uns bewegt...

Bismarcken ist es, als fürmte die gewaltige Flut der Ereignisse mit einer Hestigkeit auf uns ein, die uns die Bestimmung und das nuchterne Urteil rauben mußte. Ist es, als ob das Gigantische, das Ueberwältigende in diesem Weltkriege noch immer ausgeblieben wäre, so daß wir uns verjucht fühlten, auszurufen: „Jetzt ist es eingetreten!“ Und aus der Ueberzahl historischer Geschehnisse haben sich tagaus tagein eingetie ab, die unauslöschlich in unserem Gedächtnisse haften werden und an die Saiten unseres Empfindens stärker rühren als irgend etwas, dessen die Menschheit in diesen schicksalsschweren Stunden teilhaftig würde.

Man könnte beinahe wieder einmal von einer „englischen Woche“ sprechen, die hinter uns liegt. Denn mitten im Getümmel der kriegerischen Ereignisse, mitten in einem Männerjurreite von beispielloser Hestigkeit, in einem Kampfe, der nun, als sei es eine Selbsterlöschung, in das dritte Jahr getreten ist, haben sich wichtige Vorkommnisse ab, deren Schauplatz das britische Reich ist, deren Träger die „Großen“ unter Englands Bürgern von heute sind. Man hat Sir Roger Casement hingerichtet. Die brit-

\* (Die Sauregurkenzeit.) Die neuen sauren Gurken sind schon auf dem Markte erschienen und damit hat die Sauregurkenzeit wieder ihren Anfang genommen, aber freilich nur die Sauregurkenzeit im wirklichen und wörtlichen Sinne des Wortes, nicht aber in seiner übertragenen Bedeutung. Der Ausdruck Sauregurkenzeit ist ohne Zweifel im Geschäftsleben gebildet worden und nicht etwa, wie manche meinen, im Gasthausleben. „Saure Gurke ist auch Kompott“, sagt man noch heute in Berlin; mit diesem klassischen Ausspruch soll ein Berliner Gastwirt zuerst seine Mittagsgäste getröstet haben, die sich bei ihm darüber beklagt hatten, daß ihnen in der obstarmen Zeit des Sommers, die zwischen die Ernte des Frühobstes, der Stachelbeeren, Kirichen, Erdbeeren usw., und des Spätobstes, der Birnen, Äpfel, Pflaumen usw., fällt, an Stelle des Obstkompotts saure Gurken verabreicht wurden. Der Ausdruck „Sauregurkenzeit“ ist aber sicher viel älter als die hier erwähnte Berliner Lebensart; er entstammt der Zeit, in der die saure Gurke zuerst als Handelsartikel auf dem Markte erschienen ist. Die große Hitze der Hochsonnertage legt natürlicherweise dem öffentlichen Leben und dem Erwerbsleben, damit also auch dem kaufmännischen Betrieb, große Beschränkungen auf. Wer es sich irgend leisten kann, der entflieht aus der Stadt mit ihren sonnendurchglühten Straßen und Häusern in Gegenden, deren Lage im Gebirge, in einer Waldgegend oder an der See ihm einen kühleren Aufenthalt bietet. Das Geschäftsleben wird dadurch in den Städten, besonders aber in den Großstädten, auf das empfindlichste beeinträchtigt, da gerade die kaufkräftigsten Kreise der Kundschaft fehlen. Aber auch in den kleineren Städten macht sich die sommerliche Stille in dieser Zeit geltend; hier geschieht dies freilich aus einem anderen Grunde. Die Landwirte sind berartig durch die Erntearbeiten in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit haben, nach der Stadt zu kommen. Schon im Mittelalter machte sich um diese Zeit eine sehr empfindliche Geschäftsstille bemerkbar. Die Ursache lag hauptsächlich darin, daß zu Jakobi, am 25. Juli, das gesamte in Umlauf befindliche Geld eingezogen wurde und durch neu geprägtes Geld ersetzt werden mußte. Man hielt in der Zeit vor und unmittelbar nach Jakobi mit seinen Einkäufen zurück, bis der neue Münzfuß festgesetzt war und die Preise dementsprechend bemessen werden konnten. Einige Wochen nach Jakobi entwickelte sich ein um so lebhafterer Geschäftsverkehr; die Märkte und Messen, die im Spätsommer und Frühherbst stattfanden und zumeist mit dem Bartholomäustage (24. August) begannen, erfreuten sich dann eines besonders starken Zuspruches. Das Münzjelenb erreichte halb dadurch sein Ende, daß man zur Prägung der sogenannten ewigen Pfennige schritt, die dem jährlichen

Umtausch nicht unterlagen. Man behielt aber auch nachher die Termine der Märkte und Messen bei. Dazu machten sich noch andere Umstände geltend, die der sommerlichen Geschäftsstille das Fortbestehen ermöglichten, ja dieses noch verstärkten. Wir können also die Sauregurkenzeit bis tief ins Mittelalter hinein verfolgen, wenn auch der Name, den wir heute gebrauchen, damals noch nicht geprägt werden konnte, weil das ganze deutsche Mittelalter die saure Gurke überhaupt nicht kannte. Die Gurke und die Gurkenkultur selbst fand ja erst gegen Ende des Mittelalters von Osten her, von den slawischen Völkern, den Polen und Russen, bei uns Eingang, zu denen sie aus Byzanz gelangt war.

## Marktsudein.

## Allerlei Episoden.

Von Karl Anton.

Das Gesicht der Stadt ist natürlich weder im Krieg noch im Frieden genau zu bestimmen. Zu Vieles und Verschiedenes flutet in ihm zusammen, von oben und unten, von Volk und Gesellschaft, Arbeit und Vergnügen. Dort wo es vorwiegend Ernst zeigt, bleibt immer noch heiterer Leichtsinns genug, wo es streng blickt, noch immer üppiger Lebensgehalt. Aber zwischen dem Ernst und dem Leichtsinns ist der Unterschied doch augenfällig: Das unenträtselbar weiche Lurusgesicht hat sich in ein scharf und straff geschnittenes Wirtschaftsgesicht verwandelt. Die Bewohner rücken einander näher, ihre Kreise verfeinern sich, ihre Interessen wachsen zusammen. Etwas Vorzeitliches, Atertümliches erhält das Stadtgesicht dadurch. Und keiner, der bei Tag oder Nacht durch die Straßen geht, kann diesem Anblick entraten. Der Zufall hat mir ihn in den folgenden Miniaturen geboten, die einander übrigens in ihren Motiven merkwürdig ähnlich sind.

## Der Kaffeesack.

Der pathetische Satz: Das Volk ist heute eine Familie Gleichgestimmter und Gleichbesorgter, ist mir nie mehr als offen hingestreckte Lokalkorrespondenz erschienen, als in jener Nacht neulich auf der Omnibusfahrt Praterstern—Stephansplatz. Halb 2 Uhr nachts. Der letzte Stellwagen ist beim Tegetthofsmonument zur Abfahrt bereit. Neben mir sitzt über drei Plätze hingedreht ein Mann mit Bauch, Schlapphut und Krüdstock, krankhaft und bürgerlich, also ein Nachtmusiker, der wahrscheinlich irgendwo zum Trinken Kunst macht und tagsüber Unterricht erteilt. Der Kondukteur sitzt ihm gemächlich gegenüber, spielt mit der Zwickzange und hält im Gespräch eben bei der Klavierbegabung seines fünften Sohnes. Der älteste ist Schauspieler und hat eine

Menge Geld gelostet. Von dem Trinkgeldkreuzer des Alten? Es wird eine gemütlige Fahrt zu Dritt werden. Da, in letzter Sekunde hebt sich ein Korporal aufs Trittbrett, ein hübscher, etwas schwammiger Mensch mit verstörten Augen, sucht einen geeigneten Sitzplatz, läßt sich sehr behutjam nieder und fällt — o weh — bogenförmig in die Ecke. Er lacht und die beiden andern lächeln. In der Hand hält er einen massiven Papiersack, den er wie mit erfrorenen Fingern immer wieder auf- und zusetzt, wobei sein Auge gesprächig mit uns anbindet. Es wird eine muntere Fahrt zu Viert werden. Auf der Praterstraße nimmt der Wagen rasch noch abflutendes Nachtleben mit: zwei Feldwebel, einen Zivilisten und ein nicht mehr ganz junges Weib mit jungem Gesicht. Der Korporal schaut vergnügt im Kreise herum, hat für jeden etwas am Herzen, verzieht die Lippen und fühlt alles auf sich bezogen. Der Sack, den er mit verschränkten Händen wie ein Kind auf dem Schoß festhält, schaukelt mit ihm hin und her. Auf einmal — zipp — zipp — fallen Körnchen heraus. Man blickt auf den Boden. Zipp — zipp — es rieselt immer dichter, als ob eine Perlenkette auseinanderpränge. Hellgrüne frische Bohnen. „Was ist denn das?“ fragt einer der Feldwebel. Der Korporal rückt herüber, neigt sein Ohr hin. „Was Sie im Sack haben, frage ich?“ Der Korporal verduhelt: „Ich? ... Kaffee ... Kaffee.“ Er meldet es ringsherum und brückt den Sack zärtlicher an sich. „Fünf Kilo Kaffee.“ — „Aber geben Sie acht, der rinnt Ihnen ja ganz aus.“ Der Korporal wendet neugierig den Sack um und sieht sich den Riß an. Unter dessen hüpfen die Bohnen lustig von der anderen Seite heraus. „Jehas, es ist schad' drum ... heut' ist ein jedes Körndl Gold wert.“ sagt die Frau zu seiner Linken. Sie sichtet mit dem Schirm die Körner. „Ein guter Kaffee — man kann sich freuen, wenn man so an' schönen kriegt.“ — „Geben Sie ihn lieber her, ich bringe ihn meiner Frau mit.“ Das Kaffeegespräch ist im besten Gang. Der Korporal blickt teilnahmslos auf den Sack, verstopft ihn bald hier, bald dort, bringt ihn in die verschiedensten Lagen — es tröpfelt weiter! Der Kondukteur entscheidet sich zu einem Rettungsversuch. Er zieht ein Stück Zeitungspapier aus der Tasche und will den Sack damit umhüllen. Der Korporal wehrt mißtrauisch die fremde Hand ab. „Aber gehen Sie, ich will Ihnen ja helfen ... So geben Sie doch her.“ Die Opera-

tion ist schwer. Der Sack wird behutjam angefaßt, aber so oft man ihn aufheben will, erhebt sich der Korporal mit. Inzwischen prüft der Feldwebel gegenüber die Qualität der Bohnen und scharrt mit den Händen vom Boden. „Sie können sich ihn nehmen ... ich bin der schöne Fritz.“ Die Ermunterung unter Abgabe der Visittarte findet Gehör. Der Feldwebel zieht seine Kappe ab und hält sie unter die Pipe des reichlich fließenden Fasses aus Sackpapier. Das ist dem gequälten Hausfrauenherzen des Weibes daneben zuviel. Mit Tränen in den Augen springt es auf, nimmt resolut ein Tuch aus der Tasche und sagt: „Geben Sie her, ich bind's zusammen.“ Der Korporal ist noch ungebärdig. Aber unter den festen Griffen der Frau schmilzt sein Widerstand. Dafür erschwert jetzt seine Dankbarkeit die Aktion. Er will die Hand, die sich um den Kaffee bemüht, an seine Lippen drücken, sie will sich ihm entziehen, der Kondukteur stützt den bandagierten Patienten aus Kaffee, sogar der Musiker mit dem Krüdstock hat sich mit erhoben und während der verwickelten Szene hält der Feldwebel unablässig seine Kappe unter. Das Unwohlsein eines Kaffeesacks. Ein Passant läuft schon eine Weile dem Wagen nach und schwingt sich endlich aus Neugierde hinauf. „Was ist's denn ... ist einem schlecht geworden? ... Ein krankes Kind?“ fragt er atemlos. Neugier, Freund, ärger. Ein zerrissener Kaffeesack! Weißt du, was das bedeutet? Frag' die Frau, die ihr Sacktuch dafür herschenkt und den Feldwebel, der sich die Taschen vollstopft!

## Der Bauernwagen.

Der Morgen hat ein Doppelgesicht: Mit dem einen sieht er den Frühhaufsteher an, mit dem andern den Uebernächtigen. Ich muß, auf die Gefahr hin, leichtsinnig und unsolid zu erscheinen, gestehen, daß mir dieses lieber ist. Dämmerungsschläfrigkeit und kalt ist der Morgen, mit dem der Tag beginnt; die Häuser träumen noch im blauen Zwielicht; der Himmel traut von dem ungewohnten Lichtreiz; die Natur steigt ungetrocknet aus dem nächtlichen Bad. Jetzt gähnt wirklich das Chaos. Aber der Morgen, mit dem die Nacht endet! Wie der reinste, wasserklarste Rückstand des vorigen Tages taucht die Umwelt aus dem Braus der Dunkelheit. Traumhaft und unwirklich, bloß vom Licht zum Leben erannt, bilden sich Linien und Farben. So zart scheint die neue bläulichgoldene Welt, als ob sie der Lärm zerbrechen könnte. Dieser Morgen ist nicht das Erwachen — er ist die Geburt des Tages. Aber es gibt einen Ort in der Stadt, wo seine empfindsame Stille, seine starre Weihe durch lautes, tollerregtes Treiben gestört wird. Hier gilt vom neuen Tag Biliencrons Vers: „Und schüttelt sich und brüllt und beißt und zeigt uns so, was Leben heißt.“ Wie deutlich und stark er es zeigt! Der Ausnahmestort ist nämlich — der Naschmarkt. Ein Bild von Balzac'scher Wildheit und Motivensfülle: Der Bauer mit dem rasiererten Piffitusgesicht und seiner knorrigen Einfalt; die Bäuerin mit der Geldtasche und dem Ingrimus des Handels; Weiber, die keifend, bettelnd, schreiend über die Waren herfallen, von denen die Großstadt morgen leben soll; Amtszorgane und Wachleute, die sich schon gar nicht um Ruhe kümmern, wenn nur Ordnung herrscht. Ein Ameisenhaufen von weißen Kopftüchern. Man hat den Eindruck, als ob eine Karawane, die an ein Beduinendorf gestreift ist, von diesem ausgeplündert wird. Ein Wagen kommt mit Säcken angefahren. Die Fracht muß sehr geheimnisvollen und hochedlen Inhalts sein, denn drei Wachleute und zwei Marktkommissäre erwarten ihre Ankunft. Von den fünfzig Marktweibern gar nicht zu reden. Der Wagen hält an und sofort beginnt ein wüstes Durcheinanderschreien und Quietschen, alle wollen zugleich am Wagenrand sein und den Bauer auf sich aufmerksam machen, sie sucheln mit den Händen herum, stoßen, rempeln, kriechen hinauf — eine Szene, wie sie die Kadel eines niederländi-



## Marktstudien

sehen Meisters hätte stechen können: vollsecht dämonisch verzerrt. Es ist in guten und schlechten Zeiten nicht sehr unterschieden. Nur, daß es sich heute den Weibern nicht darum handelt, mehr, sondern überhaupt etwas wegzutragen. Ich frage einen Wachmann, was da auf den Markt gekommen ist. „Fisolen.“ Unterdessen hört man immerfort: „Uns geben S' an, Vater, wir teilen ihn uns . . . uns geben S' ihn, Mutterl . . . i hab schon zwei, die mitkaufen . . . mir . . . mir . . . mir.“ Dieses gezogene unendliche „iii“ ist das Motiv, das dem Marktverkehr des Tages vorangeht und ihm zugrundeliegt. So singt es vor dem Erwachen der Großstadt. Zwei Weiber haben einen Sack erbeutet und wollen ihn nun in den ihrigen überleeren. Die eine hält den leeren Sack auf, die andere schüttelt von oben hinein. Hinter beiden steht eine dritte mit dem schlappen Feszen und wimmert: „Das gib't's net . . . i muß auch ein Teil kriegen . . . das ist kei' Gerechtigkeit.“ Die beiden anderen schütteln und füllen boshaft weiter, sie wissen, wie das Geräusch der eingeschüttelten Hülsenfrüchte die Hoffnung der Dritten immer mehr verkürzt und vergnügen sich, scheint es, daran. Diese aber zerrt jetzt mit freidweißem Gesicht, wütend am Sack, will nicht locker lassen, wirft sich darüber — nein, es nützt nichts — die Fisolen rutschen hinunter, der Sack wird immer leerer. Es ist etwas von der zähen Mitleidslosigkeit der Kinder in dieser herausfordernden, gierig alles für sich behaltenden Art. Es tut weh, sie zu sehen . . . Der Sack ist endlich entleert und das enttäuschte Weib flucht hinterdrein. Aber rasch rennt es wieder zum Wagen hin, wo indessen der Wachmann einen Streit entschieden hat. — Ahnst du, verehrter Esser, welche Vorgeschichte dein Teller Fisolen hat?

**Zerschlagene Eier.** Durch eine Straße der Stadt fährt ein Wagen mit quer übereinander geschichteten Bretterkisten. Der Beiwagen eines elektrischen Straßenbahnzuges streift so unsanft an das Fuhrwerk, daß zwei, drei der Kisten aufs Pflaster krachen. Sofort springt die Lenkerin, ein robustes Tüchelnweib, und ihr kleines Wädel vom Bod. Eine mißliche Bescherung. In das Stroh der Kiste waren frische Landeier eingebettet. Sie sind durch den jähen Sturz teils zusammengeschlagen worden, teils aus den Rücken gefallen, so daß sich jetzt ein dottergelbes, immer stärker fließendes Gerinnsel auf dem Boden hinzieht. Im Nu sammelt sich eine Menschenmenge an und blickt wehmütig auf die Lade wie auf die Blutspur eines Unglücksfalles. Und das ist ja der hervorgequollene Saft auch; ein lebendiges Stück Volksernährung verblutet da im Staube. „Dös san drei Portionen Eierpeis.“ — „Drei ?? . . . Mindestens zehne sind's.“ — „Wenn wenigstens ein armer Teufel was davon gehabt hätt.“ — „Morgen kost' dafür ein Ei wiederum 2 Kreuzer mehr“ — schwirrt es durcheinander. Die Elektrischen bleiben in langer Reihe stehen und können wegen des vorne wartenden Wagens nicht weiter. Kondukteure, Passagiere, Wagenführer blicken neugierig heraus. „Servas!!“ — der einzige Bedauerns- und Bestürzungsruf. Endlich hat das Weib gerettet, was zu retten war, die Kisten wieder aufgeladen, und fährt resigniert davon. Die Menschen aber bleiben noch stehen. Sie blicken immer wieder auf das Giegelb und rechnen sich's um. So könnte man vor dem Aschenrest eines unwiederbringlich verlorenen Manuskriptes stehen oder vor mutwillig angezündeten Wertpapieren. Zerschlagene Eier — ein Straßenereignis im Kriege.

\* **Der Kaffeesack.** 1/2 Uhr nachts. Der letzte Stellwagen ist beim Tegetthoffmonument zur Abfahrt bereit. Da, in letzter Sekunde, hebt sich ein Korporal aufs Trittbrett, ein hübscher, etwas schwammiger Mensch mit verfürten Augen, sucht einen geeigneten Sitzplatz, läßt sich sehr behutsam nieder und fällt — o weh! — bogenförmig in die Ecke. Er lacht. In der Hand hält er einen massiven Papiersack, den er wie mit erfrorenen Fingern immer wieder auf und zunestelt, wobei sein Auge gesprächig mit den anderen Fahrgästen anbindet. Auf der Praterstraße nimmt der Wagen rasch noch ablutendes Nachtleben mit: zwei Feldwebel, einen Zivilisten und ein nicht mehr ganz junges Weib mit jungem Gesicht. Der Korporal schaut vergnügt im Kreise herum, hat für jeden etwas am Herzen, verzieht die Lippen und fühlt alles auf sich bezogen. Der Sack, den er mit verschränkten Händen wie ein Kind auf dem Schoß festhält, schautelt mit ihm hin und her. Auf einmal — zipp — zipp — fallen Körnchen heraus. Man blickt auf den Boden. Zipp — zipp — es rieselt immer dichter, als ob eine Perleschnur auseinander-spränge. Hellgrüne, frische Bohnen. „Was ist denn das?“ fragt einer der Feldwebel. Der Korporal rückt herüber, neigt sein Ohr hin. „Was Sie im Sack haben, frage ich?“ Der Korporal verdutzt: „Ich...? Kaffee... Kaffee.“ Er meldet es ringsherum und drückt den Sack zärtlicher an sich. „Fünf Kilo Kaffee!“ — „Aber geben S' Acht, der räumt Ihnen ja ganz aus!“ Der Korporal wendet neugierig den Sack um und sieht sich den Riß an. Unterdessen hüpfen die Bohnen lustig von der anderen Seite heraus... „Jefas, es is schad' d'rum... heut' ist ein jedes Körndl Gold wert,“ sagt die Frau zu seiner Linken. Sie sichtet mit dem Schirm die Körner. „Ein guter Kaffee.“ — „Man kann sich freuen, wenn man so an schönen kriegt.“ — „Geben Sie ihn lieber her, ich bringe ihn meiner Frau mit.“ Das Kaffeegespräch ist im besten Gang. Der Korporal blickt teilnahmslos auf den Sack, verstopft ihn bald hier, bald dort, bringt ihn in die verschiedensten Lagen — es tröpfelt weiter! Der Kondukteur entscheidet sich zu einem Rettungswert. Er zieht ein Stück Zeitungspapier aus der Tasche und will den Sack damit umhüllen. Der Korporal wehrt mißtrauisch die fremde Hand ab. „Aber gehen Sie, ich will Ihnen ja helfen... So geben S' doch her.“ Die

Operation ist schwer. Der Sack wird behutsam angefaßt, aber so oft man ihn aufheben will, erhebt sich der Korporal mit. Inzwischen prüft der Feldwebel gegenüber die Qualität der Bohnen und scharrt mit den Händen alles vom Boden. „Sie können sich ihn nehmen... ich bin der schöne Friß.“ Die Ermunterung, unter Abgabe der Visittarte, findet Gehör. Der Feldwebel zieht seine Kappe ab und hält sie unter die Piepe des reichlich fließenden Fasses aus Sackpapier. Das ist dem gequälten Hausfrauenherzen daneben zuviel. „Geben S' her, ich bind's zusammen.“ Der Korporal ist noch ungebärdig. Aber unter den festen Griffen der Frau schmilzt sein Widerstand. Dafür erschwert jetzt seine Dankbarkeit die Aktion. Er will die Hand, die sich um den Kaffee bemüht, an seine Lippen drücken; der Kondukteur stützt den bandagierten Patienten aus Kaffee, sogar der Musiker mit dem Strüdstock hat sich mit erhoben, und während der verwideltsten Szene hält der Feldwebel unablässig seine Kappe unter... Das Unwohlsein eines Kaffeesackes... Ein Bassant läuft schon eine Weile dem Wagen nach und schwingt sich endlich aus Neugierde hinauf. „Was ist denn? Ist einem schlecht geworden? Ein krankes Kind? fragt er atemlos. Ärger, Ärger, Ärger. Ein zerrissener Kaffeesack! Weißt Du, was das bedeutet?“

**Türkische Gäste im Wiener Rathause.**

Eine Abordnung aus Adrianopel, bestehend aus dem Bürgermeister Achmed-Bei, Abgeordneten Faki-Bei und Chefingenieur Mehmed Sabri, die gegenwärtig studienhalber und zur Abwicklung von Geschäften in Wien sich aufhält, wurde vorgestern vom Bürgermeister Dr. Weisskirchner im Rathause empfangen. Die Mitglieder der Abordnung interessierten sich für verschiedene kommunale Einrichtungen und äußerten sich bei dieser Gelegenheit in Worten des vollsten Lobes über die Eindrücke, die sie während ihres Aufenthaltes in Wien empfangen haben.

Bürgermeister Dr. Weisskirchner überreichte dem Bürgermeister von Adrianopel ein Bruchstück der Stadt Wien, begrüßte die Abordnung mit herzlichen Worten und gab seiner aufrichtigen Freude Ausdruck, daß die Abordnung auf ihrer Studienreise den Weg in die alte Donaufstadt gefunden habe. Dies sei um so bedeutungsvoller, als es in einer Zeit geschehe, in der unsere Motorbatterien auf türkischem Boden stehen und ottomanische Soldaten Schulter an Schulter mit österreichisch-ungarischen und deutschen

Truppen gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen. Diese Verbrüderung, die der furchtbare Krieg geschaffen, werde auch in Friedenszeiten fortbestehen und, wie er hoffe, eine innige wirtschaftliche Verbindung herbeiführen. Der Bürgermeister schloß, er sei der festen Ueberzeugung, daß der Verkehr der Städtevertretungen miteinander geeignet sei, die Gefühle aufrichtigster Freundschaft zu mehren und das beiderseitige Vertrauen noch mehr zu festigen.

Auf die Worte des Bürgermeisters Dr. Weisskirchner antwortete im Namen des Bürgermeisters Achmed-Bei, der der deutschen Sprache nicht mächtig, Konsul Bondy-Bei folgendes:

Wir fühlen uns hochgeehrt, von dem Bürgermeister der Stadt Wien begrüßt worden zu sein. Wien ist nicht nur die Millionenstadt eines großen und mächtigen Reiches, sie ist auch ein Mittelpunkt der höchsten Kultur, wo Wissenschaft und Kunst gepaart ist mit dem edlen Sinn einer zielbewußten Bürgerschaft, die es verstanden hat, das möglichste an öffentlicher Wohlfahrt und municipaler Musterwirtschaft zu erreichen. Wir Adrianopler können da nur bewundern und wünschen, daß es uns gelingen möge, einiges aus ihrer hohen, verfeinerten Kultur zu uns zu verpflanzen.

In einer Beziehung halten wir auch einen Vergleich mit der mächtigen Hauptstadt an der Donau aus, das ist die historische Erinnerung. Auf eine dreitausendjährige Vergangenheit blickt unsere Stadt zurück, der volkstümliche deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa hielt sich längere Zeit bei uns auf. Bis 1877 war Adrianopel eine blühende Stadt, reich an wirtschaftlichen Produkten, und auch die Hausindustrie stand bei uns in voller Blüte. Der Ueberfall des Moskowitzers, die Balkankriege und der Weltkrieg haben die Stadt hart mitgenommen. Wir kamen jetzt hieher, um Maschinen, Werkzeuge und Geräte zu kaufen, um unsere Werkstätten zu vergrößern und durch Schaffung von Arbeiten das Los Tausender zu verbessern. Bei diesem humanitären Werke rechnen wir auf die Unterstützung unserer österreichisch-ungarischen und reichsdeutschen Verbündeten, und hoffen, daß uns die Regierungen der beiden großen Reiche mit Rat und Tat an die Hand gehen werden. Wir wollen durch eigene Kraft und mit eigenen Mitteln uns wieder emporarbeiten und unsere Stadt zu neuer Blüte bringen. Der Redner dankte neuerlich dem Bürgermeister und schloß mit einem Hoch auf denselben und die gesamte Bevölkerung.

Bürgermeister Dr. Weisskirchner erwiderte, daß die Bürgerschaft von Adrianopel sich der wärmsten Sympathien der Wiener Gemeindevertretung verfähert halten könne.

Bei diesem Begrüßungsakt waren auch Botschaftsrat Blaque-Bei, der für Wien neuernannte türkische Generalkonsul Dr. Husny-Bei, Reschid-Bei Bondy, sowie die Vizebürgermeister Hierhammer und Rain anwesend.

10. / III. 1846

32

### Seltene Begebenheiten.

An dieser Stelle wurde schon einmal eine Reihe von Erlebnissen und Begebenheiten aus dem Weltkrieg mitgeteilt, deren eigentümlicher mysteriöser Reiz darin bestand, daß sie sich auf Grund gemeiner Logik und Erfahrung nicht erklären ließen. Man konnte ihnen nur auf Grund der Annahme beistimmen, daß in gewissen Lagen und Verhältnissen einzelne menschlichen Fähigkeiten entwideln, die mit dem Ausdruck „Hellsehen“ zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen erklärt werden. Ob dies nun ein durch besonders geschärfte, vielleicht überreizte geistige Tätigkeit bedingtes Erkennen des Kausalzusammenhangs, des ursächlichen Zusammenhangs aller Dinge und Begebenheiten ist oder ob es sich um ein besonders seelisches Phänomen handelt, zu dem uns vorläufig der wissenschaftliche Schlüssel fehlt, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls haben die feinerzeit angeführten Fälle eine große Fülle von Mitteilungen zur Folge gehabt, aus denen einzelne, so gut als es möglich war, auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft wurden, wiedergegeben werden sollen.

• • • • •  
 Eine jungverheiratete Dame saß im Jahre vor dem Kriege mit ihrem Mann im gemeinsamen Wohnzimmer und stützte an einer Handarbeit, indes der Mann mit der Lektüre irgendeines wissenschaftlichen Werkes beschäftigt war, dessen Inhalt mit dem Nach-

stehenden in keiner Weise Fühlung hatte. Der Mann hörte nach einiger Zeit auf zu lesen und blickte in jener verlorenen Art vor sich hin, wie es Leute thun, die plötzlich in Gedanken versunken sind. Nach einiger Zeit hörte die Frau, daß ihr Mann mehrmals das ihr gänzlich unbekannte Wort „Bredbrajenski“ ausgesprochen, ohne seinen nach innen gelehrten Gesichtsausdruck zu verändern. Sie erschrak etwas, daß ihr Gatte auf einmal laut mit sich selbst sprach, und rief ihn mit der Frage an, was dieses komische Wort bedeuten solle. Der Mann blickte sie, durch die laute Frage aufgeschreckt, wie ein Erwachender an und sagte dann, er wisse es eigentlich selbst nicht und hätte auch keine Ahnung, weshalb er dieses Wort ausgesprochen habe. In der nun folgenden scherzhaften Mederei zwischen den beiden Eheleuten blies der Frau das Wort vor dem sie eine Spitze. Kurze Zeit danach brach der Krieg aus, und der Mann mußte als Reserveoffizier zu einem untrer Regiment einrücken. Nach schwerem Abschied zog er ins Feld, schrieb anfänglich fleißig, bis plötzlich alle Nachrichten aufhörten. Die trostlose Frau konnte viele Monate lang nichts über sein Schicksal erfahren, bis endlich nach langer, schwerer Wartezeit eine Nachricht aus der Gefangenenschaft von ihm einlief, in der er schrieb, daß er mit einigen Kameraden bei einer Unternehmung von den eigenen Truppen abgeschnitten und in russische Gefangenenschaft geraten sei. Und zwar hätten ihn Mannschaften des Regiments Bredbrajenski umzingelt und eingebracht. . . .

• • • • •  
 Ein kleiner Bauernbub, dessen Vater als Landsturmann einrückte und fast ein

Jahr lang die Seinigen ohne jede Nachricht gelassen hatte, sagte eines Abends zu seiner Mutter: „Morgen um neun Uhr kommt der Vater.“ Auf die Frage, wie so er zu dieser Behauptung käme, sagte er, er wisse es eben. Mehr konnte man aus ihm nicht herausbringen. Am nächsten Tag, als der Bub aus der Schule kam, lief ihm seine Mutter entgegen und sagte: „Bub, der Vater ist wirklich gekommen, er liegt in der Kammer und schläft. Geh hinein und weck ihn auf.“ Das Kind erwiderte: „Nein, Mutter, ich weck den Vater nicht auf, denn er ist schwer krank.“ Die Frau bekam nun Angst und ließ den Arzt holen, und es stellte sich wirklich heraus, daß der Mann sich eine schwere Krankheit zugezogen hatte, die sofortige Behandlung nötig machte. Die Leute wollten nun von dem merkwürdigen Kinde unter andern auch wissen, wann der Krieg beendet sei. Aber der Bub oder vielmehr seine hellseherische Gabe schien mit den auf den Vater bezüglichen Wahrsagungen vollständig erschöpft zu sein, und es war daherhin von ihm nichts Merkwürdiges mehr zu erfahren.

• • • • •  
 Ein älteres Ehepaar hatte einen Sohn im Felde, um den es beständig in Sorge war. Trotz aller guten Nachrichten, die der junge Offizier regelmäßig nach Hause sandte, waren die Eltern unruhig und ängstlich. Der Sohn hatte vor Jahren einen Hund geschenkt bekommen, der mit der ganzen Liebe dieser treuen Tiere an seinem Herrn hing und seit der Abreise des Offiziers kaum das Nötigste an Futter zu sich nahm. Meistens lag er trübsinnig vor der geschlossenen Thür des Zimmers, in dem sein Herr gewohnt hatte und gab auf irgendwelche Bursche nur durch schwaches

*Karlmann Langensperger*

Antwort. Eines Nachts nun fing dieser Hund plötzlich zu bellen und zu winseln an, krachte an der Haustür, lief in den Garten, als ihm geöffnet wurde, schnupperte in die Luft, heulte und kam schließlich aufgeregt wieder zurück. Das wiederholte sich noch zweier- oder dreimal. Jedesmal, wenn der Hund wieder herein kam, berührte er die Tür des Zimmers, in dem der gewöhnliche Wohnort des Sohnes war, verlangte, daß ihm die Tür geöffnet werde, rannte freudig erregt im Zimmer herum, winselte und deutete auf jede Weise an, daß in seiner armen Gedankenvelt etwas auf seinen Herrn Bezügliches vorgebe. Schließlich wurde seine Aufregung so lästig, daß man ihn sehr energisch zur Ruhe verwies. Aber am Morgen hatte sich sein Zustand in keiner Weise geändert. Er sprang an den Ofen empor, sah sie mit hellen Augen an und äußerte unaufhörlich ein genau erkennbares Geklingeln, das sich bis zur Freudensterei steigerte, als plötzlich ein Mietautomobil vorfuhr und vor dem Gartentor hielt. Als die Eltern, die das Geräuschen des Hundes gleichfalls in eine eigentümliche, hoffnungsvolle Stimmung versetzt hatte, in den Garten gingen, kam ihnen gesund und fröhlich der Sohn entgegen, der einen Urlaub von der Front berührt hatte, um Vater und Mutter zu überbrücken.

Zahlreich sind die Geschichten, in denen Talismane oder Amulette eine Rolle spielen. Die folgende hat allerdings wenig Uebernatürliches an sich (wenn man will), zählt aber jedenfalls in die Reihe der Rettungen, die durch ein in sich selbst mitgenommenes Erinnerungszentrum, das durch den Geber besonders teuer ist, hervorgerufen wurden. Ein Kaiseroffizier bekam von seiner Braut einen

so genannten Georgsbulaten mit ins Feld, dessen eine, glattgeschliffene Seite den eingravierten Spruch trug: "Vertrau' auf mich — ich werde Dich retten." Der Besitzer dieser Goldmünze trug sie an einem feinen Ketten um den Hals, eine Bitte seiner Braut erfüllend. In einer der ersten Schlachten an der russischen Grenze wurde er bei einem Stellungswechsel leicht verwundet. Infolge eines selbst angelegten, nicht gut sitzenden Verbandes trat ein stärkerer Blutverlust ein und der Offizier wurde bewußtlos. Russische Soldaten fanden ihn auf, nahmen ihn seine Habseligkeiten weg und überließen ihn dann der Sanität. Als der Offizier wieder zu sich kam, war er mit andern Gefangenen in eine leere Scheune gesperrt. In der Nacht machte er einen Fluchtversuch, wurde aber von einer Feldwache ergriffen. Ein Unteroffizier sollte ihn zurückbringen. In dieser Lage fiel ihm sein Georgsbulaten ein. Er riß die Münze vom Ketten ab und bot sie dem eskortierenden Unteroffizier an, indem er ihm durch Gebeden zu verstehen gab, er solle ihn freilassen. Der Offizier prüfte das Gold mit den Fingern und wandte sich dann wie zufällig ab, dem Gefangenen so Gelegenheit gebend, in der dunklen Nacht zu verschwinden. Und wirklich gelang es dem Offizier, nach langem und gefährlichem Schleichen am grauen Morgen die feindlichen Belwachen zu passieren und unsere Truppen wieder zu erreichen.

Während der Belagerung Serbiens durch unsere Truppen wurde einem Oberleutnant und seinem Diener ein auf einer Berglehne liegendes Bauernhaus als Quartier zugewiesen. Beide waren todmüde und froh, ein

wenig ruhen zu können. Als sie das Haus erreicht hatten, machte der Diener, ein ungariischer Bauernbursche aus dem Allföld, plötzlich eine Geberde des Schreckens und bot den Offizier, lieber noch einmal den Versuch zu machen, ein Quartier unten im Dorfe zu bekommen. Nur in diesem Hause solle er nicht bleiben. Auf die Frage nach dem Grunde des für den ermüdeten Offizier höchst unerwünschten Quartierswechsels antwortete der sehr kraxe und verlässliche Bursche in ungeschickter Weise, ihm gefalle es da gar nicht. Der Offizier ärgerte sich über diese Scheinbar ganz unangehörige Laune seines Dieners und beschloß ihm energisch, das Gepäck hinein zu schaffen und ein Lager herzutrichten. Der Offizier so willige, treue Diener besaß mit höchstem Widerwillen den Befehl, sich aber aus Strich und Deden mit gewohnter Sorgfalt ein Lager, auf dem sich der Offizier alsbald ausstreckte und einschloß. Nach kurzer Zeit wurde er durch selbes Mitteln geweckt und sah beim träuben Schein einer Laterne das verstörte Gesicht seines Dieners vor sich, der mit fertig gebachten Sachen vor ihm stand und ihn flehentlich bat, dieses "Un-glücksbaus" zu verlassen. Daß im Schlafe noch und selbst erschrocken über die eigentümliche Dringlichkeit seines sonst so ruhigen, braven Dieners stand er auf, zog sich vollständig an und stieg in der dunklen Nacht wieder den Weg ins Dorf hinunter, um dort eine rasche Unterkunft zu finden. Raum waren sie unten, wurde Alarm geblasen. Schiffe fielen, und bald darauf leuchtete heller Feuerlärm auf. Komitatstschis, die offenbar im Gebrüll der Berglehne verborgen geblieben hatten, machten den Versuch, die kleine, im Dorf lagernde Truppe zu überfallen. Der

\* (Klapp-Klapp!) Die Kinderspielplätze und die öffentlichen Gärten haben ein neues Motiv bekommen: das Klapp-Klapp der Holzsandalen. Man hört es überall, wo man Kindergruppen beisammen sieht, und das kleine Volk betrachtet dieses Aufklappen der Sohlen als eine Art neuen Sport und ist selig darüber. Von Mangel an Leder und ähnlich wirtschaftlichem Ungemach weiß die junge Gesellschaft ja nichts, und wüßte sie es, so würde sie das wenig anfechten. Denn Ledersohlen sind in ihren Augen jetzt etwas höchst „Gewöhnliches“ und wenig Begehrtes, schon darum, weil sie so lautlos sind. Aber mit den Holzschuhen kann man wenigstens Allotria treiben. Wettläufe damit sind ungemein beliebt, und fast alle Mütter werden berichten können, daß ihre Ruben und Mädels heftig um Holzschuhe betteln, deren Reiz selbstverständlich in erster Linie darin liegt, daß sie etwas Neues sind. Auch auf den Stiegen und in den Schulhäusern hat man in den letzten Wochen des Unterrichtes dieses Klapp-Klapp vernommen, das, wo es massenhaft auftritt, oft ohrenbetäubend wirken kann, namentlich dort, wo die Holzsohlen nicht beweglich sind. Denn es gibt bekanntlich, dank einem österreichischen Erfinder, auch bewegliche Holzsohlen, die elastischer sind und nicht so viel Speltakel machen. Es wurde erst kürzlich erzählt, daß sie im Mitterndorfer Flüchtlingslager in großen Mengen hergestellt werden, so daß nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene — in erster Linie Flüchtlinge und Soldaten des Hinterlandes — sie tragen. Nur mit dem Unterschied, daß die Erwachsenen davon sicherlich weniger beglückt sind als die Kleinen. Sieht man sie jetzt daherlaufen und hört man ihr Schuhgeklapper, so gemahnt das unwillkürlich an holländische Reiseindrücke. Denn Holland kann man sich in seinen Erinnerungen schwer ohne das hölzerschuhte, flachblonde, rotwangige kleine Volk denken. Das Geklapper hört sich dort fröhlich an. Bei uns hat es, durch den Geist der Zeit bestimmt, trüben Charakter, sofern sich die Vorstellung des Trüben mit Bildern übermütiger spielender Kinder vereinbaren läßt.

## Kleine Speisen.

### Ein zeitgemäßes Küchenkapitel.

Als die neuen Verordnungen der fleisch- und fettlosen Tage erschienen, da hat es immer wieder geheißen: „Die Wiener Gastwirte werden das Richtige finden — man kann sich auf sie verlassen“ Oder: „Die Wiener Hausfrauen werden es schon treffen — da braucht einem nicht bange zu sein“ ... Und diese Zuversicht war nicht trügerisch: Gastwirte und Hausfrauen bewähren sich in der Tat. Wie schwer sie es auch haben, namentlich die Hausfrauen, sie wissen sich doch stets von neuem zu helfen. Gewiß, es heißt sich anstellen, lange und geduldig, einmal um Fett und dann um Kaffee und dann wieder um Mehl oder um Butter oder Zucker, um Eier oder Milch. Bald eine halbe Stunde und dann zwei oder gar drei, die kostbare Zeit verjähmend, die man anderweitig so bitter nötig hätte. Aber wenn dann das Essen auf dem Tische steht, so haben die Frauen schließlich wieder irgendein Kunststück zuwege gebracht.

Lange Zeit hindurch sind die neuen Ideen, die Erfindungen und Verbesserungen an der Kochkunst ziemlich spurlos vorübergegangen. Man hörte von ein paar Surrogaten, von Pflanzenfett und ähnlichen Materialverwertungen, aber wesentliches hat sich am Herd im Verlaufe von Jahrzehnten nicht geändert. Und jetzt setzt plötzlich, nicht durch das Hinzukommen neuer Zutaten, sondern durch das Fehlen der angestammten und altgewohnten, eine Art Küchenreform ein. Auf allen Linien, sowohl daheim wie im Gasthaus, wird die Erfindungsgabe angeregt und man staunt oft über die große Auswahl und Abwechslung der Platten, wenn man die Schwierigkeit der Approvisionierung in Erwägung zieht.

Vor allem sind es die kleinen Gerichte, das was die Wiener so gern „Spezialitäten“ nennen, die gegenwärtig den Ruf eines Speisehauses oder auch einer guten Wirtin begründen. Sie sind in alten Gasthäusern einstmalig gänzlich von der Speisekarte verschwunden diese Spezialitäten, und eingeweihte Stammgäste haben sie immer aufzuspüren gewußt. Gegenwärtig jedoch beherrschen sie den Tisch. Da gibt es an fleischlosen Tagen Spinatomeletten oder Spinat-eiertuchen, wie man jetzt richtiger sagen muß, oder Pilze mit Eiern, Gemüseknödel, Gemüseknäueln und Strudelteigknödel, die mit fasziiertem Fleisch gefüllt sind. Dazu ist man Salat.

Die alten Spezialitäten freilich sind jetzt naturgemäß ein wenig rar geworden, als da waren: Saures Beuschel mit Griechstrudel, Kalbskopf mit Wurzelwerk, Rindeln mit Knödeln oder gebratene Stelzen, geröstete Leber, Strenfleisch und wie all diese Köstlichkeiten heißen, die den Wiener so heimlich anmuten. Aber auch die Erdäpfelknödel mit Häuptelsalat und harten Eiern, die gefüllten Kohlrüben, das Pilzlingrisotto und die gebratenen Erdäpfeln mit Butter und Seringen sind sehr gesucht. Um Kultur zu reißt man sich natürlich, um gefüllte Paprika und gefüllte Parabeis nicht minder. Kürzlich, an einem Sonntag, hat es Selchfleisch gegeben und mit den kleinen Resten dieses Geselchten bereitete die Hausfrau ausgezeichnete Schinkenlederln, die heißhungerig verschlungen wurden. Ein andermal vermengt sie Fleischreste in Brotknödel, die dadurch saftiger werden und ebenfalls Anklang finden. Eine Knackwurst mit Essig, Del und Zwiebel angemacht, wird ebenfalls zu dem willkommenen Spezialitäten gerechnet, nur mit dem Unterschied, daß diese Platte, die einstmalig ziemlich „gewöhnlich“ gewesen ist, jetzt auch fast zu den Feinschmeckereien gezählt werden muß.

Heringsalat mit Sardellenkartoffeln, schwarzer Rettig mit Butter — sofern gegenwärtig Butter aufzutreiben ist — warmer Krautsalat, mit Speck abgebrüht — wenn man das Glück gehabt hat, Speck zu ergattern — gefülltes Kraut, gestürzte Sohlknudeln mit Paradeismart — Makkaroni hat man früher einmal gesagt — Noderln mit Salat — das alles sind lustliche, kleine Platten, die der Feinschmecker des täglichen Lebens wohl kennt.

Als erstes Gericht Kürbiskraut, als zweites harte, Eier mit Senfkorn und dann frischgedünstetes

Kompott — das kann prächtig schmecken. Oder es gibt Gemüsesuppe und nachher Eieroderln mit Salat. Ein andermal wird von Selchfleisch Suppe gemacht, mit Kollgerstel eingelocht und nachher gibt es einen Krautstrudel. Polenta mit Dörrpflaumen, steirischen Sturz mit Salat, Lebergulyas mit Erdäpfeln und gemischtes Gemüse mit Spiegeleiern, Spinatkartoffeln, Palatschinten mit Hühnerleber gefüllt, Polentagulyas, Röstkartoffeln mit Wurst, Dillenerdäpfeln, Maiegrischmar — sie gehören alle in das Kapitel der „Kleinen Gerichte“, die selbst noch in diesen schweren Zeiten die glänzende Ueberlieferung der österreichischen Küche aufrechterhalten.

Man soll in kritischen Tagen sicherlich nicht lehrhaft werden, dennoch ist es vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß selbst diese Prüfungszeit für die Küche über die Kriegsepoche hinaus ihre Früchte tragen wird. Man lernt jetzt am Herd wieder Nachdenken, Ueberlegen, mehr als das: Erfinden. Man geht den Nährwerten nach, man beurteilt die Speisen vom hygienischen Standpunkt und ist vor allem auf die sparsamste Verwertung jeglichen Materials bedacht. Diese Errungenschaften werden auch die Küche späterer Tage wohlthätig beeinflussen. Der Fabrikant und das kleine Küchenmädchen, die Kaufleute und die Hausfrauen und die Gastwirte machen gegenwärtig eine Hochschule der praktischen Erfordernis durch, und es gibt keinen Frequentanten, der diese Muß-Semester jemals ohne nachhaltigen Gewinn besucht hätte.

H. T.

**Weibliche Werbeprediger vom Weltende.** In der letzten Zeit machte sich in verschiedenen Städten Oesterreichs, z. B. in Wien, Salzburg, Innsbruck, in gesteigertem Maßstab die Propaganda der Adventisten bemerkbar. Aber auch in rein protestantischen Gegenden wird über das zum Teil recht ausbeuterische Treiben dieser amerikanischen Sekte bitter geklagt. Der Berliner „Reichsbote“ berichtet, daß die Adventisten ihre Abgesandten nicht nur in die Häuser schicken, sondern auch die Größe des Berliner Viktoria-parkes von weiblichen Werbern bearbeiten lassen. Diese treten an die Spaziergänger heran, erklären ohne weiteres, daß jetzt das Weltende vor der Türe stehe und verlangen 10 Pfennig für die Zeitschrift „Herold der Wahrheit“. Mit den Adventisten eng verwandt ist die besonders in Wien betriebene Propaganda der „Internationalen Traktatgesellschaft in Hamburg“.



**„Packerlträger.“** Unter den „Packerlträgern“ hat man seit jeher jene Vertreter des männlichen Geschlechtes verstanden, die im Laufe der Woche in der dunstigen Stadt sein mußten und den Sonntag bei der Gattin auf dem Lande verbringen durften. Diesen kargbemessenen Landaufenthalt mußten sie aber damit bezahlen, daß sie alles das, was draußen nicht oder in minderer Güte zu haben war, mitzubringen verpflichtet waren. Man konnte den „Packerlträger“ seit jeher insbesondere an Werttagen vor Sonn- und Feiertagen in der Bahnhof- abfahrts-halle treffen, ein bißchen erschöpft, mit erhitztem Gesicht, schwitzend und nicht gerade frohgemut. Abgesehen von einer geräumigen Reisetasche, die nicht leicht zu sein schien, trug der Bedauernswerte noch eine Anzahl von Paketen und Packerln, die sich in ihrer Summe zu einer recht ansehnlichen Menge zusammenschlossen, Lebensmittel zu enthalten schienen und auf den ersten Blick erkennen ließen: „Aha! Ein Ehemann, der über den Sonntag seine Familie besucht!“ Jene, die es besser hatten, guckten ihm nach und lächelten ein wenig spöttisch und überlegen; seine Schicksalsgenossen aber schlossen sich ihm gern an, und je weiter der Sommer vorrückte, desto mehr „Samstagsbekanntschäften“ wurden geschlossen. Die sorglichen Familienväter erzählten einander während der Fahrt ihre Erlebnisse, klagten über ihr Mißgeschick, das ihnen die Rolle eines „Packerls“ zugewiesen hatte, und waren alle davon durchdrungen, daß ein Landaufenthalt in dieser Form keine Erholung, sondern eine Plackerei wäre, und daß man Weib und Kind im nächsten Sommer unbedingt nach dem entlegenen Tirol senden werde. Die Zahl der „Packerlträger“ wuchs in dem Maße, als die Beliebtheit der nahegelegenen Sommerfrischen während des Krieges stieg; und hat man ihnen schon früher Beachtung geschenkt, so tut man es jetzt noch mehr. Die braven Ehemänner, die der schon ängstlich ihrer harrenden Gattin Lebensmittel mitbringen, verdienen aber auch die volle Anerkennung ihrer Mitmenschen; weiß doch ein jeder, daß es heutzutage nicht leicht ist, etwas zu erobern, doppelt schwer für den im wirtschaftlichen Kampfe wenig erprobten Mann, der es in der Kunst, Reis, Butter oder Schmalz zu ergattern, noch nicht zu jener Fertigkeit gebracht hat, wie seine listenreiche Gemahlin. Im Eisenbahnwagen finden sich Gleichgesinnte zusammen und sofort ist ein Gespräch im Gang. Da wird Bericht erstattet, und die Schilderung des Leidensweges, den dieser oder jener antreten mußte, findet lebhaften Widerhall. Einer hat ein kleines

Packerl, das er wie einen kostbaren Schatz ganz besonders sorgsam hütet, und bald stellt sich heraus, daß er so glücklich war, ein — Viertelfilo Butter zu bekommen. „Aber fragen Sie nicht, was für Mühe es mich gekostet hat!“ fügt er resigniert hinzu. Ein anderer wieder berichtet wehmütig von der völligen Ergebnislosigkeit seiner dieswöchigen Bemühungen, und alle sind darin einig, daß das schon wirklich „a rechtes Kreuz“ ist, und daß sie „zu Tod froh“ sein werden, wenn dieser Sommer vorbei sein wird, der ihnen zu ihren Berufspflichten noch die Sorge um die Versorgung der Familie mit Lebensmitteln aufgehalft hat. Ist der „Packerlträger“ am Ziel, dann wartet in der Station schon die treue Gattin, deren erster Blick nicht ihm selbst, sondern den „Packerln“ gilt, die sofort auf ihren Inhalt geprüft werden. Ist das Ergebnis der Untersuchung zufriedenstellend, dann läßt der Empfang in seinem weiteren Verlauf an Wärme und Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig; wenn aber nicht, dann wehe dem schwergeprüften „Packerlträger.“ Denn zu allen Sorgen und allem Ungemach, das er erdulden mußte, bekommt er auch noch Vorwürfe, die ihm den schwererkaufte Landaufenthalt vollends verleiden. Und dringender noch als vorher regt sich in seinem Herzen der Wunsch: „Wenn der Sommer nur schon vorbei wäre...!“

Am Stammbesl.



so etwas wie ein "mensliches Mühren" in seinem Gutmütigen bespürte, dem er mit Hilfe eines Gubas mit Salzkrümpeln oder eines Paar Krautfructer mit Salt entgegenzuwirken beabsichtigte. "Was bringen Sie denn daher?" fragte er erstaunt, als ihn Leopold die gewinnigste Karte reichete, "was ist denn das für ein narrißch Zeug?" "Speißarten soll das sein? Die ist ja an Ditadrattkilometer groß und so neunmüßisch ang'malt," als ob es a Geseßstärker g'macht hätt."

"Dös stacht ma, Schwaffer. Du bist scho mindestens a Wochen lang in kan Wirtshaus g'west, Lobte Oberberger. "Dös is brav, die Weinige hätt a hülle Freud" an Dir. Wannst nämli a weniger häußlich veranlagt's Leben führe't, hättst do die neuge Speißarten scho amol antreffen müßten. Wie hagt's nur g'schwind? Nurnmal speißarten, net wahr?" Er wendete sich mit dieser Frage an Leopold, der bejahend nickte.

"Dös is narrißch," knürte Stichter, "no nia net war a Zeit so abnürmal als wa die jekene und no nia net hat man so oft von "Nurnmal Speißarten" g'hört: "Nurnmal Speißarten" — "Nurnmal Speißarten" — "Nurnmal Speißarten" — "Nurnmal Speißarten". Dös lan alles so Pfanz, die für nix san! Wozu is die Karten was nuß? Trag' i. S' bitt' Euch, schauts Euch's amal an, meine Herren! Zwachunderstuf'g Sachen stengn drauf und lauter solche Gutigkeiten, das Dr's Wasser im Müal'sammelauf. Und wann ans'n Leopold fragt, was denn würli's haben is, so hagt's: a Gschick, a Krautfleisch und als Mehlpfeiß, wann's hoch kommt, a Singertorten oder Anischarien, die vorm Weltkrieg amal frisch g'west san. Und dazu brauch'n s' a Karten so groß wa a Haus. Wir tumm dös so vor, wie wann

ma an a Seidel Bier in an Doppellitertrügel hin-flößert. "Man, dös is all's bon wegen der "großen Zeit", meinte Schwaffer, "wenn all's so groß is, muuß's a die Speißarten sein."

"Msdann jekt, das all's groß is, kumt ma net sag'n, erwiderte Spannagl, der Schwawferscherzhaftte Bemerkung ernst genommen hatte und es sich nun gefallen lassen müßte, das die anderen in ein dröhndes Gelächter ausbrachen. Mit Bezug auf Spannagels Stöhlingsauspruch, projekte Stichter den Tischgenossen, indem er sagte: "Nur'n "Klan' Mann", den derst net vergesse, der wird allweil klarer, desto größer si's Beitatter auswachst."

Und die Butterflückerin a! rief Oberberger, "wannst heutzutag in a Müllig'wöls, einkommi und a Bierreißlo Butter verlangst — Bruader, da schaußt guat aus! Die Wollerin schaut D' großmächtig an, als obs an Klar'n vor sich hätt, der aus'm Stanzhof auskommen is. Was die andern Kundschaffen san, die machen a so a g'wiss's G'richt und lachen in sich ein. A Viertelstlo Butter! Wannst zeitl' quia aufstiebst und der Müllmeierin sympathisch bist, kam's g'siehn, das D' a halberts Mittel derweist, aber da mußt schon arti sein und "Blis die Hand!" sag'n. Sonst kann's Dir a passier'n, das sie nur a halberts Sechschmel oder von dem wiederum die Halschheit hergibt — wannst überhaupt was kriagt, hagt dös. Bald werdens in die Müllig'wöls Berggröberungs-pläßer aufstell'n müßten, weil die Kundschaffen ihner Packerl mit freiem Aug' net se'n."

Er seufzte und trant nachdenklich sein Glas aus. Stichter, dem das nicht eutgangen war, zwinterte boshaft mit den Augen und fragte: "Seht sag' ma amol um all's in der Welt, woher waist denn Du dös all's so genau? A Hausfrau oder a schön kumt si net besser ausstenna." Und plötzlich, als erinnere er sich erst jekt, rief er: "Aber ja richtig, das i da dran a hab' vergesse können; dös san no sölige Erinnerungen an die wunderschönen Tag' der Freiheit, wo's Mannigsmal selber a bisserl eintaufen gangen bist? Hab' i recht oder net?" Oberberger gab keine Antwort; aber sein Anßliß, das sich in diesem Augenblick verdüstert

hatte, zeigte deutlich an, das Stichter das richtige getroffen und durch seine Worte eine Saite in des Freundes Herzen zum Schwingen gebracht hatte, die halb süße, halb schmerzliche Erinnerungen weckte. Er hielt es daher für angezeit, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und fragte:

"Habt's scho vom neuesten Frauenberuf g'hört? An weiblichen Dienstmann gibt's seit a paar Tag'. "Weibliche Dienstmann", "entweder is ma Dünnheit", meinte Spannagl; "entweder is ma a Weib' oder a Mandel, all's zwa beianand", dös gibt's net. Wann's männlich is, nachher is's eh recht, dann is dös eh'n a Dienstmann. Is's aber weiblich, nachher is's a Dienstmann mehr, sondern a Dienstrau. Wann i' verheirat' is, hagt dös. Wann net, nachher is's a Dienstmadel; solche gibt's aber scho, seit i den', und d'rum is mir neuch's an der ganzen Sadt."

"Gehst net zua mit Deine Wortklaubereien, ereiferte sich Oberberger, der nur mit einiger Anstrengung imstande gewesen war, der verwidelten sprachwissenschaftlichen Betrachtung Spannagels zu folgen. "Ganz schwindli wird an, wann ma Dir zuchört!"

"Dös is ma scho lang' word'n bon der narrißchen Weiberwirtschaft," ärgerte sich Stichter, "in der Fruah läut's, und wannst im tiefsten Reglißch aufmachen gest, wer seht draußt? A Frauenzimmer, d' Briatragerin! Raum is die draut beim Kempel, kommt die Gasmesserin daher. In der Delektrischen wies' Suchstretzkswild, weil da d' Kondituerin Des Umfiegarten verdraht einzwid, im Kaffeehaus giffst Di über die Quatragen, weil i' Dir nie net dös bringt, was D' hab'n wilst. Kurz und guat, von der Fruah bis auf d' Nacht kumst Di mit die Weiberleut herumärgern. Wann dös no so lang' a so weiter geht, i waß net, was g'schieht!"

"Seßas Marand Josef, Du wilst do net die Anßlicht hab'n, a Kondituerin a's müßten aus lauter Bunn und Weiberfeindschaft?" rief Spannagl entsetzt. "Dös grad net! Aber das ma a saßlige Anstehrendböldigung früher oder später amal aus der Golschen anßarüßst, dös was i!" erwiderte Stichter und seine rollenden Augen veränderten nichts Gutes.

"Geb Dir an guaten Rat," meinte Schwaffer, "heirat a Kondituerin! Auf die Art und Weis g'wöhnt Di an die ganze Gattung und ..."

Stichter hielt sich die Ohren zu. "Hör auf! stehle er, "und mal um Gott'swill'n 'n Teufel net and die Wand!"

"Warum denn net?" meinte Oberberger, "i findt, der Schwaffer hat gar net so unrecht, 's gibt Ledige g'nua unter die Kramwawweiberin und es is eh a Schand und a Schmach, das ans in eine vorgerückten Jahr' no als a allanstehender Jung' g'sell dasleht. Schwamen sollst Di!"

Stichter merkte immer deutlicher: Er, der Spötter, müßte sich's heute selbst gefallen lassen, das er "geßlangt" wurde. Er verjuchte daher, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und sagte: "Das is, meine Herren, has, die richtigen Gunds-täg ...!"

Aber damit machte er nichts besser. "Da können die Hundstäg gar nix dafür, mei' lieber Stichter," rief Schwaffer; "dös sand, wa ma' sagt, innere Higen. Im Geist siehst Di bereits in den Armen einer mollerten, g'stellten, reßchen, seßchen, blis-säuber'n Kondituerin oder es schiaßt D' durch's Hirnfahel, wa dös sein wird, wannst's spat aus'm Weisl hamtommt und die Deutige Dir d' Tür vor der Nosen zuahaut und ruft: "Komplett, Herr von Stichter, kein Plak!" Und wann einies Tag's a klanwüßiger Stichter in der Wag'n liegt, wird's als richtige Kondituerin a. D. si' ordnungsmäßi verkündigen: "Noch jemand eing'sieg'n, bitte?" Das Dir bei sorgene Gedanken has werd'n muuß, dös glaubs' i' gern!"

Alle lachten und sogar Stichter vergaß seinen Droll. Auf Oberbergers Anßliß erstarb aber mit einmahl die Heiterkeit und das kam daher, weil ein Blick auf die Uhr ihn darüber belehrt hatte, das seines Weibens nicht länger sein könne.

"Mei' Alte is zwar sa' ehemalige Kondituerin," meinte er resigniert, "aber die dienliche Strenge hat's mit ihnen gemeinjam. I' will net hab'n, Bistkünftigen und wünsch' desweg'n den Herren in aller G'schwindigkeit a recht a gerubstame Nacht. Leopold, gah'n!"

Thomas Berger.

## D'r Schanerl hat si wo 'neing'fekt!

Im ganzen Hause spricht man von Schanerls Hofe.

Eine Bubenhofe ist im allgemeinen kein Ding, das ein ganzes Haus in Bewegung bringen könnte, eine Bubenhofe ist nicht danach, um die Frauen zu veranlassen, sich auf den Gängen und Stiegen und in den Türen zu heftig plaudernden Gruppen zu versammeln; Schanis Hofe hat das vermocht.

Schanerl ist ein Bub wie alle anderen, weshalb man von ihm sagen kann, daß sein Sinn für Reinlichkeitskultur vollständig unentwickelt ist. Saubere Hofen sind ihm ein Greuel. Er hat beträchtliche Angst vor dem spanischen Röhrl seiner Mutter. Und zumeist sind die Diebe, die sie ihm auf den straff gezogenen Hofenboden streicht, gegen seine leidenschaftliche Reigung für den Schmutz gerichtet. Aber trotzdem kriegt ihn das Staberl nicht unter. Seine Anschauungen über die geringe Zweckdienlichkeit reinlicher Kleidung sind unerschütterlich. Jedoch nie hätte er geahnt, daß er einmal just durch eine unsaubere Hofe zum Mittelpunkt der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit werden könnte.

Die Geschichte begann vor einer Woche.

„Mijegerl!“ schrie der Karl plötzlich, der hinter Schani einherging; und noch einmal „Mijegerl!“

Aus dem Tone, der diesen Ausruf färbte, erkannte Schanerl sofort, daß er etwas angestellt habe, irgend etwas, worauf Prügel in Aussicht standen. Er drehte sich mit Schrecken im Antlitz nach Karl um. Der stand steif, die linke Hand an der Wade, mit dem Ausdruck seines Gesichtes den Ruf „Mijegerl“ mimisch großartig verlebendigend, und sein rechter Zeigefinger wies bräwend nach der Hinterseite Schanerls.

Schanerl zerrte die Hofe nach vorn und sagte nun auch „Mijegerl!“

„Du hast di wo 'neing'fekt!“ urteilte Karl unheilvoll.

Das mußte stimmen. Ein riesiger, schön kreisrunder Fleck störte den rückwärtigen Zauber von Schanerls frischgewaschener, lichter Hofe.

Schanerl verzog in Verachtung einer ausgiebigen Staberlbeschäftigung das Gesicht. In seinen Augen lag die einzige banale Frage: Was tun? ... Aber er fand keinen anderen Ausweg als den, die Prügel möglichst rasch hinter sich zu bringen. Wenn schon, denn schon! Mit gesenktem Haupte und eingezogenem Sitzfleisch schlich er nach Hause. Das Geständnis konnte er sich ersparen. Karl sollte hinter ihm durch die Tür und brüllte gemein:

„Frau Hammerl, d'r Schanerl hat si mit seiner frischen Hof'n wo 'neing'fekt!“

Frau Hammerl sah den Fleck, blickte düster und machte Anstalten, die verunstaltete Hofe zuerst mit dem Staberl und dann erst mit Wasser und Seife zu behandeln.

Schanerl fand es vorteilhaft, der Züchtigung ein fürchterliches Geheul voranzuschicken; da kam eine Nachbarin, überblickte die Sachlage und sprach:

„Jessas Marandjosef, das is meiner Seel' a Fettfleck! ... Jekt, so was! ... Bua, Bua, red', wie kummt denn du zu an' Fettfleck?“

Und eben in diesem Augenblick hatte die Mutter das Staberl gefunden.

Und eben in diesem Augenblick begann die Hofe Schanerls berühmt zu werden.

„A Fettfleck?“ brach die erstaunte Frage aus Frau Hammerls Munde. „A Fettfleck? ... Ja, wie is denn das möglich? ... A Fettfleck! ... Gibt's denn so was no immer? Laß schan'n, Bua!“

Und Schanerl ließ schauen. Das Staberl entfiel der Mutter Hand. Und eine zweite Nachbarin kam und noch eine und wieder eine und es lief, summt, murmelte, schwirrte, stürzte die Stiegen empor und niederwärts zu Frau Hammerls Tür und es kamen alle Frauen des Hauses, nur die nicht, die gerade irgendwo angestellt waren.

„Stell'n S' Jhna vur, d'r Schanerl hat an' Riesenfettfleck auf seiner Hof'n!“

„An' Fettfleck, nei möglich!“

„An' Fettfleck? Das gibt's nimmermehr!“

„I hab' nia an Wunder glaubi, aber jekt ...“

„Die Hof'n muß in a Museum, Frau Hammerl!“

„Das is a Hof'n, die in die Zeitung g'hört!“

„Vielleicht is 's gar a Butterfleck!“

„Um Gottes will'n, nur nei auspuh'n!“

„So a braver Bua!“

Schanerls Hofe war das Ziel aller Augen. Er stand inmitten des Getöses, stolz lächelnd und mit blühblanken Wästen. Unermüdtlich ließ er seine Rehrseite immer wieder dem Sonnenlicht zu brechen, um immer wieder feststellen zu lassen, daß es sich um einen wahrhaftigen Fettfleck handle, vielleicht gar um einen Butterfleck!

Die Mutter streichelte sein Spitzbubenhaupt und tat den Schwur, diese Hofe nie und nimmer in die Wäsche zu geben, um keinen Preis!

Die Freudenstunde verrauschte.

Aber noch immer ist Schanerls Hofe, die durch den Fettfleck einen so großen Seltenheitswert erlangt hat, das Gespräch, das Staunen des Hauses. Sie wird gehegt und gepflegt, mit behutamen Fingern angefaßt, das Wort Fleckpuhmittel darf in der Familie nicht ausgesprochen werden.

Woher Schanerl den Fettfleck hat, diesem Rätsel blieb bis heute eine bestimmte Lösung versagt.

Schanerl kennt den Ursprung des Fleckes nicht, denn es war nie seine Gewohnheit, jene Gegenden, auf die er sich setzte, daraufhin anzuschauen, ob sie etwa fetthaltig seien. Die meiste Gläubigkeit findet die Annahme, Schanerl sei durch irgend einen wunderlichen Zufall mit der Küche eines Kriegslieferanten in Beziehung gekommen. Eines ist sicher, die Kreditmöglichkeiten von Schanerls Mutter haben sich bedeutend verbessert. Die Fetthofe setzte sie in den ungerechtfertigten Verdacht, sie habe geerbt. Eine böse Zunge flüsterte in ein williges Ohr, der aufsehenerregende Fleck zeuge vielleicht davon, daß Frau Hammerl, die so tue, als ob der gräßlichste Kriegsschmalhans bei ihr Küchenmeister wäre, im Fette schwimme. Und Frau Hammerl träumte sogar einmal selbst den größenwahnsinnigen Traum, der Fettfleck stamme aus ihrem eigenen Haushalt. Sie hat noch nie nach dem Erwachen so gelacht.

Aber den Schanerl, nun den Schanerl hat ein sonderbarer Ehrgeiz gepackt. „So a braver Bua!“ heißt es von ihm immer wieder. Er ist damit nicht zufrieden. Er darf die abenteuerverliche Glückshofe an Sonntagen tragen. Es genügt ihm nicht.

Der Fettfleck hat ihm den Kopf verwirrt. Er hamstert nach einem zweiten Fettfleck. Er plagt sich redlich, aber was Wunder, er kann keinen zweiten erwischen. . .

13./III. 1916

48

Gute Nachrichten . . . schlimme Nachrichten . . .

Nur wenige Leute gibt es, die sich um Mariä Lichtmess freuen, weil nun der ärgste Winter überstanden ist, weil jetzt der Saft in den Bäumen anfängt zu schwellen, und der Frühling herannahet. Die meisten Menschen jammern über das feuchtkalte Februarwetter, fürchten die Stürme des März, schimpfen auf die Unzuverlässigkeit des April und bezweifeln sogar die Bonnen des Bonnemonts. Diejenigen dagegen, die sich um Lichtmess freuen, daß die Tage fortan länger und heller werden, sind die Lebenskünstler. Sie behalten immer recht, wie es auch gehen mag. Denn sie nehmen das Jahr aus dem Ganzen, ihnen ist der Wechsel von guten und bösen Zeiten keine jedesmal erneute Erschütterung, sie empfinden, daß man nicht jeden Erfolg gleich beklagen, nicht jeden Rückschlag gleich beweinen braucht, und sie wissen, daß wir durch die dunkeln Stunden gehen müssen, um zu den sonnenhellen Tagen zu gelangen.

Das einmal kommen gute Nachrichten; ein andermal wieder kommen schlimme. Wer aber eine gute Nachricht kriegt, der denkt gewöhnlich, er sei nun für alle Zeit vor schlechten Nachrichten sicher. Und wenn eine böse Kunde wird, der meint noch viel öfter, meint noch viel hartnäckiger, es könne ihm nie wieder eine frohe Botschaft ins Haus flattern. Das menschliche Gemüt ist eben eine wunderliche Maschine, die der Verstand nicht meistern kann, wie sehr er sich's auch angelegen sein läßt. Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft? fragt schon der Dichter, der am tiefsten erkannt hat, wie schwankend und wie unberechenbar unsere Stimmungen ohne Rücksicht auf Vernunft und Logik sich verändern. Der Verstand braucht viele Jahre und er braucht die zentnerschweren Argumente der Erfahrung, bis es ihm gelingt, diese wunderliche Maschine ein wenig zu regulieren.

Daß es einmal gute, ein andermal wieder schlechte Nachrichten gibt, hat man ja auch vor dem Krieg gewußt. Nur gab es in Friedenszeiten sehr selten einmal eine Nachricht, die uns alle zugleich anging, die uns allen zusammen gleichmäßig wichtig und bedeutungsvoll war und die für uns alle, welche Gesinnung wir auch haben, welcher Partei wir sonst auch angehören mögen, den gleichen traurigen oder fröhlichen Klang besaß. Diese Seltenheit von einst ist heute zur Alltäglichkeit geworden. Jetzt gibt es jeden Tag Nachrichten, die uns alle betreffen. Seit zwei Jahren prasseln solche Nachrichten ununterbrochen, wie Platzregen auf uns nieder, leuchten uns wie Sommer Sonne und gleich dem Sonnenschein oder dem Regen, die ja für alle da sind, so daß niemand sich ihrer Wirkung entziehen kann, es sei nun ein Fürst oder Bettler, üben diese Nachrichten denselben Eindruck auf uns alle, sie mögen nun arm oder reich, vornehm oder gering sein.

Niemals vorher konnte man die Augenblicksgewalt, die von einer Nachricht ausgeht, so deutlich wahrnehmen, wie eben jetzt. Niemals vorher war es so genau zu beobachten, wie wehrlos, wie besinnungslos die Menschen im Zwange der Nachricht stehen, immer der letzten! Und wie sich ihnen in diesem Zwange das Weltbild beständig verändert. Oft von einem Tag, von einem Moment zum andern. Oft hat sich der berühmte Himmel, der voller Segen hängt, über uns gewölbt, und oft wieder war das Firmament mit grauen Nebelschleiern verhängt. Fast immer aber haben die Menschen über dem Wetter von heute das Wetter von gestern und ehegestern vergessen. Eine Nachricht setzt uns rosafarbene Brillen auf oder Brillen mit rauchgeschwärzten Gläsern. Wir sehen die Welt in rosenroter Beleuchtung, alles erscheint lieblich, auskunftreich, beglückend! Schwierigkeiten gibt es nicht. Sie sind mit einem Male verschwunden oder man hält sie dort, wo man sie dennoch erblickt, für leicht zu beseitigen. Alles wird gut, wird herrlich werden, kann gar nicht anders werden als herrlich. Dann wieder sieht man die Welt in trüblichem Grau, sieht nichts als Gefahren, nichts als Hindernisse, nichts als eine dunkle Zukunft und fragt sich mit Bestürzung, wie das wohl enden soll. „Ein Spiel von jedem Druck der Luft . . .“ Wir aber sollten die Welt ohne Brillengläser sehen, namentlich ohne solche, deren Farbe notwendigerweise jeden Tag wechselt. Jeder von uns kennt sicherlich in seinem Kreise den einen oder den anderen Menschen, der heute jauchzt, morgen verzagt, und an jeglichem neuen Morgen vergessen hat, ob er gestern ein Jubelnder oder ein Raucher gewesen ist. Jeder von uns kennt den Menschen, der heute erklärt, man müsse alle

Hoffnung schwinden lassen, und paß ist, wenn man ihn daran erinnert, daß er ja erst gestern voll froher Zuversicht gesprochen habe. Denn viele gibt es, die sich ganz genau so wie Thermometer benehmen. Die Quecksilberfäule ihres Gemütes, allzujehr beweglich, steigt und fällt unaufhörlich, je nach der Temperatur der neuesten und allerneuesten Nachricht. Aber ein Thermometer ist eben ohne Gedächtnis für die Vergangenheit, ohne jede Ahnung der Zukunft. Seine Messungen gelten für den Augenblick und nicht länger. Gleichwohl steckt in uns allen irgendwie ein bißchen von solcher Thermometereigenschaft, und das verleitet uns zu der ungeheuren Ueberschätzung der Nachrichten, das gibt jeder einzelnen Nachricht so viel Einfluß, wenn auch nicht auf unsere Grundgesinnung, so doch auf unsere Nerven.

Ein wenig sturmfest könnten wir freilich mit der Zeit schon geworden sein. Zwei Jahre einer unaufhörlich abrollenden Kette von Nachrichten haben wir nun miteinander. Sollten wir nicht doch einiges davon gelernt haben? Es gab in diesen zwei Jahren recht ernste und manchmal recht schlimme Nachrichten und wir sind nicht umgeworfen worden. Es gab frohe Botschaft, stolze, von der vollen Sonne des Ruhmes überstrahlte Neuigkeiten und der Krieg ließ uns trotzdem nicht aus seiner Umklammerung. Wir müssen — wenn wir's vorher nicht genau gewußt haben — nun endlich wissen, wer wir sind. Nicht: für wie wenig wir uns halten, wenn flau Nachricht kommt. Auch nicht: wie hoch wir uns einschätzen, wenn gute Kunde unser Selbstbewußtsein mit einem Ruck steigert. Sondern, wer wir in Wahrheit sind. Besinnen wir uns heute, nach zwei Jahren des aufrechten Kampfes unserer Gesamtleistung, dann werden wir die Wichtigkeit der vorübergehenden Nachricht nicht mehr so stark überschätzen. Eine Dosis Gedächtnis ist heute notwendiger als je vorher. Und das Gedächtnis sagt: wir haben jahrzehntelang in der Furcht vor dem drohenden Krieg verbracht, haben Jahrzehnte dem Krieg, also dem Unglück entgegengelebt. Was kommen mußte, kam. Nun ist der Krieg schon seit zwei Jahren da. Seine Drohung schwebt also nicht mehr über uns. Wir sind zwei Jahre im Krieg. Also leben wir jetzt dem Frieden entgegen. Die Berghöhe, die unser Geschlecht hinanheuchen mußte, ist nun bald überschritten.

Man erzählt den Kindern vom klugen Till Eulenspiegel, der fröhlich war, wenn er steil bergauf ging und launig, wenn der Weg mühsam talwärts führte. Die Geschichte gefällt den Kindern, sie bewundern Eulenspiegels Schelmenweisheit, aber für ihr eigenes Leben ziehen sie keine Lehre daraus. Es nützt eigentlich gar nichts, den Kindern solche weise und tiefsinnige Geschichten zu erzählen. Denn bis sie den Kern davon erfassen, sind sie keine Kinder mehr. Und verstehen . . . verstehen kann man solche Geschichten überhaupt nur dann, bis man sie nach tausend Schmerzen lächelnd an sich selbst erlebt hat. Lanzlot.

### Im Volkscafé.

#### Fett-, Fleisch- und kaffeelose Stunden.

Nirgend spielt das Volkscafé für die Volksernährung eine solche Rolle, wie in Wien. Man ist zwar über den Nährwert des Kaffees im Streit und schreibt ihm sogar positiv zerstörende Wirkung zu, es ist aber niemand gelungen, etwa eine Antikaffeebewegung wie eine Antialkoholbewegung ins Leben zu rufen. Und vielleicht ist aus diesem einfachen Umstande zu schließen, daß man dem Volk ruhig den Kaffee lassen kann, da er seit Jahrhunderten bei uns in Wien nicht nur ein Sorgenbrecher, sondern ein Helfer in Not ist, und daß man ihn als solchen schätzen soll. Aber erst in Verbindung mit dem Fett- und Fleischgenuß bekommt er seinen eigentlichen Wert im Volkscafé.

Es gab Lokale, wo man ein Butterbrot um 12 bis 14 Heller, die Portion um 16 bis 18 Heller erhielt, und zwei ansehnliche Brotstücke damit bestreichen konnte. Der Nahrungswert des Kaffees wurde dadurch erhöht oder umgekehrt, der Nahrungswert eines Butterbrotes erhielt seine Höhe und Würze durch den aromatischen Kaffee. Und wenn man gar eine Schinkenaufgabe sich leisten konnte! Auch das Schinkenbrot war in unseren

Cafés, in den kleinen wie in den großen, eine Spezialität von einer Güte und Billigkeit, wie in keiner anderen Großstadt. Man erhielt ein gut belegtes Brot schon um 30 bis 40 Heller. Wahrlich, man hatte es gut im Volkscafé. Es ist noch heute erstaunlich, welche Qualität im würzigen Trankte dargeboten wird. Die Preise sind verhältnismäßig nicht so hoch hinaufgestiegen wie in den großen Cafés von 20 auf 24, von 24 auf 28 Heller. (Es gibt auch noch niedrigere Preise.) Und das Maß ist verblieben. Die große Schale, die beinahe schon ein „Häsel“ ist, ist beibehalten worden und findet namentlich bei den alten Frauen und Männern Würdigung.

Dies alles zeigt, welche festgefügte Nahrungsüberlieferung in den Volkscafés wurzelt und daß sie gerade jetzt eine große Rolle spielt. Es ist offiziell auch in durchaus richtiger Weise dahin erkannt worden, daß man die milchlose Zeit in den Volkscafés auf drei Stunden — nicht auf fünf wie in den größeren Lokalen — beschränkte. Der alleinstehende Mann und die alleinstehende arbeitende Frau können sich die Milch viel schwerer beschaffen wie der Wirt und sie sparen Zeit und Kraft für das Milch- und Buttervieh. Aber noch eins ist in dieser schweren Zeit nicht zu unterschätzen. In Berlin gibt es beispielsweise keine Volkscafés. Der Ausschank des billigen braunen Getränkes obliegt den Destillen, die ungefähr unseren Schnaps- und Bierwirtschaften entsprechen. Die bedenkliche Nähe von geistigen Getränken aber verleitet die meisten vom Kaffeegenuß abzusehen oder es bildet erst den Abschluß eines Schnapstrankes. Die Zusammensetzung der Gäste ist deswegen auch eine andere, und es fehlen die vielen Zeitungen, die bei uns im kleinsten Cafés anliegen und zu einer längeren Rast bei einem einzigen Glase Kaffee laden und berechtigen.

In diesen Kaffeehäusern fällt der fettlose und fleischlose Tag viel schwerer ins Gewicht. Mit dem fleischlosen fand man sich leichter ab, weil Schinken und Würst zu teuer wurden, aber als der erste fettlose Tag anbrach, da gab es ein Seufzen im Volkscafé, und noch viele, viele Tage wird es ein ungläubiges Fragen geben: „Wirklich nicht?“ Denn da ist es die Mahlzeit, die ausfällt. Die Portion ist ja auch vom Tische des Kaffeehauses verschwunden, es gab nur mehr das kleine wenig befriedigende Butterbrot und auch diesem hat nun die behördliche Verordnung ein Ende bereitet. Wie wär's, wenn man für das Volkscafé die Butter

„24.“

## Der Wiener Bäderzug.

Der Wiener Bäderzug ist keine stabile, wohlgeordnete Beförderungsgelegenheit, wie sich das eigentlich für einen anständigen Bäderzug, der um den Beifall und Zuspruch der Mittwelt wirbt, geziemen würde. Er hat keine bestimmte Abfahrtszeit, keine geregelte Ankunftsstunde, verfügt über keinen Schlafwagen und entbehrt selbst der beliebten Speisewagen. Ja, seine holde Unabhängigkeit geht so weit, daß er nicht einmal einen Bahnhof besitzt, von dem aus er seine Reise antritt und ich wage es fast nicht zu gestehen, daß der Wiener Bäderzug eine so demokratische Einrichtung ist, daß man ihm auf der Straße nachlaufen kann. Er ist nämlich gar kein richtiggehender Eisenbahnzug mit einer Lokomotive vorn, einer Kette von Wagen und anderen eisenbahnähnlichen Zutaten, sondern nur ein gewöhnlicher Straßenbahnzug, der sich von seinen anderen kommunalen Kameraden, die nach Dattafing und Dornbach, nach Favoriten oder der Mariahilferstraße fahren, in der äußeren Aufmachung durch nichts unterscheidet. Er trägt die Nummer 24 in der Stirnscheibe, sicher eine Ziffer, die nichts Aufregendes und Besonderes vorstellt und nur im Erkenntnisstreife Eingeweihter, angenehme Vorstellungen auslöst.

Was ihn von seinen Straßenbahnkameraden wesentlich unterscheidet, ist die Fahrgästekasse, die er zu befördern hat. Auch ein Uneingeweihter, den der Zufall nach dem Ausgangspunkt des Wiener Bäderzuges führt, und der da die Männlein und Weiblein heraneilen sieht, würde sofort erkennen, daß es mit diesem Straßenbahnzug eine besondere Bewandnis haben müsse, denn der Menschheit, die sein Trittbrett leichtbeschwingten Fußes besteigt, haften zwei Merkmale an, die sonst im allgemeinen der straßenbahnfahrenden Mitbürgerschaft nicht eigen sind.

Während der Durchschnitts-Straßenbahnfahrgast, der ins Geschäft fährt oder aus dem Amt kommt, ein gleichgültiger, gelangweilter, mitunter verdrossener und recht oft mißmutiger Patron ist, haben die Leute, die sich dem Bäderzug eilig nähern, alle die heiteren Mienen der guten Laune, das unbekümmerte Lächeln der Freude und die glänzenden Augen der sorglosen Zufriedenheit. Wenn aber der Beobachter auch dies übersehen würde, so könnte ihm doch niemals die Tatsache entgehen, daß die Mehrheit dieser Menschen mit Paketen und Taschen bewaffnet ist. Den Verhältnissen dieses Sommers entsprechend, setzt sich diese Mehrheit aus Damen zusammen und, wie verraten werden kann, überwiegen die jüngeren Jahrgänge, jene, die erst der Lebensmitte entgegengehen. So verschieden im Umfang und nach Art auch diese Pakete der Herren und die Taschen der Damen sind, so verraten sie doch alle sofort den Inhalt. Wer jemals am Böhmersee oder in Grado, in Ostende oder in Portorose gewesen ist, kennt diese Taschen der Damen, die meist im buntemusterten Zeichen der Wiener Werkstätte prangen. Es sind die Taschen mit der Badewäsche. Jetzt beginnt der Beobachter etwas zu ahnen, er sieht nach der Aufschrift des Bäderzuges und erfährt, daß man in diesem Fahrgelegenheit nach jenem Teil der Kaiser-mühlen gefuhrwerk wird, der zum „Gänsehäufel“ den Zutritt bildet. Das „Gänsehäufel“ ist das Ziel des Wiener Bäderzuges, und der Praterstern ist der Ausgangspunkt der kleinen Reise.

Gleich nach dem Mittagessen tauchen die ersten bunten Taschen am Praterstern auf, sie vermehren sich sichtlich in den ersten Nachmittagsstunden. Aus allen Richtungen dieses großen Umsteigplatzes kommen sie daher, um sich gegen den Nordbahnhof zu einer Einheit zu sammeln und den ersehnten Bäderzug, der in der Wiener Verkehrssprache der „Bierundzwanziger Wagen“ heißt, zu erstürmen. Es ist charakteristisch, daß es hier fast keine Einzelreisende gibt. Die Gesellschaftsform herrscht vor.

Die Reise, die man zurückzulegen hat, ist nicht übermäßig interessant. Es gibt zweifellos schönere Wege als jener ist, der vom Praterstern in der Richtung zur Reichsbrücke führt. Eine so wertvolle Einrichtung auch die Kohlenhöfe der Nordbahn sind, so wenig sind sie geeignet, den Eindruck des Lieblichen und Anmutigen zu erwecken, und das Fuhrwerk, das sich durch diese Straße lärmverzeugend und staubaufwirbelnd wälzt, hat auch keine ästhetischen Aufgaben zu erfüllen. Der Wiener des Westens und des Südens ist hier fremd. . . Der Blick auf die Kahlenberglandschaft, der sich beim Befahren der Reichsbrückenrampe erschließt, wird allgemein bewundert. Und schon ist man auch am anderen Ufer. Vor wenigen Jahren gab es hier nur Feld und Wiese und Au. Nun hat die Großstadt schon über den Fluß gegriffen und sich Wiese, Feld und Au dienstbar gemacht. Es sieht nun hier aus, wie es an den Rändern aller großen Städte aussieht. Sterbende Wiesen, verendende Felder und eingehende Auen. Die Natur läßt sich aber nicht so leicht unterkriegen. Sie sendet alle Jahre noch ihre Triebe und Blätter, ihre Halme und Blumen gegen den anrückenden Menschen, um sein Werk zu stören und aufzuhalten. Aber das nützt ihr nichts. Man entreißt ihr Stück für Stück, grenzt es ein und gräbt es ab, bis eines Tages der Ziegelwagen kommt und die Bausteine abladet, die von emsigen Händen zusammengesetzt werden, um dem Organismus der Großstadt eine neue Zelle anzugliedern.

Solcher Art sind die Gedanken, die einem betrachtenden Reisenden im Wiener Bäderzuge kommen können, der mitten in einer unbollenen Gasse, in der sich Armut und Vernachlässigung vergnügt und vertreiben, stehen bleibt, da er sein Ziel erreicht hat. Der ununterrichtete Reisende ist

darüber etwas erstaunt, denn ringsum von Wasser oder ähnlichen Dingen, die zum Baden gehören, nichts zu sehen. Aber biegt man um eine nahe Ecke, so hat man auch schon einen Arm des großen Donaubeetes vor sich. Man ist ja selbst auf einer Insel, von allen Seiten vom Wasser umgeben, und die Gassen sperren mit ihren hohen Häusern bloß die Aussicht.

An schönen Sommertagen geht es in dieser kümmerlichen Vorstadtgasse mit ihren Armutshäusern und vielen Kindern recht lebhaft zu. Besonders von Mittag an bis zu den ersten Abendstunden bringt jeder Bäderzug, der angerollt kommt, eine stattliche Menge Badegäste, die in rasch bewegten Reihen nach dem Ziel ihrer Sehnsucht, nach dem Gänsehäufel, eilen, um sich den Großstadtfraub vom Körper zu waschen und ihre Nerven ein bißchen aufzufrischen. Der Zuzug ist heuer besonders stark. Manche Schöne und mancher „Kavalier“, die es im Frieden nicht billiger als mit dem Lido oder Ostende, mit Trouville oder zumindest Nordorney gehalten haben, liegen heuer im Gänsehäufelsand begraben und denken an die Vergangenheit, da man sich von einem Bäderzug, der mit Durchgangswagen und Schlafabteil ausgerüstet war, hatte entführen lassen. . .

Allois Ulreich.

\* (Schönbrunn und die Kinder.) Eines der schönsten Erlebnisse, die wir haben können, ist es immer: Kinder an jenen Orten zu sehen, an denen wir selbst jung gewesen. Das ist dann ein herzliches Frohwerden, ein Zurückkehren in die eigene Jugend. Und was für Erfahrungen erneuert wir da, die wir schon fast vergessen hatten! Welche Fülle exotischer Reize zum Beispiel der Schönbrunner Tiergarten umschließt, diese Erkenntnis kommt uns blasierten Menschen erst dann wieder so recht, wenn wir den Kindern folgen, die seelig, staunend, auf den Wegen zwischen den dicken Eisenstangen der Käfige, den dünnmaschigen Drahtgittern und den Tierhäusern umherwandeln, als gingen sie durch phantastische Träume. Erst an ihren kleinen Händen gehen wir aus dem Lande eines freundlichen zoologischen Interesses in ein Reich der Wunder und Märchen ein. Die ganz Kleinen haben runde große Augen, wenn sie vor den Bären stehen oder den Wolf betrachten — ist's auch wirklich nicht der, der das Rotkäppchen fraß? — und strahlende Gesichter, die breit und froh auseinandergehen, wenn sie denn Affchen zuschauen, die possierlich einherturnen; und sie sind ganz Entzückter, ganz zärtliche, weiche, fast mütterliche Liebe, wenn sie die Vögelchen sehen, die wunderbaren mit schillernden Köpfchen, wie der sprechende Vogel aus „Tausendundeine Nacht“, oder die schneeig weißen. Die Buben werden lebhaft in Worten und Gebärden, wollen viel erzählen und weit mehr noch hören — von Elefanten und Kamelen, von dem Tiger, der ruhelos umhergeht und mit dem Schwanz die Pflanzen peitscht und die Käfigwände, von dem Löwen, der in ruhig ernster Majestät daliegt und fast verächtlich den Menschen den Rücken lehrt, die sich zu seinen Herren aufspielen wollen. Das sind ja die Helden von tausend interessanten Märchen und Fabeln, aus wilden, unendlich geliebten Reisebüchern, die da lebhaftig aufstehen. Abenteuerfroh umweht sie der Hauch der Fremde. Manche stehen sinnend und grübelnd da und haben scharfe, nachdenkliche Falten auf der Stirn zwischen den ernstesten, überklugen Zungenaugen. Daß viele, viele unserer Feldgrauen wie große Kinder sind, besonders jene, die aus kleinen, oft weltabgeschiedenen Dörfern kommen, das zeigt sich auch hier wieder. Wie sie schauen und staunen und sich freuen. In die Ferne denken sie freilich nicht, sie lassen ihre Gedanken weit lieber nach Hause gleiten. War nicht einmal zur Kirchweih auch eine Menagerie im Dorf? Mit lebenden Tigern und einem Elefanten? Und ist der kühle stille Teich mit den buntgesiederten Enten und den schneeweißen Gänzen nicht ganz wie der zu Hause? Und schauen die Rehe nicht ganz so treu und blank wie jene andern, die im morgens stillen Wald zur Tränke gehen? Das Altbekannte, das ist noch schöner als alles Fremde; das finden sie hier und kommen oft und gern her, es zu suchen, wie die Kinder. Welches Wiener Kind zieht es nicht nach Schönbrunn, mit seinem großen Märchenbuch? Und nicht nur darum. Auf dem Heimweg führt die Mutter gern die Kinder durch die langen schnurgeraden Alleen, nach dem weiten Platz, den der Schattenriß der Gloriette begrenzt und das Schloß, dessen Ockerfarbe in der Sonne leuchtet. Da schauen sie in schauer Liebe hin. Daß „unser Kaiser“ da wohnt, das wissen sie alle, alle. Und sie gehen leise auf den Beinen, damit sie ihn bei seinem Tun nicht stören. . . .

**Patriotische Kundgebung anlässlich des heutigen Zapfenstreiches.**

Zu einer großen patriotischen Kundgebung gab heute Abend der militärische Zapfenstreich Anlaß, der — gemäß einer Anordnung des Militärkommandos — sich durch die belebtesten Straßen der Stadt bewegte. Es war ein überaus lebhaftes Bild, als aus den Kasernen die Musikkapellen der Ersatzformation mit klingendem Spiele und inmitten einer militärischen Begleitung von Lampionträgern, von vielen Hunderten erwartet, auszogen und durch die Straßen der Bezirke marschierten. Fünf Musikkapellen beteiligten sich an dieser Manifestation, die in der ganzen Stadt freudigen Widerhall weckte.

Mit dem Schläge halb 9 Uhr zogen die Kapellen aus. Die Musik des Ersatzbataillons des Deutschmeisterregiments kam von der Rennweger Kaserne und ging über den Rennweg durch die Ungargasse und die Neulinggasse, die Reihnerstraße, Stroß, Metternichgasse an der deutschen Botschaft vorbei und Richardgasse wieder in die Reihnerstraße, kam dann über den Genmarkt und durch die Johannesgasse auf den Kaiser Wilhelmring, wo sie an dem festlich geschmückten und hell

beleuchteten Gebäude des Kriegsministeriums, vor dem besonders viel Menschen standen, vorbeizog. Sie setzte dann den Weg über den Stubenring, den Aspernplatz, die Radeckthbrücke, die Bördere Zollamtsstraße und die Landstraße Hauptstraße in die Rennweger Kaserne fort.

Die Musik der Neunundvierziger (Geß) zog von der Botivkirche über die Universitäts- und Rathausstraße am Militärkommandogebäude vorbei durch die Liebiggasse, die Reichsratsstraße, am Rathaus vorbei gegen den Schmerlingplatz, dann durch die Museumstraße und die Babenbergerstraße, wo sie vor dem Ministerium für Landesverteidigung defilierte, über den Opernring und durch die Operngasse, am Palais des Armeoberkommandanten Erzherzogs Friedrich vorbei, durch die Augustinerstraße und Herrengasse, an der bayerischen Gesandtschaft vorüber, durch die Schottengasse und die Währingerstraße, die Lazaristengasse und Hochschulestraße in das Barakenlager Türkenchanze.

Die Musik der Vierundsechziger nahm den Weg vom Dreherpark über die Schönbrunnerstraße, Ullmann- und Sechshauferstraße über den Mariahilfergürtel, durch die Mariahilferstraße, Winkelmanngasse und Grünberggasse wieder zum Dreherpark. — Die Dreiundachtziger kamen von der Wafnergasse über die Obere Donaustraße und die Augartenbrücke auf den Franz Josefs-Kai und überzogen auf der Marienbrücke wieder den Donaukanal, um durch die Laborstraße und Obere Augartenstraße zurück zur Wafnergasse zu ziehen. Die Musik von Landwehr Nr. 24 ging von der Siebenbrunnengasse über die Gartengasse, Margaretenstraße und Schleismühlgasse, die Favoritenstraße an der bulgarischen Gesandtschaft in der Gufshausstraße vorbei in die Prinz Eugenstraße, wo sie bei der türkischen Botschaft defilierte, dann durch die Theresianungasse und Favoritenstraße, die Rainergasse und Wiedner Hauptstraße, die Ramperstorffergasse in die Siebenbrunnengasse.

Jede der Musiken war von allen Tambours des Regiments begleitet. Unter Kommando von Offizieren rückten noch mit jeder Musik ungefähr 200 Mann aus, die Lampions in den Fahnen der Reichshälften trugen. Die Kapellen spielten patriotische Märsche. Vor den Gebäuden der diplomatischen Vertretungen der verbündeten Reiche wurden die Nationalhymnen gespielt. Die Menge stimmte in die patriotischen Weisen ein, welche die Kapellen auf dem Marsche erschallen ließen.



### Bunte Blätter.

#### Kriegsmillionäre.

Unter den Anzeigen der Blätter taucht jetzt eine neue Ankündigung auf. Man sucht große Wohnungen, bequeme Wohnungen, elegante Wohnungen und verpricht sogar den Hausmeistern oder Vermittlern große Honorare dafür. Früher boten die Wohnungsvermittler an Spätkosten alle möglichen Wohnungen an, jetzt ist es anders geworden. Die neuen Millionäre wollen nicht mehr Wohnungen suchen. Die Frauen dieser neuen Millionäre legten in der letzten Zeit ihre Söhne rühmliche, Bataillone und falschen Berlenborgerhänge ab und gehen nun in Sachverständigen, Seidenkleidern und mit Brillanten geschmückt einher, auf den Lippen das Lächeln des Reichtums und Wohllebens. Diese Millionäre überlassen das Wohnungsgeschäft den Hausmeistern und Agenten. Sie wollen nur im vornehmen Villenviertel wohnen, je eleganter, desto besser, je teurer, desto erwünschter. Aus rühmlichen Vorstädten kommend, vertieren diese neuen Millionäre den alten Partien das Wohnen. Sie leben lustig drauf los, und man spricht hier von einem kleinen Souper, das sich zwei dieser Ehrenmänner dieser Tage hier leisteten, wobei bloß der Kaviar 60 Kronen und der Meerkrebs 150 Kronen kostete...

So plaudert ein Budapester Blatt von den neuen Kriegsmillionären. In anderen Städten, und ganz besonders in Wien, ist's natürlich nicht besser. Der Krieg ist eine neue Menschenklasse, die von der Woge des Unglücks, das über die Menschheit gekommen ist, emporgetragen wurde in die Höhen des Reichtums. Genußsucht und Prokerei sind ihre Merkmale. Nichts ist diesen neuen Millionären zu teuer und nichts ist ihnen fein genug. Sie wollen das Beste haben. Doch keine einen dieser Kriegsmillionäre, der noch vor etwas wenig mehr als einem Jahre sich Tag und Nacht in Sorgen quälte, wie er für sich und seine räuschköpfige Familie das tägliche Brot verdienen sollte. Abgehärtet, sein einziger Ansporn beschmüht und geküßt, verbrachte er damals einige Wochen in Wien, da seine Heimatstadt von den Russen besetzt war. Heute wohnt er in einem der vornehmsten Wiener Hotels, wo er eine ganze Nacht vom Zimmern innehat. Ipeißt nur in erstklassigen Restaurants, hat jetzt buchstäblich 31 elegante Anzüge, seiner Frau brachte das Kriegsgeschäft einen Schmutz im Werte von 150.000 Kronen ein, keine erwachsenen Söhne haben ein monatliches Taschengeld von je 500 Kronen. „Man kann nicht sagen“, erzählte er dieser Tage, „daß das Leben in Wien so be-

sonders teuer ist. Ich komme mit 5000 bis 6000 Kronen im Monate sehr gut aus...“

Eine Umfrage bei den vornehmsten Zubehörenden und Damenkonfektionsgeschäften müßte interessante Streiflichter ergeben. So weiß ich z. B., daß die neuen Kriegsmillionärinnen fast ausschließlich ihre Salons aufsuchen, die früher zu ihren Stammkunden nur sehr vorwiegend Aristokratinnen zählten. Ost noch angetan mit einfachen, billigen Kleidern, lassen sie sich die teuersten Modelle vorführen, verlassen sich, da sie selber davon noch nichts verstehen, auf den Geschmack der Verkäuferinnen, finden eigentlich an jedem Modell Gefallen und kaufen schließlich, ohne bei der Rennung der Presse auch nur mit der Wimper zu zucken, gleich ein halbes Duzend Kleider. Erhöhen da eines Tages in einem solchen eleganten Salon ein junges Ehepaar aus irgend einem gottverlassenen Netze. Seine Kleidung war defekt, das Haar der Frau in wüster Unordnung und hinter den Fingernägeln der beiden starrte sichtlich ältester Schmutz. Der Diener trug Bedenken, den Mann und die Frau in den Salon eintreten zu lassen, wo gerade mehrere Damen aus vornehmsten Familien versammelt waren. Aber da kam er gut an. „Hier — der Mann nahm eine dicke Brieftasche aus dem Innenteil seines Rockes und streckte sie triumphierend in die Höhe — „beinahe eine Million, die ich heute behoben habe. Ich könnte damit Ihr ganzes Geschäft abkaufen.“ — „Es waren vor treffliche Kunden“, erklärte mir tags darauf der Inhaber des Salons. Die „Gnädige“ hat sich die zehn teuersten Kleider gekauft. Schon beim vierten Kleide stolzierte sie einher wie ein Pfau, beim sechsten machte sie die Verkäuferin in gereiztem Tone darauf aufmerksam, daß sie, da sie dem Geschäft doch so viel zu verdienen gebe, wohl ein Recht darauf hätte, „Gnädige“ genannt zu werden, und dann zum Abschied hielt sie mir mit naiver Selbstverständlichkeit die Hand zum Kusse hin. Vor dem Kriege war der neue Millionär ein Agent einer Auswanderungsgesellschaft, der in seiner Heimat selbst eine Bank gründeten könnte.

Noch eine kurze, verbürgte Geschichte: Ein verwahrloßt aussehender Mann betritt den Laden eines vornehmen Juweliers und will einige Schmuckgegenstände für seine Frau besichtigen. Der Geschäftsinhaber zeigt ihm ein goldenes Armband, behält es aber fest in der Hand, offenbar, weil ihm der fremde Mann kein richtiges Vertrauen einflößen kann. „Was kostet das Stück?“ fragte der Käufer. „50 Kronen“, ist die Ant-

wort. „Mir zu schäbig“, sagt darauf der Fremde. „Zeigen Sie mir etwas Besseres, wirklich Kostbares.“ Der Geschäftsmann nimmt nun einen anderen Gegenstand. „Bieleicht das hier, aber es dürfte Ihnen zu teuer sein, es kostet 500 Kronen.“ Ach Gott, das ist doch kein Schmutz für meine Frau“, sagt ängstlich der Reiche. Ich will etwas Solides, etwas, womit man sich in Gesellschaft sehen lassen kann, der Preis ist Nebensache.“ Dann fügt er nach einer Pause hinzu, da er das ständig sich vergrößende Mißtrauen des Geschäftsmannes bemerkte: „Fürchten Sie denn, ich könnte Ihnen damit durchgehen? Lassen Sie mich doch Ihre Sachen besichtigen. Hier haben Sie eine Kautzion.“ Und er legte blante hunderttausend Kronen Papiergeld auf den Tisch. Als der Kauf zustande kam, erhebt er von der Papiersumme nur etliche tausend Kronen heraus.

Ja, der Krieg macht Leute. Erkundigen Sie sich nur nach der Herkunft der Menschen, die jetzt das Leben in vollen Zügen genießen, die die Nächte durchzucken und ohne Unterlaß prassen und Drogen feiern, die in einer Nacht oft mehr ausgeben als eine vielköpfige Familie in einem Jahre, die den Kellner begrobigen, wenn er ihnen nicht den feinsten französischen Champagner aufträgt — und Sie werden Wunderdinge zu hören bekommen. Es ist ja Krieg, sagen sie, warum sollen wir da nicht leben und genießen? Man muß einen guten Magen haben, um das zu verdauen, selbst wenn man nur davon hört.

## Kaisers Geburtstag.

### Die Feier bei Hofe.

Der inhaltsschweren Zeit entsprechend begingen gestern die Völker der Monarchie Kaisers Geburtstag. Die Zusammengehörigkeit von Herrscher und Volk hat sich im Verlaufe von mehr als zwei Kriegsjahren immer inniger gestaltet und fand an diesem Tage einen besonderen feierlichen Ausdruck; überall im weiten Reiche wurden zu Ehren des Monarchen Gottesdienste und Feiern veranstaltet und jeder einzelne im weiten Reiche hatte das Gefühl, einen bedeutungsvollen Tag mitzuerleben.

Um 8 Uhr früh las in der Schönbrunner Schloßkirche Hof- und Burgpfarrer Dr. Ernst Seydl die Messe, der der Kaiser mit den Mitgliedern des Kaiserhauses bewohnte. Vormittags nahm der Kaiser in seinen Gemächern im Schlosse die Glückwünsche der Mitglieder der kaiserlichen Familie entgegen. Als erste Gratulanten hatten sich die älteren Kinder des Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Josef eingefunden, die dem Kaiser Blumen überreichten.

### Festliche Veranstaltungen.

#### In Wien.

Wien hatte sich geschmückt, und Tausende von bunten Fahnen in den österreichischen, ungarischen, reichsdeutschen, türkischen und bulgarischen Farben gaben der Stadt ein besonderes Gepräge. Schwarz und Gelb beherrschten die Straßen, und in den Hauptverkehrsadern der Innern Stadt war jedes Haus besetzt. Die Geschäfte waren mit Seidenfahnen geschmückt, die das Bild oder eine Büste des Monarchen umgaben. Abzeichen, Gedendblätter und Ansichtskarten wurden zum Kauf angeboten, die das Kriegsfürsorgeamt anlässlich des Festtages herausgegeben hatte. Deren Erlös kommt den Soldaten im Felde und deren Angehörigen, Verwundeten und Hinterbliebenen nach Gefallenem zugute.

Um 5 Uhr früh ging am Artilleriearsenal die Flagge hoch; zu gleicher Zeit kündeten 24 Kanonenschüsse den Anbruch des festlichen Tages. Militärische oder mit Militär belegte Objekte hielten die Fahnen. Dem Gottesdienst in der Votivkirche, den der Feldvikar Bischof Wjelic zelebrierte, wohnten die dienstfreien Offiziere, Militärgesellen und Militärbeamten bei. Unter ihnen Kriegsminister Freiherr v. Krobatin, Militärkommandant G. v. J. Freiherr v. Kirchbach und viele andere.

Um 11 Uhr vormittags fand in der Stephanskirche ein feierliches Hochamt mit Tedeum statt, das der Kardinal-Fürstbischof Dr. Piffli zelebrierte und dem vom Hofe bewohnten: Erzherzog Franz Salvator, Erzherzogin Marie Valerie, die Erzherzoge Hubert Salvator, Erzherzogin Hedwig, Erzherzog Theodor Salvator, die Erzherzoginnen Gertrude, Marie und Mathilde, Erzherzogin Auguste und Tochter Erzherzogin Sophie, Prinzessin Gisela von Bayern, Graf Georg und Gräfin Elisabeth Franziska Waldburg-Zeill. Außerdem war Ministerpräsident Graf Stürgkh mit allen Mitgliedern seines Kabinetts sowie die anderen Spitzen der zivilen und die der Militärbehörden erschienen.

Die evangelischen Gemeinden Oesterreichs begingen den Festtag überall durch Festgottesdienste und Kirchenfammlungen für Liebeswerke. Von den beiden hiesigen Gemeinden wurde ein gemeinsamer Gottesdienst in der festlich geschmückten Stadtkirche S. B. in der Dorotheergasse abgehalten, dem der deutsche Botschafter v. Tschirsky bewohnte.

In der griechischen Kirche auf dem Fleischmarkt fand ein feierliches Tedeum statt, das der Megas Protosynkellos Dr. Apostolopoulos zelebrierte und dem unter anderen der Präsident der griechischen Kirchengemeinde Hofrat Dr. Freiherr v. Giannelia bewohnte.

Vormittags fand im Tempel der Kultusgemeinde in der Tempelgasse ein Militärfestgottesdienst statt, in dessen Verlauf Feldrabbiner Doktor Frankfurter eine Ansprache hielt, worauf sich der ungarische Feldrabbiner Dr. Samuel Randal an die ungarischen Soldaten wendete. Kaisergebet und Volkshymne beschlossen die Feier, der in Vertretung des Militärkommandos Oberst Moese v. Kollendorf bewohnte. Auch in allen anderen Synagogen fanden Festgottesdienste statt.

In der Franz Josef-Akademie fand gestern zum viertenmal seit ihrem Bestande die Ausmusterung statt. Der Feier wohnte Erzherzogin Isabella, die Fahnepatin der Akademie, mit ihrer Tochter, ferner der Minister für Landesverteidigung und viele hohe Offiziere bei. Monsignore Gürtler las die Festmesse und hielt eine Ansprache, worauf Akademielommandant Oberst Brückner den 26 Neuausgemusterten den Fahneneid abnahm. Dann richtete er einige Worte an die jungen Offiziere, worauf der Landesverteidigungsminister Generaloberst Freiherr v. Georgi die Festrede hielt, in der er auf die Leistungen der aus der Akademie bisher hervorgegangenen Offiziere hinwies und den Neuausgemusterten ans Herz legte, es jenen gleichzutun. Seine Rede klang in ein Hoch auf den Monarchen aus. Nach der Erwiderung des neuernannten Leutnants Friedrich Sigmund ließ sich Erzherzogin Isabella die 26 ausgemusterten Offiziere vorstellen und zog sie ins Gespräch. Ein Festmahl beschloß die Feier.

In der Karlskirche wurde auf Veranlassung der Wachabteilung des k. k. österreichischen Kriegerkorps ein Festgottesdienst abgehalten. Der Kommandant FML. Ritter v. Wikullil, der in Begleitung des Obersten Weichberger und vielen anderen Offizieren erschienen war, nahm die Kaiserparade ab.

Das Fest der Praterschauhüttenbesitzer wurde durch einen Gottesdienst eingeleitet, den vormittags in der Nepomulkkirche in der Praterstraße Pfarrer Modest zelebrierte. Von einer eigentlichen programmgemäßen Feier im Prater nahm man heuer Abstand; trotzdem ließen es sich die Wirte und Hüttenbesitzer nicht nehmen, den Geburtstag des Kaisers festlich zu begehen. Alle Schauhütten und Gastwirtschaften prangten in schönstem Festschmuck. Der Besuch des Praters blieb gegen den des Vorjahres zurück. Vorwiegend sah man die im Prater bequartierten Mannschafspersonen, die gestern seitens ihrer Kommandanten nebst der ihnen gebührenden Kost mit Bier, Wein und Mehlspeisen bewirtet wurden.

In den meisten Lokalen kam es auch zu spontanen Huldigungen durch Absingen der Volkshymne.

In der festlich beleuchteten Anstaltskapelle des Allgemeinen Krankenhauses fand ein vom P. Dr. v. Tongelen zelebrierter Festgottesdienst statt, dem Direktor Dr. Weder sowie der Vizedirektor, viele Professoren, Abteilungsvorstände, Aerzte, Beamte, Patienten, erkrankte und verwundete Krieger usw. bewohnten. Nach dem Gottesdienst hielt P. v. Tongelen eine Ansprache. Auch in allen Kriegsspitälern sowie anderen Wiener Krankenanstalten fanden Kaiserfeiern statt.

Das Jungschützenkorps Innere Stadt und die militärisch organisierten Wiener Anabenhorte Dttakring und Meidling wohnten einem in der Kirche am Hof veranstalteten, von P. Superior Mühlleitner zelebrierten Gottesdienst bei, in dessen Verlauf der Pfarrer eine Ansprache an die Jungen richtete. Hierauf erfolgte die Defilierung vor dem Präsidenten Regierungsrat Meizner, der sodann eine Rede hielt.

In allen Anstalten des unter dem Schutz der Erzherzogin Maria Josefa stehenden Zentralkrippenvereines wurden Feiern abgehalten. Die Kinder wurden über die Bedeutung des Festtages in Ansprachen belehrt.

## Kaisers Geburtstag.

Die Bevölkerung der Monarchie feierte den gestrigen Geburtstag des Kaisers im besonderen Glanze. Neben den äußerlichen Festlichkeiten wurde der 18. August zum Anlaß für viele Wohlfahrtsakten genommen, die namentlich für die Hinterbliebenen der Gefallenen bestimmt waren, um diesem historischen Tage die würdigste Weihe zu geben.

Im benachbarten Deutschen Reich wurde das Geburtsfest des Kaisers in derselben herzlichen Weise gefeiert wie bei uns.

### Das Hochamt in der Stephanskirche.

Dem Hochamte in der Stephanskirche wohnten außer den schon genannten Funktionären noch bei: die Sektionschefs Dr. Freiherr v. Banhans, Ritter v. Bared, von Bauer-Bargehr, Dr. Ritter Beck von Mannagetta, Dr. Burger, v. Chrenoczky, Dr. Cwilkowski, Diwald, Dr. Ritter v. Ertl, Franz, Dr. Ritter v. Galecki, Dr. Ritter v. Globocnik, v. Sorodolski, Dr. Orienberger, Dr. v. Hampe, Dr. Ritter von Homma, Ritter v. Homann, Freiherr v. Jettel, Dr. v. Kelle, Ritter v. Keller, Klimscha, Köhler, Ritter v. Losinski, Freiherr v. Kriegs-Alt, v. Kuh-Chrobak, Lauda, Lepar, Marek, Franz Müller, Dr. Mitesch, v. Parisini, Dr. Pischhof, Dr. Ritter v. Pranter, Freiherr v. Rhemen, Rössig, Kotter, Dr. Ritter von Rudel, Dr. Ritter v. Schauer, Dr. Edler v. Scheuchensuel, Dr. Schober, Dr. Schreyer, Dr. Ritter von Seidler, v. Simonelli, Ritter v. Solbis, v. Träger, Dr. Wagner Ritter v. Jauregg, Dr. Freiherr von Weber, Dr. Ritter v. Wolf, Dr. Zawadil, Zimmerauer und Dr. Bolger, Senatspräsident Ritter Seidl v. Zellburgg, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat von Brileszki, Statthalterei-Präsident Ludwig Tils mit den Hofräten Dr. Freiherrn v. Mylius, Dr. Grafen Bedwitz, Grafen Lamezan, Bruckmüller, Grafen Stainach und Dr. Ritter v. Selly und fast sämtlichen Statthaltereiräten; weiter Polizeipräsident Freiherr v. Gorup mit Hofrat Geyer, Polizeibezirksleiter Regierungsrat Bolt, Zentralinspektor Oberpolizeirat Dr. Pamer und Oberpolizeirat Rzehak, Präsident der Akademie für Musik und darstellende Kunst Dr. Ritter v. Wiener, Generalprokurator Dr. Hoegel, Generalprokuratorstellvertreter Hofrat Dr. Schilder, Hofrat Ritter v. Köhler, Direktor der Hofbibliothek Hofrat Dr. Ritter v. Karabacof, Hofzahlamtsdirektor Hofrat Edler v. Köhrich, die Sektionsräte Doktor Blecha, Dr. Winter, Ureich, Lewicki und Doktor Holzlechner, die Regierungsräte Lueiß und Jiwisa, Hofzahlmeister Mader, Direktor der Hofapotheke Regierungsrat Köller, Hofrechnungsdirektor Balling, Burghauptmann Manner, Direktor der kaiserlichen Gemäldegalerie Dr. Gild, ferner Präsident der Schulbuchverlage Dr. Heinz, die Staatsbahndirektoren Dr. Kolisko und Dr. Gentebrück, die Ministerialräte v. Megy, Dr. Wildens, v. Ehrhart, Greif, Breisky, Haas, Dr. Klein, v. Pösch, Doktor

## Kaisers Geburtstag

packenden Vortrag von C. Loewes „Prinz Eugen“ zu entzücken. Die Klavierbegleitung besorgte in feinstmöglichster Weise Oskar Dachs. Franz Lehar, bei seinem Erscheinen mit langanhaltendem Beifall begrüßt, bereitete den Zuhörern einen besonderen Kunstgenuss. Er dirigierte hier zum erstenmal seine Tonichtung „Im Fieber“ (Text von Erwin Weill), die vom Heldentenor des königlichen Landestheaters in Prag Herr Hans Nachod mit wärmster Empfindung gesungen, mächtige Wirkung übte und Stürme von Beifall entfesselte. In diesem Tonstück, das beinahe düster gehalten ist, zeigt sich Lehar als Stimmungsmaler von feinsten Empfindung. Nicht minder schlug dann sein „Reiterlied 1914“ ein, das im Vortrage des Herrn Nachod zu voller Wirkung kam. Hofschauspielerin Gusti Wittels erfreute sodann durch heitere und ernste Rezitationen. Emmerich Kalman dirigierte überaus temperamentvoll den hinreißenden Walzer sowie ein Lied aus seiner populären „Scharasfürstin“, vom Publikum durch stärksten Beifall ausgezeichnet. Nun kam Hansi Niese und trug in ihrer urwüchsigen und schallhaften Art ihre beiden Schläger, und zwar das „Varietés-Couplet“ und „Auf der Daingruben und auf der Wieden“ vor. Man wurde nicht müde, der Künstlerin zuzuhören. Fritz Werner sang dann die Lieder „Der österreichische Leutnant“ sowie „Wochentag-Feiertag“ mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und mit prächtiger Stimme, er fand gleichfalls die wärmste Aufnahme. Den Beschluss des überaus gelungenen Abends bildeten heitere Vorträge des Komikers Paul Morgan, der, wie stets, die Lacher auf seiner Seite hatte, und durch reichen Beifall belohnt wurde. Die Gesangsvorträge begleitete in vorzüglicher Weise der Kapellmeister des Kurtheaters Hans Mohr.

Um das Zustandekommen des schönen Abends, dessen Reinertragnis dem Militär-Witwen- und Waisenfonds, sowie der neu zu gründenden Zweigstelle Bad Ischl des Oberösterreichischen Landesvereines zur Unterstützung von Witwen und Waisen nach gefallenen Kriegern zufällt, hat sich Fürstin Marie Weikersheim-Czernin, von der Gemahlin des Bürgermeisters Frau kaiserlicher Rat Leithner und einem großen Komitee auf das eifrigste unterstützt, besonders verdient gemacht. Der Veranstaltung wohnten bei: der amerikanische Botschafter Mister Benfield und Gemahlin, der rumänische Botschaftssekretär Germani, Fürstin Weikersheim mit ihren Kindern, Gräfin Wendheim, Gräfin Nemes, Gräfin Olga Königsegg, Komtesse Bellegarde, Komtesse Duquoy, Sektionschef a. D. Geheimer Rat v. Mery und Tochter, Geheimer Rat Graf Brandis, Baron Dirszty und Gemahlin, Bürgermeister kaiserlicher Rat Leithner und Gemahlin, Konsistorialrat Pfarrer Stabler, Hofrat Dr. Möller, Landesgerichtsrat Doktor Drave und Gemahlin, Baronin Offermann, Fräulein v. Seibt, Frau Jaroschinska und Tochter, Frau Karin v. Hoeft, Frau Elise Spitzer, Frau kaiserlicher Rat Dr. v. Hortenau, Industrieller Alfred Quittner, Major Weiler und Gemahlin, Bankier Salo Cohn, Frau v. Rebhann, Fräulein v. Dürfeld und viele andre.

## Tagesneuigkeiten.

### Zimmer zu vermieten!

Wohnungen auf Kriegsdauer.

Soll man es tun?

In der Familie ist lange verhandelt worden. Gewiß, man könnte das eine Zimmer ohne weiteres entbehren. Ist der Vater da, dann braucht man die drei Räume: das Speisezimmer, das Schlafzimmer der Eltern und das Kabinett, in dem die beiden Mädchen wohnen. Jetzt aber, da der Vater im Feld ist, ließe sich das Speisezimmer wirklich vermieten. Man würde im Schlafzimmer essen, oder man könnte das Schlafzimmer ausschalten und die Mutter müßte nur zu den Mädchen übersiedeln. Wer nimmt diese Dinge denn in Kriegszeiten so genau? Und eine sehr wünschenswerte Zulage zum Zins wäre es jedenfalls.

In der ersten Zeit ist es gegangen: man hatte Ersparnisse und der Vater hat etwas Geld geschickt, aber wer weiß, wie es künftig sein wird? Neuanschaffungen müssen nicht gemacht werden, denn Vaters Bett ist ja vorhanden und das Opfer der kleinen Einschränkungen kann man immerhin bringen. Sehr viele Leute machen es jetzt so. Der Familienrat beschließt daher, alle Wenn und Aber zu überwinden und tatsächlich ein Zimmer zu vermieten. Schon am nächsten Tage wird umgestellt, hergerichtet, alles blitzblank in Stand gesetzt und der Zettel wandert nach ergangener Erlaubnis des Hausherrn vor das Tor.

Fast an jedem zweiten oder dritten Hause kann man es jetzt lesen: Ein Zimmer zu vermieten. Namentlich in der Vorstadt mehrt sich dieses Angebot. Aber es ist keine schlechte Spekulation, denn niemals hat Wien, haben auch die kleinen und größeren Orte der Provinz, so zahlreiche möblierte Zimmer nötig gehabt als gerade jetzt. Es gibt ja so viel Flüchtlinge, die vorübergehend untergebracht werden müssen und für die Hotels, Gasthöfe und Pensionen nicht ausreichen. Sie sind froh wenn sie in netten Familien unterkommen, in denen sie gleich ein wenig Ansprache und vor allem Anteilnahme für ihr Schicksal finden, so daß jene, die sie aufnehmen, eigentlich mehr tun, als ihre eigene Klasse aufbessern: Sie helfen Menschen, die vorübergehend in eine bedrückte Lage geraten sind, die schweren Zeiten zu überwinden. Das ist gewiß ein sozialer Verdienst.

Gleichzeitig und in erster Linie aber fördern die braven Frauen, die diesen Entschluß gefaßt haben, sich selbst. Sie freuen sich, wenn sie zum Erhalten der Familie etwas beitragen, und sie schrecken von der Arbeit, die ihnen die Mieter verursachen nicht zurück. Denn leicht ist es wahrhaftig nicht immer. Man weiß ja, daß nicht jeder das Glück hat, auf ge-

gaben täglich größer werden. Ist es doch sogar nicht einfach, sich plötzlich und ohne geeignete Vorkenntnisse, einen Erwerb zu verschaffen, zumal ein Erwerb, der sofort einsetzen soll. Das Zimmervermieten, an das sich ja auch sehr häufig der Verdienst für Verköstigungen schließt, beseitigt jedenfalls bei sehr vielen Menschen bange wirtschaftliche Fragen. Darum mehren sich die Zettel vor den Toren, an denen sie jetzt nicht zu lange hängen bleiben müssen, weil das Angebot der Nachfrage entgegenkommt.

H. T.

Am Stammeisl.



Oberberger hatte heute seinen hüngrigen Tag. Obwohl er schon zu Hause ein von liebreicher Brauchhand fertigtes Abendessen bekommen und mit Pus und Stingl aufgezehrt hatte, war er immer noch hüngrig, was ihm zu der Befürchtung Anlaß gab, sein 'Wagen' müsse 'a Loch kriagt ham'.

Da sei so guat, meinte Schwaffer besorgt, 'dös wa' heutzutag a g'fährlich's Leiden, dös was 'n stärksten Menschen herunterbringen müßt. Da schau nur g'schwund d'Qua, daß Dir aner dös Loch beizeiten wieder quaßst.

Oberberger hatte sich während er diese gütgemeinten Rat schläge anhörte, in das Stindium der Speisstarke vertieft und dabei entdeckt, daß es noch ein Schweinsstärkee gebe. 'Kostt zwar an Hausen Geld, meinte er, aber was is dabei? Anol in der Wochen Deckt ans scho's Nadel laufen lassen. Und es ging in seiner Versuchungslust logar noch um ein Stind weiter und bestellte beim Leopold zum Schweinsbratel noch einen Salat.

Dös is a d' Meinung von manchem andern, sagte Schwaffer, aber i man' desweg'n brauchst ja net a so schreit'n. Kaner von uns, die woß ma da besammigen, kann woß dazur.

Ich kann schreit'n, so viel als i mag, ärgerte sich Stiglich; oder soll ma vielleicht ruhig bleib'n, wann ma hört, wie so a G'sellschaft von Diab' und Mauber aus an 'Salatil' um sieg'g Kreuzer Lehr' um d' Hand a 'Salatöl' um fünf Gulden macht? Euch is das natürl' Wunsch und Ihr denkt's Euch: Ah was! Weil's Des ka sozial's Empfinden net hab't's und...

Da muas i bitten, verteidigte sich Spannaagl; i bin derselbe, der, wo er kann, für 'n klam' Mann eintritt, und daß ma dös wuircht is, wann i sach, wie er von die Gauner und Preistreiber ausg'fackelt wird, dös is net wahr.

Di man' i a net, knurre Stiglich, der, den was i man', der wird's schu wissen. Er meinte keinen anderen als Oberberger; der ließ sich aber durch seine Neben durchaus nicht die gute Name verderben und verpeiste vielmehr mit dem Behagen eines Menschen, der sich seiner Schuld bewußt ist, sein Schweinernes mit Salat.

Bezug auf letzteren legte er: Delikat, dös muas ma sag'n. Wann der wirft mit dem Dings da, mit dem 'Salatil', g'macht is, dann sag' i niz anders als: Allen Respekt vor dem Erfinder! Die Hornader auf Stiglich's Stirn schwoß an, als er sich so getrosselt sah. Nur so weiter, sagte er, is ja no schön!

Was willst denn hab'n? erwiderte Oberberger, eahm trifft ja tu Vorwurf net, sondern nur die, was aus aner billigen a teure Sach' g'macht haben. Zum Stainen is's, auf was dös G'findel all's kommt! Salatöl — Salatöl, der G'spuß is net amol so schlecht!

Aber schlecht kunn' an werd'n, sagte Schwaffer, von dem 'Des' nämli: was ma heutzutag überhaupt für Sacherln abschickten muas, dös is scho nimmer schön!

Was? brauchte Oberberger auf, wer müas denn? An nemm Behutl von den Kriegsgaunern, iynere Gaunereien san d' Teut' selber dran schuld, die woß eahna drauß einreißig'n. A Kriegsrunderamt, so wie sie's in Deutschland drauß hab'n, dös is, woß ma braucheten, schaltete Spannaagl ein.

Vor la Spur, erwiderte Oberberger und schüttelte den Kopf, dös is ganz guat und recht, wenn ma's hat, aber ma kann a ohne eahm leb'n. Die hohe Behörde — allen Respekt vor ihr und allerhand staatsbürgerliche Hochachtung — aber mei Meinung is, daß die Behörde net hinter all'n und jed'n hinterher sein kann und dös des gerechtere weis' a ka Mensch von ihr verlangen. Da muas scho's Wolf selber a bisserl antaugen, sie rühr'n und mithelfen. So lang als 's Leut' gibt, die an teure Geld andraht, so lang werd'n a d' Fallofen net ausstreb'n, die aus 'm 'Salatil' über Nacht a 'Salatöl' machen.

Er verpeiste mit diesen Worten den letzten Rest des Erdäpfelsalats, den ihm Leopold gebracht hatte, schob den Teller beiseite, machte einen tüchtigen Zug aus seinem Glas und kündete sich mit einiger Umständlichkeit eine Virginia an.

Stiglich mußte zugeben, daß der Senior in manchem nicht so unrecht hatte, dachte aber trotzdem über eine geyarnichte Erwidrung nach, es fiel ihm aber nichts ein. Eine kleine Pause entstand, der schließlich Schwaffer dadurch ein Ende machte, daß er leise vor sich hinrästelte: 'A so a Kongoneger der hat's guat!'

Wie kommt denn auf amol auf 'n Kongoneger? erkundigte sich Spannaagl. Besser g'sagt: Senegalneger, erklärte Schwaffer. Hast denn net g'hört davon? In Frankreich kriag'n die Schwärzen, weuns brab in die vorderste Linie aufzueh'n, als Belohnung a weisse Frau versprochen. Hob' i da net recht, wann i' sag, daß er's guat hot, der Neger?

Dös kommt ganz auf das Ausg'schauen von dem weissen Frau an, bemerkte Oberberger, i' für mei Person bin net grad der Meinung, daß a solchere dös Höchste is, was an zusal'n kann. Wann mir aner so was versprechen mücht, müast er m'r das Weiberl a'mindesten erscht deig'n. Wann's mollet und mudelsauber is, nachher ließ si ja dös G'schick machen, wenn aber net, dann bin i net dazur a haben.

Wann dös wahr is, was i g'hört hab', sagte Schwaffer, dann brauchen si die Zulustaffern und wie die schwärzen Helden alle haben, gar net a 'Kragagier'n und in die vorderste Linie aufzueh'n.

'marschier'n, weil s' im Hinterland die weiser'n Madelin viel hüßiger kriag'n. D' Parisierinnen s'lag'n auf 's Fremdländische, hab' i mit sag'n lassen. Jedensfalls, dös siecht ma aus dera G'sicht: A großes G'rick is, scheint mir, in Grantreich nimmer um 'n Schüßengraben.

Dös is bei die Weana frellt anders, dös gib i aia, knurre Stiglich; a Gedräng' is dös, net zum Schülbern. G'stern auf d' Nacht hab' i's derschah'n — im Prater drünten.

Mir g'sall'n von die Herr'n Bierverändler d' Englänta am besten, ließ sich Oberberger vernehmen; die san d' Kriegsgauner en gros, daneben san die Detailhändler, die si mit der Nahrungsmitteilverfälschung befaßen und Schuah aus Pappendödel herstell'n, rein die armen Woaserln. Der Englänta geht auf 's Ganze, mit solchene Klugheit gibt er si gar net ab. Da gibt's a Insel, esland haßt s', und von der Schül' her derinner' i mi no, wie ma g'lernt hab'n, daß arne, aber recht brave Leut' drob'n wohnen. Is-Land haßt's, und 'Freiß Land' hat si der Englänta denkt und hat's g'let' pacht a. So zum Erwachstuck' g'wiffermaßen, als Doripeiß', g'rad um si 'n Gaumen g'reizen, ohne daß's ehm 'n Appetit für die Hauptmahlzeit verlegt. Dös is so 'n Englänta sei' Art.

Es kunn' aber leicht sein, daß er, sie verSpekuliert, der Gauner und Mauber der, erwiderte Stiglich, 'jest' n tuat er alleweil Frischfäden, a bisserl nachsen da und durten, aber dabet g'freut er si allweil auf 's Mittagessen. Dös kunn' eahm aber versahen werden, dem seinen Herrn.

Kunn't? Wird' berichtigte Schwaffer. Bim Schick, wann er si zum Tisch wird setzen woll'n, daß d' Speisarten leer und mir mehr zum hab'n is. I vergum eahm's, dem Fallofen, dem schon.

Es war indessen spät geworden und Oberberger mußte an den Ausbruch denken. D' Meinung, sagte er, is ja im Grund genommen a brave Haut, aber ans hat' i mit 'm Engländler g'meinam: D' Herrschucht. Es müst all's nit, neb'n ihr bin i attrakt a so als wie Portugal neb'n der englischen Regierung. Was sie hab'n will, muß g'scheh'n.

Er wünschte den anderen eine gute Nacht und ging, nachdem er seine Bege berichtigt hatte. Thomas Berger.

\* **Wiener „Spezialitäten“.** Der Wiener „Spezialitäten“ gibt es mannigfache, und es ist sicherlich kein bloßer Zufall, daß ein gut Teil davon leibliche Genüsse darstellt. Mit dem Begriff „Wien“ ist der Apfelsrudel ebenso innig verwachsen, wie die Backhendeln und das Wiener Schnitzel; es gehört aber auch der Prater dazu, die Hauptallee, der Fialer und so manches andere; vom Stephansturm und dem berühmten „goldenen Wienerherz“ ganz abgesehen. Und nun ist es ein wunderlicher Zufall, daß der Krieg es just auf diese typischen Wiener Eigentümlichkeiten abgesehen hat. Der „alte Steffel“ steht freilich noch auf demselben Fled, das „goldene Wienerherz“ hat sogar mehr als je Gelegenheit, sich zu betätigen, aber schon mit dem Prater und dem Fialer ist es anders

geworden. Vor ein paar Monaten kam eine Verordnung, die Spazierfahrten in Wohnfuhrwerken untersagte, und da hieß es ganz ausdrücklich: „Auch Pratersfahrten.“ Es hat eine Zeit gegeben, da hätte sich niemand ein Wien ohne Praterfahrt vorstellen können; in dem heutigen, zur Weltstadt emporgewachsenen Wien spielte dieser alte Brauch allerdings auch vor dem Krieg lang nicht mehr dieselbe Rolle wie einst, und so kam es, daß dieses Verbot fast unbemerkt blieb, weil es eigentlich nur mehr die amtliche Festlegung eines so wie so schon bestandenen Zustandes bedeutete. Die neue Ministerialverordnung aber, die nun seit zwei Wochen in Kraft ist, rückt auch den Wiener Magenfreunden zuleibe. Ein Strich auf der Speisefarte — und das berühmte „Wiener Schnitzel“ hat bis auf weiteres zu bestehen aufgehört und gleichzeitig mit ihm das „Backhendel“. Dieses letztere ist einmal der beliebteste Laderbissen auf dem Sonntagstisch des mittleren Bürgers gewesen; allerdings war es damals noch billig zu haben, und man braucht gar kein besonders gutes Gedächtnis zu haben, um sich zu erinnern, daß man einst in Prater- und anderen Wirtshäusern ein „Backhendel mit Salat“ um 70 oder 80 Kreuzer erwerben konnte. Heute kostet es im rohen Zustand und ohne Salat 5 Kronen, so zwar, daß auch das Backhendelverbot sich kaum sehr fühlbar machen wird, da sich sein Genuß von selbst verbot. Dagegen hat sich das Wiener Schnitzel bis in die letzten Tage seines Erdenwallens, schon seiner — mit dem Naturschnitzel verglichen — größeren Ausgiebigkeit wegen in weitesten Kreisen berechtigter Beliebtheit erfreut. So mancher mag darum dieser verschwundenen „Wiener Spezialität“ eine Träne der Wehmut nachweinen, er wird sich aber mit dem Gedanken trösten, daß es sich nur um eine vorübergehende Trennung handelt. Wie der Phönix aus der Asche, wird es nach dem Krieg in verjüngter Gestalt, mit Semmel- und nicht mit Brotbröseln köstlich paniert, wiedererstehen, zur Freude seiner zahlreichen Freunde und Anhänger, die diese Wiener „Leibspeise“ nur ungern missen.

## Die neuen Leutnante.

Zur Ausmusterung.

Wieder einmal hat man sie am Raifertage im Akademiehofe versammelt gesehen, die ausgemusterten Leutnante. Rechts von der Fahne haben sie gestanden, mit strahlenden Mienen und blitzenden Augen. Fast alle blutjung, eben erst achtzehn geworden, das sagten die blanken Wilschgesichter, oder der erste Anseh des mühsam gezüchteten Schnurrbärchens — so recht ein Bild der Jugend, des Hoffens und des Wartens.

Das ist ein neuer Leutnant immer gewesen. Und wenn er, knapp der Akademie entwachsen, sporenklirrend, mit leuchtend frischen Egalisierungen und funkelnden Knöpfen, an lächelnden Mädchenaugen vorbei, ins Leben einmarschierte, dann hat man ihm eigentlich stets wohlgefällig nachgeblüht, auch wenn man sich sagte: „Na, wart', Du junger Kerl, wirf's schon noch billiger geben!“ Im Grunde fand man es doch begreiflich, daß so ein frisch Gemustertes sich als Weltenbezwinger fühlte. Weshalb sollte er es auch nicht? Das Leben faßte ihn ja ohnedies bald genug ein bißchen mehr oder weniger unwirsch an . . .

Zum drittenmal blickt man den jungen Leutnanten nun auch ganz anders nach. Nicht mehr bloß erfreut, sondern auch ernst, tief ernst. Anders als in früheren Jahren war die Feier der Ausmusterung und anders sind die Worte gewesen, die der Kommandant, wohl auch der Minister, an die neuen Leutnante gerichtet hat. Er sprach von der historischen Bedeutung einer Kriegsmusterung für die Anstalt. Er betonte die Heldentaten jener Offiziere, die aus dem Institut hervorgegangen waren, und forderte die Neuernannten auf, es ihnen gleichzutun. Gewichtiger, vielsagender klang es, wenn er auf die Haltung den Vorgesetzten gegenüber zu reden kam und die Begriffe „Vertrauen, Korrektheit, Gehorsam“ hervorhob, wenn er an die Treue, die Anhänglichkeit, die Aufopferung der Kameraden appellierte oder die Fürsorge und das Wohlwollen gegen Untergebene betonte. Und ganz anders hörte es sich an, als es dann hieß: „Ich bin überzeugt, auch Ihr werdet die herrliche Tradition unserer Armee hochhalten, auch Ihr werdet es verstehen, zu kämpfen, zu siegen und, wenn der Herr der Schlachten es so will, zu sterben . . .“

Überall, wo jetzt junge Leutnante ausgemustert wurden, war die Lust sicher schwer von Hoffnungen, von Segenswünschen und Gebeten, als die Hand der Neuernannten sich zum Schwur auf die Fahne legte: Für Kaiser und Vaterland! Vielleicht hat es dort und da auch ein wenig in einem frischen pausbäckigen Bubengesicht gezuht. Aber als dann der Rangälteste einen frischen Lorbeerzweig auf den Stufen des Kaiserdenkmals niederlegte und als nach der Aufforderung des Kommandanten die

Säbel der jungen Leutnante über der Fahne blitzend zusammenschlugen zum Zeichen treuer Verbrüderung, da war das bißchen Rührung wieder vergessen und die Freude zündete ihre blinkenden Kerzchen wieder in den jungen Augen an. Ach was, mag kommen, was da will — wer kennt das Schicksalsbuch? . . . „Jede Kugel trifft ja nicht!“ Schön ist's doch, ganz unvergleichlich schön, wenn es heißt: „Hinaus aus der Schule, fort aus den engen Schulbänken, mitten ins Leben und Erleben hinein! Und man dehnt sich und streckt sich im Hochgefühl des „Erwachsenseins“. Man wird jetzt nicht mehr bloß folgen müssen, sondern kann auch befehlen. Und was durchaus nicht zu verachten ist, man hat gestern seine Gage bekommen, seine erste Gage: Da tauscht man mit keinem König. Diese neuen, blanken Scheine auf der Hand, die man „selbst verdient“ hat, wie köstlich das ist! Wie reich man sich damit vorkommt. So viel Geld auf einmal hat man noch nie sein Eigen genannt. Denn das Taschengeld sloß nicht allzu reichlich. Es waren ja noch andere Kinder daheim, und der Vater hat's nicht leicht verdient. Was sollte man mit dieser ersten Gage nur beginnen? Manch ein lieber Kerl war unter den Leutnanten, der das Geld — oder doch den größeren Betrag davon — der Mutter in die Hand drückte. „Kauf Du Dir etwas davon, weil's doch meine erste ist! . . .“ Ein anderer ging selbst, ein kleines Angebinde für „die Mama“ und vielleicht auch die Schwestern zu erstehen. Der Dritte dachte wohl schon gar an Blumen für die Angebetete, und der nächste, der suchte nicht nach Bestimmungen, nach „Kapitalverwertung“, sondern nahm sich vor — man kann als Leutnant so unvergleichlich leichtsinnig sein — erst einmal etwas „ordentlich zu genießen“.

So viele packende, wohl auch ergreifende kleine Szenen kann man bei solch einer Ausmusterung schauen: Der pensionierte Oberst oder Major, zum Ehrentage des Sohnes wieder einmal in der alten, geliebten Uniform, der seinen Jungen gerührt die Hand auf die Schulter legt: „Halt Dich brav, Bub, und viel Glück.“ Die Mutter in deren Freudentränen schon die Angst ihren bangen Blick ausschlägt: „Lieber Gott, laß ihn mir, er ist mein einziger . . .“ Hier ein Knirps mit stauenden Kinderaugen, der dem „großen Bruder“ mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, weil der nun ein „wirklicher Leutnant“ ist. Dort eine noch junge Frau im schwarzen Kleid, die dem Sohn einen Ring ansteckt: „Es ist Vaters Verlobungsring gewesen, Franzl, damit Du heut' auch etwas von ihm hast . . .“ Dann ein General, der seinerzeit auch aus dieser Anstalt hervorgegangen ist und den die Feier der Ausmusterung wie ein erfrischendes Untertauchen scheint in alten Zeiten. Was hat man nicht seit damals erlebt und erfahren! Und er nickt den neuen Leutnanten zu: „Nur munter drauf los, Jungens, und sich nicht ansprechen lassen. Dann haut man sich schon durch den Feind und durchs Dasein . . .“

Und das wollen die jungen Leutnante. Keinem ist bange und alle sind sie Draufgänger. Der eine mehr, der andere weniger, wie es die Temperamente mit sich bringen. Ein paar Wochen bleibt man noch da, in der Garnison, daheim bei den Seinen und kann sich zeigen in der neuen Montur. Wer hätte es gedacht, das man gleich ein „Feldgrauer“ sein wird bei der Ausmusterung! Aber dann geht's hinaus, dem Feind und den Ehren, dem Soldatenschicksal, entgegen, mit fliegenden Fahnen, in die der frische Wind der Jugend bläst . . . Man ist doch ein neuer Leutnant!



zusammen

### Urlaub auf dem Gänsehäufel.

Ein bescheidenes Erholungsprogramm.

Von Ludwig Sirschfeld.

Es kommt ganz darauf an, was man unter Urlaub und Erholung versteht. Die Menschen sind darin sehr verschieden. Einer sagt: „Ich setze mich in ein Dorf im Waldviertel, wo ich keinen Bekannten sehe, lebe dort wie ein Bauer, lese keine Zeile, lege mich um neun Uhr nieder — nur das tut mir gut.“ Andere hängen wieder den Rucksack um, verzichten auf jeden Komfort, wandern in Gesellschaft von zwei Hemden und drei Taschentüchern in die Berge und betrachten jeden Urlaubstag als verloren, an dem sie nicht irgendein Joch, einen Kugel oder Kegel „gemacht“ haben. Ganz moderne Menschen versichern, daß es überhaupt nur eine wirkliche Erholung gibt, eine Autoreise: im Achtzig-Kilometer-Tempo über die staubige Landstraße rasen, eine kleine Panne, eine Ordnungsstraße, das wirkt auf sie erfrischend und belebend. Jeder schwärmt eben auf seine Weise für die Natur und fürs Grüne, und es gibt viele, denen es schon genügt, wenn es ein grün überzogener Kartentisch ist, der irgendwo in den Alpen steht, zum Beispiel in dem dazu wie geschaffenen Schler Talsessel, wo man Herren in den besten Jahren sieht, deren Erholung darin zu bestehen scheint, daß sie die Tarockkarten energisch auf den Tisch schlagen und dabei seltsame warnende Rufe ausstoßen: „kontra — alles im Radel — nicht schänden“ ... wie gesagt, die Menschen sind eben darin sehr verschieden.

Dann gibt's noch andere, denen sowohl das Tarockspielen wie das Klettern zu strapazios ist, die überhaupt unter Erholung nicht Wald und Berge verstehen, sondern das Gegenteil: Wasser, Sand, Sonne und Luft. Mehr als die vier Elemente brauchen sie nicht, und gerade die sind jetzt am schwersten zu haben. Die schönsten Badeorte und Strandplätze im Süden, im Norden und Westen haben ihren bürgerlichen Beruf aufgeben müssen und sind sozusagen zur Kriegsdienstleistung eingerückt: Grado, Brioni, Sestiana, Rimini und Lido. ... Das sind nur mehr Namen aus dem Generalstabsbericht. Da bleibt nichts übrig, als sich zu gedulden, bis diese Strandplätze wieder einmal ihren bürgerlichen Beruf aufnehmen und nicht mehr das Ziel von Bomben, sondern von Badegästen sein werden. Bis zu dem noch ziemlich unbestimmten Beginn dieser friedlichen Badefaison müßte sich die Wiener Sand- und Sonnensucher eben mit dem begnügen, was am nächsten liegt, mit dem Gänsehäufel. Von den vielen Surrogaten, die einem jetzt angeboten werden, ist dieser Strand im einundzwanzigsten Wiener Gemeindebezirk nicht das schlechteste. Ein paar unverhoffte kurze Urlaubstage, und mehr hat man ja jetzt gewöhnlich nicht, kann man dort noch am rationellsten ausnützen. Früher hat man das nur im Scherz gesagt, wenn das Privatbudget ein Defizit aufwies: „Heuer werde ich meinen Urlaub auf dem Gänsehäufel verbringen müssen.“ Jetzt tut man es ganz ernsthaft, und mancher ehemalige Lidostammgast und Cabanenbesitzer erkennt, daß man sich zur Not auch auf der Sandinsel zwischen Ragran und Kaiserwälden erholen kann und daß hier sogar genau dieselbe Sonne scheint.

... und die Erholung gibt es heute nicht. Das hätte man vielleicht anderswo vergebens gesucht, im Sturort und zum Glück wäre man nun noch mehr erheitert worden. Und gerade hier hat man die Erholung gefunden, hat man einen Sommerlang an andern und nichts gebüchelt: in der nächsten Nacht, auf der kleinsten Sandinsel.

20. VIII. 1916

66

(Gegen das Sammeln der gebrauchten Straßenbahnkarten.) Die Straßenbahndirektion ersucht um folgende Verlautbarung: Aus unbekanntem Gründen tummeln sich in der letzten Zeit an den Haltestellen der Straßenbahn Kinder herum, welche die aussteigenden Fahrgäste um alte Fahrscheine bitten. Es hat dies schon wiederholt zu Unfällen für die Kinder geführt, weshalb die Fahrgäste zur Steuerung dieses Unfuges ersucht werden, grundsätzlich die Kinder abzuweisen und ihrer Bitte nach Uebergabe der Fahrscheine nicht nachzukommen. Die Meinung der Kinder, daß für abgelieferte Karten etwas gegeben werde, ist selbstverständlich unrichtig.

## Kaisers Geburtstag.

### E. widerung des Kaisers auf die Glückwünsche aus Bad Ischl.

Bad Ischl, 19. August. Bürgermeister kaiserlicher Rat Leitner hat heute folgendes Telegramm aus Schönbrunn erhalten:

„Seine Majestät nahmen vom heutigen Telegramm Euer Hochwohlgeboren huldvollst Kenntnis und danken Herrn Bürgermeister sowie der Bevölkerung von Bad Ischl und den dort weilenden Kurgästen für die in bewährter treuer Anhänglichkeit mit besonders warm empfundenen Worten Allerhöchsterseben dargebrachten Geburtstagsglückwünsche.

Im Allerhöchsten Auftrage: Generaloberst Graf Paar.“

### Die Glückwünsche des Roten Kreuzes.

Der Bundespräsident der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz Rudolf Graf Traun hat sich anlässlich des Geburtstages des Kaisers an den Protokollvertreter Erzherzog Franz Salvator mit der Bitte gewendet, die ehrerbietigsten Glückwünsche der Gesellschaft an a. h. Stelle niederlegen zu wollen. Daraufhin langte gestern folgendes an den Bundespräsidenten gerichtetes Telegramm an:

„Schönbrunn, 18. August.

Seine Majestät der Kaiser geruhten die von der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz dargebrachten Glückwünsche zum Allerhöchsten Geburtstagsfest huldvollst entgegenzunehmen und haben mich beauftragt, dem Bundespräsidenten und allen Stamm- und Zweigvereinen den Allerhöchsten Dank auszusprechen.

Erzherzog Franz Salvator, S. v. R.“

### Die Kaiserfeier des Priegerkorps.

Mit Anlaß des Geburtstages des Kaisers rüdte das k. k. Oesterreichische Priegerkorps unter

Ataché, ferner viele Vertreter der Oesterreichisch-ungarischen Kolonie und ein zahlreiches Publikum teilnahmen. Beim Eingang in die Kirche bildeten Oesterreichisch-ungarische Soldaten Spalier.

Hierauf erfolgte im großen Saale der Oesterreichisch-ungarischen Schule der Gratulationsempfang. Zunächst richtete O. M. Pomianowski im Namen der in Konstantinopel weilenden Oesterreichisch-ungarischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften an den Botschafter eine Ansprache, worin er hat, den Ausdruck unbegrenzter Treue und Ergebenheit, sowie die Wünsche für ein langes Leben und eine siegreiche Beendigung des Krieges an die Stufen des Allerhöchsten Thrones gelangen zu lassen. Redner betonte, mit welcher großer Begeisterung die k. u. k. Truppen für die Sache der Monarchie an der Seite der verbündeten Türkei kämpfen, um den Ruhm der Oesterreichisch-ungarischen Waffen bis in die entlegensten Provinzen der Türkei zu tragen.

Sodann hat Konsul Herzfeld im Namen der Kolonie, deren Glückwünsche an Seine Majestät gelangen zu lassen. Der Konsul hielt hiebei eine längere Ansprache, worin er die Eintracht, Solidarität, Treue und Siegeszuversicht hervorhob, welche die Völker der Monarchie im gegenwärtigen Kriege sowohl in den Kämpfen als in der Kriegsfürsorge zeigten.

In Beantwortung der beiden Ansprachen hob Botschafter Markgraf Pallavicini insbesondere hervor, daß trotz der schweren Sorgen das Befinden des Kaisers ausgezeichnet sei, was er, als er gelegentlich seines Wiener Aufenthaltes zweimal in Audienz empfangen wurde, persönlich feststellen konnte. Bei dieser Gelegenheit habe Seine Majestät großes Interesse für die in der Türkei befindlichen k. u. k. Truppen bekundet, sein volles Vertrauen auf die Zukunft ausgesprochen und betont, daß trotz der schweren Tage kein Grund vorhanden sei, das Ver-

### Ihre Zinnteller.

Frau Anna ist der Ueberzeugung, daß ihre Zinnteller nicht in die Schmelze gehören, denn sie besitzen historischen Wert. Die Kommission für Denkmalspflege dürfte es aber kaum gelten lassen, sie wird diesen Wert nicht finden, denn es fehlt den Tellern das Merkmal des künstlerischen, des Sinnlichen, das jedes Werk menschlicher Kunstfertigkeit an der Stätte trägt.

„Wie? Und die Jahreszahl 1740,“ so disputiert Frau Anna schon im vorhinein mit der Kommission, „und die eingravierten Bezeichnungen mehr exzellierender Gießereien und die Monogramme unserer Vorfahren, das wäre nichts?“

„Es ist nicht genug, die Teller zu retten. Auf private Gesühle kann man keine Rücksicht nehmen; auch Familienschätze, die man retten will, müssen einen Wertumschwert, das heißt, eine künstlerische Form haben, durch die eine Kulturperiode gekennzeichnet wird. Solche Teller gab es durch mehr als zweihundert Jahre in allen Familien, einer gleich dem andern, sie wurden zu Tausenden gegossen. Die Art ist in allen Museen erhalten. Wozu der viele private Ballast?“

So hört Frau Anna den Professor K. schnarren, dem sie ihre Zinnteller vorweist.

„Aber die dazugehörige Schüssel mit den schönen Denteln hat doch alle Merkmale, die Sie suchen!“ ruft die Hartnäckige.

„Die vielleicht!“ erwiderte der Professor und setzte den Finger auf die Nase. „Die vielleicht... Es sind echte Barockformen. Bauertellern gehören sie zu den nützlichsten Bauern- andern her, meine Gnädige?“

Unwillig wendet sich Frau Anna zu ihrem Manne. „Warum redet denn du nicht auch etwas?“ sagte sie. „Es geht ja eigentlich dich an! Ist doch alles aus deiner Familie und nicht aus der meinen.“

Er blickte verträumt auf die zwölf Zinnteller und die dazugehörige Schüssel, die man nur selten herabholte von dem Brett über der Kredenz, um sie vom Staub und blühen sie seit vielen Jahren hiegelein und hiesigen sie dort oben und bilden den Stolz des Esszimmers. Ihm aber waren sie persönlich teuer. Und jetzt sollte er Abschied von ihnen nehmen... Was wußte so ein gelehrtes Kommissionsmitglied vom Werte solcher Dinge? Wer doch ihre Geschichte schreiben könnte!

Bauerteller? Sabohl. In Stürnberg und in Mompelgard wurden sie schon am Ende des 16. Jahrhunderts gegossen, und sie bildeten einen erstaunlichen Fortschritt gegen die irdene Töpferware, die so armselig und so aerdrechlich war, daß es sich nicht einmal

lohrte, sie einer störrischen Köchin nachzuwerfen, wenn einem ihr Gefestimmis nicht mundete. Für die städtischen Patrizier und den hohen Adel goß man ja wahre Kunstwerke aus Zinn als Tafelgeräte; alles nach Modellen von Meistern. Aber an den Tellern, die für den Alltagsgebrauch und für das Volk hergestellt wurden, blieb wenig haften von der Kunstfertigkeit jener Tage. Einer gleich dem andern. Die Hauptsache war, daß diese Zinnteller ewig dauern sollten. Es durfte fortan keine Sorge mehr geben um das Küchen- und Eßgeschirr, denn das eine war aus Kupfer, das andre aus Zinn. Eine wohlhabende Braut, die damit ausgestattet wurde, die hatte für alle kommenden Geschlechter vorgesorgt. Für alle? Nun, anhaben konnte diesen Hausgeräten freilich niemand etwas, sie trohten jedem Unfall, selbst der Bahn, der Zeit, dieser zähe Steud alles Erdischen, benagte sie kaum, sie wanderten unbeschädigt durch die Jahrhunderte, bis sie ihren Meister fanden. Dieser Meister war aber eine Meisterin. Die Mode stürzte das plumpe Zinngeschirr, sie verwies es ganz und gar in die Bauernstube, sie setzte das zierliche Porzellan auf den Thron und das Glas, das aerdrechliche. Das Meißner und das Wiener Porzellan und die böhmischen Glashütten, die farbige Teller und Schüsseln und Trinkgläser erzeugten, schlugen das Zinn aus dem Felde.

„Ja, wenn du gar kein Herz dafür hast, dann soll's die Welt halt aufammenbaden und

## Thee Zinnteller.

71

forttragen," sagte neuerlich Frau Anna wird ja ganz gut bezahlt."

Er zückte die Nadeln und ging hinter seinen Schreibtisch, um auf andre Gedanken kommen. Aber die wollten sich nicht stellen. . . . Das waren seine Teller ihnen hatte er als Kind, wenn er zu O der Großmutter war, noch gegessen. O hatte sie von ihrer Großmutter geerbt in von ihrer Mutter. Die Anfangsbuchstaben ihrer Namen sind tief eingegraben in den sie bezeichnen die Wanderung desselben Geschlecht zu Geschlecht. Aber was sie nicht zeichnen, das erst gibt ihnen den Hinterrücken das erst macht sie ihm teuer. Schon zur Zeit Prinzen Eugen, bald nach der Eroberung des Banats, waren seine Vorfahren als schwäbische Bauern dort eingewandert sie brachten ihren bescheidenen Hausstand aus dem Reich. Die Zinnteller aus Mühlbach waren ihr Stolz. Nicht jeder konnte dergewichtigen Dinge mitnehmen auf die Fahrt, denn diese ging für die große Meeresfahrt die Donau hinab, und dann gab weite Strecken zu wandern, wobei jeder Bündel tragen mußte. Da zinnete sich da wäre man zusammengebrochen unter Last. Aber es zogen auch viele im Eisenwagen in wochenlangem, gemüthlicher Fahrt nach Ungarn und hinab ins Meer. Sie hatten ihren Grundbesitz in der Heimat verkauft und waren dem Kaiser gefolgt, der sein ödes Neuland bebauen wollte. Und sie werden es wohl getan sein, die dieses viele schwere Hausgeschick Binn, das die Marke deutscher Gießerei

schafft entgehen. Zwanzig Jahre später fragten während der Manöver die Einjährig-Freiwilligen und die Herren Offiziere auffällig nach Zinngeschirr. Sie wollten es kaufen. Und sie schleppten allmählich die Ueberbleibsel fort. Es war wieder in der Mode.

Aber in jener Zeit meldete sich auch unser Freund bei seiner uralten Großmutter, er hatte sich einen Hausstand in Wien gegründet, und seine junge Frau Anna hätte gar zu gern ein paar alte Zinnteller gehabt. Glücklicherweise war die Großmutter, die sich nie von ihrem Familiengut getrennt hatte, daß der Enkel es verlangte. Alle zwölf Teller und die zwei Schüsseln schickte sie in einer Kiste nach Wien, die zwanzig Meilen weit. Er möge sie in Ehren halten, schrieb sie, es hängen viel liebe Erinnerungen daran.

Ja, die hingen daran. . . .

"Und die Schüssel?" fragte Frau Anna laut und dringlich zur Tür herein, "willst du nicht für die wenigstens ein Wort einlegen? Die wird man dir gewiß freigeben!"

"Gib alles fort, Anna," sagte er endlich. "Es soll beisammen bleiben. Ich wüßte keine bessere Verwertung dafür."

Sie seufzte und ging. Aus dem Lärm, aus dem Geklapper, das die zwölf Teller plötzlich im Nebenzimmer auführten, hörte er den Unmut heraus über das Opfer, das ihr da zugemutet wurde.

Wunderlich, so ein Frauenherz. Ihre Söhne hat sie ruhig ziehen lassen, als das Vaterland rief, denn sie fühlte, daß es sein mußte. Ihre Zinnteller aber, die möchte sie gern behalten.

Ignotus.

\* **Mergerliche Szenen.** Man schreibt uns: **Ber-  
ehrliche Schriftleitung!** Am 11. August  
d. J. brachten Sie in Ihrem geschätzten Blatte Nr. 371  
einen Ausruf an das Publikum, welcher über Ersuchen des  
Platzkommandos an die Straßenbahndirektion behufs An-  
schlag gestellt wurde und wie folgt lautete: „Mit Rücksicht  
für die Kranken wird auf den Linien „37“ (Hohe Warte),  
„38“ (Grünzing) und „39“ (Siebering) um Ruhe ermahnt.“  
— Bezeichnend ist die Bemerkung, daß Frauen und Männer  
gröhlend und singend vom Heurigen kommen und so den  
Kranken der an diesen Linien gelegenen Spitäler die Ruhe  
stören. Es ist wirklich tief traurig, daß es nach zweijähriger  
Dauer dieses furchtbaren Ringens noch Menschen gibt,  
die noch nicht den Ernst der Zeit begreifen  
und die Stimmung lustiger Gelage sogar bis vor  
die Krankenhäuser unserer Verwundeten tragen.  
In Mauer ist es, wenn nicht ärger, dasselbe „Schauspiel“.  
Leute, welche in Mauer vom Heurigen kommen, johlen und  
schreien und benehmen sich häufig in einer Weise, welche  
nicht wiederzugeben ist. An dieser Strecke liegen nun viele  
Verwundetenspitäler von Mauer bis Hietzing. Bei den  
letzten Zügen von Mauer nach Wien kommt es nicht selten  
vor, daß die Musiker, welche bei den Heurigen spielen,  
während der Fahrt nach Wien spielen und Frauen im  
Wagen tanzen. Gibt's denn keine Ordnung. S. J.

\* (Der „Kreuzermarkt“.) Früher hat der Nachmarkt immer jenseits der Wiedner Hauptstraße begonnen und hat sich auf dem breiten Areal vom Freihaus bis zur Dastlerstraße hin und zur Sezession hinüber ausgedehnt. Seit einiger Zeit jedoch fängt er schon hinter der Karlskirche am Gelände des Technikerparkes an, wo jetzt allmorgendlich „fliegender Markt“ gehalten wird. Denn Stände, erworbene und angekaufte Buden gibt's da selbstverständlich nicht. Die Frauen vom Lande kommen nur mit ihren Butten und Körben, ihren Schwingeln und Säcken oder auch nur mit Tüchern und „Kragen“ und breiten ihre Grünware ohne weiteres am Boden aus. Kommt man zeitlich, etwa zwischen 6 und 7 Uhr morgens — und die Wiener Hausfrauen sind jetzt der Not gehorchend, brave Frühauflieger geworden — dann findet man auf diesem ambulanten Markt ein ungemein bewegtes Bild. Namentlich in den letzten Tagen, da es ganze Berge von Gurken gibt. Gewaltige Exemplare zum Salat und ganz kleine zum Einlegen sieht man vor den Köchinnen gestapelt, und die Verkäuferin, die den Kunden gelten, beweisen, daß das Angebot beinahe die Nachfrage übersteigt. „Keine einzige ist bitter. Kommen's her Frau, nehmen's was mit! 's Killo elf Kreuzer.“ ... Das ist das Merkwürdige auf diesem Markt, daß hier überall noch nach Kreuzern gerechnet wird. Wohin man hört, nirgends ist von Hellerwährung die Rede, sie wird einfach ignoriert. Das typische dieses Marktes ist, daß er eben ein „Kreuzermarkt“ ist. Das gibt den Beweis, daß die Verkäufer fast alle aus entlegenen, kleinen Ortschaften kommen. Bald von Wampersdorf, bald von Kirchschlag, von den Gegenden bei Bruck an der Leitha, von der Aspbangbahn, der Franz Josefs-Bahn und Westbahn herein. Man hört Namen von Dörfern, die ganz fremd im Ohr klingen, so weltabgeschieden scheinen sie zu sein. Das Morgengrauen bringt auch diese Marktleute in die Stadt; alle mit dem „Vierzug“, der zwischen 3 und 4 Uhr von ihren kleinen Ortschaften abgeht. Natürlich gibt's bei ihnen nur Grünwaren. Andros wird nicht „fliegend“ feilgeboten. Fisiolen waren gestern massenhaft da: 10 bis 20 Kreuzer das Kilogramm, und die Hausfrauen gingen herum und brachen dort und da eine Schote auf, um zu sehen, ob sie nicht „kribig“ sei. Hohe Säcke und Butten voll Karotten, „zwei Stück um einen Kreuzer“. Junges, festes Kraut gab es und dicke Kohlrüben, Kürbisse und Zwiebel, runde Erdäpfel und Rispfler, die mit 28 Kreuzer veräußert wurden. Glasgrüne Paprika, die von den Wienern, namentlich an fleischlosen Tagen, so gern „gefüllt“ gegessen werden, und kleine Hügel von Suppengrünem und Paradieser. Sie kosteten 30 bis 40 Kreuzer pro Kilogramm und sind mit ihrem leuchtenden Rot in ihrer frohenden Fülle so recht das Bild üppiger Sommerreife. Hübsch ist es überhaupt, zu beobachten, wie jetzt auf dem Markt schon der Frühherbst in den Spätsommer hineinlangt. Beste, bereifte Zwetschken: 40, 45, 50 Kreuzer und mehr pro Kilogramm. Die ersten Äpfel, die auch 40 bis 50 Kreuzer kosten, dann Kukuruz, frühe Trauben und Blumen — wunderschöne, leuchtende Herbstblumen. Sie geben dem Marktbild ihre warme, blühende Note. Da sind die lieben, dicken Georginen aus dem Bauerngarterl, da gibt's hunte Asters, Pfaffenköpchen, Ebereschen, Gartenpappeln mit ihrem feinen Passierrosa und kurzgeschnittene Stodrosen, die taufriß und kaum erblüht sind. Vier Kreuzer und fünf Kreuzer das Stück. Werden doch auch noch Blumen gekauft in dieser schweren Zeit? Die Frauen schauen fast alle zu dem Korb mit den Rosen hin. Viele gehen vorbei, als wollten sie das Verlangen überwinden. Dann aber machen sie kehrt. „Geb'n S' mir die drei um zehn Kreuzer?“ Die Blumenfrau weigert sich zuerst. „Ach, das geht net, die sollten ja 15 Kreuzer kosten.“ Schließlich aber willigt sie doch ein. Vergnügt zieht die Käuferin ab. Sie schleppt schwer an ihren Erdäpfeln, an ihrem Kürbis und den Gurken. Ganz schief geht sie, so sehr zieht das Gewicht der Einkaufstasche die Schulter hinunter. Aber ihre drei Rosen trägt sie dennoch mit zärtlicher Behutsamkeit — ihr Stückchen Sommerpoesie inmitten von Wirtschaftsjorgen.

### Gan m'r wieder guat!

(Eine Verhandlung, wie sie leicht möglich wäre.)

Der Richter: Saalbiener!... Saalbiener!... Wo siedt er denn?

Der Saalbiener (eilig zur Tür hereinstürzend): Entschuldigen, Herr Richter, i war draußt auf 'm Gang. Ordnung mach'n! Dreiß'g Frau'n san da und woll'n alle bei d'r nächst'n Verhandlung zuhör'n. (Er deutet auf die überfüllten Bänke im Zuschauerraum.) Da hat ja ka Stednab'l mehr Platz! (Von draußen hört man gewaltigen Lärm.)

Der Richter: Die Ordnung, die Sie draußen gemacht haben, läßt noch viel zu wünschen übrig. (Blättert in den Akten, lächelt): Eine Art Sensationsprozeß... Darum der Andrang!... Rufen Sie auf: Anna Lechner gegen Josefa Heiningerg!

Der Saalbiener (ab. Man hört ihn mehrmals, immer lauter, um den Lärm zu übertönen, die Namen ausrufen).

Der Richter (mit strengen Blicken die Zuhörerbänke musternd, auf denen eine immer mehr und mehr anschwellende Auseinandersetzung begonnen hat): Ruhe!... Ruhe, sage ich... Oder ich lasse den Saal räumen! (Es wird mäuschenstill... Frau Lechner und Frau Heiningerg stürmen in den Saal, beide mit streiterhitzten Gesichtern, einander mit zornigen Blicken messend.)

Frau Lechner (zu Frau Heiningerg): Ihna wer' i's zeig'n, was das haßt, mir die Ehr' abschneid'n!

Frau Heiningerg: I hab' Ihna gar nix a'g'schnitt'n!... Herr Richter, daß i's glei sag': die Frau liagt wie druck!

Frau Lechner: Herr Richter, das, was s' jeht g'sagt hat, muach glei mit zu d'r Nag', dann geht's in an' Aufwasch'n! (Zu der Gegnerin:) I möcht' net in Ihnra Haut sted'n!

Frau Heiningerg: Und i sag' Ihna's hundertmal ins G'sicht, daß Sö mit...

Der Richter: Ruhe! Schweigen Sie!

Frau Heiningerg: Red't ja eh niemand!

Der Richter: Frau Heiningerg, passen Sie auf! Sie haben die Frau Lechner schwer beleidigt und...

Frau Lechner: Das stimmt! Aber sie wird's bilag'n!

Der Richter (die Brauen runzelnd): Unterbrechen Sie mich nicht!

Frau Heiningerg: Hab'n S' schon recht, sag'n S' ihr's nur guat ein!

Der Richter (wilt): Sie haben ebenfalls zu schweigen!

Frau Heiningerg: Hab' i was g'red't?

Der Richter: Frau Lechner hat Sie wegen Ehrensbeleidigung geklagt, weil Sie von ihr gesagt haben, sie hätte mit dem Fleischstandbesitzer Liborius Dickmeier ein Liebesverhältnis.

Stimme aus dem Zuhörerraum: Uje, der war' net mei G'schmaß! So a Fahl! (Große Heiterkeit.)

Frau Heiningerg (zu den Zuhörern): Fahl hin, Fahl her, danach fragt die Frau Lechner nix! Wann s' nur Iane Schmalzurg'n hat! (Erneuerte Heiterkeit.)

Der Richter (schlägt auf den Tisch): Wenn noch einmal im Zuhörerraum ein Laut hörbar wird, lasse ich räumen!

Frau Heiningerg: U belei, soll'n die Leut' nur zuhör'n, daß s' wiss'n, was die Frau Lechner für a Wuzerl is!

Frau Lechner (schreiend): Wuzerl hat s' g'sagt... Herr Richter, das muach ins Protokoll!

Der Richter: Frau Heiningerg, wenn Sie so fortfahren, werden Sie um so länger sitzen müssen.

Frau Heiningerg: War' net schlecht! Ubrigens vorm Sigh'n fürcht' i mi net, nur 's Stehn is m'r schon g'wider! Erst gestern bin i wieder achtahals Stund' vor an' Butterg'schäft g'stand'n!

Stimme aus dem Zuhörerraum: Herr Richter, das is wahr, mir war'n alle dabei!

Der Richter: Ruhe, zum Kukud!... Frau Heiningerg, was haben Sie auf die Klage zu erwidern?

Frau Heiningerg: Nix, als daß alles, was sie sagt, a Lug' is!

Frau Lechner: Herr Richter, so wahr i schon seit zwa Woch'n ka Stück Butter krieg, sie hat's im ganzen Haus ausg'sprengt! Die ganze Gass'n kann i als Zeug'n fähr'n. Kuaf'n S' nur die Frau Stowasser eina, die was am meist'n!

Frau Heiningerg: Nix hab' i g'sagt! Und wenn S' Ihna lang spiel'n, Frau Lechner, dann nimm i mir an' Advokat'n, dann wer'n S' schon seg'n, wie S' unrecht krieg'n!

Stimme aus dem Zuhörerraum: Aber gengan S', Frau Heiningerg, leugnen S' net so! Erst unlängst hab'n S' es bei der Milifrau wieder a'sagt, da kann ma

leicht durchhalt'n, hab'n S' g'sagt, wann ma mit 'm Fleischhader a Spust hat, hab'n S' g'sagt!

Frau Heiningerg (hingerissen): Natürlich hab' i das g'sagt! Weil's wahr is! Und i kann d'r Frau Lechner nur den Rat geb'n, sie soll si zum Fleischhauer no 'n Milimann und 'n Bäc'n dazunehmen, dann wird s' no besser durchhalt'n können! Ohne Anstell'n! Und i sag's, wie's is! Sie hat mit 'm Dickmeier a Bandl, dafür hab' i mein' Beweis! I was nimmer, wer m'r's g'sagt hat, aber wahr is's, daß die Frau Lechner in der vorvorig'n Woch'n dreimal beim Dickmeier a Viertelfilo Filz kriagt hat. Dreimal in aner Woch'n! Ka Mensch wird m'r's einred'n, daß so was heutzutag möglich is, ohne daß ma mit 'm Fleischhauer a Lechtelmechel hat. Dreimal in aner Woch'n! Da brauch't's kan' Beweis mehr! Schama möcht' i mi! Frag'n S' nur Ihna Frau, Herr Richter, ob i net recht hab'! Mir tuat nur der arme Eh'mann Iad! So a rarer Mensch, der jed'n Kreuzer g' Haus bringt und kriagt dafür solche Hörd'n aufg'setzt! (Bewegung im Zuschauerraum.)

Frau Lechner (energisch): Herr Richter, i schwör's, da dran is ka wahr's Wort! Das Ganze is a Tratsch und es is nur guat, daß mei Mann dazua Iacht. Aber i Iah m'r so was net nachsag'n. I verlang' mei Berechtigkeit und für die Heiningerg sechs Monat'! Mei Ehr' muach reing'wasch'n dastehn!

Frau Heiningerg: Hihhi, daß i net Iach!

Der Richter (streng): Sie haben wenig Grund, zu Iachen, Frau Heiningerg. Sie hätten durch Ihre Tratscherei in der Ehe der Frau Lechner großes Unheil stiften können.

Frau Heiningerg: Das is ka Tratscherei net, wann ma die Hand' voller Beweise hat. (Mit Betonung:) Dreimal in aner Woch'n an' Viertelfilo Filz, Herr Richter!

Frau Lechner (mit einem Lächeln der Freude): Und dabei hab' i beim Dickmeier überhaupt no ka Fett'n kriagt. I hab' ganz a andre Quell'n!... Herr Richter, i glaub', es war' Zeit zum Urteil!

Der Richter: Frau Heiningerg, ich rate Ihnen, die Frau Lechner um Verzeihung zu bitten, sie wird Ihnen vergeben und Sie kriegen keine Strafe.

Frau Lechner und Frau Heiningerg (zugleich, zurückprallend, hohnlachend): Da hab'n m'r an' Spasch g'habt, Herr Richter!

Der Richter: Wie Sie wollen... Nach dem umfassenden Geständnis der Beklagten kann ich auf die Zeugen verzichten... Vernehmen Sie das Urteil! (Er bedeckt und erhebt sich.)

Frau Heiningerg: Halt' aus! Trohdem i alle Beweise hab', gib i a Ehrenerklärung, aber nur unter aner Bedingung: Wann mi die Frau Lechner dort protestiert, wo sie ihr'n Filz herkriagt!

Der Richter (lächelnd): Das heiße ich unverfroren!

Frau Lechner (heftig): Das haß' i a Unverschämtheit! (Blödißlich mit Milde:) Ubrigens, i Iass' mit mir red'n! I protestier' Ihna, Frau Heiningerg! Aber mei Filzquell'n muach zwisch'n uns a streng's Geheimnis bleib'n! Und a Hand wascht die andere! I was, Sie hab'n unlängst irgendwoher drei Kilo Erdäpfel auf amal d'rwischt. Sie müass'n m'r sag'n, wo!

Frau Heiningerg: Einverstand'n! Aber nix weiterplaudern, Frau Nachbarin! Ustern, Herr Richter, i bitt' die Frau um Entschuldigung. I kann ihr nix nachsag'n, net was schwarz unter'm Nagel geht!

Frau Lechner: Und aa net, daß i mein' Mann die Eh' broch'n hab'!

Frau Heiningerg: Nix hab'n S' broch'n!

Frau Lechner: Und das Wuzerl!

Frau Heiningerg: Aber Frau Nachbarin, wie kann i denn so was von Ihna den'n!

Frau Lechner und Frau Heiningerg (zugleich): Herr Richter, mir san wieder guat!... Dank' schön für die Müah! (Hand in Hand ab.)

Der Richter: Die Verhandlung ist geschlossen!



## Arsenalziegen.

Es sind Ziegen, wirkliche Ziegen, von denen hier die Rede ist, leibhaftige Geißen, wie anderswo draußen vielleicht in Baumgarten oder Ruspdorf, Arsenalziegen, weil sie seit einem Jahre fast die Gegend um das Wiener Arsenal in stetig wachsender Zahl bevölkern.

Überall stehen, liegen, suchen dort die Ziegen herum Rechts vor dem Haupteingang zum Arsenal reihen sich unzählige Trainwagen aneinander, gute und unbrauchbare, erbeutete und eigene. In ihrer Mitte erhebt sich eine hölzerne Waghütte, von deren Dach aus ein Posten die ganze Wagenburg überseht. Zwischen den Rädern aber und unter den Wagen grasen die Ziegen, weiße, gefleckte und schwarze und suchen das spärliche Gras, das noch nicht zertreten, zerrädert und zerstampft ist. Links davon hat man eine Reitschule errichtet. Mit einem Holzgeländer gegen Arsenal und Verbindungsbahn abgegrenzt, ist ihr Betreten jedermann bei Strafe verboten. Was schert das die Böcklein, Geißlein, Kitzlein? Ungezwungen treiben sie sich drinnen herum und meiden den Platz nur, wenn zu gewissen Tagesstunden Reiter hereintraben und im Schweiß ihres Angesichtes die Bahn ausgallopierten. Zu diesen Tageszeiten interessieren sie sich mehr für die Fortschritte der Metallsammlung, welche letztere dort gegenüber eine Sammelstelle hat wo Berge von kupfernen Wankeln, Kesseln, Badewannen in den letzten Tagen entstanden. Wagen auf Wagen rollt heran und bringt neues Material, Arbeiter in blauen Kitteln laden ab und werfen die einzelnen Gegenstände hoch im Bogen auf die schon mächtig aufgetürmten Haufen, dieweilen militärische Lastautozüge die zer Schlagenen dem Orte ihrer Bestimmung zuführen. Zwei Posten bewachen den Eingang. Vor einem von ihnen steht gravitatisch ein Bock, blinzelt ihn schalkhaft von der Seite an und versucht, auch da hineinzukommen. Ein lautes „Osch“ beachtet er fast gar nicht und erst ein derbwienersches „Schau daß d' afahrst, Rabenvieh, bländigs!“ beehrt ihn, daß seine längere Gegenwart hier zumindestens ein gewisses Mißfallen erweckt. Drum wendet er sich und begibt sich wieder zu den Geißen, die der Szene neugierig zugeschaut haben. Die ganze Gesellschaft schlägt ihren Weg nun zur Feldschmiede ein, die in Aufweite auf der gegenüberliegenden Wiese ihren Sitz hat. Vor dem großen Zeltdach glüht das Schmiedefeuer. Ein Soldat tritt den Blasbalg und in der heißen hellauflodernden Kohlenflamme verliert das Eisen seine Härte; weich und biegsam kommt es auf den Amboß und unter den formentenden Hammerschlägen springen die Funken wie bei einem kleinen Feuerwerk. Ringsum aber stehen wieder die neugierigen Ziegen. Der Soldat hält eine, ruft sie herzu und gibt ihnen ein wenig Salz zu lecken. Wie sie da ihre schmalen Mäuler erhalten, wie sie lebhaft und munter werden, die Flügel ihrer geraden Nase, ihre Zungen und Augen in ständiger Bewegung halten und sich heranbrängen, daß der Gute schließlich seine liebe Not hat, um sie wieder los zu werden.

Abseits des Weges finden sich umplante, von Holunderbüschen unterbrochene Holzlagerplätze, in die man hübsch tief hinein sieht. Enten und Hahnervoll treibt sich da drinnen herum und vor einem Haufen frischgemähten Grasses springen gar pudzig zwei junge Böcklein mit schiefem Hintergestell. Und gehen wir weiter längs des Arsenalweges bis gegen den St. Marxyr Friedhof, allüberall begegnen sie einem. Sie stehen um die Lumpensammlerin, die auf einem Wiesenfleck ihren Handwagen ausleert, alte Regenschirme, Fegen und Habern ordnet und schlichtet, sie umkreisen weidende Pferde, denen der Mangel an Fafer alle Rippen zutage treten läßt, sie spazieren vorm Deichgräberhaus, rupfen da und dort Disteln und Girtentäschchen, streichen in Klettensträuchern ihre Bärte und liegen vor einem Haus in der Sonne, welches das merkwürdigste der ganzen Umgebung ist. Ihm laufen die meisten Leute zu. Warum? Weil drinnen ein Greißler haust. Auf den ersten Blick kann man das allerdings nicht ersehen. Schaut einem nur eine Feuermauer entgegen, stockhoch; oben lugt aus einem kleinen schmalen Fenster eine Fahne heraus, unbestimmt, in welchen Farben. Unten öffnet sich ein etwas größeres Fenster. Sonst nichts als kahle Mauer und ein Schild, auf dem der Name „Karl Sandner“ steht. Aber bei dem unteren größeren Fenster bleiben die Leute stehen, schieben ihr Geld hinein und erhalten die verlangten Waren. Begreiflich, daß sich die Ziegen hier besonders gern aufhalten. Fällt ja manchmal was ab für sie, ein Stückchen Brot, ein Salatblättchen, eine wurmige Zwetschke u. a. Müssen sonst so mit dem spärlichen Gras und den wenigen struppigen Pflanzen vorlieb nehmen, die auf dem Oedland gedeihen.

Kürzlich stand eine Ziege vor einem vergitterten Objekt des Arsenal's. Hinter dem Gitter rankten sich Bohnen an langen Stangen. Das wäre ein Fraß gewesen! Erst schaute sie lange hinein als studierte sie, wie man diesen grünen saftigen Blättern beikommen könnte, dann stieg sie mit den Vorderbeinen auf den steinernen Unterbau und zwängte den Kopf durch das Gitter. Sie reichte nicht. Da kniete sie hin, reichte weiter wie

erst, aber noch nicht hinzu. Ein Soldat, der sie innerhalb der Einfriedung beobachtet hatte, kam dann näher und reichte ihr mitleidig ein paar Blätter. Nun erst ging sie befriedigt von dannen.

Wo diese Ziegen herkommen, ob sie Arbeitern des Arsenal's oder armen Leuten in dieser Gegend gehören? Eines ist sicher: sie werden vielen Familien die Sorge um die tägliche Milch nehmen. Drum sind sie uns doppelt lieb, diese lebhaften, munteren, für Liebslungen jederzeit empfänglichen oft auch mutwilligen und tecken, intelligenten Tierchen beim Arsenal.

H. M.

**Der Werkelmann.**

Man hört ihn jetzt genau so oft wie früher, den Wiener Werkelmann, der von Hof zu Hof zieht und überall seine populären Weisen herunterspielt. Werkelmänner gehören ja meist nicht zu den Kriegstauglichen, und so zählt ihr Beruf zu den wenigen, in die der Weltkrieg keine Bresche zu schießen vermochte. Im Gegenteil, sie kommen nun vielleicht noch öfter als sonst und mit kriegsmäßig verändertem Programm. Das „Ich hatt' einen Kameraden“ mit dem potpourriartigen Anhängsel anderer Volkslieder, die Volkshymne, das „Heil dir im Siegerkranz“ und die bulgarische Hymne, das alles birgt nun das komplizierte Innere des Leierkastens. Natürlich fehlen auch die neueren Operettenschlager nicht, und der Erfolg, den diese „Hoffmeister“ erzielen, ist wie früher sehr verschieden: der eine freut sich, Musik zu hören, der andere will unbedingt Ruhe. Der Schloffer in seiner Werkstatt pißt die Rippen und pfeift mit, bewegt vielleicht die Feile im Latte. Der Gelehrte am Schreibtisch hingegen fühlt sich gestört und wirft gleich ein Zwanzig-Hellerstück in den Hof hinter, um der Plage ein möglichst rasches Ende zu bereiten. Nur die Kinder — ob reich, ob arm — frohlocken immer, wenn der Werkelmann kommt, tanzen oder singen mit, und sind sie noch zu klein dazu, dann sind sie stolz, dem armen Musikanten den Lohn für die Musik in die Hand drücken zu dürfen. Der Werkelmann untersteht nicht der Gewerbebehörde, sondern bloß der Polizei, die ihm die Lizenz erteilt. Allerdings wird bei der Gewährung einer solchen sehr streng vorgegangen; nur wirklich für bürgerliche Berufe untaugliche Leute erhalten sie; wie wir erfahren, haben derzeit die Kriegsinvaliden unbedingt den Vorrang. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß man sich an maßgebender Stelle das Leierkastenspiel als einen Invalidenberuf erster Ordnung denkt. Wozu hätten wir sonst unsere weitausblickende, moderne Invalidenversorgung. Aber nichtsdestoweniger dürften die siebenzig Werkelmänner, die Wien gegenwärtig im ganzen zählt, in Zukunft bald einen bemerkenswerten Zuwachs von Berufsgenossen erhalten.

## Der Wahrsageschwindel.

Die Dummen und Abergläubischen werden nicht nur nicht alle, sondern haben sich in der Kriegszeit womöglich bedeutend vermehrt. Ist doch die Ungewißheit über das Schicksal naher Verwandter, Freunde — oder auch über das eigene — vielen Menschen gerade in diesen Tagen ein mächtiger Antrieb, nach Möglichkeiten zu spähen, um sich Beruhigung zu verschaffen, sich von drückender Sorge um die Zukunft zu befreien. Ehedem ließen sich junge Mädchen ihre Zukunft voraussagen, und die Charakterbeschaffenheit, womöglich auch noch das Aussehen des künftigen Gatten schildern. Den Frauen wurde über die Treue ihrer Ehegesponsen geweissagt. Heute möchte die treubeforschte Mutter über den im Felde stehenden Sohn, die liebende Schwester über den in fernem Lande kämpfenden Bruder Wissenswertes erfahren, ja auch Soldaten — sogar Offiziere — gehören mit zu den begierigsten Fragern, und „renommierte“ Wahrsagerinnen rechnen deren unzählige zu ihren Klienten. Es ist nicht zu leugnen, daß vielfach „aus Spaß“ die Dienste der Wahrsagerinnen in Anspruch genommen werden, die Mehrzahl der Kunden rekrutiert sich jedoch aus Abergläubischen, die um keinen Preis der Welt von ihrem Wahne zu kurieren sind, tatsächliche Voraussagungen zu erhalten. Unter solchen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß dem Wahrsageschwindel — und gerade jetzt zur Kriegszeit — gar reich der Weizen blüht. Nicht der Betrug allein, der durch die Forderung von Geldbeträgen unter der Vorpiegelung wahrhafter Prophezeiungen verübt wird, ist bei der Sache das Bedenkliche, sondern auch der geistige Schade, der durch die Ausbreitung eines dummen Aberglaubens ange richtet wird. Die Wahrsagerin sucht ihre Kundschäften in der ärmeren Bevölkerung ebenso wie in den Kreisen der Begüterten. Diese verstehen sich schließlich zu trösten, wenn eine Prophezeiung nicht eintrifft; wieviel bittere Enttäuschung aber folgt dem blinden Wahn bei jenen Besitzlosen, die an das geweissagte Glück glaubten! Die Art des Kundenfanges ist ebenso verschieden wie die Art der Weissagung und wie das Honorar, das die „Weisterinnen“ für ihre stets Glück voraussagenden Mitteilungen erhalten. Die harmloseste Schwindlerin ist die Kartenausschlägerin, die von Haus zu Haus ziehend ihr Gewerbe betreibt. Sie bietet ihre Dienste meist unbekanntem Personen an, oft hat sie aber auch ihre festen Stammkunden, die sie von Zeit zu Zeit aufsucht. Die Kartenausschlägerinnen lesen auch oft aus den Furchen der inneren Handfläche. Das Honorar, das diese

Prophetinnen verlangen, schwankt zwischen 40 Hellern und zwei Kronen. Es gibt auch noch andere Spezies unter den Wahrsagerkünstlerinnen. Da sind zum Beispiel die alten Weiber, die, uralter Wiener Tradition getreu, beim Agnesbrünnl in Sievering Ortsansässigen und Ausflüglern weisagen. Da hocken sie an beiden Seiten des Weges, derer harrend, die begierig sind, zu erfahren, was der „schwarze Herr“ oder die „blonde Frau“ in der Karte ihnen zu sagen haben. Die Auskunftsbeflissenen finden sich an Sonntagen oft in Scharen ein. Wer kennt nicht die Planetenverkäufer, die Feuerbeschwörer beiderlei Geschlechter? Kürzlich konnte man in der Gerichtsaktenrubrik über die Geheimnisse des „Feuerorakels“ lesen. Oft geben die Wahrsagerinnen auch Nummern an, die im kleinen Lotto gesetzt und in der Regel — nicht gezogen werden. Das Bornehmste auf dem Gebiet stellen jedoch die Wahrsagerinnen dar, die — weit davon entfernt, „der Kunstschafft nachzukaufen“ — diese an sich herankommen lassen. Sie haben elegante Wohnungen in den besten Stadtteilen inne und locken ihre Klienten durch Zinerate an. Dem Uneingeweihten gegenüber aber geben sie sich den Anschein der Unnahbarkeit, erzählen, daß sie nicht jedermann „annehmen“, daß sie nur „gutrefommandierte Herrschaften“ empfangen, daß man sich mittelst Postkarte tags vorher anmelden muß, um in ihre geheiligten Räume zu gelangen u. dgl. mehr. Wahr ist allerdings, daß Leute der besten Gesellschaftskreise, mitunter Aristokraten, die „Professorinnen“ aufsuchen und ihnen sehr hohe Honorare zahlen. Das Gebiet des Wahrsageschwindels streift oft die Graphologie. Hier muß zwischen tatsächlich auf einwandfreier wissenschaftlicher Grundlage arbeitenden Graphologen, die aus der Handschrift die Charaktereigenschaften des Schreibers erkennen, und graphologischen Hochkaplern unterschieden werden. Dies ist nicht leicht und für die Polizeibehörden oft eine harte Nuß. Gleichwohl ist dringend zu wünschen, daß auch diese Art des Schwindels, der wie andere Arten des Wahrsagens besonders zur Kriegszeit arg grassiert, möglichst eingedämmt werde.

**\* Plakate.** Es sind ihrer auffallend wenig geworden in der letzten Zeit; nämlich wenig neue. Früher, vor dem Krieg, und auch noch in seinen Anfängen, verging kein Tag, daß nicht irgend ein ungekanntes Bild, irgend eine schreiende Aufschrift von einer Mauer, von einer Bittsäule oder von einer jener langen Bretterwände grüßte, von denen man nie wußte, ob sie dazu da sind, nur verklebt zu werden, oder ob die Plakate gerade hingepickt wurden, weil die Wände da waren. Der Krieg, der alles gewandelt hat, zeichnete hier gleichfalls seine Spuren ein. Zunächst, wie gesagt, was die Zahl betrifft. Was sollte auch angepriesen werden? Bedarfsgegenstände müssen ohne Tamtam gekauft werden und für Luxuswaren bleibt den meisten nicht viel übrig. Wer sie aber dennoch erstehen will, kennt die Quellen. Wer überflüssiges Geld hat, findet der Wege genug, die zu ihnen führen. Diese Leute, Kriegsgewinner vielleicht, vielleicht auch Menschen, die schon vor Anno 1914 wohlhabend oder reich waren, mußten sich dennoch bequemen, genau so wie der ärmste Schüler, jene Anschlagbogen zu lesen, die aus der Zeit geboren waren: die vielen Verordnungen und Kundmachungen, die keines Bildes, keines gekünstelten Schlagwortes bedurften, um dem Schritt des Vorübergehenden Halt zu gebieten, die jeder lesen mußte, weil er nicht in Unkenntnis des Gesagten bleiben durfte. Und sie fanden ihr Publikum; schmucklos, wie sie waren und sind. Sie konnten auf künstlerischen Wert verzichten. Und das ist auch bei den meisten anderen Plakaten der Fall, die irgendwie mit den Ereignissen des Tages zusammenhängen. Wirken nicht die drei Invaliden, die ihrer Tätigkeit mit Prothesen nachgehen und edlen Menschen sagen wollen, man möge sie in Arbeit nehmen, genau so stark, als wäre ihr Bild von der Hand des ersten Künstlers der Welt entworfen worden? Zum Herzen spricht auch ein Klischee! Oder die Mutter mit dem Kind im Arm? Trocknet ihre Tränen! Lest, was neben der Figur steht, und wollt Ihr „Bilder“ sehen, so geht in eine Galerie. Wollt Ihr helfen, wollt Ihr Not lindern, Ihr findet manch ein Plakat, das dazu auffordert. Ihr dürft eben nicht achtlos daran vorübergehen.

Im Stammeis!



Was san dös für Sach'n? herrliche Stichter den Kellner an. "Kane Knödel mit Gollaschjok san da? Is dös a G'hörst' oder net? Is dös a Urtnung, so wie's die neuche Verurtung vor-

mit einigem Erstaunen gefolgt und Schwaffer konnte nicht umhin, kopfschüttelnd zu bemerken: "Heut' is er wieder ganz aus 'm Häusel, der Stichter."

"Gar net," erwiderte Stichter, "i bin a gar net dös, granit oder aufg' regt, ganz eh kon-trär! I g'rei' mi, daß die Sammlung von besörd-liche Verurtungen wieder um a Bracht- und Paradesfüdel bereichert word'n is. Nur will i a davon was hab'n, dös is mei Standpunkt. Wann ma jekt'n den "Produktionszwang" hab'n, nachher will i, der Stichter, a die Beikschin zwingen dersen, Knödeln zu "produzier'n", wann i grad an Gulsu drauf hab'. Punktum, Streusand drauf! Wenn Euch was net recht is, nachher sagt's es nur!"

Er trank mit einem energischen Zug sein Krügel aus, trug die Miene eines Mannes zur Schau, der seiner Meinung klar und deutlich Ausdruck verliehen hat, und blickte sich im Kreise um, damit er die Wirkung seiner Worte prüfe.

"Vor allen," sagte Schwaffer, "möcht' i ma mit Verlaub d' bemerken gestatten, daß Knödeln a ganz a Guat's Essen, aba ihr Lebtig ia unentbehr-licher Bedarfsgegenstand san. Daß Du grad an Gulsu drauf hab'n wirst, dös hat die Schin im vorhinem net riachen können."

"Der Stichter," ließ sich Oberberger ver-nehmen, "der is, scheint's ma, der Meinung, daß all's, was die Behörde anordn't, nur für eahn g'macht is, und damit er si sei Leben recht kommod einrichten kann. Na, mei lieber Freund, so hab'n ma net g'wett'! Dös G'päßige an dera Sach' is mir, daß grad wieder er, der Stichter es is, der sie allerweil aufspielt, sei "soziales Emp-finden" spozier'n tührt und andere Leut' nieder-bügelt, wann s' ihr eigene Meinung hab'n." Er sagte das zu den anderen, Stichter sah er dabei gar nicht an; jekt aber wendete er sich plötzlich an diesen und juhr fort: "Aldann, daß D' es weis't, Du Ggott Du, die neuche Verurtung is für die Allgemeinheit da, und wann irgend ane von die vielen Verurtungen, die uns der Krieg bis jekt'n g'bracht hat, wann ane davon gut und vernünf'i-

g'weht is, nachher is's die jektige. Und wannst D' dagegen was ein'wenden hast, nachher sacht ma wieder amol deutli, daß Du a Lustamenterer bist, der über all's und jed's trafeel'n muas, und sonst gar nit."

"Dös bin i a," sagte Stichter, "freili bin i a Lustamenterer, dös is a alte Kanb'n. Aber dös'mal — hab' i denn was g'sagt geg'n den neuchen Erlas? Na Wirt!"

Er warf einen Blick auf Spannaql hinüber und stellte fest, daß der stets schweigmale Bech-genosse heute noch um einiges stiller und schweiq-lamer war. "Na Spannaql," rief er ihm zu, "was list denn heut' gar a so trambappert da, als ob d'r die Händeln's Brot wegg'freissen hätten? Set do a weygal lustiger, alter Spezi."

"Lustig sein, bei so schwere Zeiten," meinte Spannaql, "dös hab' i mir lang l'ho abg'wöhnt. Unfexans, wos der klane Mann is, der mag ia scho wirkt nimmer, wie er's richten soll. Da kommt a Verurtung um d' andere aufsa und a Erlas steigt förmli'n andern auf d' Gerischen. Jeder will selch't halt nia net a Besserung. An Preistreiber nach 'n andern steter' i' ins Voch, und die Preis werd'n all'weil net klauer. A G'jes nach 'n andern kommt aufsa, was 'n Kriegswucherer's Macht um-drahn soll — und sie leb'n halt do allweil lusti weiter und lassen si net packen. Dös macht mit der Zeit scho trübelig, weil i mir bei all'n und jed'm denk: Es is ja do für d' Sak' und 'n kan Mann müst dös ane nit und dös andre net."

"Is ia wos dran an dem, wos D' da sagt," meinte Oberberger nachdrücklich, "aber wer wird denn desweg'n 'n Kopf hängen lassen? Mei Meinung is: Werdern kann i's net und dann gerüch i mir a gar net erst 'n Kopf von andere Leut', spintifizier-net viel, sondern laß's Nadel laufen, wie's laufft. Dös is, find' i, der anzig richtige Standpunkt in dera graufschichen — pardon, wollt' sagen großen — Zeit."

"Schauts Euch 'n Spannaql amol an," meinte Schwaffer, "mir kommt vor, a so a lang's G'sicht müas'ten die Engländer g'macht hab'n, wie

g'hört hab'n: Die "Deutschland", is wieder dahan. I glaub, dös hätt' si Ianer von die Herrschafter tramen lassen. Auspaßt hab'ns auf dös Schifferl wie d' Postelmacher und in die ganzen Sag quach d' Augen ausgelegt, damit sie's nur ia derwischen. Mir hat's da g'nugt, Herr von Engländer! A lange Kasten hat Dir der Kapitän König draht und apaicht is er eahna, den Raubern, daß's höher nimmer gangen is."

"Wie unferaus a Ruffcherl nach Neuwaldegg doer Weibling am Bach macht, so is der Laufend-sassa nach Amerika übr'i und wieder g'und q'fahren," sagte Oberberger. "Herrschaft, meine Herr'n, dös is a Sach'! Da jog' i nit als: Respekt vor so an Mann und Gut oba!"

"I mücht' mir wissen, was d' Engländer dazua sag'n," meinte Spannaql.

"Die?" sagte Stichter. "Weglug'n werd'ns die ganze G'sicht, oder so lang dres'n und wenden, bis s' draufkommen werd'n daß's für sie und überhaupt für'n ganzen Viererband a Wortel is, daß die "Deutschland" so jöh'n und g'müatli hamkommen is. Was willst denn von solche Jugenschippeln hab'n? Jekt woll'n die Saklmacher beipickelwei' ihr'n kan Wirtel wirkl' den "Eigreich'n" haßen. Warum? Bistleicht, weil er si bis jekt'n hat beherrsch'n können, net auf Wean losmarschier't is und auf die Art und Weis' an Sieg über sich selber derringen hat? Warum die ganzen Pfanz und Spiegelschtereien? Na Mensch was's!"

Die Uhr war indessen vorgerückt und der Beiger näherte sich dem Behner. "Wann ma a no a paar Stund so weiter discht'riern," meinte Oberberger, "dahinter kommen werd'n ma do net. Dagegen kann't's leicht sein, daß d' Meinige a "Warum?" fragt, nämli warum i alter Kauf-brader wieder so lang im Beisl g'sessen bin, statt ham d'kommen, wie si's für an braven Ehemann g'hört. Drum bin i, so weit's mi angeht, für Schluß der Debatte und willniß! Euch alles mit-anander a guate Nacht. Leopold, jahl'n!"

Thomas Berger.

[Der weiche und der steife Hemdkragen.] Frei nach Ludwig Fulda: „Du bist ein König auch in Unterhosen,“ hat der Bezirksrichter in Fünshaus entschieden, daß man auch mit einem weichen Hemdkragen ein Kavaliere sein kann. Es handelte sich um einen der jetzt ins tägliche Gerichtssaalrepertoire eingerückten Preistreiberprozeße. Jemand hatte steife Kragen teuer verkauft und war deshalb angeklagt. Der Sachverständige stellte fest, daß der steife Kragen und die steifen Manschetten ein Luxus seien, den man sich ohnedies bald werde abgewöhnen müssen. Und mit Stolz wies er darauf hin, daß er selbst den Anfang gemacht habe, indem er keine gesteiften Manschetten mehr trage. Der Richter stimmte zu, erklärte den steifen Kragen für einen Luxusartikel und ging mit einem Freispruch vor. Dem Zeugen aber sagte der Richter: „Da wird aber der Herr Bürgermeister Augen machen, wenn auf dem nächsten Ball der Stadt Wien die Herren mit Gänsehäufelkragen und ohne Manschetten erscheinen werden.“ Diese Bemerkung setzt voraus, daß beim nächsten Ball der Stadt Wien, dessen Termin leider jetzt noch nicht festgesetzt werden kann, der Herr Bürgermeister nicht selbst einen weichen Kragen oder vielleicht überhaupt keinen tragen wird. Denn hier handelt es sich ja um eine Modeangelegenheit, und da die Mode die absonderlichsten Sprünge liebt, so kann man gar nicht wissen, ob im nächsten Friedensfasching nicht der Frack mitsamt der steifen Hemdbrust und dem Kragen zum alten Klunder gehören wird. Ein Rückblick in die Geschichte der Trachten läßt das gar nicht so unmöglich erscheinen. Daß der steife Kragen jetzt aber ex officio für einen Luxusartikel erklärt wurde, ist nur ein weiteres Moment in der Umwertung aller Werte, wie sie die Zeit mit sich bringt. Und der Kragen ist wahrhaftig nicht das Einzige, was heute zum Luxus geworden ist, ohne es vor zwei Jahren im geringsten gewesen zu sein. Man stelle sich nur vor, daß ein Bankier erfahren würde, sein Kassier verpisse zum zweiten Frühstück täglich ein Paar Frankfurter mit Gulaschsaft! Er würde sicher schleunigst eine Kassenrevision vornehmen und dem Kassier das Hochkaplerische seiner

Handlungsweise mit bewegten Worten vorhalten. Und Anno 1914 noch war das das Gabelfrühstück des kleinen Mannes und der Beweis demokratischer Gesinnung beim reichen Mann. So ist der „Schwarze“ nach Tisch, die Butter zum Käse und vieles andere zum äußersten Luxus geworden, und wenn sich jemand einfallert läßt, nach dem Mittagessen mit dem Einspänner ins Bureau zu fahren, so kann das unbedingt als Zeichen eines gewissen Wohlstandes gelten, während man vor zwei Jahren noch in solchem Falle den Kutscher durch Seitengassen fahren ließ, um nicht gesehen zu werden. Da ist es doch wahrhaftig kein Wunder, wenn demnächst auch der steife Kragen den Weg aller Salzstangel wird gehen müssen, und vielleicht wird bald der Herr mit den „Röllchen“, der Vorsteckbrust und dem Papierkragen den Typus des vornehmen Kavaliere repräsentieren.

(Telogasse.)

### Aus dem Notizbuch eines Rauchers.

Es waren lauter erotische Schönheiten, Kinder aus südlichen Fernen; sie alle hatten fremdklingende, prunkhafte Namen und wir haben sie sehr geliebt. Manche von ihnen waren schlank und schmal und fast goldblond, andere wieder waren üppig und dunkel; manche waren ganz und gar in Silber gehüllt und die meisten trugen farbenleuchtende, in Gold und Purpur schimmernde, wappengeschmückte Gürtel. Jetzt sind sie alle dahin. Aufgelöst in Nichts, ihr feiner Duft, der uns so oft berauschte, spurlos verweht. Und es gibt keine Havannazigarren mehr.

Höchstens, daß da und dort, in einzelnen sehr vornehmen und sehr verschwiegenen Stuben noch ein einzelner, heimlich tuender Genießer die letzten übriggebliebenen Garzias oder Henry Clays andächtig verbraucht, aufgespart, vorsorglich beiseite gebrachte Köstlichkeiten, an denen er sich nun — „mit einem heiteren, einem nassen Auge“ — erfreut. Wie lange noch?

In dem Laden aber, aus dem wir sie zu holen gewöhnt waren, gibt es nun keine mehr. Seit langem schon. Ja, wir sind jetzt sogar beinahe daran gewöhnt, daß es dort nichts Erotisches mehr zu holen gibt. Die Spezialitätenraffinerie ist geblieben, allein die importierten Spezialitäten sind verschwunden, und wir staunen schon gar nicht mehr darüber, wie sehr dieser Laden sein Aussehen und seinen Charakter verändert hat.

In den eleganten Romanen der frühen neunziger Jahre und in den mondainen Novellen aus jener Zeit konnte man oft von den fabelhaft lebemannischen Helden lesen: „... er entzündete sich eine echte Gianacis...“ oder man las: „... er schlürfte den Rauch einer echten Caravopoulos...“ und das machte einen überwältigenden Eindruck. Konnte es denn etwas Raffinierteres, etwas anspruchsvolleres, als wenn jemand

Caravopoulos oder Gianacis rauchte? Noch dazu „echte“! Seither hat der Spezialitätenladen auf dem Kohlmarkt uns alle diese Wunderdinge und noch viele andere dazu geliefert. Wir lernten fast sämtliche Griechen kennen, die aus ägyptischem Tabak Zigaretten für verwöhnte Europäer herstellen. Der Luxus stieg mehr und mehr, wurde zur selbstverständlichen Alltäglichkeit, und kein Romandichter, kein Novellist, der etwas auf sich hielt, hätte nun geschrieben, daß sein verführerischer Held „echte“ Gianacis rauche. Das wäre ganz ohne Wirkung geblieben. Heute jedoch, da die „Ägyptische“ dritte Sorte schon zu den vielbegehrten, oft sogar vergeblich gesuchten Seltenheiten gehört, fangen uns die Lebemannen, die sich echte Caravopoulos leisten können, beinahe wieder zu imponieren an, und wir kehren nach und nach zu dem Glauben zurück, daß solch raffinierter Luxus nur in Novellen und Romanen vorkommt.

Etwa ein halbes Jahr, ehe der Krieg ausbrach, traf ich einmal vor dem Spezialitätenladen ein paar Schulbuben. Eben trat ein Kamerad von ihnen, ein Knirps, der kaum dreizehn Jahre zählen mochte, aus dem Laden zu ihnen. Sie umringten ihn erwartungsvoll und er zeigte ihnen eines jener bunten Schächtelchen, die wir jetzt nur noch aus der Erinnerung kennen. Ägyptische Zigaretten aus Ägypten. Die Buben betrachteten das Mädchen Gianacis so ehrfürchtig wie wir selbst es heute wohl betrachten würden, wenn es uns gelingen würde, seiner habhaft zu werden. Der Knirps ließ seinen Kauf bewundern, spielte den Erfahrenen und sagte mit wichtiger Miene: „Ich rauch' lieber wenig — aber gut.“ Wo sind die Zeiten, da selbst die Schulbuben Gianacis rauchen konnten und da auch der bescheidene Genießer sich dann und wann eine „Miel“ oder eine „Romeo et Julietta“ gestatten durfte? Und derart wählerische Grundsätze, wie der kleine Bernegrosch von damals sie aufstellte, taugen heute nicht einmal für uns Erwachsene. Wir müssen froh sein, wenn wir nur überhaupt etwas zu rauchen haben.

Ganz bescheiden wird einem zumute, wenn man jetzt den Spezialitätenladen auf dem Kohlmarkt betritt. Werde ich noch fünf Zigarren kriegen? Zehn oder zwanzig Zigaretten? Die jungen Mädchen, die in dem Laden bedienen und die früher alle Hände voll zu tun hatten, müssen jetzt die ungleich schwerere Aufgabe meistern, in den verschiedensten Tonarten „nein“ zu sagen. Sie sind sehr teilnahmsvoll und sehr freundlich. Von allen Frauen, die ja das Rauchen gewöhnlich nur dulden und es gar nicht lieben, sind diese Mädchen die seltenen Ausnahmen. Sie verstehen, wie einem Raucher ums Herz ist, der auf die langgewohnte Lieblingsorte verzichten muß; sie haben ein mitleidiges Begreifen dafür, wie hart einem Raucher geschieht, der nichts mehr zu rauchen hat. Sie wissen einem auch immer, scherzhaft oder im Ernst, ein tröstliches Wort zu sagen und sie jammern wenigstens ein bißchen mit den eingeleichteten Tabakfanatikern, bei denen kein Trost etwas helfen will. Freilich, helfen können sie nicht.

Die vieler netten Schubfächer sind leer. Die Namen guter Zigarren, die auf den schwarzen Glastafeln in Goldbuchstaben geschrieben stehen, sind jetzt nur mehr Worte, nichts als Worte. ... Erinnerungen an vergangene Tage, deren Leppigkeit jetzt schon märchenhaft erscheint. Die Regale auf der Zigarettenseite gähnen ausgeräumt und verödet. An der Wand hängen unter Glas und Rahmen die Mustertafeln aller in- und ausländischen Zigarren und Zigaretten. Ein Stück von jeder Sorte ist da in natura aufgelegt. Früher stand man vor diesen Tafeln und wählte, suchte, prüfte, durfte sich nach Herzenslust aussuchen, was immer man sich vergönnen wollte. Heute sind die inländischen Sorten schon Raritäten geworden. Ueber die Verglasung der erotischen Sorten aber sind kreuzweise Papierstreifen geklebt. Und das bedeutet: Schluß! Das bedeutet: „Laßt alle Hoffnung sinken!“ Tritt man jetzt heran, so ist es höchstens wie zu einer Art Gedächtnisfeier oder wie man in einem Museum die längst verschollenen Kostbarkeiten einer ferneren Epoche betrachtet. Da steht man nun und quält die alten Mustertafeln an. So also hat eine „Alvarez“ einmal angeschaut ... so eine „Don Lopez“ ... so eine „Merito Nummer zwei“ ...

Mit seiner bunten Fülle hat uns dieser Laden da früher einmal den Reichtum vieler ferner Länder geboten. Die Ernten südlich heißer Sommer lagen hier aufgespeichert, von der Tropensonne köstlich gereift. In diesem Laden hielt der Ägypter, der Perjer, der Indier, der Spanier, der Brasilianer sein duftendes Kraut feil. Trat man hier ein, so war man mit der ganzen Welt, war mit fernem Küsten, mit berühmten Havannaplantagen gleichsam in Geschäftsverbindung. Jetzt zeigt uns dieser Laden auf dem Kohlmarkt, daß wir auf uns selbst angewiesen sind. Die Spezialitätenraffinerie in den Kriegsjahren gesehen zu haben, das wird später einmal zu den merkwürdigsten Erinnerungen gehören.

Sauzele

\* (Die Kriegserklärung Rumäniens.) Der heutige Morgen begann trüb. Über die vorherstlichen Nebelschleier wurden von erneutem Kriegsgeschrei zerrissen. Schon die gestrige Kriegserklärung Italiens an Deutschland schuf in empfindlichen Gemütern eine ahnungsvolle Spannung. Und richtig: Extra-Ausgaben der Wiener Blätter trugen am frühen Vormittag wieder den Kriegsruf in die vom Handel und Wandel belebten Straßen, der Ruf der Austräger gellte an allen Plätzen. Die Kriegserklärung Rumäniens an Oesterreich-Ungarn wurde mit Ruhe aufgenommen und kaum eine gewisse Erregung machte sich bemerkbar. Die Leute drängten sich um die Austräger der Extra-Ausgaben oder sie traten aufeinander zu: „Haben Sie schon gehört?“ Und ein grimmes Wort, wie es dem heuchlerischen „Freunde von gestern“ gebührt, war die Antwort. Wir kennen ja schon einen für alle Zeiten gekennzeichneten Staat, der aus dem Zubastlohn des Verrates Vorteil ziehen will. Wir haben jedoch den Italienern etwas abzubitten: daß wir sie für nicht zu über-treffende heuchlerische Gesellen hielten. Seit heute nicht mehr! Die rumänische Regierung hat nach einer jahrelang hinhal-tenden Politik den Augenblick des schmähllichsten Ueberfalles zu erspähen geglaubt. Jedoch sie werden unsere und unserer Verbündeten gewappnete Faust kennen lernen! Und nun soll das Rad des Schicksals rollen. Daß es uns nicht zerbrückt, dafür ist und wird gesorgt, die Rumänen werden Hand in Hand mit ihren sauberen Brüdern durch das raudinische Joch der Weltgeschichte gehen müssen.



**Der Eindruck der neuen Kriegserklärungen.**

Die Kriegserklärung Italiens an Deutschland, die gestern nachmittags in Wien bekannt wurde, machte keinen sonderlichen Eindruck, doch bildete sie in allen öffentlichen Lokalen und wo sich Bekannte auf der Straße trafen, häufig den Gesprächsstoff. Das Publikum bildete sich selbst die Anschauung, daß zwischen der Kriegserklärung Italiens an Deutschland und des Kronrates in Bukarest ein ursächlicher Zusammenhang bestehen müsse. Die Nachricht wurde im übrigen ruhig aufgenommen. Die in den heutigen Morgenstunden in der Stadt bekanntgewordene Kriegserklärung Rumäniens

an die österreichisch-ungarische Monarchie hinterließ kaum einen stärkeren Eindruck im Publikum, da man schon seit längerer Zeit mit dieser Eventualität rechnete. Allenfalls rang sich die zübersichtliche Ueberzeugung durch, daß die Monarchie auch diesem neuen Feinde wohlgerüstet gegenüberstehe. Das Straßenbild blieb völlig unverändert, und der Verkehr flutete wie sonst durch die Stadt.

## Rumäniens Kriegserklärung.

### Der Eindruck in Wien.

Schon die vorgestrige Kriegserklärung Italiens an Deutschland hatte eine ahnungsvolle Spannung hervorgerufen. Und richtig: Extraausgaben der Wiener Blätter trugen gestern früh wieder den Kriegsruf in die Straßen. Die Kriegserklärung Rumäniens an Oesterreich-Ungarn wurde bekanntgegeben. Sie wurde mit Ruhe aufgenommen.

Das palastartige Gebäude in der Prinz Eugenstraße, dessen erstes Stockwerk die rumänische Gesandtschaft beherbergt, lag vorgestern vormittags ruhig da. Nichts deutete auf den folgenschweren Schritt hin, der von hier aus unternommen werden sollte. Dank der muster-gültigen Haltung der Wiener Bevölkerung brauchte keinerlei Sicherheitsmaßregel zum Schutze des Gebäudes getroffen zu werden. Um so lebhafter war das Treiben in den Nachmittagsstunden. Wagen um Wagen fuhr bei der Gesandtschaft vor. In den vom Gesandten bewohnten Räumen wurden Koffer gepackt und sonstige Reisevorbereitungen getroffen. **Macrocordato** und seine Gattin, eine Belgierin von Geburt, erteilten an die Dienerschaft Weisungen, die auf eine baldige Abreise schließen ließen. Anstoßend an die rumänische Gesandtschaft liegt die türkische Botschaft. Die guten nachbarlichen Beziehungen, die zwischen den beiden diplomatischen Vertretungen bestanden und wiederholt durch Besuch und Gegenbesuch Ausdruck gefunden hatten, waren natürlich abgebrochen worden.

### Eine Kundgebung auf der Börse.

Im Verlaufe des gestrigen Verkehrs auf dem Wiener Wertpapiermarkte ließ der Börsenkommissär Ministerialrat **Dr. Robert Zwieryzina** folgende Erklärung verlesen:

„Die Kriegserklärung Rumäniens trifft uns nicht unvorbereitet. Entsprechende Gegenmaßnahmen sind rechtzeitig getroffen worden. Bei diesem Kampfe bauen wir ebenso auf die tatkräftige Hilfe Deutschlands wie unserer anderen

Verbündeten.“ Die Erklärung wurde von den versammelten Besuchern des Wertpapiermarktes mit größter Genugtung aufgenommen und trug wesentlich in den finanziellen Kreisen dazu bei, die Lage vertrauensvoll zu beurteilen.

\* **Der gestrige Einrückungstag.** Die zweite Gruppe der bei der allgemeinen Musterung für tauglich Befundenen rückte gestern ein, und die Straßen in der Umgebung der Rennweger Kaserne und des Kaffinos in Baumgarten boten wieder jenes Bild, das man nun schon so oft gesehen hat, und das eine besondere Note dadurch erhielt, daß diesmal ganz junge Leute und gehegte Männer über Dreißig zu gleicher Zeit an die Reihe kamen. So kam es, daß die einen noch von der Mutter oder dem Vater begleitet waren, während andere, selbst schon Familienväter, mit ihrer Frau kamen, die nicht selten ihr Kind trug oder an der Hand führte. Neun Jahrgänge, 1893 bis 1896, dann 1889 bis 1895, hat die Einberufungskündmachung zu den Waffen gerufen. Die jüngsten bedeutsamen politischen Ereignisse, die in den Vormittagsstunden bekannt geworden waren, machten auf die Rekruten begreiflicher Weise Eindruck und bildeten den Hauptgegenstand ihre Gespräche.

### Das gepfändete Riesenrad.

Ein bemerkenswerter Termin steht für das seit längerem „im Ruhestand“ befindliche Riesenrad des Volkspraters bevor. Vom Besitzer des zum Kaisergarten gehörigen Grundes, auf welchem es steht, ist es wegen Uneinbringbarkeit der Pachtsumme g e p f ä n d e t worden.

Bis zum Letzten dieses Monats, also nur noch drei Tage, reicht die dem Konsortium des Riesenrades gestellte Frist zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Bleibt diese Frist ungenützt, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß das Riesenrad a b g e t r a g e n und durchaus als „altes Eisen“ behandelt werden wird.

## \* (Der Tag der neuen Kriegserklärungen.)

Die neuen Kriegserklärungen übten auf das Leben in der Stadt eine sichtbare Wirkung aus. Am Sonntag nachmittag verbreitete sich die Meldung von der Kriegserklärung Italiens an Deutschland mit großer Schnelligkeit, sie wurde jedoch nicht als Ueberraschung aufgenommen, sondern weit eher als ein schon längst erwartetes Ereignis, das nunmehr zur Tatsache geworden war. Größere Bewegung rief die in den gestrigen frühen Vormittagsstunden durch Sonderausgassen bekanntgegebene Nachricht von der Kriegserklärung Rumäniens an Oesterreich-Ungarn hervor. Wie in den ersten Kriegstagen bildeten sich auf den Straßen kleinere und größere Gruppen, in deren Mitte die Mitteilung lebhaft besprochen wurde. Diese Gespräche wurden ruhig und ernst geführt; es machte sich eine beruhigende Auffassung geltend, die sich noch festigte, als nachmittags die Nachricht von der Kriegserklärung Deutschlands an Rumänien sich verbreitete. Völlige Ruhe herrschte gestern tagsüber und abends vor dem Gebäude in der Prinz Eugenstraße, in der die rumänische Gesandtschaft ihren Sitz hat und in deren Nähe der rumänische Gesandte eine Privatwohnung gemietet hat. Nichts hatte sich vor den Häusern, in denen der Vertreter Rumäniens amtierte und wohnte, geändert, nur das Schild, das das Wappen Rumäniens trug, war am Vormittag entfernt worden.

[Der Fleck auf dem Stiefel.] Ein Freund unseres Blattes schreibt uns: Der steife Hemdkragen, dessen baldiges Ende in einer Notiz der „Neuen Freien Presse“ mit einem tränenden und einem lächelnden Auge angekündigt wird, ist wahrhaftig nicht das Einzige, was für uns Hinterlandsherren im Kriege zum entbehrlichen Luxus geworden ist. Auf die Gefahr hin, das schönere Geschlecht heftig zu erzürnen, möchte ich überhaupt sagen, daß wir Männer in äußerlichen Dingen wenigstens mehr bereit sind zu verzichten und uns zu „strecken“ als die Damenwelt. Sehr viele unter meinen Bekannten, die es sich schließlich auch bei den Kriegspreisen noch immer leisten könnten, ihre Garberobe so wie früher instand zu halten, lassen sich mit aller Gewalt nichts Neues machen, und wenn sie schließlich doch zum schon recht strapazierten Jacketanzug eine neue Hose brauchen, so schreiten sie zu dieser Bestellung nur mit Widerwillen. Am schärfsten kommt das aber bei der Beschuhung zum Ausdruck. „Am Stiefel erkennt man den Menschen“, war ein gutes Wahrwort geworden. Und Leute, die in ihrer sonstigen Bekleidung recht bescheiden waren, sahen doch immer darauf, tadelloses Schuhzeug zu tragen. Ein Fleck auf der Sohle galt wahrhaftig als höchster Beweis der Uueleganz, ein genähter Riß im Oberleder als soziale Degradierung. Ich erinnere mich, daß eine junge Dame mir einmal, als ich sie fragte, warum sie die Werbung des Herrn X. abgewiesen habe, erwiderte: „Ich bitte Sie, ich werde doch keinen Mann heiraten, der geslickte Stiefel trägt. Wenn er arm wäre, so würde ich das natürlich entschuldigen, aber da er das nicht ist, so sehe ich darin einen mir sehr unsympathischen Charakterzug.“ Nun, die junge Dame wird jetzt gründlich umlernen müssen. Der wohlhabende Herr mit dem geslickten Stiefel ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Reiche, sehr reiche Leute sogar, lassen sich ihre Stiefel zum zweiten- und drittenmal besohlen, flicken, reparieren, nähen, nicht nur weil sie es für sündhaft halten, ohne äußersten Zwang fünfzig oder sechzig Kronen auszugeben, sondern weil sie Gemein-sinn genug haben, um die Notwendigkeit, alle Borräte zu strecken, zu empfinden und in die Tat umzusetzen. So sind denn tadellose Schuhe zum entbehrlichen Luxus geworden und der Fleck auf der Sohle ist längst nicht mehr ein „Fleck auf der Ehr“

## Der deutsche Bundesgenosse

Wir wußten es im Augenblick, in dem die Kunde von Rumäniens Ueberfall uns erreichte, daß unser treuer Bundesgenosse neben uns stünde wie immer. Während das Gespindel von Formen erlönte, die einen unerbörten Bändelnreich nach bewährten Mustern durch die scheinbare Einhaltung diplomatischer Korrektheit verschleiern und schminken sollten, während der Bote des neuen Ententebravos durch die Hintertür verschwand, könnte schon fest und eisenstarr der Schritt des gepanzerten deutschen Mitters im Korridor der Weltgeschichte. Unter Bundesgenosse ließ nicht auf sich warten. Vernehmlich und mit jener Sicherheit, die unentwegt ohne jede Phrase oder Verhüllung hat sein Verold gesprochen, und gleichzeitig mit der Verfindung kommender Taten frant und frei der Meinung des gesamten deutschen Volkes Ausdruck gegeben: „Unter schmächtigem Bruch mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgeschlossenen Verträge.“ Vor dem würdigen Gegner jenseit der vornehme Kämpfe grüßend die Klinge. In den Worten aber, die gewährt wurden, um die deutsche Kriegserklärung an Rumänien zu verlaublich, schwingt der Unterton jener Verachtung mit, die das Herz des Mannes erfüllt, wenn es Heimtücke und Häuflichkeit sich waffnen sieht.

So und nicht anders mußte unser tapferer und blutsverwandter deutscher Bundesgenosse sprechen und handeln. Wir saunten und konnten keine Art zu wohl, als daß wir andres von ihm erwartet hätten. In gemeinsamen harten Kämpfen, in jenem siebenfachen Feuer, von dessen läuternder Kraft die Bibel spricht, haben wir uns kennen und erlernen gelernt. Wir wußten, daß unser ältester und getreuester Kamerad nicht eines Vidschlags Dauer lang zögern würde, um neuerlich sein unbeugsames Festhalten an der freigewählten Waffenbrüderschaft kundzutun. Und deshalb waren wir nicht überrascht, als wir Deutschlands Kriegserklärung in unmittelbarem Anschluß an die rumänischen Feindseligkeiten vernahmen. Ueberrascht nicht, aber doch tief erfreut und im innersten Herzen berührt von diesem neuen, fast möchte man sagen prompten Beweis und Siegel der sprichwörtlichen deutschen Treue.

Unwillkürlich müssen wir jetzt an jene ersten, schon im Dämmer des Bergangenen liegenden Tage des Weltkrieges denken, in denen deutsche Soldaten das grimme Scherwort auf die Türen militärischer Transportwagen sprachen: „Hier werden noch Kriegserrörungen angenommen.“ Es war die Sprache tapferer Männer, deren Brust von unzerstörbarem Vertrauen in die begeisterte Kraft des geliebten Vaterlandes erfüllt war. Und dieses Vertrauen ist in den schweren, aber

von der Glorie unbeschreiblichen Selbsttums übergoldeten Kriegsjahren noch stärker und tiefer geworden. Ein neuer Feind zu den alten — das ist alles! Die Deutschen und wir haben ebenso wie unsere tapferen Freunde aus dem Domanenreich und aus Bulgarien kein Talent, das Gruseln zu lernen. Der neue Pöpanz, der tickisch wie der Teufel aus der Schachtel emporgeschneilt ist, findet kaum eine andre Antwort als das lächelnde: „Dange machen gilt nicht!“ Wir wissen wohl, wie die Spiralfeder beschaffen ist, die ihn aus der Verjennung geschleudert hat. Es könnte sein, daß diese dünne Drahtfuge schadhast wird, früher als er selbst es ahnt, und daß er eher in sich zusammenfällt, als er heute glaubt. Wenn Deutschland sich neuerlich an unsre Seite stellt und sein klareres, scharfes Schwert durch die Luft pfeifen läßt, ist das kein Scherz für den, dem es gilt, und er mag sich vorsehen, daß ihm der überläure Kopf nicht von den Schultern springt.

So stehen wir wieder Hand in Hand und Schulter an Schulter auf neuem Boden, um unsern gerechten Kampf zu kämpfen. Ohne vor-eiliges Trümpfgeschrei, mit dem krummen Ernst, der handhafte Tat begleitet, marschieren die verbündeten Truppen einem Feind entgegen, dem die verschmierte Maske heuchlerischer Neutralität vom wahren Antlitz gefallen ist. Und wie fernes Brausen klingen die Worte des alten deutschen Kirchenliedes wie

in den Tagen, da Oesterreich-Ungarns und Deutschlands Heere marschierten, daß die Erde kröhnte:

Und weis die Welt voll Dunkel war  
 Aus, wolle uns gar verschlingen,  
 So fürchten wir uns nicht so sehr,  
 Es soll uns doch gelingen!

**Die rumänische Kolonie in Wien.**

Die Kriegserklärung Rumäniens hat auch die rumänische Kolonie aufgelöst, die die Gastlichkeit dieser Stadt genossen hatte. Ihrer Zusammensetzung nach bestand die rumänische Kolonie Wiens hauptsächlich aus Kaufleuten der Holz- und Petroleumbranche sowie aus Kommissionären der Agrikulturerzeugnisse, ferner Studenten, meist Medizinern, da es ja in Rumänien für einen praktischen Arzt seit Jahren eine besondere Empfehlung gewesen ist, wenn er an der Wiener Klinik seine Ausbildung erhalten hatte. Naturgemäß war infolge der geringeren geschäftlichen Beziehungen unserer Reichshälfte zu Rumänien die Wiener Kolonie rumänischer Staatsangehöriger nicht so groß wie die von Budapest. Von großen rumänischen Geschäftsfirmen war die größte rumänische Gesellschaft, die Aktiengesellschaft für Holzgewinnung und Dampfsägebetrieb, durch eine eigene Filiale in Wien vertreten. Enge Geschäftsverbindungen hatten mit Rumänien außerdem die Versicherungsgesellschaft „Anfer“, die Länderbank, die Anglobank und der Wiener Bankverein, Konnexionen, die eine ständige Anwesenheit von mehreren höheren Beamten aus der rumänischen Bankwelt in Wien notwendig machten. Die Interessen verarmter Rumänen waren vom rumänischen Hilfsverein in der Balfischgasse wahrgenommen worden, dessen Obmann Hans Freiherr v. Meises gewesen ist. Außerdem besitzen die orthodoxen Rumänen österreichisch-ungarischer Staatsangehörigkeit in Wien eine eigene Kapelle in der Löwelstraße, in der auch die Angehörigen der rumänischen Kolonie ihren religiösen Bedürfnissen Befriedigung verschaffen konnten. Der Präsident dieses Kirchenvereins, der den Titel Rumänisch-griechisch-orientalische Kaiserjubiläumskirchengemeinde hat, ist der österreichisch-ungarische Generalmajor des Ruhestandes Alexander Lupu. Die geschäftliche Vertretung der rumänischen Kolonie oblag dem rumänischen Generalkonsulat, dessen Dienstfunktionen von österreichischen Staatsangehörigen, dem Honorargeneralkonsul Paul Schiff v. Suvero und dem Honorarkonsul Hermann Arnold, versehen wurden. Aus diesen kurzen Ausführungen ist zu ersehen, daß sich die Mitglieder der rumänischen Kolonie bei uns der besten Aufnahme zu erfreuen hatten und nur mit Bedauern von der Stätte langjährigen Aufenthaltes scheideten. Ihre Zahl war in letzter Zeit allerdings bereits einigermaßen gelichtet, da die Studenten natürlich schon bei Semester-schluß die alte Kaiserstadt verlassen hatten, während von den Herren aus der Geschäftswelt manche durch die drohende Umwälzung auf dem politischen Horizont veranlaßt worden waren, schon vor einiger Zeit ihre hiesigen Verbindungen zu lösen und nach Hause zurückzukehren. Die hier zurückgebliebenen Mitglieder der Kolonie sind meist solche, die in Karlsbad oder Marienbad zum Kurgebrauch gewesen und, durch die Kriegserklärung aufgeschreckt, nach Wien geeilt sind, um eventuell noch eine Gelegenheit zur Heimreise finden zu können.



## Die Geistreichen und der Krieg.

Von einer gewissen Sorte Geist wünschte schon der alte Lichtenberg verschont zu bleiben; er meinte die Leute, die nichts anderes sein wollten als bloß geistreich. Die Ereignisse unserer Tage haben uns gewiß deutlicher als in andern Zeiten der Weltgeschichte bewiesen, daß der Geist in großen Dingen stets das entscheidende Wort spricht, daß alle Übermacht an Zahl, Geld und aufgehäufter Technik nichts vermag gegen den überlegenen Geist und den geschulten Willen. Von dieser Art sehr verschieden ist aber die obengenannte Gattung; deren Hauptfehler ist, daß sie keinen Wirklichkeitsinn haben. Man kann sehr geistreich sein und gar keinen Wirklichkeitsinn besitzen; das haben uns heute noch manche bewiesen. Wir konnten schon jahrelang vor dem Kriege in den Kreisen von sogenannten Intellektuellen — das Fremdwort ist hier nicht zu umgehen — verkehren und begegneten häufig der Meinung, daß große Kriege in Zukunft überhaupt unmöglich seien. Haarscharf wurde einem bewiesen, daß die fortgeschrittene Kultur, vor allem auch die Entwicklung der Finanzmacht, einen großen Krieg unmöglich machte. Wer überzeugter „Pazifist“ war, betrachtete überhaupt jeden, der die Möglichkeit eines Krieges für uns in Betracht zog, als einen „überspannten Alldeutschen“. Und es

waren recht geistreiche Schriftsteller, die solchen Gedankengängen huldigten. Der Wirklichkeitsinn fehlte! Die Leute hatten sich in ihren Gedankenkreis eingesponnen, in den der Krieg nicht paßte; eine Nachprüfung an der Wirklichkeit hielten sie für überflüssig, das tut niemand gern, besonders, wenn man jahrelang gewohnt ist, seine Meinungen als maßgebend zu betrachten und sie jeden Tag mit Druckerfchwärze dem Publikum vorzusetzen.

Die Vorbedingung zu diesem Geisteszustand war die Verachtung der Politik, die in vielen „intellektuellen“ Kreisen bei uns herrschte. Hier treffen wir auf eine deutsche Kulturbesonderheit. In keinem großen Lande Europas, in keinem Lande vor allem, das stets eine so mächtige Rolle gespielt hat, steht die künstlerische Intelligenz der Politik so kühl gegenüber wie in Deutschland. Warum? Die Sache hat vor allem historische Gründe, es ist zu kurze Zeit her, daß wir ein großes und einiges Reich sind; in der Zeit unserer Kleinstaater aber konnte es keinen überlegenen Geist reizen, sich der Politik zuzuwenden. Auch heute noch ist die Rolle des Politikers in Deutschland anders als in den westlichen Ländern, etwa in Frankreich und in England. Sie führt ihn weder zu den hohen Beamten- und Ministerstellen, die ihn dort erwarten, noch auch, im Durchschnitt, zu der Gunst der Massen, die dafür entschädigen könnte. Der Ansporn einer erfolgreichen Laufbahn fehlt also. Tätige und ehrgeizige Köpfe wenden sich daher bei uns viel eher der Industrie, der Kaufmannschaft und den freien Künsten zu. Diese Tatsache ist für das Ausland völlig unverständlich, und sie ist der Grund, warum man uns dort viel mehr politischen Ehrgeiz und politische Unruhe zuschrieb, als wir tatsächlich hatten. Sie hat andererseits den Nachteil, daß eine Menge Intelligenz bei uns der praktischen Politik verloren ging, daß sogenannte führende Geister sich häufig gar nicht um sie kümmerten, und daß man selbst aus gebildeten Kreisen zuweilen Äußerungen verblüffender Unwissenheit über unsere Verfassungszustände und unsere Parteipolitik hörte. Es gab viele Leute bei uns, die trieben selbst einen Kultus mit ihrer Verachtung der Politik, ohne sich dabei recht klar zu machen, daß es sich in der Politik letzten Endes um ihr eigenes Schicksal wie um das aller andern handelte.

Zu den Ursachen, die über Politik recht eigentümliche und verschwommene Ansichten gerade in den Kreisen der künstlerischen und schriftstellerischen Intelligenz verbreiteten, gehörte auch der Internationalismus, der vielfach in diesen Kreisen herrschte. Dieser Internationalismus, besonders auf dem Gebiet des Theaters und der Musik, hatte in den letzten zwanzig Jahren vor dem Krieg stark zugenommen. Theater und Musik sind in ihrem Wesen internationale Künste; vielfach bilden ihre Unternehmer große geschäftliche Ringe durch ganz Europa, deren Mitglieder gar nicht anders können als international empfinden. Jedes kräftige nationale Fühlen ist gewissen Leuten aus dieser Kaste ein Greuel; sie wittern darin eine unbestimmte Gefahr für ihren geschäftlichen Vorteil, und diese geschäftlichen Interessen werden mit der heitersten Unverfrorenheit ihren politischen Ansichten zugrunde gelegt. Bei ihrem großen Einfluß, den sie zum Beispiel in einer Stadt wie Berlin hatten, haben sie das Urteil vieler Unerfahrenen und Urteilslosen gefälscht. In Berlin, wo von jeher die Welt des Theaters ungebührlich überschätzt worden ist, schmeckten so manche politische Ansichten, die man hörte, nach dem Salonstück, dem tantimereichen Ausstattungsstück, oder nach der Einfuhrware von der Seine — je nach der Veranlagung des Rundgebers. Freilich schmerzte es manchen dieser Edeln, wie er im vertrauten Zwiegespräch gern offenbarte, daß er die fremde Einfuhr nicht durch einheimische Güter ersetzen könne! Aber was machte es, daß die Seele litt, die Dividenden stiegen doch. Die politischen Ansichten dieser manchmal recht talentierten Leute — sie haben oft viel Geist! — sind demnach richtig einzuschätzen.

igre Wirksamkeit zu zeigen; das sind nämlich die Leute, die anders sein müssen als die andern. Sie leben davon, daß sie anders sind, bloß anders, nichts anderes als „anders“. Sie haben im Grunde gar keine bestimmte Ansicht über die Dinge; es ist ihnen auch darum nicht zu tun. Aber wenn Herr Meyer in einem Brief oder in einem Artikel die nicht gerade überraschende Beobachtung macht, daß die Rapsfelder schön gelb blühen, so setzen sie sich hin, und beweisen ihm in einem andern Artikel, unter Wälzen des Konversationslexikons und unter Aufwand ungeheurer Gelehrsamkeit, daß die Rapsfelder in Wahrheit blau blühen, und daß er eigentlich ganz falsch sähe. Für diese Leute war der Krieg mit seinen Massenstimmungen, mit dem begeistertsten Aufschwung eines von allen Seiten angegriffenen Volkes ein Verhängnis. Da konnten sie doch nicht mittun, um Gotteswillen nicht! Nur nicht sein wie die Masse, das ist das erste Gebot des überragenden Geistes. Es war diesen Schriftstellern recht unbequem, daß das Publikum auf die gewohnten Paradoxen, die geistigen Kunststücken, die man bis dahin mit vieler Kunst und schönem Erfolg ausgeführt hatte, schon stofflich nicht mehr reagierte, aber das verlorene Gelände ließ sich vielleicht in anderer Weise wiedergewinnen. Man mußte, wie bisher, sich den Anschein eines besondern tiefen Wissens geben, zu jedem Aufschwung, jeder Begeisterung eines im Innern erregten Volkes ironische und zweifelnde Glossen machen, und nach wie vor immer etwas anderes behaupten, als was die Tagesmeinung sagte. Der Herausgeber einer bekannten Wochenschrift in Berlin mit seinen von Gelehrsamkeit strotzenden Artikeln ist der Hauptvertreter

dieser Gattung. Daß diese Schriftsteller jedesmal vom feindlichen Auslande als Kronzeugen angeführt werden, wenn es uns einen Hieb versetzen will — wie denn gerade die Artikel jener Wochenschrift sich öfters in ganzen Auszügen in den englischen Tagesblättern finden — das machen sie sich wohl nicht immer klar, noch auch, was das in diesen Zeiten bedeutet.

Es gibt auch geistigen Kriegswucher bei uns. Nicht bloß solchen, den man wegen Überschreitung der Höchstpreise in Nahrungsmitteln bestraft! Die Leute, die uns schlechte patriotische Kriegsstücke vorsetzen, sind noch die harmlosesten. Das kostet bloß eine verlorene Theaterkarte und einen zwecklos verbrachten Abend, damit kann man sich abfinden. Schlimmer sind schon die Verfasser politischer Phantasien, die vom Schreibtische aus Europa teilen, und die womöglich bis auf die Tagebücher Ludwigs des Deutschen oder Pipins des Kurzen zurückgreifen, um zu beweisen, was das heutige Deutschland braucht, und was es nicht braucht. Am schlimmsten sind aber die, die in dieser gigantischen Zudrang, die ganz Europa durchläuft, in diesem harten Lebenskampfe unseres Volkes auch wieder nur eine Befriedigung ihrer Ichsucht sehen, voll Besorgnis, daß ja nur nicht die Reklame um ihren werten Namen aufhöre, daß die Zeitungen ja nur nicht aufhören, von ihnen zu sprechen. Wir haben schon vor dem Kriege an Värmachern mehr gehabt als gut war; jetzt ist es vollends ihre Pflicht, uns zu verschonen. Das ist geistiger Kriegswucher ärgster Art, unberechtigter Nutzen des einzelnen, den die Allgemeinheit zahlen soll. Manche, im übrigen kalte Naturen, aber von einer hohen ästhetischen Grundveranlagung empfinden in dem Dramatischen des Weltkrieges einen starken Reiz. Dieser Streit aller Völker gegeneinander in allen Ländern und allen Meeren der Welt erscheint ihnen wie eine ins Ungeheure verbreiterte Mäde. Vom Standpunkt des Volksempfindens aus ist solcher Anschauung natürlich kein hoher Wert beizumessen; indes ist es möglich, daß aus dieser Schicht einmal der Dichter hervorgeht, der dem Kiesenepos des Weltkrieges gerecht wird. Solche Veranlagungen sind immerhin sympathischer als andere ästhetische Naturen, deren Nerven dem geistigen Druck der Kriegszeit — auch für die in der Heimat Bleibenden — einfach überhaupt nicht gewachsen waren. Bei ihnen hat der Krieg einen Verfallsprozeß beschleunigt, der vielfach schon im Gange war. Sie flüchteten sich in den Katholikismus, den Mystizismus oder in irgendwelche andere Heilstätten des Geistes. Der Weltkrieg hat die ganze Welt, an die sie geglaubt haben, einfach aus dem Rahmen gerissen; mit den neuen Erscheinungen, mit den Urinstinkten der Völker, die wieder zutage getreten sind, können sie sich nicht abfinden.

Heute muß jeder zu seinem Volke stehen, geistig wie körperlich. Und wahrlich, die innere Kraft Deutschlands hat so sehr durch den Krieg gewonnen, hat so die Bewunderung aller Völker erregt, daß wir keine geistigen Kunststücken und Seitenprünge brauchen, um unsere Stellung zu verbessern. Dazu genügen die Leistungen unseres Volkes, der Allgemeinheit, durchaus. Das bedeutungsvolle französische Wort: „Es gibt immer noch jemand, der mehr Geist hat als Herr von Tallegand, das ist Monsieur Tout-le-monde (Herr Jedermann)!“ gilt — in diesen Zeiten — sicher.

31. VIII. 1916

\* (Was Rumänien zu erwarten hat.)

Rußland  
Frankreich  
Belgien  
England  
Serbien  
Montenegro  
Italien  
Japan  
Portugal  
Rumänien

**Reichsdeutsche Journalisten in Oesterreich.**

Mehrere deutsche auf einer Studienreise befindliche Journalisten, die in Orsova von den ersten rumänischen Kanonenschüssen überrascht wurden, waren vorgestern mittags, soweit sie nicht bereits ihre Heimreise angetreten hatten, Gäste der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft bei einem einfachen Mittagsmahl im Rathherrenstüberl des Rathauskellers. Zur Begrüßung der Gäste waren erschienen: die Hofräte v. Montlong und Breisky, Vizebürgermeister Sierhammer mit dem Präsidialvorstand Magistratsrat Formanek, Regierungsrat Schandera, die Präsidenten der Schriftstellergenossenschaft und der Concordia sowie Vertreter auswärtiger Pressevereinigungen. Nach der Begrüßung der Gäste namens der Schriftstellergenossenschaft sagte Hofrat v. Montlong, daß er den Gästen ein Wort des Geleites mitgeben möchte. Er sei überzeugt, daß die Gäste, die Zeugen des Ueberfalles Rumäniens gewesen, den Eindruck mit nach Hause nehmen werden, daß die österreichisch-ungarische Monarchie ungebeugt und ungebrochen im Weltentrieg stehe und daß sie nicht zu beugen sei in ihrem Mut und in ihrer Entschlossenheit auszuhalten an der Seite ihrer Verbündeten, möge kommen, was da wolle. Das mögen die Herren auch in ihrer Heimat jedem sagen, auf daß jenes gegenseitige Verständnis, das sich im Kriege mehr und mehr verbreitet hat, zu einer immer stärkeren Wurzel gemeinsamer Kraft werden und die reichsten Früchte tragen möge. Präsident Dr. Ehrlich trank auf die deutsche Nibelungentreue, die unerschütterliche ewige Eintracht, die ewige Concordia zwischen dem Deutschen Reich und uns. Vizebürgermeister Sierhammer begrüßte die Gäste namens der Stadt Wien und ließ ihnen dann Albums der Stadt Wien als Andenken überreichen. Namens der deutschen Gäste dankte Redakteur Dr. Everth aus Magdeburg für den warmherzigen Empfang in Wien und trank auf die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Reichen und Völkern. Namens der Wiener auswärtigen Pressevereinigungen sprach schließlich noch Redakteur Dr. Ganz. Nachmittags begaben sich die Gäste in die Kriegsausstellung.

2. IX. 1916

85

Loß zur Seite geschoben, blieb immer rückwärts, und als ich endlich am späten Nachmittag, dem Verschmäcken nahe, als Erster in der Reihe stand, wurde das Amt geschlossen.

Von der ungewohnten Beschäftigung des Stehens, Drängens und Schiebens war ich am dritten Tage so sehr übermüdet, daß es mir nicht möglich war, mich nochmals den Danks eines Dauerwarters auszusprechen, und so mußte ich den dritten Tag der Erholung widmen, dem Ausruhen von den Anstrengungen des vorhergegangenen, so nutzlos verstrichenen Tages. Am vierten meiner Urlaubstage war ich endlich in der Kamst des Kräftelens so weit ausgeblüht, daß ich nach nur siebenstündigem Warten, nachdem mich einige Gefährtere schon längst überholt hatten, mit einer Hosenslänge reichlich durch den Posten kam, nämlich durch den Türpfosten, welcher den Vorräum von dem Zimmer des Beamten trennte!

„Nun war aber wohl alles in Ordnung?“

„Ja! Ich erhielt nach restloser Nachweisung aller für eine solche Urlaubsreise in Betracht kommenden Fragen die Anweisung für den Paß, und mit dieser mußte ich am fünften Tag zur Polizeidirektion gehen, um dort das Paßanjuden zu überreichen. Hier ging es in vollster Ordnung zu. Wie bei einem vielbeschäftigten Arzt erhielt jeder Kommende seine Nummer. Man mußte weder herumstehen, noch sich drängen. Sessel standen für die Wartenden bereit, es fehlten nur Zeitungen, Zigarettenkistchen und der schwarze Kaffee, um sich in einen Klub versetzt zu wöhnen. Gewißigt durch die beim Anstellen bereits gesammelten Er-

fahrungen, hatte ich mir ein bescheidenes, kaltes Mittagessen mitgebracht und wollte eben das gebadene Kalbskchnitzel verzehren, als ein Wachmann auf mich losstürzte:

„Herr, wissen Sie denn nicht, daß heute Dienstag ist?“

Wohl wußte ich genau, an welchem Tage der Woche wir uns befanden, aber ich ahnte gar nicht, daß dieser Dienstag auf ein politisches Gemit so aufregend wirken könnte.

„Heute ist doch ein fleischloser Tag!“

Brachte mir der Wachmann in Erinnerung. Wehmütigen Herzens nahm ich Abschied von dem Schnitzel, dessen erster Bissen mir so wohl gemundet hatte, schob es, in die Papiererviette gewickelt, vorsichtig in die Rocktasche, und mit ebenso viel Geduld wie auch Hunger wartete ich bis 5 Uhr nachmittags, bis meine Nummer aufgerufen wurde. Alles war in Ordnung, nur die Beibringung einer Photographie hatte ich vergessen. Glanzen Sie mir, daß ich in diesem Augenblick bedauerte, kein vorbestrafter Verbrecher zu sein. Ich hätte dann einfach den Beamten ersuchen können, mein Bild — Profil und en face — aus dem Album der Zuchthäuser zu requirieren. Zu Hause besah ich noch Bilder von mir, und mit einem solchen ausgerüstet, verzehrte ich am nächsten, dem sechsten meiner Urlaubstage, im Vorkammer des Bekannten mein Kalbskchnitzel. Wieder wurde es nachmittags, bis meine Nummer aufgerufen wurde.

„Das ist ja nicht Ihr Bild!“

„Doch!“

entgegnete ich in dem stolzen Bewußtsein, dem Beamten nachweisen zu können, daß das Bild in der Tat mein Bild ist.

„Doch!“

entgegnete ich in dem stolzen Bewußtsein, dem Beamten nachweisen zu können, daß das Bild in der Tat mein Bild ist.

### Mein Urlaub.

„Was, schon wieder zurück von der Urlaubsreise?“

„Ja, leider!“

„Sie wollten doch vier Wochen in Gastein oder St. Pölten verbleiben!“

„Der Wille war wohl vorhanden, nicht aber die Möglichkeit der Ausführung. Hören Sie, wie es mir ergangen ist. Den ersten Urlaubstag mußte ich dazu verwenden, um mir die Dokumente zu beschaffen, die zur Erlangung eines Reisepasses notwendig sind. Da mein Urlaubsort sich im weiteren Kriegsgelände befindet, war die Einholung dieser Reisebewilligung unbedingt notwendig. Mit dem Hin und Her, von einem Amt zum andern Behörde, verging der erste Tag. Am Vormittag des zweiten Tages begab ich mich zum Polizeikommissariat meines Wohnortes, um eine Paßanweisung zu erhalten. Hätte ich gewußt, welche praktischen Erfahrungen man dabei besitzen muß, so hätte ich von meiner Köchin die Pflicht des Anstellens beim Bäcker und bei der Milchfrau, beim Schmalzverkauf und beim Eierhändler übernommen. Da mir diese nur praktisch zu erwerbenden Kenntnisse vollständig fehlten, wurde ich ganz Erfahrungsloser in den Arrissen des höheren Vorkammerkommens vorge-

Mein Urlaub

Schneitempo einhalten zu können, nicht so aber der Aufsicher, der zu fluchen und zu wettern begann, und noch weniger ich. Ein Dienstmann nahm sich meiner an, indem er meinen Koffer auf ein Handwagenl verließ; ich klapperte hinterdrein und so ging es langsam bahnhofswärts. In wohlkühler Stille lag der Bahnhof da. Das Fehlen des gewohnten Getriebes war auch bald erklärt. Der Zug war schon eine halbe Stunde vorher abgedampft. Der Dienstmann, der mich lebhaft bedauerte, gab mir den Rat, den Koffer in der Garderobe zu lassen und am nächsten Morgen mit der Straßenbahn herauszufahren. Von Scham erfüllt, weil ich das Geshpötte meiner Hausleute befürchtete, schlich ich mich, unbemerkt vor der Haustür, in mein Wohnhaus, und am nächsten Morgen, nachdem die Sonne zum drittenmal währte, meinet Urlaubszeit aufgegangen war, brachte mich wirklich die Straßenbahn zum Bahnhof. Alle die schweren Räume, die mich während der Nacht gequält hatten, hatten sich glücklicherweise nicht erfüllt. Weder ein Zusammenstoß noch sonst ein Unfall hatten meine Fahrt behindert. Wie ganz anders ging es da im Bahnhof zu gegen den vorhergegangenen Tag. Dieses Schieben und Drängen, dieses Halten und Lärmen. Wieder mußte ich die erworbenen Kenntnisse im Anstellen zu Hilfe nehmen, um zur Fahrkartenausgabe zu gelangen, und endlich mit dem Billett in der Hand konnte ich auch zur Garderobe kommen und von dort meinen Koffer zur Gepäckkassette bringen. Vor mir aber türmten sich Bege von Koffern und Dut-

acht, mir einen Wagen zu bestellen und konnte wegen der Unzulänglichkeit unserer Verkehrsmitte nicht rechtzeitig zur Bahn gelangen. Tagsüber lief ich von Standplatz zu Standplatz, bildete mich zum Dauerläufer aus, nachdem ich doch schon vorher Stöhen, Warten, Schieben und Drängen gelernt hatte. Ich hielt auf der Straße alle mir entgegenkommenden leeren Fuhrwerke an. Der eine war für den nächsten Tag bestellt, der zweite hatte seinen ihm geschicklich gewährleisteten Ruchtag, der dritte hatte Bahntour, ein vierter mußte sein Pferd beschlagen lassen, und verzweifelt dachte ich schon daran, mich als Unterhändler zu machen, um am nächsten Morgen mit dem Schwabagen zur Bahn gebracht zu werden. Endlich am späten Abend gelang es mir, einen Einpänner aufzutreiben, dessen Aufsicher sich nach langen Bitten und dem Versprechen des doppelten Fuhrlohnes bereit erklärte, mich am nächsten Morgen, meinem ersten Urlaubstage, von der Wohnung abzuholen!

„Und der Aufsicher hat Sie dann aufsitzen lassen?“  
 „Nein! Er war der weiße Stabe unter den Wiener Fuhrführerwehren. Er war pünktlich zur Stelle, machte aber ein ansehnliches Gesicht, als er den Koffer sah, den er außer den 85 Kilo meines Körpergewichtes führen sollte.“

„Oh's Stab es nur ausschalt bei die Beiten!“ meinte er.  
 „Das Pferd hätte es wohl ausgehalten, nicht aber der Wagen, dessen rüdwärtiges rechtes Rad bei der Stützstärme plötzlich brach. Das Pferd war froh, in seinem

Können, daß sein Erkennen von Personen nach vorgezeigten Bildern keine verlässliche Kriminalwissenschaft sei.

Mit der Hilfe eines Oberloß Holmes erwiderte er aber: „Undenkbar, daß dies Ihr Bild ist. Sie haben doch keinen Schnurrbart!“  
 „Ganz bestimmt stand ich da, wie ein bei einer Unwachsheit ercappter und nunmehr seiner Missetaten überwiegender Verbrecher. Ich hatte gar nicht daran gedacht, daß ich jetzt glatthaft bin wie ein Neugeborener und daß die Photographie aus einer Zeit stammte, zu der ich noch einen Schnurrbart getragen, den ich mir hatte abnehmen lassen, nachdem selbst die Duns meines Friseurs die sich immer mehr mehrenden grauen Haare nicht mehr hatte ausschneiden können. Dieses alte Bild konnte als Legitimation nicht verwendet werden, und der siebente Tag war daher für die Neuaufnahme einer Photographie meiner Person bestimmt. Am achten Tage war schließlich alles in Ordnung, und der freundschaftliche, aber unverrückbar an seinen Vorschriften haftende Polizeibeamte erklärte mir, daß meiner Reise nun nichts mehr im Wege stehe. Alle Bedingungen für die Ausstellung eines Reisepasses waren erfüllt, und am Nachmittage des neunten Tages konnte ich endlich meinen bereits vom Polizeipräsidenten unterfertigten Paß abholen!“

„Endlich konnten Sie also reisen?“  
 „Nein! Gar keine Idee. Das ist eben das komisch-Tragische. Am Morgen des zehnten Tages wollte ich fahren, den einzigen Zug herüber, der im Tage nach meiner Sommerfrische abgeht. Aber ich hatte nicht daran ge-

## Sommers Ende.

Für den Städter fast unmerklich geht dieser Sommer zu Ende, der allzufrüh einen vorzeitigen Frühling ablöste und dann nie mehr die Kraft fand, um sich zur vollen Blüthe zu erheben. Deshalb spüren wir zwischen dem im Sommer und Winter stets gleichbleibenden Mauern der Stadthäuser auch kaum, daß des Sommers beste Zeit schon vorbei und daß der Herbst recht nahegerückt ist. Draußen in Feld und Wald geht der Wechsel der Jahreszeiten freilich nicht so spurlos vorbei. Wenn auch der Wald noch sein tiefdunkles Sommergrün trägt und die wenigen fahlen Blätter bloß dazu zu dienen scheinen, um die kraftvolle Ueppigkeit noch mehr zur Geltung zu bringen, so künden doch die gelben Stoppelfelder und die zum zweiten Male gemähten Wiesen, auf denen hier und da schon die blaviolette Herbstzeitlose sprießt, an, daß die Zeit des Blätterfallens nicht mehr ganz fern ist. Schon strotzen die Brombeerstauden von vollen Trauben roter Beeren und unter ihnen quillt manche lockend wie ein dunkles, glänzendes Frauenaugen in die Welt. In den Weingärten tutet schon das Horn des Hüters, die Maiskolben, die für den Menschen eine verbotene Frucht geworden sind, reifen heran, und die Zwetschen werden blau. Und am Morgen liegt an schönen Tagen schon jener zarte Nebelschleier über der Stadt, der die Strahlen der aufgehenden Sonne fast wirkungslos macht. Es herbstet, und in vierzehn Tagen müssen die Kinder wieder den Kitzel nehmen und zur Schule wandern. Wir merken es diesmal bloß weniger, wie stark wir dem Herbst entgegengetrieben, weil uns die durch die Sommerzeit gewonnene Stunde einen längeren Tag vorkäuscht. Morgens spüren wir das nicht so sehr, wohl aber abends. Am 1. September ging die Sonne um 5 Uhr 19 Minuten früh auf und

um 6 Uhr 41 Minuten abends unter. Um 7 Uhr astronomischer Zeit also dämmerte es schon und um halb acht soll es schon finster sein. Aber um halb acht zeigen unsere Uhren schon halb neun, und wenn es um diese Stunde erst vollends finster wird, glauben wir, noch mitten im Sommer zu sein. Mit Ende des Monats September aber wird sich die Sommerzeit kräftig rächen. Am 30. September geht die Sonne erst um 5 Uhr 59 Minuten früh auf, also um 6 Uhr. Da werden die Uhren aber schon 7 Uhr zeigen, und wer um halb 7 Uhr aufsteht, wird noch das Licht anzünden müssen. Hingegen wird der Sonnenuntergang um 5 Uhr 41 Minuten astronomischer Zeit, also erst um  $\frac{3}{4}$  7 Uhr der Uhrenzeit, erfolgen. Am 1. Oktober aber gibt es die zweite Zeitrevolution des Jahres, und sie wird noch empfindlicher sein als jene im Mai: Die Uhren springen um eine Stunde zurück, und der Sechsuhranstrenger, der tagsvorher noch im Finstern tappte, findet plötzlich wieder volles Tageslicht vor. Das wird sehr angenehm sein. Aber dafür am Abend! Am 30. September um 7 Uhr abends noch freundliches Licht, am 1. Oktober aber um halb 7 Uhr abends schon schwarze Nacht. Diese Verschiebung wird wohl die durchgreifendste sein, und mit einem Schlage wird es an jenem Tage jeder empfinden, daß wir urplötzlich tief in den Herbst hineingeraten sind.

### Heimkehr.

Letzte Eintragungen ins Sommernotizbuch.  
Von Ludwig Hirschfeld.

Da schau, Herbstzeitlose. . . Wenn man eines Morgens hinaus tritt, sieht man überall die blaß-violetten kleinen Kelche. Gestern Abend war noch keine Spur von ihnen zu sehen, und jetzt blühen sie schon auf allen Wiesen. Gestern war es auch noch hochsommerlich warm, heute ist es plötzlich kühl und neblig. Die Abende werden schon recht kurz, es ist aus, die schönste Zeit ist vorüber. Man konstatiert es mit Bedauern und zugleich mit Genugtuung: da schau, Herbstzeitlose. . . Und jeder meint damit etwas anderes: daß die Hotelrechnung lang genug geworden ist, daß der Sommer doch immer nur eine kostspielige Enttäuschung ist, daß die Saison vor der Tür steht, und daß hinter dieser Tür so und so viel Arbeit, Pflichten, Pläne, Anregungen und Zerstreungen warten — mit einem Wort: daß es höchste Zeit ist, wieder nach Wien zu kommen. So war das wenigstens früher einmal, als es noch richtige Jahreszeiten gegeben hat. Es war eigentlich immer der netteste Teil des Sommers, diese letzten Tage, wo er plötzlich aufhörte, und sie vergingen sehr angenehm mit allerlei wichtiger Beschäftigung: mit vielfachem Abcujagen und feierlichen Versprechungen, mit dem Lösen und Weiterpinnen sommerlicher Beziehungen, mit Einpacken und Auspacken, mit Planemachen und dem Ausbügeln der zerdrückten Kleider. Dann das gerührte Wiedersehen mit Wien, durch dessen Straßen man in den ersten Tagen verliert, nachdenklich und arbeitsscheu bummelte, denn Nachdenklichkeit ist immer ein sehr guter Vorwand, um nichts zu leisten. Dieser Uebergang vom Land zur Stadt war auch die richtige Stimmung, um für eine Weile zur Bestimmung seiner selbst zu kommen, einen Strich zu machen und das Fazit zu ziehen: gleichsam eine kurze Lebenspause, wo man stehen bleibt, Atem holt, zurück und nach vorne blickt, bevor man weitergeht. . . Auch jetzt sprießen wieder auf allen Wiesen die kleinen, blaßvioletten Kelche, aber wer hätte jetzt Zeit und Sinn für solche stille, elegische Stimmungen? Auch in diesen letzten denkwürdigen Augusttagen hat die Witterung plötzlich umgeschlagen, ist auf die drückende Schwüle jäh Abkühlung gefolgt. Es hat wohl niemand in diesem Sommer wirkliche Erholung gefunden, nämlich eine innerliche, die beständige Anspannung und Erwartung war zu groß. Dieser Sommer ist vorbei, ohne recht gewesen zu sein. Er war keine Ruhepause, bloß ein kleiner Abschnitt im Kriegskalender, und auch dieser neue Herbst ist nichts als ein Uebergang zum dritten Kriegswinter, in den wir marschieren. Nein, es ist nicht die richtige Stimmung für elegische Nachdenklichkeit und Träumerei. Und nur aus alter Gewohnheit bleibt man auf dem letzten Spaziergang bei der lila gesprenkelten Wiese stehen und sagt, mit den Gedanken ganz wo anders: Da schau, Herbstzeitlose. . .

Sonntag den 27. August. Dieses Datum wird sich, neben so vielen anderen, dem Gedächtnis gründlich einprägen. Man merkt sich immer auch ganz genau die Stunde, den Ort, die Situation, in der man eine solche Nachricht

erhält. Es war irgendwo an der italienischen Front, zwischen grauen kahlen Bergen, im Standort des Abschnittskommandos. Hier ist es ganz still, was so viel heißt, daß man ab und zu durch gelegentliches Artilleriefeuer erkennt, wie still es hier eigentlich ist. Hier sitze ich also spät abends mit einigen dienstfreien Offizieren beisammen und debattiere mit ihnen über die nächste und fernere Zukunft. Wie das schon ist, wenn jetzt Menschen beisammen sitzen: man versucht, wenigstens mit Worten an diesem unerbittlich verschlossenen Tor zu rütteln. Plötzlich, um 11 Uhr, wird die Debatte durch die soeben telegraphisch eingelangte Nachricht unterbrochen: Rumänien hat uns den Krieg erklärt, Kriegserklärung Italiens an Deutschland. Eine Weile sind alle ganz still, wie immer, wenn man etwas seit langem und täglich erwartet hat. Dann sagt einer: Endlich! . . . Und schon liegt die Karte auf dem Tisch, werden die Grenzen beurteilt, Möglichkeiten und Chancen erwogen, und alle diese Betrachtungen haben immer denselben Refrain: Jetzt dort drunten zu sein, dabei zu sein. . . Die Lichter verbunkeln sich für einen Augenblick: die allabendliche Mahnung der Elektrizitätszentrale, schlafen zu gehen. Spät schläft man ein und zeitlich wird man geweckt durch dumpfes Geschützdröhnen, das sich etwa zehnmal wiederholt. Aha, die Italiener jubeln über den neuen Bundesgenossen. Aber sie schießen mehr begeistert als gut gezielt, sie sparen auch nicht mit Leuchtbomben, Raketen, winken und rufen zu uns herüber. Doch hier geht der Dienst unbekümmert ruhig und ernst weiter. Nur abends, beim Vorlesen des Generalstabsberichtes, in dem schon die Einbringung der ersten rumänischen Gefangenen gemeldet wird, leuchtet in mancher Miene wieder der Wunsch auf: jetzt dort drunten sein, mit dabei sein. . .

Es ist wieder dieselbe innere Unruhe wie vor zwei Jahren. Ganz unmöglich, jetzt hier in der grauen bergigen Einsamkeit ruhig zu sitzen und zu warten. Und zwei Tage später sitzt man auch schon in einem Bauernwagen, dem der Titel „landesübliches Fuhrwerk“ gebührt und rollt und schaukelt durch einen wundervollen Herbstmorgen zur nächsten Bahnstation. Die Fahrt geht über eine von Armeesingenieurern erbaute großartige Kunststraße, die später einmal eine Sehenswürdigkeit, eine Attraktion des Fremdenverkehrs sein wird. Später einmal. . . jetzt hat man nicht den Blick für Sehenswürdigkeiten, nur weiter, nur schneller. Zwei Stunden Flügelbahn und endlich die Schnellzugsstrecke. Sie führt an beliebten Sommerfrischen vorüber, an lebenswürdigen Seen und lebenswürdigen Erinnerungen. Dort, das weiße Haus am Walbrande, das ist eine Pension, in der in jedem Sommer ebenso nette wie unrichtig verheiratete junge Frauen Aufenthalt zu nehmen pflegten. Man war in der Pension sehr gut aufgehoben. . . Alles längst vorbei, in jedem Sinne, Sommerfrische, Seepromenade, Hotel und Pension, das alles ist seit Jahr und Tag Kriegsgebiet. In jeder Station steigen Urlauber, Rekonvaleszente und Genesene ein, fast jeder Zug, der hinaus fährt, bringt Kriegsmaterial, Vorräte, Transporte frisch Eingerückter. Zwischen zwei Stationen bekommt man hier einen Begriff von der wunderbaren Unerforschlichkeit dieses Reiches.

Semmering. Wenn man hier zum Waggonfenster hinausblickt und das abendstille, dunkelgrüne Bild betrachtet, denkt man: hier muß gut sein, hier läßt sich die schwere Zeit gewiß leichter ertragen. Und dennoch ist die Station voll von Abreisenden, die es alle sehr eilig haben, in dem überfüllten Schnellzug noch Platz zu finden. Und in jeder Station dasselbe, und auf allen Mienen, namentlich jenen der Frauen, ist dieselbe unruhige Inschrift zu lesen: nach Wien, nur geschwind nach Wien. So schön kann jetzt keine Gegend und so mild kein Herbsttag sein, um den Stadtmenschen noch länger auf dem Lande festzuhalten. Da ist auch schon die Lokalfreude, die einem geläufig ist wie die eigene Kindheit, und wo jeder Ort mit tausend grünen Armen winkt und lockt: bleib hier, ruh' dich eine Weile aus, versuche es, eine Weile wieder jung und sorglos zu sein. . . Bedauere, keine Zeit. Und begierig greift man nach den Abendblättern und liest die neuesten Nachrichten vom östlichen Kriegsschauplatz. Vor lauter Lesen achtet man nicht einmal auf die Lichter von Wien, ein Anblick, der einen sonst immer grundlos gerührt und beglückt hat. Dann steht man endlich in der Halle, schiebt sich durch ein Gedränge von Soldaten und Sommerfrischlern, von Ankommenden, Wartenden und Abreisenden zum Ausgange, vorüber an hunderten Augenpaaren, die froh, bang und unruhig nach jemandem suchen, hört Begrüßungen, Grüße, Neuigkeiten, die keinen Zusammenhang haben und dennoch irgendwie einen Satz bilden, einen gemeinsamen Sinn haben. Es ist seltsam: gerade durch dieses Untertauchen im Gewühl fühlt man sich beruhigt, gerade in dieser Bahnhofshast überkommt einen plötzlich das deutliche Gefühl der Heimkehr: die Unruhe, die ist jetzt unser Zuhause.

## Ein Krügel Bier.

Wlos ein Krügel Bier gestattet die neue Ministerialverordnung dem Wirtshausgast. Der Schlag war für viele Stammgäste in den Wiener Bierhäusern, die seit vielen Jahren gewohnt waren, jeden Abend auf demselben Platz ihre sechs bis zwölf Krügel Bier zu trinken, begreiflicherweise hart. Mancher der Gäste verlegte sich aufs Bitten, aber die Kellner waren unbarmherzig. Ein Krügel Bier, nicht ein Seitel mehr, strenge Verordnung! Also da blieb nichts übrig, als seufzend zu zahlen und — in ein anderes Gasthaus zu gehen, um dort ein Stehkrügel zu trinken. Und so fort, bis die nötige „Bettstüwe“ erreicht war. In vielen Gasthäusern konnte man gestern, am ersten Tag der neuen Bierverordnung, in den Schankzimmern einen außergewöhnlichen Rummel von Gästen beobachten, die sich bald nach 7 Uhr zur Schank drängten und lebhaft schreiend ein Stehkrügel verlangten. Um 7 Uhr, präzise auf die Minute, wurde nämlich frisch angeschlagen. Eifrige Dienstmädchen, die schon früher mit ihrem Hauskrug kamen, um den Liter Bier, der nach der Verordnung über die Gasse ausgeteilt werden darf, zu holen, mußten häufig mit leerem Krug wieder abziehen, denn vor 7 Uhr gab es überhaupt kein Bier. Ueberdies hatten viele Wirte an der Tür die Tafel mit der drakonischen Weisung ausgehängt: „Wegen Einschränkung kein Bier über die Gasse.“ Da sah man nun Dienstmädchen, die alle Gasthäuser der Umgebung aufsuchten, um für den Abendtisch wenigstens ein Krügel Bier zu erhalten. Aber auch das war häufig genug „über die Gasse“ nicht zu haben. Der „gnädige Herr“ daheim mußte sich also schließlich bequemen, nach dem Abendtisch nochmals fortzugehen, um höchstpersönlich im nahen Gasthaus das sehnlichst erwünschte frische Maß zu bestellen. Denn auch Flaschenbier war in vielen Gasthäusern oder Lebensmittelgeschäften nicht mehr zu haben, da die Nachfrage danach natürlich sehr groß war. So hinterließ der erste Tag der Bier-einschränkung im Publikum sehr gemischte Gefühle.



## Für unsere Frauen.

Von der guten Kriegssitte bei Tisch.

Auch die Anstandsgeetze, nach denen der gesittete Mensch sich zu benehmen hat, unterliegen dem Wandel der Zeiten. Selbst der Klassiker der Anstandslehre Freiherr v. Knigge würde heute mit manchem der einstmalig empfohlenen Gebote für den Umgang mit Menschen Anstoß erregen. Die allbeherrschende Mode spielt auch hier eine Rolle. Vor allem muß man eines bedenken: Alle diese Anstandsgeetze werden nicht allein von den Erfordernissen der Sitte und Schönheit, auch der Gewohnheit bedingt, sondern vor allem von den wechselnden Bedürfnissen des praktischen Lebens. So haben sich denn auch an unserem Speisetisch bereits Kriegssitten eingebürgert.

Es war bisher durchaus verpönt, die Bratensaucen durch Brot- oder Semmelstückchen, die man auf Gabeln spießt, aufzunehmen und den Teller ganz zu säubern. Die gute Sitte des Speisens verlangte, daß man um diese Sauce, und wenn sie noch so schön war, sich nicht allzu sehr bemühte. Allenfalls durfte man das Bratenstückchen, die Kartoffel darin herumwischen. Früher, zur Zeit unserer Großeltern, war man sogar noch peinlicher darin; da verlangte es der gute Ton bei Tisch, daß man von jedem Gericht etwas auf dem Teller beließ. Das nannte man den „Anstandsbißchen“. Diese törichte Mode ist längst schon zu Friedenszeit der praktischen Erwägung gewichen, daß das eine lächerliche Verschwendung ist, und es gilt jetzt eher als unanständig, auf dem Teller etwas liegen zu lassen. Aber den Rest der Sauce beließ man in der Friedenszeit doch auf dem Teller; das „Reinigen“ des Geschirrs sollte allein den in der Küche damit betrauten Abwaschmädchen verbleiben.

Die fettarme Kriegszeit hat darin Wandlung geschaffen, und zweifellos mit Recht. Es ist natürlich nicht nötig, daß man mit den auf Gabeln gespießten Brotstücken mit ganzer Manneskraft auf den Tellern herumsegt, um den letzten Rest der Sauce wegzuputzen und die Teller blitzblank zu scheuern. Das würde zweifellos sehr unschön wirken. Das Gegenteil wäre verschwenderisch in heutiger Zeit. Jede Verschwendung jedoch würde den praktischen

Bedürfnissen unserer Zeit zu sehr ins Gesicht schlagen, als daß man sie als gute Sitte ansehen könnte.

Gewiß ist es mit vielen anderen Tischsitten ebenso. Ein Benagen der Knochen, wenn es nicht in gar zu unschöner Weise ausgeführt wird, wird heute kaum Anstoß erregen, und das Liegenlassen von angebrochenem Brot, das bisher wohl auch da und dort als Vorschrift galt, wird als höchster Leichtsinns sehr verurteilt.

## Der Laaerberg.

„Hand auf's Herz“ — ihr lieben Wiener — wer von euch kennt denn den Laaerberg?! Gelegentlich meiner Rundfrage in Zivilistenkreisen, welche diese rein geographische Erörterung zum Gegenstande hatte, erhielt ich nur Antworten von ungefähr. Und dies mag weiter gar nicht verwunderlich sein; denn dessen Weg führt aus freien Stücken nach jenem äußersten Süden der Wienerstadt? Aber wie der jüchlerische Artreg schon so manche neue Kenntnisse entstehen ließ, er hat auch dafür gesorgt, die Orientierung des Wiener in seiner eigenen Heimatstadt gründlich zu fördern. Biegt man einmal hoch oben von der Favoritenstraße im rechten Winkel in die Laaerstraße ab, dann ist der Weg nach dem Laaerberge nicht mehr zu verfehlen. Ganz anders, wenn seine Schanzen aus strategischen Gründen — es sind natürlich nur militärische Übungen gemeint — vom Osten oder Norden her erreicht werden müssen. Dann hat es der Infanterist nur der Führung zu verdanken, wenn er das ihm vorgesteckte Ziel auch wirklich erreicht. Gilt es doch vorerst, schier endlose, einander völlig gleiche, mit Zinnskafnern ordentlich gepflasterte Straßen abzulaufen, ehe eine freie Fläche erreicht wird, die nur von einer nicht gerade ideal gepflasterten Straße durchquert wird. Und säumt diesen Annarschweg auf der einen Seite ein eigentlich recht uninteressantes Gelände ein, so bietet die andere Seite wieder einen sehr seltsamen Anblick: die ungeheuren Rehrichtablagungsstätten eines großen Teiles von Wien — mit anderen Worten, die eher der wienerischen Ausdrucksweise als dem Schriftdeutsch entsprechen mögen — gigantische Misthaufen, Berge von Asche, Papierchen, zerbrochenem Hausrat und sonst allerlei anmutigen Dingen, die im Mistkisterl ihre vorletzte Ruhe gefunden haben. Bläst einmal der Nordwest mit vollen Backen — er ist leider kein raret Geselle — dann bleibt keines Vorübermarschierenden Auge trüben, denn der Rehricht versteht es ganz vorzüglich, auch in die verborgenen Augenwinkel zu dringen und hat er sich einmal darin festgesetzt, dann bedarf es gar vieler Tränen, ehe der unliebsame Gast wieder fortgewaschen ist. — Du liebe Zeit! Wie sich doch alles verändert hat! In den Zeiten des süßen Friedens, die wie eine Ewigkeit weit zurückliegen, da hieß es dort, wo sich in Wien Staubmölken zeigten — es soll bei uns mehrere solcher Orte geben — rasch den Mund schließen, durch die Nase atmen und sorgfältig darauf achten, daß die gesundheitsgefährlichen Miasmen nur ja keinen Zugang in die edlen und unedlen Organe finden mögen — und jetzt... inmitten des dichtesten Dunfels der Staubmauer werden weittragende Kommandoworte hörbar, die Truppe nimmt die Formationen eines gesicherten Marsches an und erst nach langen Minuten wird es möglich, die Zone der verpesteten Luft zu verlassen. Und schon tritt das Laaerwäldchen in den Vordergrund. Sein östlicher Teil heißt allgemein der böhmische Prater. Allerlei Buden für Schnellphotographen, für Zaubertricksler, Kraftmenschen und sonst vollstimmliche Sensationen, Ringelspiele, Schaukeln, Rutschbahnen und nicht zu wenig Wirtshäuser, welche die Preise ihrer drei Bierarten — des Abzugs, Budweiser und Pilsener — durch große Tafeln erschichtlich machen, stehen links und rechts der Haupt- und Seitenalleen und die zweisprachigen Aufschriften lassen sofort erkennen, daß die Sonntagsgäste sich hier nicht ausschließlich deutsch miteinander unterhalten werden. Der übrige Teil des Laaerwäldchens bis unmittelbar vor die Bisiere ist rasch durchschritten. Nun verdolmetst eine Charge, was der Instruktionsoffizier reglementmäßig erklärt hat. „A Schwarmlinie muß aufspritzen!“ Aber dieses Aufspritzen ist nicht so leicht. Glaubt der übende Zug es schon recht gut gemacht zu haben und leucht die am weitesten Ausschwärmenden schon un poco presto, dann ruft eine erschreckende Kommandostimme doch ganz gewiß wieder das unliebsame „Herstell“ und plötzlich geht von Mund zu Mund das ehrlich charakterisierende Wort „Sauhausen“. Beileibe kein Schimpfwort, sondern eine markante Kritik, die, wäre sie nicht schon ein feststehendes Schlagwort, gar nicht treffender erfunden werden könnte.

Von der Ausdehnung des Laaerberges bekommt erst der den richtigen Begriff, der gegen den bei einer der obersten Schanzen oder bei der Radiostation postierten Gegner in Schwarmlinie vorzurücken hat. Der Plänkler muß sich seinem ganz neuen Dasein allmählich anpassen. Wir alten Knaben, von welchen es in der Personbeschreibung so lieblich heißt: „mit spärlichem Haarwuchs“ oder „Glaze“, waren bis zur Zeit der Einrückung gewöhnt, unsere Beine als einziges Mittel zur Fortbewegung anzusehen. Der Plänkler berührt nur für Augenblicke die Beine; Ellenbogen und Bauch treten oft an ihre Stelle. Und hat eine schöne Spätsommernacht die Wiesen, Stoppelfelder und umgestürzten Aecker mit reichem Niederschlag bedacht, dann darf der Plänkler sich nicht darüber aufhalten, wenn er dazu berufen erscheint, ein Stück des Laaerberges mit seinem Beinkleide, seiner Bluse und was unter diesen verborgen sein mag, gründlich aufzutrocknen. Ein Plänkler, der nicht bis auf die Haut durchnäßt ist, ist kein ordentlicher Plänkler, und die noch aus den längst verschwundenen Friedenszeiten überkommene Angst vor dem Berühren wegen feuchter Füße oder

wegen starken Erhitzens — das Sturmlaufen am Schluß der meisten Übungen ist kein übler Schweißtreiber — mit rasch nachfolgender jäher Abkühlung, die ist bald überholt und wird mit Recht als lächerlich empfunden. Sonnenstrahlen trocknen rasch das äußere und innere Raß, und tritt an ihre Stelle ein rauher Wind, dann hält sich der wahrhafte Plänkler am besten an den Refrain des Soldatenliedes, das er so häufig singt, „da geht ein kühler Wirbelwirbelwind“, und es geschieht ihm gar nichts. — Während der Rast übernehmen die Marktender beiderlei Geschlechtes und aller Altersstufen das Schwärmen. Eigentlich ist die Rast, die sie in Körben und Schachteln anbieten, nicht sehr verlockend. Es ist 8 Uhr morgens und sie warten mit Ruß- und Mohnstrudel, mit Schokolade und Zuckerwerk auf und nur ab und zu kann man einmal eine ordentliche Wurst und ein Brot erwischen. Trotzdem können die Leute nicht über schlechten Geschäftsgang klagen. Bärenhunger bleibt eben Bärenhunger, und der Magen will eine Masse zur Verarbeitung. Und so haben auch die mit dem Raßwerk bald ausverkauft.

Während die ein wenig Fortgeschritteneren schon das geschäftsmäßige Vorrücken üben, sind am Laaerberge noch weit hin Gruppen verstreut, deren Tätigkeit im Gelenksüben besteht. Es entbehrt nicht eines gewissen Humors, Dick und Dünn wippen zu sehen, und der jeweilige Instruktor beobachtet mit Bergnügen, wie bald der Rost der Gelenke weggesetzt ist. — Auch das Rapselschießen wird gelehrt; und während einige Kameraden in den Vorstufen des Scharschießens unterwiesen werden, müssen andere — das Wort „dürfen“ ist hier eher am Platz — auf einer Schanze Wache stehen, um zu verhindern, daß irgend wer in die Schutzlinie laufe. Dieses Wachestehen ist der Idealzustand. Denn Wachestehen ist nur so ein Ausdruck; man sitzt oder liegt auf dem Rücken einer Schanze und betrachtet den prachtvollen Rundblick: der Anninger, das Eisene Tor, der Unterberg, Schneeberg, ein Stück der Rax, der ganze Wienerwald bis zur Nase des Leopoldsberges, der Bisamberg, dann die Ebene des Marchfeldes, der Thebnerkogel und das Leithagebirge bilden den Horizont des Kreises, in welchem das riesige Wien und die zahllosen Ortschaften in der Umgebung Wiens liegen. Berge und Orte bleiben die gleichen, und doch ist das Bild täglich und stündlich ein anderes. Bald sind die entferntesten Gruppen zum Greifen nahe, bald umhüllt das unmittelbare Nachbargebiet ein märchenhafter Nebelschleier, und es ist ein überwältigend schöner Anblick, wenn die Kuppel der neuen Kirche am Zentralfriedhofe allmählich aus den zerreißenen Dunstschwaden tritt. Der aufmerksame Soldat, dem ein solches Stündlein ungemein behagt, kann aber auch während der Faulenzzeit viel lernen: bald sieht er größere oder kleinere Truppenkörper in weiter Entfernung annarschieren und in verschiedene Formationen übergehen und merkt, welche große Bedeutung die Farbe der Bekleidung hat und wie Grau, Grün und Braun ganz verschiedene Schutzziele bieten, dann kann er dem flinken Arbeiten der Scheinwerfermannschaft zusehen, er sieht die Artillerie üben, bekommt Begriffe vom optischen Zeichengeben, kurzum — er bleibt auch während des scheinbaren Müßigganges ein tüchtiger Soldat. — Und so kommt es, daß die meisten, die seit Monaten dem Laaerberge ihre täglichen Besuche abstatten, dieses an sich öde Gebiet von Herzen lieben gewinnen und die anderen bebauern, die seine Reize nicht aus eigener Erfahrung schätzen und würdigen wollen.

## Frieden...

Ich kam an einem Bäderladen vorüber. In der Auslage stand ein Körbchen mit verblüffend naturgetreuen Mohnstriegelein. Waren sie aus Holz oder aus Papiermaché? Der Anblick war zu verlockend. Ich trat ein.

„Möchten Sie mir so ein Mohnstriezel verkaufen? Was würde es denn kosten?“

Erstaunt blickte mich die Verkäuferin an.

„Was soll's denn kosten? Zwei Kreuzer. Die Kreuzersammeln haben wir schon lange nicht mehr.“

Ist sie verrückt? dachte ich mir und befühlte das Mohnstriezel. Ja, träume ich denn? Es war ein leibhaftiges, knusperiges Mohnstriezel.

„Ja, aber sagen Sie...“ Da fiel mein Auge auf das Tischregal an der Wand. In Haufen aufgeschichtet lagen da Salzstangeln, Kaiserfemmeln, Schusterlaberln, Bosniaken...

„Kann ich die alle haben?“ fragte ich nach Luft schnappend.

„Freilich, aber wenn S' ein Bissel warten wollen, abends um halb sechs kommt der Bädenbus mit dem frischen Gebäck; das hier ist schon alt, von zehn Uhr vormittags...“

Wir kam ein ungeheuerlicher Gedanke: Am Ende waren diese zwei Jahre nur ein Traum, ein wüster Traum?

„Da brauche ich aber Brotkarten,“ sagte ich lauernd.

„Was für Karten? Ansichtskarten? Sie scheinen ein recht g'spaziger Herr zu sein! Ansichtskarten krieg'n S' nebenan im Papiergeschäft, aber nicht beim Bäden!“

„Ja, ist denn kein Krieg?“ schrie ich.

„Jefas!“ stammelte die Verkäuferin, sprang zum Kaffeetisch, zog hastig den Schlüssel ab und flüchtete ins anstoßende Wohnzimmer.

„Zu Hilfe! Ein spinnerter Mensch! Ein spinnertet Mensch!“

Ich stürzte auf die Straße. Waren diese endlosen zwei Jahre wirklich nur ein Traum? Ich blickte umher. Keine Soldaten, keine Verwundeten, nur Zivilisten, Frauen und Männer, gesunde und rüstige Männer. Aber das konnten Entlohene sein... Ich mußte Gewißheit haben. Links war ein Schuhgeschäft. Einheitspreis 12:50 Kronen, feinste Qualität 16:50 Kronen, Luxusausführung 20:50 Kronen...

An der Straßenkreuzung standen Leute.

„Was gib't's denn da?“

„Der König von Montenegro soll da vorbeifahren.“

„Der König von Montenegro... als Kriegsgefangener...? Um Gottes willen, antworten Sie doch!“

„Gengan S' ham und schlafen S' Ihnern Rausch aus!“

Ist wirklich kein Krieg? jubelte es in mir.

Ich trat in die Trafik.

„Die „Presse“ und die Arbeiter-Zeitung!“

„Hier bitte. Bitt' schön, der Herr, braucht der Herr nicht ein Paßl Siebzehner? Ich habe beim Fassen drei Ballen mehr bekommen, als ich verlangt habe, und das bleibt mir dann solange liegen.“

Ein Paßl Siebzehner um siebzehn Kreuzer! Doch ich achtete nicht darauf, bebend entfaltete ich die Zeitungen.

Kein Generalstabsbericht in der „Neuen Freien Presse“? Der König von Montenegro ist in Wien. Die „Neue Freie Presse“ war in der Lage, bereits gestern die bevorstehende Ankunft des Königs von Montenegro in Wien mitzuteilen. Heute steht es unumstößlich fest, daß der König von Montenegro in Wien ist. Dieser Gedanke ist freundlich, und das Herz klopft stürmisch, und die Phantasie beginnt zu spielen, und die Sinne klammern sich an die Vorstellung, wie gut und erfreulich es ist, daß der König von Montenegro in Wien ist. Lord Bal d'Ower, der ob seiner Vordringlichkeit von seinen Zeitgenossen mit mancherlei Schmähung bedacht worden ist, sagt in seinen noch immer viel zu wenig gelesenen Memoiren: ... Der König von Montenegro ist in Wien. Die „Neue Freie Presse“ und die gesamte Wiener Bevölkerung entbieten ihrem erlauchten Gaste, dem König von Montenegro, der in Wien ist, ihren Gruß.“

Auch in der Arbeiter-Zeitung kein Generalstabsbericht? „Öffnet die serbischen Grenzen!“ forderte der Titel. Am heutigen Tage ist der Preis für ein Kilogramm Fleisch auf die schwindelhafte Höhe von 3:60 Kronen gestiegen. Dafür wie für so vieles andere machen wir unsere imperialistische Balkan-

politik verantwortlich. Diesseits der serbischen Grenze sind Industrieartikel aufgestapelt, die nicht ausgeführt werden können, jenseits der serbischen Grenze stauen sich wohlgenährte Kinder, die nicht eingeführt werden dürfen. Denn niemand wagt es, die Herren Agrarier in ihrer schamlosen Bucherpolitik zu stören... Und auf der zweiten Seite: zwanzig sozialdemokratische Protestversammlungen.

Also wirklich, kein Krieg?! Das Ganze war nur ein grauenhafter Traum...? So gab es keine giftigen Gase, keine Drahtverhaue? Die Millionen lebendiger Menschen sind nicht getötet worden? Ihr blühendes Leben ist nicht tot? Keine Kriegerwaisen, keine Kriegerwitwen? Ein Traum dieser entsetzliche Krieg...?

„Dieser entsetzliche Krieg!“

Das war ja die Stimme meiner Mietfrau. Ich starrte sie mit verschlafenen Augen an.

„Ja, schauen Sie nur,“ sagte sie und stellte das Frühstück hin. „Kein Brot, keine Milch, das halbe Töpl schwarzer Kaffee, das ist heute alles. Ein Schelm, der mehr gibt, als er hat. Schön fangt der Tag an!“

„Gätten Sie mich doch weiter schlafen lassen,“ sagte ich traurig.

## Kriegswohnungen in Wien.

Nicht von jenen soll hier gesprochen werden, denen ein mitleidloses Geschick selbst die Wohltat eines schützenden Obdaches verjagte, auch nicht von denen, die in prunkvollen Ringstraßenhotels leben, sondern von jenen, die in hartem Daseinskampf sich um Nahrung und Wohnung mühen müssen. Gab es vor dem Kriege schon ein Heer von Menschen, die bitter um ein schützendes Obdach kämpfen mußten, so ist ihre Zahl durch die vielen Flüchtlinge während des Krieges noch um einen gewaltigen Teil gestiegen. Anerkannt schlecht waren die Wiener Wohnungsverhältnisse stets; bedeutend teurer als in anderen Städten mußten die Mieter die Wohnungen in Wien immer zahlen. Während des Krieges haben sich diese Zustände noch bedeutend verschlechtert. Die Mieten, besonders für möblierte Wohnungen, sind durch den großen Bedarf bedeutend gestiegen, und daher müssen sich alle, die nicht über viel Geld verfügen, sehr einschränken. Häufig kommt es jetzt vor, daß ganze Familien in einem möblierten Zimmer und Kabinett, für das mit Küchenbenützung monatlich 100 Kronen Pins zu zahlen sind, wohnen. Daß in solch engen Räumen bis zu sechs Personen wohnen, ist durchaus keine Seltenheit. Doch ist ein solches Wohnen noch lange nicht das schlechteste; viel schlechter sind die armen Hausierer, Tagelöhner usw. daran, bei denen das Geld auf nicht mehr als „ein Bett“ langt. Unzählige Kettel an allen Haustüren, besonders in den ärmeren Vorstadtbezirken, künden an, daß „hier ein Bett für einen Herrn oder Fräulein zu vermieten“ sei. Der Preis dieser herrlichen Wohngelegenheit schwankt zwischen 3 und 4 Kronen wöchentlich. Am Abend schlafen in einem solchen Zimmer eng zusammengepfercht die ganze Familie des Vermieters und die Bettgeher. Was für eine fürchterliche Luft dann in diesen Räumen herrscht, kann man sich leicht vorstellen. Von allen Förderungen zur Erhaltung der Sittlichkeit scheint man besonders im Prater keine Ahnung zu haben. Was hier, zumal jetzt im Kriege, an Bettgeherunwesen geleistet wird, ist geradezu unglaublich. Junge, schlecht bezahlte Angestellte und kleine Verkäuferinnen wohnen dort in einem Zimmer, in dem auch meistens noch die freundliche Wirtin haust, zusammen. In einem solchen Zimmer findet man häufig drei Betten, einen Divan und ein Sofa. Zwei Betten und die beiden anderen Schlafgelegenheiten hat die Wohnungsinhaberin vermietet; auch in der Küche hat sie meistens noch ein Bett aufgestellt, so daß sie fünfmal drei Kronen wöchentlich, im Monat also 60 Kronen, aus ihrer Wohnung herausschlägt. Daß die jungen Leute einmal durch das Schlafen in der verpesteten Luft Schaden an ihrer Gesundheit nehmen, scheint allen ebenso gleichgültig zu sein, wie daß diese Quartiere die Brutstätten der Prostitution sind. An Schledhtigkeit, Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit werden diese Wohngelegenheiten nur noch von den berüchtigten Massenquartieren des dunkelsten Teiles des zweiten Bezirkes übertroffen. Daß die Polizei, obwohl ihr diese Schlupfwinkel von allem möglichen lichtscheuen Gesindel bekannt sind, nicht einschreitet, hat einen sehr einfachen Grund. Gerade hier glückt es ihr häufig, bei einer Razzia ihre besten Känne zu machen. Deserteure, Taschendiebe und andere Langfinger werden fast immer hier von ihrem Schicksal erreicht. Eine besondere Art von Wohnung, die allein der Krieg geschaffen hat, ist das Wohnen einer ganzen Familie, mit Ausnahme des zum Militärdienst eingezogenen Mannes, in einem Kabinett. Nur auf die Unterstützung des Staates und ihren geringen eigenen Verdienst angewiesen, ist die Frau vielfach nicht mehr in der Lage, die in Friedenszeiten innegehabte Wohnung weiter zahlen zu können. Sie mietet sich daher meist ein leeres, natürlich möglichst billiges Kabinett, in dem sie alle ihre Sachen eng gedrängt aufstellt. In diesem be-

schränkten Raume wohnt die Frau dann mit ihren Kindern, auch ein Opfer des Krieges, und versucht, obwohl sie an ganz andere Verhältnisse gewöhnt ist, sich und die Kleinen recht, aber schlecht durch die schwere Zeit hindurchzubringen.

## Woher?

### Zeitgemäße Wißbegierde.

Die Käuferin steht vor dem Ladentisch. Ein Stück Stoff nach dem anderen legt der Handelsgelhilfe vor sie hin: erst ein rauhes und dann ein glattes, ein diagonal und ein gerade gewebtes, ein blaues und ein braunes, ein maulwurfsgraues und ein schwarzes. Sie betrachtet die Ware, prüft sie mit der wohlbekannten Geste kundiger Frauenhände und dann fragt sie: „Cheviot ist das, nicht wahr? Woher kommt er denn?“

Ein Herr wartet, bis man ihm sein Teepäckchen handgerecht macht. Auch er erkundigt sich beim Verkäufer: „Woher beziehen Sie den Tee? Woher kommt denn der Tee jetzt überhaupt?“

Und so geht es beim Kakao und bei der Seife, bei den Straußfedern und beim Del, bei der Saarpomade und beim Weingeist, beim Selchfleisch und bei den Schuhen, beim Katuruz und bei Papierwaren, bei Farbstoffen und bei Gummi — ganz gleichgültig, welche Ware es auch sein mag, man fragt, woher sie stammt.

Das hat man früher nie getan. Man hat die Dinge mit der sorglosen Interesslosigkeit des Besitzenden einfach hingenommen. Von der Frühstücksemmel bis zum Nachtmahlbier, von den Schuhschnüren bis zu den Lackstiefletten ist alles im reichsten Maße vorhanden gewesen, wenn man nur das nötige Geld zur Anschaffung besaß. Man ging ins Geschäft, man forderte, wählte und zahlte; nach der Herkunft der Dinge hat man nicht viel gefragt. Nun aber ist sie mit einemmal wichtig geworden. Überall hört man forschen: Woher kommt das? Wie wird das gemacht? Männer wünschen plötzlich Ausschluß über die Zubereitung von Buchteln oder Germknödeln, und Frauen wollen über die Herkunft von Pneumatik oder Chemikalien unterrichtet sein. Man sieht die Gegenstände anders, man blickt sie bewußter an. Hat es nicht zahllose Menschen gegeben, die sich noch vor kurzem nicht klar darüber gewesen sind, woraus unser Brot gebaden wird? Nun betrachten sie es prüfend und sagen: „Heut' ist wieder Mais dabei“ oder: „Da ist Roggen drin.“

Man geht an Feldern vorüber und fragt — traurig genug, daß noch gar so viel Städter fragen müssen — ob das Weizen oder Gerste sei. Wie der Haser steht, begehrt man zu wissen, und ob nach dem Schnitt noch Futterrüben angebaut werden. „Was geschieht mit dem Mais? Wird Mehl daraus gemacht oder wird er verfüttert?“ erkundigt man sich. Ist's den Wienern früher eingefallen zu forschen, wie viel Biter Milch eine Kuh im Tag gibt, oder wie lang ein Kalb bei der Mutter bleiben muß? . . . Das alles ist jetzt ungeheuer wichtig. Die Bäuerin muß erzählen, woher sie das Hendlfütter nimmt, und wie sie den „Trant“ für die Schweine macht.

und so wird der Zierhauer befragt und der Spengler, der Tapezierer und der Schuhmacher. Und sie alle erzählen. Freilich nie ohne die bedrückende Schlussfolgerung, daß es diese und jene Umstände sind, die ihre Ware so verteuern. Sicher ist, daß, wäre der Kostenpunkt nicht, man sich über die Wißbegierde freuen würde. Denn sie bereichert unsere Vorstellungswelt, unsere Bildung überhaupt. Jedes „Woher?“ erschließt ein neues, bald kleineres, bald größeres Gebiet. Man wird mit der Natur vertrauter, man dringt in die Geheimnisse der Industrie. Man tut manch einen Blick hinter die Kulissen von Wissenschaft und Technik — man wird klüger, gründlicher und vor allen Dingen sehender. Jetzt wissen wir erst, wie schlecht wir alle geschaut haben, wie „schlampert“ unsere Augen gewesen sind. Mit oder ohne Fett, aus Baumwolle oder Schaftwolle, echte Seide oder Kunstseide, Weizen- oder Roggenmehl — die wenigsten haben nach Unterschieden gesucht und sie erkannt oder beurteilt. Das haben wir nun gelernt. Und mit dieser Erkenntnis ist uns noch eine andere geworden: die der Verwertung des Materials. Es ist, als ob wir die Dinge mehr achten würden, seit wir wissen, woher sie kommen, und daß sie nun oft nicht mehr kommen können. Man hat auf den Flaschenstößel nicht geachtet. Jetzt sagt der Kaufmann: „Für die Flasche sechs Heller, mit Stoppel sieben Heller zurück.“ Und man hebt den Stoppel auf. Man bewahrt auch Flaschenkapsel und Staniol und Zigarrenstummel, überbrühten Tee oder Kaffee. Jedes Wollendchen, jedes Beinenfleckerl nützt noch. Das ist die praktische Antwort auf die theoretische Wißbegierde, die die Zeit in uns geweckt hat. Freilich, das erste und das letzte, das entscheidende und oft nicht mehr zu beantwortende „Woher“ gilt dem Geld. Woher man das nehmen soll, weiß man allerdings recht oft nicht.

Es werden bessere Zeiten kommen, in denen die Wirtschaftssorgen wieder weniger lastend sein werden. Dann wird auch alles wieder vorhanden sein: von den Haarnadeln bis zu den Schuhsohlen und vom Wollstoff bis zur Seife. Ob wir dann auch schleunigst wieder in die alte Stumpfheit und Interesslosigkeit dem Objekt gegenüber verfallen werden? Schade wäre es, wenn wir es täten, denn nicht nur dem Kind, auch dem erwachsenen Menschen bauen Fragen neue Welten auf. Wer nicht mehr fragt, ist alt geworden. Und die Tatsache, daß die Gegenwart so ganz erfüllt ist von dem Was?, Woher?, Warum?, beweist, daß die Welt einen Verjüngungsprozeß durchmacht. H. T.

\* **Wiener Dirndl.** Der Begriff hört sich ein wenig sonderbar an. Und doch gibt's das jetzt: Wiener Dirndl. Man begegnet ihnen, wenn man Sonntags in die äußeren Grenzgebiete der Stadt kommt. Denn gleich hinter der Endstation der Elektrischen sind sie zu Hause. Dort wohnen sie in den Villen und den schmucken Sommerhäuschen und fühlen sich köstlich wohl in ihrer ländlichen Tracht. Seit vorigem Jahre erst, denn ungefähr um diese Zeit hat die Mode des Bauernkostüms sich auch in der Umgebung von Wien eingeschleppt. Sie ist selbstverständlich von den Bergen heruntergestiegen, diese Mode. Ueber die Alpen her ist sie bis in die äußersten Ausläufer des Wienerwaldes gelangt und hat sich auch dort festhaft gemacht. Im ersten Augenblick hat sie befremdet. Nein, man fand das Dirndlkostüm in der Stadt nicht hübsch. Es gehört dorthin, wo es entstanden ist: also aufs Land, in die Berge, an die Seen. Aber schließlich, anpassungsfähig, wie man schon einmal in allen Modeangelegenheiten ist, hat man sich auch daran gewöhnt. Ueberall hat es geheißt: „Das Dirndlgewand ist so bequem“, und das war nicht zu leugnen. Der freie Hals, die kurzen Ärmeln, der kurze Rock, der ja schon kurz war als der Stadtranzug noch lang gewesen ist — alles das gab herrliche Bewegungsfreiheit und — auch das ist nicht zu unterschätzen — ersparte weiße Kleider. Dieser Umstand scheint es auch, der das Wiener Dirndl heuer ganz besonders populär macht. Es fehlt an Seife, die Wäsche ist so teuer, und da ist man froh, wenn man mit dem Waschen sparen kann. Denn ein

Dirndlgewand hält viermal so lange als ein weißes Kleid und steht nicht minder hübsch. Freilich, es muß Tracht bleiben und darf nicht zum „Kostüm“ ausarten. Denn das ist häßlich. Je einfacher ein Dirndl ist, desto schmucker sieht es aus. Sein liebes Bild kann sehr erfreulich anmuten, wenn man es im Wald oder in den Weingeländen vor der Stadt sieht. Freilich denkt man mitunter auch an die Reserl oder Misl im Dorf, die jetzt ihr „Gwand“ nicht mehr tragen darf, weil es alle „gnä“ Fräul'n anhaben, wie die Wirtin sagt. Allein auf den Stil kommt es augenblicklich weit weniger an als aufs Haushalten, und, abgesehen von jeglicher Ästhetik: Das Wiener Dirndl hat ökonomischen Sinn. Es versteht zu sparen. Darum muß man es willkommen heißen. Und das tut man gern.

### Krieg und Luxus.

Der Krieg ist Sorge und Armut. Bricht Krieg aus, hört jede überflüssige Ausgabe, alles, was an Vergnügungssucht erinnert, rasch von selbst auf. So hat man es geglaubt und so war es auch in den ersten Tagen des Krieges. Aber schon nach einigen Monaten zeigte sich eine gründliche Wandlung nach zwei Richtungen. Vor allem trat eine Gewöhnung an den Krieg ein, und jene, die es sich noch leisten konnten, begannen zögernd zwar, aber doch wieder in gewohnter Weise zu kaufen. Aber immerhin war dieser Kreis weit enger geworden und auch eingeschränkt dadurch, daß die meisten nur Vorräte ergänzten. Dafür traten aber neue Käufer auf den Plan, die Kriegsgewinner. Ihrer sind verschiedene: die Kriegslieferanten, Lebensmittelmacher und dergleichen mehr. Sie haben sich von allem Anbeginn verschieden verhalten. Die Fabrikanten und die Kaufleute, die auch sonst zu verdienen gewohnt waren und jetzt nur höhere Verdienste einstrichen, lebten nur etwas behaglicher und legten nur einen Teil ihrer Profite in Edelsteinen an, in der Erwartung, so die Kriegsgewinnsteuer zu umgehen. Ähnlich verhielten sich die Großgrundbesitzer. Anders jedoch die, die durch den Krieg plötzlich reich geworden waren. Ein Laumel erfaßte sie, sie sahen sich im Golde schwimmen und fürchteten, sie könnten eines Tages erwachen und finden, daß alles nur ein Traum war. Also leben, genießen, den Tag nützen! Und dann, was die Frau besah, das glaubten sie vor dem Zugriff des Staatsanwalts sicher. Sie kauften Schmuck, teure Pelze und echte Spitzen. Aber sie verdarben auch den Geschmack, die Fülle ersetzte die Feinheit. Sie fügten sich den Modeläumen der Salbmelt und brachten deren Sinn für auffallende Sachen zur Geltung.

1000

Hier erhalten fast ausschließlich die Dirnen die Luxusgeschäfte. Waren, die längst nicht mehr in Mode waren, werden verkauft, weil keine anderen vorhanden sind. Es gesunden Geschäfte, die schon recht faul waren. Mit der Dauer des Krieges tritt Mangel an vielen Luxuswaren ein, das Luxusbedürfnis paßt sich jedoch dem an. Fehlt es an Stoff, wird desto mehr Seide verbraucht; kann man sich kein Automobil anschaffen, dann müssen es Pelze tun. Es hat der Krieg eigene Kreise für den Luxus ge-

schaffen, der sich unter dem Einfluß der rohen Gewalt in Fülle statt in Geschmack äußert. Im großen und ganzen lebt er nur von Vorräten, den Luxusindustrien fehlt es an Rohstoffen und vielfach auch an Arbeitern.

## Wiener Nachtbilder im Kriege.

Des Lebens Gegenjäger treten einander nirgends schroffer entgegen als in der Großstadt. Und gerade in der Nachtzeit findet man häufig Gelegenheit, interessante Beobachtungen anzustellen. Rühmend ist der Weg durch das nächtliche Wien zum Beispiel in der Nähe des Gürtels. Im Erdgeschoß einer Binskaserne ein Nachtkaffee. Tanzende Ringe malt der Schein weithin leuchtender Bogenlampen auf den Asphalt. Im Innern des Lokals fiedelnde Musikanten, lustige Gelage mit geschminkten und gepuderten Mädchen, freischende Stimmen. Hin und wieder öffnet sich die Tür und der Lärm dringt heraus, wird vom Wind hinüber getragen über die Straße, wo man hinter vielen Fenstern eines anderen, langgestreckten Hauses Licht brennen sieht. Schatten huschen an den Fenstern dort vorüber; fromme Schwestern sind es, die hier Kranke pflegen und Sterbende trösten; Gegenjäger der Großstadt! Hier von Genuß zu Genuß taumelnde Lebensgenießer und dort, nur durch die Straße getrennt, Sterbende, denen sie rücksichtslos die Weihe der letzten Stunde zerstören durch ihr Geschrei und Geschle. Muß das sein? — Ein elegantes Kaffee der Innern Stadt. Spät nachts; nur wenige Gäste sitzen noch in dem Lokal. Die Türe öffnet sich. Dienstbeflissen eilen die besackten Kellner dem neuen Gast entgegen. Ein einfacher Mann. Wohl sauber gekleidet, doch scheint es, daß er etwas angeheitert ist und einen Hemdtragen als ungewohnten Luxus verschmäht. Die linke Hand trägt er in der Tasche. Mit dem Gut auf dem Kopf will er sich niederlassen an einem der vielen leeren Tische. Doch da herrscht ihn der Kellner, der eben noch vor einem halbtrunkenen, trinkgeldspendenden „Kavalier“ tiefe Verbeugungen machte, wütend an, er solle sich sofort entfernen. Für „solche Leute“ sei dies kein Lokal, und schon öffnet er die Tür, da der Angeredete zögert, zu gehen. Der Kellner tritt wieder auf den Fremden zu —, da zieht dieser den Arm aus der Tasche: ein blutrot vernarbter Stumpf einer Hand. „Zweimal war ich im Feld!“ Gesenkten Hauptes verläßt er dann das „vornehme“ Lokal. — Vom Heurigen kommend, fährt in einem offenem Unnumerierten eine lustige Gesellschaft über die Ruhdorferstraße. Die Männer in Felduniform, auf Urlaub in Wien, mit ihren Freundinnen. Eine lustige Gesellschaft. Weinselig singen sie heitere Lieder. Da, nächst des Versorgungshauses, kreuzt ein anderer Wagen ihren Weg. Auch der zweite Wagen fährt einen Soldaten, aber: kalt und stumm liegt der andere in dem Fourgon, der ihn jetzt zur Nachtzeit in die Leichenhalle führt. Verstummt ist der Gesang; schweigend denken die Männer an Drahtverhaue und Sturmangriff, zuckende Leiber sehen sie auf blutiger Erde liegen. Auch die Mädchen blicken starr, schweigend vor sich. Ob ihnen die Großstadt wohl jetzt deutlich gezeigt hat, wie kurz alles Leben und was das Ende eines jeden Staupches?



## Ein Wiener Kriegswahrzeichen.

Wer den Herbsteingang im Schönbrunner Park, das prächtige Naturschauspiel an den Baumwänden aus Ahorn, Linden und Kastanien, bewundert und dann den grünen Gloriettenabhang zur Säulenhalle hinansteigt, um den herrlichen Blick über die Schönbrunner Parkanlagen und auf die ganze Umkränzung des Wienerbeckens zu genießen, dem zeigt sich, das gewohnte Bild des Ueberganges vom Häusermeer zu den waldigen Abhängen des Galizinberges arg beeinflussend, eine markante Erscheinung: Ein riesiger Fabrikschlot von ganz ungewohnter Höhe und noch dazu durch das frische, noch nicht dem Großstadttruf erlegene Rot ganz besonders auffallend. Die österreichisch-amerikanische Gummifabrik in Breitensee, eine der größten industriellen Betriebsstätten in unserer Stadt, hat ihn errichtet, und da die Fabriksanlage, selbst ziemlich hoch (achtzig Meter über dem Wasserpiegel der Donau) gelegen ist, reckt sich der Turm noch sichtbarer empor. Daß er eine gewaltige Höhe besitzt, das zeigt schon der Vergleich mit seinen Nebenobjekten, den Kasern- und Fabriksbauten in jenem Stadtteil und etlichen anderen Schloten, in der Nähe, die er gar weit überragt. Fast doppelt so hoch ist er als ein schon stark dunkel gefärbter Riesenkamin in seiner unmittelbaren unmittelbaren Umgebung! Und das Auge täuscht nicht, es ist tatsächlich so: Der neue Riesenbau ragt 75 Meter über die Erde für Wien eine Neuerung, wie jeder Bautechniker bestätigen wird, denn wir hatten bisher höchstens 40 Meter hohe Schloten gebaut. Bei so einem Kolos wie jenem von Breitensee gehen natürlich auch die anderen Maße ins Ungewohnte und Erstaunliche. Des Riesenbaues Deffnung an der Spitze weist (nur das Innenmaß gerechnet) einen Durchmesser von vier Metern auf, und an der untersten Stelle ist das ungeheure Rohr entsprechend dicker, acht Meter ungefähr im Durchmesser.

Ein Schlot von solcher Höhe, das ist in Wien, wo — Gott sei es gedankt — die Wolkenkratzer fehlen, eine Baulichkeit, die auch dann weithin sichtbar wäre, wenn sie nicht dort draußen auf einem der Ausläufer des Wienerwaldes stünde. Stellten wir ihn hinein in die türmereiche Innere Stadt... freilich der alte Stefans-turm mit seinen 136 Metern Länge würde auf den Emporkömmling herabblicken, aber fast alle die anderen Spitzen der Inneren Stadt würde der Schlot überragen, wobei ihm die Tatsache zugute käme, daß unsere Alt-Wiener-Kirchentürme aber nicht hoch sind, zum Beispiel jener von Maria am Gestade 56 Meter, womit schon einer von den Größeren zum Vergleiche herangezogen wurde. In der neueren Zeit hat man allerdings bei Turmbauten imponierendere Maße gewählt. Die Türme der Botivkirche, die jetzt einen Meter unter dem Hundert bleiben und auch der Eiserner Mann, der noch ein wenig höher gestellt ist, könnten dem Schlot von oben in das Innere gucken. Ein anderes modernes Wahrzeichen Wiens überragt ihn aber nur um ein wenig; das ist die Rotunde mit ihren 84 Metern. Dagegen ist die Riesenpfefferbüchse, der Favoritner Wasserturm, bedeutend kleiner (67), und des Riesenrades Durchmesser beträgt „nur“ 63 Meter!

Wäre nicht der Krieg in unser Land gekommen, so hätte Wien heute schon zwei neue Wahrzeichen von ragender Größe: der Turm des neuen städtischen Museums auf der Schmelz, dessen Bestimmung es ja auch mit sein wird, in die Massen des Häusermeeres der Arbeiterviertel Fünshaus-Dittkring Linie zu bringen und die gewaltige Kuppel, die der Erbauer des Brunngebäudes der Oesterr.-ung. Bank auf den Gründen der ehemaligen Bosniakenkaserne in der Alserstraße schaffen will, die den Blick vom Heldenplatz auf die einzige Silhouette mit den Hügeln im Hintergrund noch schöner gestalten soll. Arbeitermangel hat die Durchführung dieser Monumentalbauten unterbrochen — dafür haben wir ein anderes Wiener Wahrzeichen erhalten, ein Zeichen der eisernen Zeit, den Heereslieferanten im Monument

Im Stammbeisl.



Das war eine böse Stimmung in dem sonst so behaglichen Wirtshaus. Mürrisch und verdrossen saßen Strohler, Schwaffer und Spannagl am Tisch; der eine hatte das Haupt steifemid auf die Wand gestützt, der andere blickte übergelaunt vor sich hin. Aug Leopold war ein anderer als sonst, und die Stimmung der Gäste schien sich auf ihn übertragen zu haben. Na, selbst Schwamerl, der sonst so muntere Piffolo, dessen Jemenleben die Ereignisse der Kriegszeit bisher noch nicht berührt hatten, selbst Schwamerl machte ein Gesicht wie „sieben Tag Regenwetter“ und sein Gangel wehte wie eine Kravertahne langsam und nachdenklich hin und her.

Oberberger seßte. Die Uhr war schon ziemlich vorgebracht, die Stunde, an der er igewöhnlich mit bemerkenswerter Pünktlichkeit zu erscheinen pflegte, länger verstrichen — und Oberberger kam noch immer nicht. Dann und wann schüttelte einer von den Dreien den Kopf, blickte nach der Tür und fragte: „Wo denn der Oberberger heut' steckt?“ Diesmal war es Schwaffer, der die Frage stellte, und er setzte hinzu: „Dös is merkwürd! All die Jahr, was i mi'ruck erinner, is's net kommen, daß der Oberberger amal's spät kommen war, und jetzt is dös scho in a paar Wochen dös zweitemal. Merkwürd, höchst merkwürd, is dös.“

„Und grad heut'“ meinte Spannagl, „an so an wichtigen Tag, s'erstmal, wo ma in der bierslosen Zeit s'aumtumma, is der Oberberger net da.“

„Na, und wann er kommt, glaub's ihr, daß's Bier desweg'n meß werden müßt?“ ließ sich Strohler vernehmen; der Oberberger was scho, warum er net kommt. Daham kriagt er über d'

Gassen an ganzen Biter und im Beisl müaß er st mit an anzigen Kriagal streiten. Da bleib er lieber d'Hand, despart si'n Döschput mit seiner Alken und das Tringeld für'n Leopold und hat mehr d'saufen no erra.

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, was er um so eher durfte, als die drei Krügel, die da standen, obneht bis auf einen kleinen traurigen Rest geleert waren. „Dir laudon Krizineiser überanand, jetzt is d' ma aber scho z' dumm. Verurteilungen san ja gut und schön, aber was d'viel is, is z' viel. Vor lauter Verurteilungen, Erlass, befördliche Verfügungen, Verbot und Bestimmungen kunnit ja ans scho rein narrisch werd'n. Der Herr Minister is a so a Antialkoholiter, dös is ganz g'wisß, sonst müßt er wissen, daß a Krügel Bier nit anders als wa a Tropfen auf an hohen Stan is. Damit ragt ma si grad nur'n Schlund aber der Leopold wird dabon nur größer anstatt kleiner. — Leopold bringen's ma a Krügel daher, i baduricht! Sahna sonst auf der Stöhl' und d' Rettungsgesellschaft müaß tumma. Was? Sie trau'n! Wann's zu an Proßß kommt, werd'n ma alle zwa freig'sprochen. Unwiderstehlicher Zwang, dafür garantier' i Sahna! S, weil mei Durcht nachg'weienemachen doppelt so groß is als wa mei staatsbürgerlich's G'wissen und Eile, weil's aus purem Mitleid g'scheg'n is; denn daß's an aug'sehenen Stammgait vadurchten lassen, so a Schuld können's do net auf Sahna lad'n, Leopold, kommen's, nehmen's dös Krügel, san's g'scheit und lassen's einschenken. So a leer's Glas macht an melancholischn.“

„S glaub' altweil, die hohe Behörde hat den Biererlaß net nur desweg'n aufgegeben, damit Gerschn' g'spart wird, sondern a weg'n dem Familienleben“, meinte Schwaffer: „Da hab's ja glei dös schönste Beispiel: Unjern guaten, alten Freund Oberberger. Der Staat denkt si a so: Wann der Mensch daham an Biter kriagt und im Lokäl nur an halberten, wird er si's Wirtshaus'schen abg'vohnen und daham bleib'n. Wann er aber auf d' Nacht daham bleib, so werd'n die wackig g'wordenen Familienbände wieder a bitter fester bunden, na und von da bis zur Erhöhung der Geburtenziffer is nur noch a klans Stückel Weg.“

„Hör' ma auf,“ sagte Strohler, „so g'sinkt san unjere G'gekgeber gar net, daß si si so spitzfindige Sachen ausstipseln; wann i Di amol zum Winiern machen, dann müßt' die Sach' freit aus aner andern Louart geh'n.“

„Aber ob's der richtige war, is erst die Frag“, erkönte plötzlich eine wohlbekannte Stimme, alle fuhren herum und sahen sich Oberberger gegenüber, der unbemerkt das Lokal betreten hatte und sich nun breitpurig, lachend und mit der Miene eines zufriedenen Menschen an seinen Platz setzte, nachdem er dem Strohler zugerufen hatte: „Leopold, a Krügel!“

Die Sach', die si der Schwaffer da ausdenkt hat, fuhr er sodam fort, die stimmt net ganz und wann der Minister wirksil was derartig's g'mant hat, dann is er am Holzweg... aber richtig, meine Herr'n, i hätt' bald vergeßen: I bitt' vielmals um Entschuldigung wegn' der klam' Veräpaltung, aber unausschiebbare Geschäfte... Unauschiebbare Geschäfte, unterbrach ihn Strohler höhnlich, „am Sonntag um meine auf d' Nacht hat er, anausschiebbare Geschäfte“. Wann i a rundansich' G'ständer wäst, kunnit i ma dös deklar'n, denn da denkst i ma, Du hast irgendwo no g'schwind vor'n Nachtmahl a Kriegs'erklärung überreichen müaßten. Aber so, wo's der Oberberger bist und sonst niemand, müßt' i wissen, was dös auf amol für G'schäft' g'wesen san.“

„Bielleicht war's a so a Art Rieseg'serklärung“, meinte Oberberger gelassen und machte einen Schluck aus seinem Glas, er trank mit Ruhe und Behagen, und durchaus nicht mit jener Gier und Hast, die einen Menschen kennzeichnet, dessen Stühle schon ganz und gar austrüdnal' ist; ein Umstand, der die anderen einermäßen wunderte. „S, der Oberberger, hab' der hohen Behörde den Krieg deklar't, net mehr und net weniger!“

„Da bin i aber g'spannt, zu derfahr'n, wie Du dös ang'stellt hast,“ sagte Spannagl. „Schr' anfangs“, erwiderte Oberberger und schmunzelte so heiter, daß sich die Gruppe der Mißvergnügten nachgerade zu „guten“ begann: „Schr' werd's Guch no derinnern, wa i amol mein Standpunkt klar und deutli ansandenberg'jekt hab'. I bin a guatmütiger Mensch und a gehorsamer Staatsbürger, hob' i g'sagt, dem's auf a Ver-

urteilung mehr oder weniger net ankommt; aber in an Punkt, hab' i g'sagt, berecht' i san G'spaß: Dös is z' Bier. Wann si da Herr Minister auf das hinaus mit mit in diplomatische Verhandlungen einlass'n woll'n, hätt' er's tuan könn; wann net, so is dös sei Schuld. Die Offensibe, hab' hon, meiner Seiten scho' ang'sangt. Berischt hab' i mein Duam, 'n Schwamerl, auf Parouille ausg'schickt, und richtig is er bald drauf mit an Biter Lager hamkommen, den er bet'n „Eisernen Ritter“ im Hünserhaus g'holt hat; zur gleichen Zeit war's Dienstmadel um's Eck bet der „Blauen Kugel“ und hat a an Biter ham bracht. Dös san scho vier Krügel! Wa i mit'n Nachtmahl sieti war, hab' i selber den Oberberstößl übernommen und bin beim „Eisernen Ritter“ einmarschiert — macht si'n Krügel; durch a g'schicktes Mandover bin i am Weg daher a auf a Sprüngelel zur „Blauen Kugel“ und hab' ma dort mei Krügel im Sturm derobert: Nacht sechs! Na und jetzt hab' i mi in die Hauptstellung zurückgog'n, in unjer Beisl man i, und da trink i jetzt'n in aller G'mütlichkeit mei sieb'nes Krügel. Wann i hernach no allweil net die nötige Bett'schweren hab', dann kann der Minister nit dasfür, sondern mei Durcht.“

Die anderen waren der Erzählung des Seniors mit begreiflicher Spannung gefolgt. Jetzt was ma wenigstens, woß so lang g'steht bist,“ sagte Spannagl, „von aner Bierreise kommt er daher, der Schlauchel, und währenddem verdurtschen mit andern da im Beisl.“

„S was no was!“ rief Schwaffer. „Du stuchst Dir ansach zwa Antialkoholiter, nimmt sie ins Wirtshaus mit, zacht an jeden an Glas und trinkt ihner Bier!“

„Wär' a net's Schlechteste“, meinte Oberberger; und da es währenddessen spät geworden war, fügte er hinzu: „Die richtige Verschwere hätt' i endli, jetzt'n kunnit wieder's Familienleben an d' Weil“. Un behördliche Verurteilungen san ma si, wann ma's g'schickt anpact, grad no herum'drücken, aber um dös, was d' Meinige kunnit' net. Leopold, kunnent S' zacht'n! Heut' hab' i, glaub' i, d' klause Dsch, seit wir zwa uns emten. I Krügel und sonst gar nit. — Schwamerl, Wiener, meine Herr'n!“

## Nur a anzig's Krüag'l Bier!

Die Nacht war schon weit vorgerückt, da kam ich an einer Ringstraßenbank vorüber, auf der zwei rundliche Herren saßen und braunentfärbte Seufzer ausstießen. Das Leid der beiden zog mich an und ich setzte mich zu ihnen. Sie merkten den neuen Nachbar nicht, sie saßen mit tiefgesenkten Köpfen, schüttelten zuweilen trübselig die Häupter und stöhnten abwechselnd aus hanger Seele.

„Wann die Frag' erlaubt is — was fehlt Ihnen denn, meine Herr'n?“

Sie wendeten mir ihre gutmütigen, traurigen Gesichter zu und der eine rief:

„Sö entschuldigen schon, aber Sö frag'n a bißl dallert! Sö kumman wahrscheinlich aus aner andern Welt, sunst müashten S' d'raten, was uns fehlt . . . die g'wohnte Bett-schwar'n fehlt uns — was denn sunst!“

„Die g'wohnte Bett-schwar'n — was denn sunst!“ kam es wie ein unheilvolles Echo aus dem Munde des anderen.

Und wieder ließen sie die Köpfe hängen. Langes Schweigen. Dann murmelte der eine:

„A anzig's Krüag'l Bier im Tag! Aerger hätt's nimmer kumma können . . . A anzig's Krüag'l Bier im Tag! . . . Allerweil hab' i sicher damit g'rechnet, daß i unter die sein werd', dö 'n Weltkrieg überleb'n — jetzt glaub' i's nimmer! . . . A anzig's Krüag'l Bier im Tag! . . . Das überleb' i net!“

Der Freund an seiner Seite nickte, schlug mit jäh erwachendem Grimm auf seine Knie:

„Aus is's, gar is's, mir san petschiert, fertig, g'hesert, a'g'murkst! A anzig's Krüag'l! Wo i meine sechs, acht Krüag'l'n zum Nachtmahl g'wohnt bin, so lang i z'rud-den'n kann . . . A anzig's Krüag'l! Das vergib i dem, der das ang'stellt hat, am Lot'nbett net! . . . Das is ja so wie a Trop'n Wasser auf an' glüat'r'n Stan! Das is grad gnua, daß i mir damit an' höhl'n Zahn ausschwab'! Das is so, als wann 's Bier net a Volksnahrungsmittel war', sondern a Weibzin, die ma vom Dolt'r verschrieb'n kriagt: Alle Tag' auf d' Nacht a Kaffeelöffel voll! . . . Marandjosef, wie wird denn das end'n?“

„Wie das end'n wird?“ Der Sprecher richtete sich hoch auf. „Das kann i dir ganz genau sag'n, wie das end'n wird! . . . Daß uns d'r Feind aushungern könnt', das hab' i nia zuaged'n, denn bei mir z' Haus biagt si alles vor lauter Borrät! I sag' dir so viel: Aushungern wird er uns net, der Feind, aber — ausdürst'n, ausdürst'n, ausdürst'n!“

Seine Stimme schlug um. Der Freund legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Freunderl, wann mir schon als Biernotmartyrer drauf-gehn müass'n, dann woll'n m'r's do so lang 'nausschiab'n, als 's nur geht. Freilich, zu unsrer Bett-schwar'n wer'n m'r's nie mehr bring'n. Dir und mir — uns schmeckt ja d'r Wein erst, wann m'r sechs, acht Krüag'l'n Unterlag' hab'n. Aber mir woll'n unsern Durst so teuer als möglich verkauf'n. Den'n m'r nach, wie m'r's anstell'n, daß m'r, bevor m'r verdurst'n, do no so viel Bier für uns erobern, daß m'r halbwegs leb'n können!“

Sie steckten geheimnisvoll die Köpfe zusammen. Da ich aber mit aller Anstrengung horchte, entging mir kein Wort.

„Wann ma die neue Biertrinkerhinrichtungsverordnung genau anschaut, laßt si ja a bißl was dageg'n mach'n!“ flüsterte der eine. „Da steht nämlich drin, daß an anzeline Personen nur je a Krüag'l Bier ausg'schenkt wer'n darf, aber la Wurt davon, wie alt die anzeline Person sein muas. Alstern, da nimm i mir fünf klane Quab'n ins Wirtshaus mit, seß' s' um mi rundumadum, laß jed'n a Krüag'l Bier anschaff'n und hab' meine sechs Krüag'l'n beinand! Außerdem kann ma si damit helf'n, daß ma von Wirtshaus zu Wirtshaus wandert und überall sei gefezmäsig's Krüag'l libert. Leider san schon mehr Leut' auf den Gedank'n kumma. I war heut in zehn Wirtshäuser, hab' mi durch a Bierdöllerwanderung nach d'r andern durchdrängt, hab' a Menge Schlachten-bilder mitang'schaut, hab's aber dabei nur auf drei Krüag'l'n bracht. Drei Krüag'l'n, zum Lach'n! Dabei bin i so müad, daß i glaub', i verker' die Füas'! . . . Zum Verzweif'n! Na, das überleb' i net!“

„Du lieber Gott, ja, es is himmelschreiend,“ hauchte der zweite. „I hab' gestern in an' Wirtshaus mei Berordnungsstrüag'l hamlich untern Tisch g'stellt und hab' um a ander's an' Krawall g'macht, quasi, als hätt' i no kan's kriagt! Aber so a Bierneibling is m'r auf mein' Schwind'l kumma und i hätt' bald Schläg' g'fakt! . . . Burgestern hab' i mir an' Dienstmann als Wirtshausstrohmann auf'numma. Er hat müass'n neben mir sit'n, hat müass'n sei' Sparkrüag'l anschaff'n, und i hab's aus'trunk'n. Das wird do a guate Idee sein, was? Aber stell' dir vur, wie i das mit ihm 's zweitemal probier', trinkt er sei' Krüag'l, das ja mei Krüag'l war, in an' Zug aus, sagt mir 'n Dienst auf und schreit, das halt' er net aus, er brauch't sei' Bett-schwar'n selber. I hab' glaubt, i muas 'hn z'reiß'n!“

Die beiden gaben nun, von der Erregung mit fortgerissen, ihre Geheimnistuerei auf.

„A Badwand'l voll Bier könnt' i vertrag'n und mit a paar Tröpfel'n soll i mei Auslang'n find'n!“ rief der eine. „A Weltkrieg löst' ja was; aber daß er mi mei Bier löst', das halt' i net aus! Wann ma si wenigstens a bißl aus's Wenigtrink'n trainier'n hätt' können! Aber i hab' nia so viel trunke'n, als seitdem d'r Krieg is. Is 's net bei dir aa so? Is a Sieg, muas ma 'hn feiern; is kaner, schwabt ma die Gall abi! Auf die Art hätt' i ganz guat durchhalt'n können! Aber wo soll i jetzt mein' Seel'nauffchwung herkriag'n, wann i 's Bier nur tröpfelweise trink'n darf? 'n Schäd'l kunn't i m'r wegriß'n, daß i alles g'hamstert hab', nur la Bier net! Meine ganz'n Borrät', mei Mehl, meine Eier, mei Schmalz, alles gebert i her für a Fass'l Bier!“

Der andere schlug die Hände hilfesuchend gegeneinander.

„Wie wird's erscht sein, wann die Bierkart'n da is? Herrgottel, Herrgottel! Stell' dir vur, mir hat tramt, i hab' a Bierkart'n kriagt, auf der auf jed'm Abschnitt mei Photo-

graphie als Legitimation war! Und wann i mit a zweit's Krüag'l hab' erschwind'n woll'n, bumsti, dann hat d'r Schank-bursch mei Bild'l aus seiner Abschnitt'sschacht'l 'rausg'fangt und hat m'r bewies'n, daß er mi arretier'n lass'n könnt'!“

Die beiden sanken sich in die Arme.

„Wie mir da nur no a anzig'smal zu unserer Bett-schwar'n kumma soll'n — d'r liabe Herrgott mag's wiss'n!“

„An's gib't no, das uns helf'n könnt'!“ murmelte der eine und seine Zunge war schwer.

„Red', red'! I bitt' di, red'!“

„Mir müass'n Ab . . . Absti . . . Abstinert'n wer'n!“

Da fiel der andere vor Schreck in eine Ohnmacht. Nur langsam kam er zu sich. Dann gingen sie hinweg, gebückt, gedrückt, schwer, sorgenvoll, zerschmettert, und ich weiß nicht, wie sie ohne die gewohnte „Bett-schwar'n“ ins Bett gefunden haben mögen . . .

☆ [Wiener Sommerfrischen im dritten Kriegssommer.]  
 Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah. So hat sich heuer mancher gesagt, als er mit sich zu Rute ging, wohin er in diesem dritten Kriegssommer seine Schritte während seiner Urlaubszeit lenken sollte. Schon im vorigen zweiten Kriegssommer hatte es seine Schwierigkeit, auf diese Frage eine Antwort zu finden, denn eines der Hauptgebiete der österreichischen Sommerfrischen, der ganze Südwesten der Monarchie, Tirol, Kärnten und Küstenland, war in Kriegsgebiet verwandelt und dem Sommerverkehr versperrt. Inzwischen ist aber aus leicht verständlichen militärischen Gründen nicht nur die Kriegszone im Südwesten noch weiter nach Norden hinaufgerückt worden, so daß nun auch Teile vor Steiermark darin einbegriffen sind, sondern die Ernährungsfrage hat auch infolge der völkerrechtswidrigen Aushungerungsblockade überall auf dem Lande größere Bedeutung gewonnen. Und das ließ es manchem ratjam erscheinen, sein Sommerzelt nicht allzu weit von der nährenden Stadt aufzuschlagen, damit er, wenn nötig, den Rückzug möglichst schnell und bequem antreten könnte. Für die Alpenfreunde blieb unter solchen Verhältnissen zu Sommerreisen nur das Boralpengebiet von Niederösterreich, Nordsteiermark und das Salzkammergut von Oberösterreich und Salzburg offen. Die alte Wiener Vorzugssommerfrische Uhl hatte denn auch den Vorteil davon, daß viele, die inzwischen ihr Herz an die Dolomiten oder die Adriaküste verloren hatten, ihre alte Liebe für sie wieder entdeckten und die Dirndl- und Kostüme und die Steirergewandl, die Tracht, die dort jeder rechtschaffene Sommerfrischler und -frischling tragen muß, wieder über die Esplanade führten. Ein anderer Teil der In-die-Ferne-Schweifer, der wohl auch sonst die niedern Berge den hohen vorzieht und bei seiner Wahl außerdem die möglichste Abgelegenheit seiner Sommerfrische von den Kriegsschauplätzen in den Vordergrund stellte, wandte sich den großen nordböhmischen Modebädern zu, Marienbad, Franzensbad, Karlsbad, die auch durch eine geschickte Reklame verstanden hatten, die Überzeugung zu erwecken, als ob ihre Kurorte in dieser bösen Kriegszeit Gegenden wären, in denen Milch und Honig fließen und zu schlichten Friedenspreisen zu haben wären. Tatsächlich soll es insgedessen in Karlsbad und Marienbad von Leuten wimmeln, die dorthin gegangen zu sein scheinen, nicht um einen Schmerbauch zu verlieren, sondern zu gewinnen. Für manchen, der in der Nähe Wiens geblieben ist, hat es angenehme Entdeckungen gegeben. Denn auch abgesehen von dem Semmeringgebiet gibt es in Niederösterreich, sozusagen im weitem Weichbild Wiens, Gegenden von hohem malerischen Reiz, die aber bisher in einem rechten Dornröschenschlaf lagen. Keine aber von diesen ist malerischer, als das Felsstal der Donau zwischen Melk und Krems, die sogenannte Wachau. Vor einigen Jahren hat eine Propaganda begonnen, die Wachau in ihrer landschaftlichen und geschichtlichen Eigenart dem Publikum wieder in Erinnerung zu bringen und sie durch Verbesserung der Verkehrsgelegenheiten und der Unterkünste zugänglicher zu machen. Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat neben ihren Postschiffen für den Verkehr zwischen Linz und Wien noch zwei Eilschiffe eingestellt, die zwischen Melk und Wien nur noch in Spitz und Krems landen und diese Strecke daher in 4 Stunden durchfahren. Diese Eilschiffe sind mit allem versehen, worauf ein verwöhntes Reisepublikum Anspruch zu erheben pflegt. Außerdem hat die Donauuferbahn von Krems nach Grein der Wachau endlich den ersehnten direkten Anschluß an das Eisenbahnnetz gebracht, mit dem sie bis dahin nur einen höchst umständlichen Zusammenhang gehabt hatte. Auch haben die Wachauer manches getan, um den Reisenden und dem

Sommerfrischler den Aufenthalt in ihrer schönen Gegend angenehm zu machen. Aber die große Masse des Publikums hatte davon bisher nicht allzuviel Notiz genommen. Daran hat erst der Krieg als Nothelfer etwas geändert. Und so ist nun der Zauber dieses schönen Tales vielen erst jetzt ausgegangen, die früher die Nase gerümpft hätten, wenn man es ihnen als Sommeraufenthalt zugemutet hätte, weil es, solange es in seinem Dornröschenschlaf lag, die Sommerfrische des kleinen Mannes war. Die vornehmere Kundschaft hat der Wachau reichere Einnahmen gebracht, und die kann sie sehr gut brauchen, da sie so lange ein Aschenbrödel der österreichischen Volkswirtschaft gewesen ist. Und ihre ästhetische Wertschätzung hat auch dadurch gewonnen, weil doch unter diesen neuen Gästen viele waren, die für ihre geschichtliche, vom Nibelungenlied vertehrte Vergangenheit, ihre herbe landschaftliche Schönheit, ihre interessante geologische Entstehung, ihre charakteristischen Baudenkmäler und die Form ihrer Wirtschaft, namentlich die Schifffahrt und die schon aus der Römerzeit stammende Weinkultur ein tieferes Verständnis hatten. Wer allerdings den poetischen Reiz der Ursprünglichkeit, der einst von dieser Gegend ausging, als sie noch ein liebliches schlafendes Dornröschen war, als einen besondern Genuß empfand und schätzte, mußte mit Betrübnis feststellen, daß dieser Reiz durch den gesteigerten Betrieb und durch das lärmendere Treiben der neuen Gäste und die Verstädterung des Ländlichen mehr und mehr verloren ging. Und auch die kleinen Leute kamen dabei nicht auf ihre Rechnung, im wirklichen Sinne des Wortes. Denn die Preise erreichten in diesem Jahr eine Höhe, bis zu der ihr bescheidenes Einkommen nicht mehr hinauflangte. Hatten sie früher hier bei eigener Wirtschaft reichlicher und doch gegen die Wirtschaft in der Stadt billiger leben können, so war jetzt Schmalhans Küchenmeister, weil alles sehr teuer und obendrein nur schwer etwas zu haben war. Diese Erscheinung erklärte sich allerdings zum guten Teil aus dem unschönen, auch anderwärts beobachteten Eigenmuß der Bauern, die den Kriegszustand als Gelegenheit zu risikolosem Verdienen mißbrauchten. Sie hätte aber wohl kaum solche Formen annehmen können, wenn nicht eben so viel Leute dagewesen wären, die kaum empfanden, wie sie geschröpft wurden.

13./IX. 1916

118

\* (Jagd Gäste.) Vor den Toren Wiens jagt der Wiener Jagdliebhaber gerne, sobald einmal die Halmfrüchte verschwunden und die Deckungen für Hühner und Hasen weniger geworden sind. Es gibt manchen passionierten Wiener Hochwildjäger, der alljährlich sich aus den Bergen gute Trophäen von Birschböcken, Brunsthirschen und Gamsböcken zu holen weiß, dazwischen aber immer auch Mühe genug aufbringt, auf Rebhühnerstreifen und Hasentreibjagden sich einzufinden. Die meisten Jagdbesessenen bringen es freilich nicht so weit, daß sie in den Auen oder auf den Bergen der Birschjagd obliegen können und herzlich gerne zugreifen, wenn ihnen eine Jagdeinladung zur Teilnahme auf eine Feldjagd im Tullner Boden oder im Marchfelde oder auch an den Grenzen Nährens zukommt. Schon bei Ausgang der Hühnerjagden nimmt der Wiener Jagdliebhaber gerne an den Tages- oder Halbtagsjagden teil, verschleift seelenvergnügt einen netten Patronenvorrat und strebt abends mit einem „Galgen“ voll jungen Rebhühnern den heimischen Penaten zu. Ein paar Wochen später kann er Meister Lampe an den Balg rücken, auf der Feldstreiße oder im kleinen Treiben. Nach Schluß der Jagd sind ihm ein bis zwei Hasen für die eigene Küche sicher. So war es bisher immer, ehe der Krieg begann. Man hatte ein bescheidenes Jagdvergnügen und frisches Wildbret auch. Heute sieht es mit den Jagdgastrollen vor den Toren Wiens und etwas weiter nach Nord und Süd schon ein wenig umständlicher und beschwerlicher aus. Und nach der Tagesleistung erblüht auch nicht immer die Anwartschaft auf ein Wildstück für den häuslichen Herd. Der knapp bemessene Jägerschießbedarf, die hohen Patronenpreise lassen manchen Jagdbesessenen aus eigenem Antriebe mit den Schießmitteln rechnen und sparen. Für diesen und jenen fallen die Hühnerjagden aus; das „Hendlschießen“ zahlt sich heute eben nicht aus. So jagt aber auch der bäuerliche Jäger, der schon in Friedenszeiten nicht allzu gerne auf Feldhühner Patronen verschöß. Von jenen, die sich die Teilnahme an Hühnerjagden im abgelaufenen Monat August leisten konnten, kam wohl auch ein Prozentjaß nicht auf seine Rechnung nach Schluß der Jagd. Für die erlegten Hühner war lange vor Beginn der Jagd schon dringender Bedarf vorhanden. Und jeder Jagdteilnehmer hätte doch so gerne ein paar Junghühner mit nach Hause genommen. Da zog nun mancher Jagdbesessene eine Niete, tröstete sich aber in der Ortschaft, wenn ihm der Wirt ein paar frische Eier oder ein Stück Butter mit auf den Heimweg geben konnte. Jetzt geht es aber anscheinend den Jagdgästen auf den Feldsturen vor den Toren Wiens, deren Zahl inzwischen gewachsen ist, auch nicht viel besser als dem „Hendlschützen“. Dem Meister Lampe ist noch schwerer zu arretieren und in den Rücksaß zu verstauen, wenn die Strecke nicht zureicht. Und bei den Walddreibjagden, die sozusagen zu den Elitejagden zählen, wo Fasan und Rehwild die Strecke zieren, auch Rotwild geschossen wird, ist für den Wiener Jagdteilnehmer wamöglich noch seltener Gelegenheit geboten, seine Wünsche nach Wildbret an Ort und Stelle erfüllt zu sehen. Man sieht wohl auf einer

Anzahl von bäuerlichen Pachtjagden den Schützen heute gerne kommen, mit gefüllter Patronentasche, wenn er nicht Verlangen nach einem Deuteanteil trägt. . . Ja, es hat sich gezeigt, daß auf verschiedenen Genossenschaftsjagden ohne den sonst ständigen Wiener Jagdgast das Auslangen gesucht wird: die Zeiten bringen das mit sich. Wo der Wiener selbst Feldjagden in Pacht hat, tritt häufig genug ein umgekehrtes Verhältnis ein. Er läßt verlässliche Bekannte zu seinen Feldjagden ein, verringert aber die Anzahl ländlicher Jagdteilnehmer aus der Umgebung des Jagdrevieres in dem Maße, als eben mehr Wiener Freunde daran teilnehmen. Wo immer heute ein Jagdgast aus den Mauern Wiens heraus zur Jagd fährt (mit wenig Ausnahmen), wird er das Unangenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen. Der Jagdgenuß allein tut es heute bei ihm nicht mehr ganz. Sein Verlangen geht auch nach einem Teil der Wildernte, wenn auch gegen klingende Münze. Ja, der Wunsch nach frischem Wildbret ist heute für manchen Jagdbesessenen ein Antrieb zur Jagdteilnahme. Später, wenn wieder die Wildläden der Haupt- und Residenzstadt Wien Wildbret in ausreichender Menge zu bieten vermögen, wird wohl wieder die reine Jagdfreude die Oberhand erlangen.

## Wien und die Wiener.\*)

Vom „Anstellen“.

Das Anstellen bei den Geschäften ist eine schwere Last für unsere Hausfrauen. Wenn es schon bei den gewöhnlichen Geschäften, die keinen bestimmten Kundenkreis haben, nicht leicht möglich ist, Abhilfe zu schaffen, so könnte doch bei den Konsumvereinen, die eine bestimmte Mitgliederzahl haben, eine Ordnung zum Bezuge der begehrtesten Artikel, wie z. B. Mehl, Butter etc., eingeführt werden. Der Erste Wiener Konsumverein hat in allen Bezirken Wiens einige Filialgeschäfte, und wenn da eine Verteilung der Mitglieder nach Straßen, Tagen und Stunden geordnet würde, müßte doch eine Erleichterung beim Einkauf stattfinden. Mein Vorschlag lautet: Für jedes Magazin wären die Straßen zu bestimmen, deren Bewohner Mitglieder des Konsumvereines, berechtigt sind, Mehl, Butter etc. einzukaufen. Dann könnten nach dem Alphabet die Tage und die Stunden festgesetzt werden, so wie es bei der Rohö eingeführt ist. — Oder, es könnten die Straßen in Gruppen eingeteilt und die Magazine bestimmt werden, wo die Mitglieder, ohne Rücksicht auf das Alphabet, an bestimmten Tagen ihre dringenden Waren beziehen können. Eine gleiche Verteilung der Mitglieder wird wohl anfangs schwer möglich sein, dies könnte jedoch später ausgeglichen werden. Natürlich müßten diese Tage und Stunden stets rechtzeitig in den Geschäften und in den Tagesblättern angezeigt werden.

V. M.

## Wiener Brief.

—, 12. September 1916.

Das Präsidium unseres Reichsrates hält ab und zu eine stille Sitzung, um sein Dasein zu befehlen und an dasselbe zu erinnern. Irgend welche Geschäfte hat es wohl kaum. Im vorigen Jahre schon wurde es wie eine Ironie empfunden, daß dem Präsidenten Dr. Schönerer der Jahresvoranschlag des Ministeriums zugeht. Was er damit getan hat, wurde nie bekannt und man hat heute nichts gehört von einer ähnlichen Episode. Vielleicht glaubte man im vorigen Jahre, nach dem Durchbruch bei Gorlice an eine nahe Friedensmöglichkeit. Aber auch ein solcher Glaube war keine genügende Erklärung für das Verfahren der Regierung, denn der weitere Glaube, der an unsere Parlamentsmöglichkeit, fehlt sowohl der Regierung als den politischen Parteien. Es war damals so wie heute ausgeschlossen, daß irgend ein Faktor an die Einberufung des Reichsrates denken konnte, man ist sogar allgemein der Ueberzeugung, daß es noch Jahre dauern kann, bis das wieder möglich sein wird. Es kommt ganz darauf an, welche innere Lage der Friede vorfindet oder schafft. Tröstlich wird sie auch im Falle des Sieges nicht sein. Nur irgend ein Wunder könnte da helfen.

Trotzdem ist es gar nicht unwichtig, daß sich aus dem Schoße der deutschen Reichsratsparteien eine „Arbeitsgemeinschaft deutscher Abgeordne-

ten“ zu bilden beginnt, die dem siechen politischen Leben wieder auf die Beine helfen will. Der Titel der Vereinigung sagt allerdings, daß keine politische Kannegeleierei betrieben, sondern praktischen Zielen nachgestrebt werden soll. Wie dies außerhalb des Parlaments organisiert werden wird, ist noch unklar. Möglich, daß wenigstens die Klubräume und Beratungszimmer des Reichsratsgebäudes dafür zur Verfügung gestellt werden. Ein politisches Klubleben außerhalb des Parlamentes besitzen wir ja gar nicht. Wenigstens kein solches, das unmittelbaren Einfluß hätte auf die Verhandlungen im Reichsrat. Sogenannte Berufspolitiker, die kein anderes Geschäft haben, als das Vaterland zu retten, besitzt Oesterreich nicht. Die Politik als alltägliche Beschäftigung ist hier fremd. Darum hat die Regierung mehr Macht als in anderen Staaten und sie benötigt auch keine parlamentarischen Tragbalken für ihre Arbeit, sie tut nur manchmal so, als ob sie sie nötig hätte. Die Minister pflegen keinen kameradschaftlichen Verkehr mit der Gesamtheit der Abgeordneten einer großen Partei, sie empfangen nur amtlich und sind keinem Klub und keiner Clique attachiert.

Man muß daran manchmal erinnern, wenn man unsere Verhältnisse nach außen verständlich machen will. Die österreichischen Minister sind nicht die Beamten eines gestrengen Reichsrates oder die Erwählten einer Partei, sie sind, so wie im Deutschen Reich, die Beamten des Monarchen. Sie setzen sich ins „Einvernehmen“ mit den Parteien, aber sie empfangen keine Befehle von ihnen. Das erscheint nach strengsten parlamentarischen Begriffen beinahe als Absolutismus, aber es hat auch sein Gutes. Das öffentliche Leben ist ruhiger, es wirft weniger Wellen und die Geschäfte des Staates werden ehrlich, ohne allzu viel private Einmischungen der Berufspolitiker geführt. Dieses Prinzip bewährt sich gerade in solchen Zeiten, wie der Weltkrieg sie uns gebracht hat, sehr gut. Man mag über manches murren, mag manches anders wünschen, aber man kann sich nicht denken, daß es besser ginge und anders wäre, wenn all unsere politischen Parteien ihren Kren dazu geben würden.

Trotzdem begrüßt man die schon im Werke befindliche Bildung einer „Deutschen Arbeitsgemeinschaft“ des Reichsrates, denn auch die Leute des Polenklubs versammeln sich nicht selten und beraten in geheimen Sitzungen ihre Angelegenheiten und auch von den Tschechen hat man Ähnliches berichtet, obwohl ihnen mehrere Köpfe abgeschlagen worden sind. Das ist natürlich nur bildlich gesprochen. Die militärischen Todesurteile über tschechische Politiker werden wohl kaum jemals vollzogen werden.

Unsere Regierung beschäftigt sich zurzeit viel mehr mit der Volksernährung und der systemati-

## Minner Brief.

sehen Durchführung aller nach dem Vorbilde Deutschlands gegebenen Maßnahmen als mit innerer Politik. Jetzt sind wir endlich auch bei der Fett- und Butterkarte angelangt, die das Deutsche Reich schon seit einem Jahre eingeführt hat. Und die Biererzeugung ist derart eingeschränkt worden, daß auf jeden Staatsbürger nur mehr ein Krügel pro Tag kommt. Nur ein Krügel Pils! Es gibt Menschen, die sich so etwas nicht einmal im Traum vorstellen können. Jetzt ist der Augenblick gekommen, den auch die Weinerzeuger endlich nützen können, denn sie sind verhältnismäßig bescheiden gewesen bisher und haben ihre Preise kaum erhöht. Wein muß man nicht trinken, Wein ist ein Luxus. Jetzt aber wird er für viele an die Stelle des Bieres treten, gemäßig durch einen Spritzer mit Gieß. Ueberhaupt sind die Sauerwässer durch diesen Krieg in die Höhe gegangen, sie werden im Felde als eine der stärksten Notwendigkeiten empfunden. Wenn jetzt aber das Hinterland nach einem kühlen Bierersatz sucht, werden die Aktien der Mineralwässer neuerlich steigen Wohl jedem, der als Quellenbesitzer geboren wurde! Wie sich Bayern zum Bierentzug verhalten würde, weiß ich nicht, aber in Oesterreich wird es keine Revolte geben, so lange noch ein Krügel gestattet ist und ein G'Spritzer.

Daß unsere zwei fleischlosen Tage auf einen dritten ausgedehnt worden sind, hat wenig Eindruck gemacht. Den kann man auch noch mitnehmen. Die Aerzte wollen die Erfahrung gemacht haben, daß der Gesundheitszustand jener Kreise, die sich in normalen Zeiten einem zu reichlichen Fleischgenuß ergaben, bedeutend gewonnen hat durch die notgedrungene Mäßigkeitsbewegung und die Gemüsekost. Auch der Gewichtsverlust, den so manche beklagen, wird von anderen bejubelt. Auch er fördert die Gesundheit. Daß es aber auch unterernährte Schichten gibt, daß der Mangel, ja die Not in manchem kleinen Haushalt eingekerkert ist, soll nicht verschwiegen werden. Die Leterung steht eben außer Verhältnis zur Erwerbsmöglichkeit so vieler in festem Gehalt verbliebenen Menschen. Die Kriegsküchen vermehren sich denn auch in aller Stille. Lange Beamtenkörper von Bahnen und anderen Unternehmungen haben sich wirtschaftlich zusammengetan, um den Kampf bestehen zu können gegen den perfiden Hungerkrieg. Ein solch harter Lehrmeister stiftet auch manches Gute und er bereichert die Welt mit ungeahnten Erfahrungen und Erkenntnissen. Unsere geplagten Frauen können viel lernen an diesem Zustand und er wird zweifellos auch seine Früchte tragen. Was hat man sich vor dem Kriege herumgeschlagen mit hohen Fleischpreisen und all ihren Begleitererscheinungen, wie viele Vorschläge zur Enthaltung sind nicht aufgetaucht und ungehört verhallt. Man glaubte nicht an die Möglichkeit

fleischloser Tage. Laßt uns die jetzigen Erfahrungen behüten und nicht vergessen in Friedenszeiten! Wir werden mit zwei oder drei fleischlosen Tagen in der Woche alle Händler mürrisch machen, wenn sie übermütig werden. Was jetzt als Zwang möglich ist, das muß auch als Kampfmittel möglich sein.

Eine Erfahrung, die jetzt erst im Wege der Statistik gewonnen wurde, dürfte schon nächstens ausgenützt werden. Wien verbraucht in allem mehr als es Karten ausgegeben hat, viel mehr. Warum? Weil die Leute aus ganz Niederösterreich dieselbe Brot-, Mehl-, Milch-, Kaffee- und Zuckerkarte haben wie Wien und die Leute vom Lande in die Hauptstadt kommen und hier ihren Bedarf decken. Das ist natürlich unhaltbar. Eine solche Riesenstadt, die gar nichts selbst produziert und ausschließlich von der Zufuhr lebt, darf sich nicht von den Dorf- und Kleinstadtmenschen auskaufen lassen. Es werden also künftig wahrscheinlich verschiedenfarbige Karten ausgegeben werden, damit die Wiener die Vorhand haben. Man wird sich gegeneinander abgrenzen müssen im kleinen wie im großen.

Sie sehen, wir haben keine Zeit für Politik. Die Sorge um die tägliche Butter ist uns wichtiger.



17./IX. 1916

**Die leeren Trafikregale.**

Von Tabaknot zu sprechen, hat sich das rauchende Publikum nun langsam abgewöhnt. Man trägt die Sache eben, wie man muß: tapfer als gemäßigter Raucher, die höheren Preise

übersehend, wenn man sein Rauchopfer darbringt wie früher, oder mit Heroismus, wenn man es fertiggebracht hat, dem Dämon Nikotin zu entsagen. Mit ein bißchen Wehmut aber denkt ein jeder der besseren Zeiten, wenn er in der Trafik den ausgeräumten Regalen gegenübersteht. Verschwunden ist von dort das schöne Braun duftender Zigarren, die sauber geordneten Päckchen Tabak dichts auch nicht mehr, und die appetitlichen Zigarettenverkaufsabletts der Großstadttrafik sind kaum mehr zu erblicken. Briefpapier, Ansichtskarten, Tintenfläschchen, Bleistifte und vielleicht auch Rauchartikel, wie Zigarettenhüllen, Tabakpfeifen und Zigarettenmaterials ein. Manche Trafikinhaberin tut zwar noch so, als hätte sie Rauchzeug, indem sie durch Aufstellen leerer Zigarettenfistchen den wahren Tatbestand verschämt verhüllt, aber das ist für sie ein manchmal recht unangenehmes Auskunftsmittel. Denn renitente Käufer verlassen den Laden nicht eher, bevor sie sich nicht überzeugt haben, daß alle die Schachteln und Kistchen auch wirklich leer sind. Ein paar Pakete des teuren Purzitschan, der schwer einen Käufer findet, und eine Anzahl der schönen Kasetten, die eine Anzahl mittelfeiner Zigarren enthalten, sind jetzt öfter zu sehen. Namentlich den Zigarettenfortiments zu 8 Kronen 20 Heller begegnet man jetzt häufig; Sie bestehen aus vierzig Stück mittelfeinen Zigarren, die sich durch die Kasette um 1 Krone 80 Heller verteuern.

## Jagden vor den Toren Wiens.

Die Jagden, die der Wiener Jagdfreund so gern mitmacht, wenn sie nicht mit sehr viel Zeitverlust und Umständlichkeiten verbunden sind, lassen sich für ihn während des Krieges etwas anders an als zu Friedenszeiten. Froher Hoffnungen voll, mit wohlversorgtem Rucksack, bestieg er einen Frühzug, um irgendwo im March- oder Tullnerfelde zu landen. Ein gutes Frühstück noch, und dann ging's hinaus ins Feld. Bei Jagdaufgang ein paar Rebhühnerstreifen und wenige Wochen später eine kleine Anzahl von Hasentrieben: das war so das Tageswerk. Guter Trunk und gute Küche vereinigten dann die Wiener Jagdteilnehmer im Ortswirtshause, bis es Zeit war für den letzten Zug nach Wien. Der gefüllte Rucksack hatte tagsüber seine Schuldigkeit getan: die reichlichen Patronenvorräte waren erschöpft, die mitgenommene „Zwischenmahlzeit“ verbraucht worden. Und nun erhielt der Rucksack eine neue Bestimmung: ein „Galgen“ voll Gähner fand darin Platz oder ein, zwei gut geratene Hasen, die sich der Jagdteilnehmer von der Gesamtstrecke aussuchen und billig erstehen konnte, kamen als Ballast für den Heimweg in Betracht. Das Behäbig-Gemüthliche auf manchen Pachtjagdgebieten vor den Toren Wiens scheint heute verschwunden zu sein, und materiellere Interessen gewannen mehr und mehr Raum bei den Jagdinhabern sowohl als auch bei den Jagdteilnehmern aus Wien. Das bringen aber auch die Beiten mit sich. Es heißt sparen mit den Jagdpatronen. Der Wiener Jagdliebhaber fängt nun gleich bei den Gähnerjagden zu sparen an. Die hohen Patronenpreise lassen es ihm geraden erscheinen, auf manche Gelegenheit zur Rebhühnerjagd zu verzichten. Als die Hasenjagden einsetzten, zeigte wohl manch Jagdbeflissener aus Wien regeres Interesse für die Jagdgelände vor den Toren seines Wohnsitzes, doch nun kamen aber die Jagdeinladungen spärlicher hereingeflattert, als es wünschenswert war — in Anbetracht der Er-

werbung frischen Wildbretes am Schußorte. Da, eine Anzahl von Wiener Jagdliebhabern trieb in dieser fleischknappen Zeit schon das Verlangen nach Hasenwildbret hinaus in die Fluren. Da sah sich nun wohl freilich der eine oder andere Jagdgast mitunter bitter enttäuscht, wenn „Strecke“ gemacht wurde. Es gab eben nichts an Wildbret mitzunehmen, denn die Strecke reichte kaum für den Lokalbedarf aus. „Vielleicht bei den Spätherbst- und Winterjagden“, hieß es zum Trost. Des Rucksacks Schwere drückte nach diesen ersten Spätsommerjagden den Jagdteilnehmer auf seiner Rückfahrt selten. Etwas frische Butter aus dem Ort im Rucksack, eine Schachtel mit einem Duzend Eiern in der Hand blieb das Um und Auf, das der Jagdfreund auch in den jüngsten Tagen noch von den Fluren vor Wien nach Hause brachte. Im Spätherbst soll es wieder besser werden, wenn die größeren Wildstrecken ausgiebigere Verteilung ermöglichen.

## Der Landbriefträger.

Von Marianne Schrutka v. Rechtenstamm.

Durch Pfützen und Schotter stapft er die Straße dahin, über glitschige Pfade die Hänge hinauf, hinab unter schwer vollgeseugtem plumphen Regendach. Die geräumige Ledertasche, die auch Pakete bis zu gewisser Größe beherbergen muß, zieht ihm die Schulter schief. Schwerer als Riemen und Kisteln drücken dünne, rötliche Blätter, die Feldpostkarten. In den zwei Kriegsjahren ist der Postbote Anton Kummelpointner zum Schicksalsboten geworden, der Leben und Tod in seinen Händen hält. Immer härter, peinigender wird sein Amt, das nicht nur seine kurzen, dicken Beine, auch sein Gemüt in Bewegung hält. Er kennt ja seine Kunden alle bis ins Herz hinein sowie die Stuben, in denen sie bang seiner harren, hinter den geschlossenen Fenstern, die das wenige Licht noch durch brennrote Geranien und seidene Begonien hindurch senden müssen. Die, die unten am Straßl wohnen, kommen wohl an die Tür, blicken gespannt in seine Miene. Auf eine Abwehrbewegung seiner Hand gehen sie wieder mit gesenktem Haupt an den Herd, in den Stall, zur Mahd zurück. Und der Briefträger denkt sich: „Besser so, daß d' nix kriegst, als die Karte, die ich zum Steinmaßler tragen muß.“

Beim Wagner lehnen die neuen Räder müßig im Schuppen, in dem ein blondes Kriegskind mit halbfertigen Nähen und Naben spielt. An der Tür flattert noch ein nasser Fegen von der Einberufungskundmachung, die den Vater weggeholt hat. Die geschlossene Schmiede tut's einem an. Sonst flackerte lustiger Feuerschein aus dem geschwärzten Raum und weit hin tönten die Hammerschläge des fleißigen Meisters. Ein schweigsamer Mann, der stillgelassen sein Handwerk trieb und nun mit der schweren Hand schier zierliche Buchstaben auf die Karte malt. Daß sie nun schon das dritte Pferd unter ihm „cabut“ geschossen und daß er diesmal just mit dem Kopf aufgefallen ist und sich sonst gesund in der Parade im Retablierungsraum befindet.

Durch nasses Gras, aus dem zahllose Zykamen dufeten, unter zartem Bärchenbestand muß er jetzt nach oben, der Posttoni. Räm' jetzt ein Ochsenknecht oder ein Schulerkind, gerne möchte er ihm die Feldpostkarte aus dem polnischen Spital geben, dessen Name so schwer auszusprechen ist. Niemand kommt. Der Regen rauscht; aus den weitabliegenden Häusern tönt dumpfer Schlag der Drescher. Klingt's heuer wirklich nicht so lustig wie ehedem? Vielleicht doch, weil die Weiberleut allein nicht den richtigen Schwung treffen. Da oben liegt der Hof. Verschmausend hält der Briefträger inne. „Hallo!“ Die Bäuerin neigt sich aus der Tür. Wie matt sie geworden und wie zürrig, die Steinmaßlerin. Wie die Milchspanne wackelt in ihrem welken Arm! Er kann ihr die Karte nicht geben, in der es heißt, daß vor vierzehn Tagen der Lenz am Typhus gestorben ist. Sie haben ja keinen mehr, auch kein Mensch, keine Tochter nicht, die Armen! Als der ältere, der Sepp, voriges Jahr in den Karpathen gefallen, da haben sie's Sonntag gehört, als sie hinunter zur Kirche gegangen. Daß er mit der Patrouille, die er geführt hat, nimmer zurückgekommen ist, weil's ihm mitten durch die Brust gegangen. „Zurückgeschickt hat er uns mit 'er wichtigen Nachricht: Schnell! Schnell!“ Aber wir haben ihn noch auf einen Stein gesetzt hinterm Busch. Und „den Rosenkranz zieht's mer aus'm Sack“ hat er gesagt. Den haben wir ihm um die Finger gewickelt. „Vater, Mutter“ hat er noch g'ächzt, dann hat er sich stad umg'lahnt und vorüber war's.“ Der Herr Pfarrer hat nach der Predigt erzählt, wie brav und tapfer er war, und daß der Kaiser dem Toten die Silberne gegeben hat. Alle haben geweint. . . . Na, das hat weh getan. Und doch war's zu tragen. Aber jetzt der Lenz! Sie haben kein Kind mehr.

„Wo ist denn Er?“ ruft der Briefträger, „is er nit dahoam?“

„Wohl, wohl,“ tönt eine tiefe, verrostete Stimme. Aus der Scheune tritt ein Mann und wischt die Schneide der Art an der abgeseuerten Wildlederhose blank. „Was bringt's? A Feldpost epper?“ Er stellt sich zum Weib. So verschieden die beiden, und doch ist die tiefe Zusammengehörigkeit langer Ehegemeinschaft den Gesichtern aufgedrückt. Man hat nicht umsonst achtundzwanzig Jahre aus derselben Schüssel gegessen und im Schlafen und Wachen Seite an Seite geatmet. „A Feldpost epper?“ Ein Blick in die Züge des Boten läßt die Gatten erbangend einander in die Augen schauen, als wollten sie sagen: Und wenn es das Vergste ist, ich bin da, bei dir!

„Is er verwundet?“ Der Briefträger schüttelt den Kopf. „Sollt' er krank sein?“ kommt es rauß aus den Kehlen. „Krank, ja wohl; schwer krank, Bauchtyphus.“ Der kurze Mann reißt die Karte. Die alten Leute halten sie weit weg von den Augen und beginnen mühsam zu entziffern. — „Kommt er herein von Rußland? Lies vor!“ — „Er kommt nimmer. Vor zwei Wochen haben sie ihn auf dem Soldatenfriedhof von Czerniewizsca beeraben.“

Jetzt heißt's aufrecht bleiben, denkt der Mann, denkt die Frau. Auch sie ist kein Kreuzweig. Wie zwei Bäume, stark und fest, jedes in seiner Art, sind sie immer nebeneinander gestanden. Sie krampfen die harten Hände ineinander und starren vor sich ins Leere. Der Regen rauscht, die Uhr tickt, im Herrgottswinkel summen die Fliegen. Endlich sagen sie: „Dös is was!“

Der Bote sitzt am Tisch bei der heißen Rahmsuppe, sein Mantel dampft neben dem Herd. Und langsam liest er Wort für Wort die schreckliche Kunde, die sie verstehen und tragen lernen müssen, „hab' noch solchene mehr in der Tsch'n. Dem Körberl sein' Nelstestn hot in Tirol a Stein derschlag'n. Und bei der Webwieserin bin i g'wes'n. Vor an Jahr, fast auf'n Tag, hab' i ihr beim Kleeschneiden a Karten aus Sibirien geben. Daß er g'fangen is und es eahm gut geht. Halt ja! Anderes dürfen s' ja nit schreiben. Und daß dort die Muad'n ärger sein, als bei uns die Bräm (Bremsen), und' daß die Sonne um dreie aufgeht. Und heunt kommt a Karten vom Roten Kreuz aus Rußland — deutsch war's g'schrieben — und da steht, daß er g'storben is. G'storben vor an Jahr schon. Er war schon tot, wie i ihr selbn die Karten beim Kleeschneiden 'bracht hab'. Tot, begraben, verwest, jetzt, wo sie's hört.“ Die Steinmaßlerin hebt den Kopf. „Und sieben kleine Kinder hat sie. Und an franken Fuß. Aber sie hat die Kinder. Mir sein allein.“

Der Briefträger hat sich erhoben und für die gute Suppe gedankt. Mit hastigen Schritten läuft er hinunter durch die nassen Zykamen. „Gott sei Dank! Der Sensenschmiedin ihrer kommt übermorgen auf Urlaub und der Bachschuster is g'sund und schreibt, wie er sich auf sein' lein' Buden freut. Dem Östötner sein' zweiter, der Hallodri, der niemals kein gut getan und mit dem's Haus gar nit hab'n anfangen können, der hat si' smacht. Der is vorm ganzen Regiment g'lobt word'n und s' Feldwebel jetzt. — Der Herrgott soll den Regen aufjör'n lassen, daß s' den Haber einbringen und daß die Erdäpfel nit derschül'n. Und soll sie alle gut heimkommen assen, die draußen sind!“

## Herr Dollinger kann nicht schlafen.

Der wackere Herr Dollinger leidet unter einem höchst unangenehmen Schicksal: er kann nicht schlafen. Und warum? Wegen der Lebensmittelknappheit.

Aber, nur kein Irrtum!

Herr Dollinger hat alles, was man braucht, um sich täglich soundso oft überfressen zu lassen. Herr und Frau Dollinger brauchen sich um ein gutes Papperl keine Sorgen zu machen. Herr Dollinger hamstert natürlich, das Frauchen natürlich auch. Beide treffen das genial. Es muß schon ein größerer Konsumverein sein, der so wohlversorgt mit Magenlabialen ist wie das Ehepaar Dollinger. Hat doch die rundliche Sammlerin kürzlich nach einer abendlichen, umfassenden, vergnügten Nahrungsmittelvorrätebeschau sogar geträumt, sie hätte verkauft und vor ihrer Tür hätten sich die Leute in solchen Massen angestellt, daß eine ganze ganze Wachtube notwendig war, um den Verkauf zu regeln.

Herr und Frau Dollinger haben sich also für ihren Eigenbedarf eine Art Lebensmittelsammelstelle angelegt, was selbstverständlich ein schönes Stück Geld kostete. Herr Dollinger aber hat's dazu. Und ohne kleinlich rechnen zu müssen, kann er in kurzen Zeitpausen am Nachmittagsstammtisch zu seinem Freund Wurstmacher sagen: „Du, wannst d' a'stichst, müß'n für mi wieder sieb'n, acht Kilo Filz auf d'r Welt sein!“

Ja und trotzdem für Herrn Dollingers Abgang so gut gesorgt ist, bleibt es sein schier, unabwendbares Schicksal, über die Lebensmittelnot wie ein Rohrspatz schimpfen zu müssen.

Herr Dollinger hat dazu viel Ursache. Vielleicht, daß er auch zu viel oder spät am Abend isst, kurz, er schläft miserabel und jedes Geräusch reizt ihm die Augen auf. Ach, und der nächtlichen Geräusche gibt es in seinem Hause genug!

Was er sich nur über seinen Nachbarn zur Linken giften muß, der seit längerer Zeit ein gefährlicher Frühaufsteher geworden ist! Unlängst hat ihn Herr Dollinger auf der Stiege erwischt und wütend angeschmaukt.

„Zum Teufel, Herr, zum Teufel, sag'n S' mir nur, was es schon um halber drei auf z' tuan hab'n! In der stockfinstern Nacht lass'n S' Jhnern Wecker raus'n, daß a Loter davon aufwach'n müßt! Und aus'm Bett springen S', als wann's brennen tät! . . . I sag' Jhna's, wann i den Wecker erwisch', den hau i auf tausend Stück'n! So a Krawall allerweil! . . . Wo geh'n S' denn nur hin so zeitlich?“

„Anstell'n geh' i mi, was denn sunst?“ hat der Nachbar erwidert. „Und wiss'n S', i und mei Frau hab'n uns a wunderbar's Anstell'system ausdenkt! I steh' zeitlich auf, stell' mi an. In d'r Fruah kommt die Frau nach und i überlass' ihr mei Plakerl . . . Ja, sehn S', so heiter is das Leb'n, Herr Dollinger!“

„Da essert i do liaber niz, beurr i mi so zeitlich aus'm warmen Bett jaul'n liach'ri!“ hat Herr Dollinger mit Großartigkeit den Nachbarn abgetan.

Und zum Ausdruck, der Herr Plafondnachbar war auch so ähnlich beschaffen. Da oben, über der Dollingerschen Gängelampe mit den vielen zitternden Glasstangerln, da oben erheben sich schon zu sehr früher Stunde zwei Buben, um sich eine Viertelstunde später, mit Markttaschen bewehrt, auf den Weg zu machen. Sie ziehen sich mit Bindeseile an, wodurch sie es nicht vermeiden können, daß ihnen manchmal ein Stiefel aus der Hand poltert. Himmellaudon, wie das Herrn Dollinger aufschreckt, wie er da, unbekümmert um die nächtliche Stunde, seine Polster mit derben Ausdrücken über die Approvisionierung vollschimpft! Und das so lange, bis sich die Gehälste, im Schlafe murmelnd, auf die andere Seite dreht.

„Mir scheint, heut geht schon wieder 's ganze Haus anstell'n! . . . Schreckliche Zustand! . . . Blag d'r die Tuch't über'n Kopf, Alter!“

Die Nachbarin Dollingers zur Linken, die tagsüber angestrengt arbeitet, hat einen viel besseren Schlaf als Herr

Dollinger. Und die zwei Buben tun ihr den Gefallen und „pumpen“ sie, durch die Tür zum „Anstell'n“ mahnend, kräftig auf.

„Wenn nur das verfluchte Anstell'n net war!“ seufzt Herr Dollinger dann und stopft sich die Tüchert förmlich in die Ohren. Aber von der Strafe unter seinen Fenstern tönt es von eiligen Schritten zu ihm. Der Herr Dollinger hat nämlich zu allem Ueberfluß auch noch das Pech, in einer Strafe zu wohnen, die zu einem Markt führt. Und am Zubidersten findet er das Geräusch, das die mit Holzsandalen beskleideten Kinderhufe hervorbringen.

„Klapplapp — Klapplapp!“ hallt's auf dem Pflaster durch den frühen, stillen Morgen.

„Die Frag'n g'höret'n aa no ins Bett, net schon auf d' Straß'n!“ murr't Herr Dollinger, haut mit der Faust in die Tüchert und hört dabei Pferdegetrappel. Berittene.

„Tummeln S' Jhna nar, daß S' no z'recht kummen!“ chreit er zornig. „Jessa, wann nur liaber das Anstell'n ganz verboten war, daß i schlaf'n kummt!“

Herr Dollinger hätte Zeit genug, um bis in den Vormittag hinein zu schlafen. Ach, es glückt ihm nicht! Denn unter einer Fensterreihe haben drei Lebensmittelgeschäfte ihre Pforten. Und das murmel't und summt, summt und murmel't von den Zweckerreihen der Käufer zu seinen Fenstern empor, stundenlang — Herrgott, wie soll da einer seine Schlafzeit ausnützen können!

Und so kommt's, daß auch Herr Dollinger Grund hat, über die Lebensmittelmiere zu wettern, trotzdem es ihm gegönnt ist, so wunderbar zu hamstern. Und es brach ihm kürzlich aus dem tiefsten Herzen, als er stöhnte:

„Wann's nur endlich anders wurd'ri! . . . Was hab' i davon, daß i z' ess'n hab' . . . I will aa mei Quah hab'n! . . .“

Im Stammeis!



Die Mitglieder der Tischrunde hatten sich heute insgesamt mit einer kleinen Verspätung im Beis! eingelunden und es war ungeschwer zu er- raten, warum. Die neue behördliche Verordnung, wonach einem Gast ein Liter statt eines halben, also zwei Krügel statt des einen erlaubt wird, hatte freilich eine kleine Besserung ihrer Lage mit sich gebracht — aber was war dieses eine spätere Krügel mehr im Vergleich zu dem Durst, der in- folge der notwendig gewordenen Guthaltsamkeit riesengroß geworden war?

Der Leopold schien damit auch schon gerechnet zu haben, denn er war gar nicht sonderlich erklant, die Stammgäste erst eine Halbe bis Dreivierteltunden nach dem üblichen Termin eintreffen zu sehen; denn daß sie den Versuch machen würden, ihren Durst nicht auf einmal, sondern "ratenweise" zu löschen, war vorauszu- sehen gewesen. Ihm war es heinache lieber so, wenn seine Gäste schon eine gehörige "Unterlag" hatten, wenn sie zu ihm kamen, dann war anzu- nehmen, daß ihr Verlangen nach einem oder mehreren die Verordnung überschreitenden "Extra- Krügeln" nicht so stürmisch erschallen und man ihm Seffieren, Betteln, Drohen und Schimpfen, das die Gäste je nach ihrem Temperament zur Er- reichung ihres Zweckes anwendeten, ging ihm nach- gerade auf die Nerven. Wenn's nach ihm nicht ge- gangen wäre — Du lieber Gott, nicht um ein Krüpschen weniger hätte jeder Einzelne bekommen sollen; so aber war er nur ein schwaches, gering- fügiges Werkzeu " der Hand der hohen und höchsten Behörden, machtlos und fast ebenso ver- zweifelt über die Sache als die Gäste und öfter

jest'n hatt' i bald vergessen, daß i das mir g'fes- magt' gebührende Quantum scho hinter mir hab'. Alsobann Leopold, was raten S' mir denn? An Nibisschaft, a frisch ang'schlagenes Bivetschkenwasser oder a Himbeertragerl? A Bierel g'spritzt manen S'? Sie soll'n recht hab'n, her damit! Er seufzte. "Narrische Zeiten san dös," sagte er dann, "aber a g'wisse G'esamäigkeit is bet die G'seher allweil no dabei. Wer fett ist, muas lausen, dös is a alte Regel aus der quat'n alten Zeit vor 'm Weltkrieg; jest'n gibt's la Fetten net, alsdann, und hat die Staat denkt, braucht ma lausen a net, glei hintereinander derstunden."

Wie Du, braucht er si desseutwegen sane grauen Haar' wachsen l'lassen," meinte Stichter; "dös is überhaupt a ling'rechtigt, daß ma die Vorrät', die ans mit sich umtragt, net a ang'geb'n braucht. Mei Meinung is: Die Dicken, die was zum Gu- setzen hab'n, hätten a verminderte und die Dünnen a vermehrte Fettsarten kriag'n soll'n, damit dös bisserl, was i' hab'n, net a no löben gest."

Sah Oberberger augenzwinkernd an, mit dem ge- meinjam er die Gruppe der Belebten an dem Stammtisch bildete; "und Du, Spannagl, Du bist ja a so a zaudirr's Manderl, wie stellst denn Du Di zu dera Saag'?" "Was der Stichter sagt, is a G'spaß," er- widerte der Geiragte, "aber daß bei dera Fetts- arten net ganz g'recht vorgegangen worden is, dös man i a. Und wer is der G'schädigte dabei? Der flane Mann!"

"Ah, da muas i bitten," protestierte Schwaffer, "hat net der Schwärbeiter grad mehr trag'messen kriegt als wie jeder andere?" "Reulich hab' i amal g'lesen," sagte Schwaffer, "daß in der letzten Zeit so viel Kellerdiebstahl vor- kommen. Die Diab wissen ganz quat, wo's was zum hol'n gibt, schleichen si in die Kammerlager ein und hol'n si auser, was eahna schmeckt. I man, jest'n, wo scho so der richtige Zeitpunkt für neude G'seher und Berechnungen is, soll' a der Zuchminister amal a Wörterl mitreden und be-

stimmen, daß die Diab, die si in die Kammer- kammerln einschleichen, mit aner Klan Strof' davon- kommen sollten. Denn für die Herren von Dampf is so a klane "Derleichterung" gar net ohne, a g'rechte Straf' und a guate Lehr'." "Geh' weg, für was denn solche Umweg, wo ma gradaus aus gleiche Ziel kommt?" meinte Oberberger; "i, wann i der Staat bin, mach' i net viel G'schichten mit die Herrschaften, die si auf Kosten von der Bevölkerung anpumpfen und g'mitattl' ihnere auf'stapelten Vorrät' freissen, währenddem si d' andern vor die G'wöbber die Rechen a'treten lassen, und sag' ganz ansach: Wer Vorrät' hat, muas vursfahr'n damit. G'hoh'l'n wird mir, dös versteht si von selber; was i Euch neh'm, wird auf Höller und Pfennig geht, aber ausa muas's. Dös war a ansändiger's G'ses als wie Deins, mei lieber Schwaffer, dem Diebstahl is Diebstahl, und wer stiehlt, wird g'straft."

Das G'rett is mir, daß das alle Sprüchel von die Klan Diab, die ma packt, und die großen, die ma lausen lagt, allerweil no jet' Gültigkeit hat," seufzte Spannagl. "No' mehr als sunst sogar," warf Stichter dazwischen. "Do' net so ganz," meinte Schwaffer, "is net der Numäner a lebendig's Beispiel dafür, daß dös Sprüchel do' net so ganz recht hat? Grad war der Oberdieb und Rauber dabei, in Sieben- bürgen eing'brechen und si eing'siecken was eahn g'fall'n häit' — sumstich, hast es net g'seign, is scho d' Polizei da, packt eahn von hinten recht fest beim Schlafstich und jest'n kann er dazua'scham, wie er aus der Schlamaschl auf'staumt."

"A großartig's Stüchel Arbeit von die Büls- garen," sagte Oberberger, "i lagert: Profit, stoben ma an auf sie, aber mit dem schabigen Sackel Sodawasser? Na, meine Herr'n, dös war' a Wöandigung, kommt ma vor." Er sah auf die Uhr und sprang auf. "Oha, spät is's wieder word'n. Best' halt' s' tummeln, sonst hat mi' d' Weinige attrak' so beim Schlafstich, wie der Ditzgar 'n Numänen. Schausier Diener allerjeits! Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

**Der erste Tag der Zündmittelsteuer.**

Gestern war der erste Tag der neuen Zündmittelsteuer. Das Publikum, das Veränderungen beim Einkauf wichtiger Bedarfsartikel nun schon gewohnt ist, kam dieser Veränderung in den Trafiken und in den anderen Geschäften, wo Zündhölzchen zu haben sind, gelassen entgegen. Ohne erst durch die Verkäufer aufmerksam gemacht zu werden, bezahlte jeder sechs Heller für das Päckchen. Es kam aber vor, daß die Trafikantinnen in gewohnter Geschäftsmäßigkeit die alten Preise forderten und erst von den Käufern an die Preiserhöhung erinnert werden mußten. Die Mengen, die in den Trafiken an einzelnen Päckchen gestern abgesetzt wurden, wichen von den vorhergegangenen Tagen nur unwesentlich ab. Die Raucher, die verlässlicherweise täglich eine frische Schachtel Zünder kaufen, haben durch die Zündmittelsteuer offenbar noch nicht umgelernt. Gerinaer war dagegen der Verkauf von großen Packungen. Hier machte sich das Vorhandensein von Hamstervorräten in den Haushalten deutlich bemerkbar. Ebenso klar war der Verkauf der hoch besteuerten Benzinfenervzeuge. Doch dürfte sich die Scheu vor ihrem hohen Preisstrahlung bald wieder verlieren, da man bald erkennen wird, daß Feuerzeuge bei den jetzigen Preisen der Zündhölzer abermals eine Ersparnis bedeuten.

\* Das Herumlungern am Kai. Man schreibt uns aus  
Leserkreisen: In deutschen Leserkreisen lieft man Polizei-  
erlässe gegen das müßige Herumlungern. Ich möchte darauf  
aufmerksam machen, daß bei uns am Franz-Josefskai —  
gegenüber dem Café "Marienbrücke", am Rudolfsplatz  
Hunderte von Leuten müßig den Tag totschlagen — keine  
Wiener! Das sind höchstens Leute, die dort im Faulenzen  
Kettenhandel betreiben. Wenn die eine Hälfte der Bevöl-  
kerung im Schützengraben unser teures Vaterland ver-  
teidigt, die andere Hälfte zu Hause schwer den ganzen Tag  
arbeiten muß, so wäre es angebracht, auch diese Müßig-  
gänger zur Arbeit anzuhalten. Wenn sie schon zu gar  
nichts zu verwenden sind, zum Schützengraben ansheben  
sind sie aut aenua!

\* Die neue Noth. Es folgt ja eine solche Noth der anderen. Zuerst war's die Kaffeenoth, zuletzt die Butternoth; neuestens ist's die Zuckernoth, die mir zu schaffen macht, nachdem ich ein- für allemal die Aufgabe übernahm, meinem Haushalte persönlich all die Dinge herbeizuschaffen, deren Erlangung männliche Ausdauer, Umsicht und Fündigkeit erfordert. Noch immer zog ich mich mit Glück aus der Affaire; schließlich war Alles und ist jetzt auch Butter noch immer zu haben, wenn man hübsch in der Reihe wartet — und selbst das Warten spiele ich aus durch genialen Truc, erreichte das auch schon früher bei manchem der zu beschaffenden, knapp gewordenen Nahrungsprodukte. So zum Beispiele hole ich die Kartoffel jetzt grundsätzlich nur aus der Festung herab, wo ein Andrang an der Bude gar nicht vorzukommen pflegt. Eine Stunde stehen ermüdet mehr als drei Stunden gehen; das ist meine Ueberzeugung, und seitdem nun auch beim Butterkaufe der Polizeimann auftritt, der die Andringenden in Korda hält, spaziere ich einfach zu Budaghönghe und nach dem Biranjos hinaus, wo ebenfalls städtische Verkaufshütten existiren, die Belagerungen nie auszuhalten haben. Die Zuckernoth jedoch ist eine trostlose, weil es Zucker eben nicht gibt, oder solches von den Händlern behauptet wird. Wir wollen es also mit Sacharin versuchen, nach leuchtendem Berliner Beispiel. Als ich den delikaten Auftrag übernahm, schärfte mir meine Umgebung ein, mich auch nach Art und Quantum des Gebrauchs zu erkundigen — trotzdem doch jeder Gebildete weiß, daß einige Atome von dem gesuchten Produkt schon eine übergroße Versüßung des Kaffees oder Thees bewirken. Wo kauft man übrigens Sacharin? Ich ging in eine feinere Spezereihandlung und verlangte „Sacharin“! Man wickelte mir ein Büchschchen ein um vierzig Heller. Das ist aber wohlfeil! „Man nimmt äußerst wenig davon?“ fragte ich gewissenhaft. „Hängt ganz von Ihrem Belieben ab“, war die zerstreut gegebene Antwort. Glücklich wenigstens über die so rasche Besorgung der Kommission, eile ich nachhause und setze meine Brillen auf, um nach der Gebrauchsanweisung zu sehen — und lese gleich von der Hülle des Päckchens herab, daß ich einer schrecklichen Verwechslung zum Opfer fiel. Denn was man mir in dem Spezereiladen gegeben hatte, war nicht Sacharin, sondern — Zacherlin, das bekannte Banzenpulver. Bei meiner Ehre! Ich eile stracks zurück und erklärte mit bewegten Worten den komischen Irrthum; man lachte darüber herzlich, wie ich ja selbst bei der Entdeckung gelacht hatte, und reichte mir meine vierzig Heller zurück, war abendrein auch so liebenswürdig, mir zu sagen, daß Sacharin in der Apotheke zu kaufen sei. Gott sei Dank; ich eile also in unsere gewohnte Apotheke, die einzige der ganzen Umgebung; werde sehr freundlich als ständiger Kunde empfangen und höre, daß Sacharin in der That zu haben sei, die große Schachtel zu drei Kronen, die kleine Dosis in einem Schächtelchen bloß fünf und zwanzig Heller. „Geben Sie mir für's Erste die kleine Schachtel“, sage ich, „um eine Probe damit zu machen.“ — „Probe?“ fragt der Apothekergehilfe erstaunt. — „Nun ja; das Zeug soll nämlich gar nicht unangenehm schmecken,

aber ich hoffe, mit einer ganz geringen Versüßung ist immerhin der Zweck erreicht.“ — „Versüßung?“ niengt sich da der anwesende Provisor strenge ins Gespräch; „Sie wollen Sacharin kaufen zur Versüßung von Speisen und Getränken? Dazu können Sie es nicht bekommen, bester Herr, bedaure sehr! Gehört nur für Diabetiker.“ — „Aber ich bitte“, stotterte ich bestürzt, „das ist auch Zuckerkrankheit, an der wir laboriren.“ Der Wisz verfieng leider nicht; ich mußte jetzt ohne Sacharin abziehen und wurde zuhause tüchtig ausgescholten — wegen meiner Dummheit... wo mir doch direkt eingeschärft worden war, nach Art und Anwendung zu fragen... „Und wer des Lebens Ueberstand mit Wehmuth will genießen, der lehne sich an eine Wand und strample mit den Füßen.“



24. IX. 1916

135

(Schubert im Veierkastens.) Der Wertelmann wird klassisch. Nicht in dem Sinne, als ob er in der Kunst ein festliches Denkmal erhalten hätte, sondern soweit er sich zur „schweren Musik“ aufgeschwungen hat. Seit wir ihn kennen, strömt aus seinem Kasten immer die Melancholie der vollstimmlichen, tagelichten Gestrigkeit: das Schmachtlieb des vorigen Jahrzehnts, die Walzerweisen aus verstaubten Operetten oder bestenfalls der Gassenhauer des vergangenen Winters — ein fern-vertrautes und elegisch-intimes Orgelknarren. Immer dieselbe Leichtigkeit der rückschauenden Schwermut, der melodische Wellenschlag der Banalität. Man kann dem Programm Stil und Wirkung nicht absprechen, wenn es auch oft zu recht ungelegener Zeit das Ohr in Anspruch nimmt und auf die Dauer die Nerven gewalttätig überbraust. Flieht jene Musik doch wie eine feierliche Mahnung in den Alltag, stehen zu bleiben und sich nicht wichtig zu nehmen. . . . Nun hat der Wertelmann seit einiger Zeit auch klassische Walzen eingelegt. Nicht Bach, Beethoven oder was es sonst an akademischen Heiligen der Musik gibt; da würde doch noch die „vollstimmliche Note“ fehlen. Sondern jenen Großen, der an der Grenze schwerer

und leichter Kunst stand: Schubert. Seit seine Deutschen Tänze im „Dreimäderlhaus“ als moderne Reize wiedererwacht sind und gleichsam die Beharische und Fallische Punze der Anwendbarkeit auf das heutige Tag- und Nachleben tragen, erklingen sie nicht bloß aus jedem Hausklavier, sondern bilden mit der „Wacht am Rhein“ und dem „Prinz Eugen“ den Schatz des Veierkastens, den Höhepunkt seines Repertoires. Affektierte Zuhörer werden so tun, als dränge sich ihnen das „Klassische“ merkbar auf. Empfinden wir wirklich angenehm eine Wandlung des Veierkastens? . . . Aber es würde schon viel Snobbismus dazugehören, deshalb Schubert gegen den Wertelmann in Schutz zu nehmen. Jedenfalls können sich die Anhänger des Veierkastens, alle die empfindsamen Seelen mit Hofausficht, nunmehr für ihre triviale Vorliebe damit ausreden, daß sie ja nicht aufs Mitschige, sondern aufs Klassische hinunterhören. Und vom „Dreimäderlhaus“ zur „Eroica“ ist deshalb immer noch ein weiter Weg.

**\* Wien und Berlin.** Ein Wiener, der sich in seiner Zuspätschrift als behäbiger Spießbürger und Phäaale bezeichnet, schreibt uns: Vor einigen Tagen war ich in Berlin. Das ist eine Tatsache, der ich vor zwei Jahren kaum selbst Beachtung geschenkt hätte, heute aber gilt eine Reise nach Berlin für viele von uns als ein Sprung ins Dunkle, und ich muß gestehen, daß auch ich mich mit einer gewissen ängstlichen Neugier der Metropole des Deutschen Reiches näherte. Fast kam ich mir vor wie ein Entdeckungsfreisender, der aufs Geratewohl ins Innerste Afrikas eindringt. Hatte man mich doch von allen Seiten väterlich gewarnt und mir prophezeit, daß ich mit schweren Entbehrungen werde rechnen müssen, die mich aus allen meinen Lebensgewohnheiten reißen würden. Denn wir in Wien kriegen ja, Gott sei Dank, fürs Geld noch alles, während der Berliner zwar allenthalben wesentlich billigere Preise angeschrieben sieht, in Wirklichkeit aber recht wenig zu futtern hat. Durch die tägliche Betrachtung der Vorgänge des Weltkrieges zur Kühnheit erzogen, wagte ich gleichwohl den Schritt und schlug sogar alle Ratsschläge, mich vorher zu verproviantieren, in den Wind. Ich erlebte eine Ueberraschung, die in mir den Entschluß reifen ließ, in Zukunft gegen jeden die Offensive zu ergreifen, der mir noch einmal das Märchen ins Angesicht wiederholt, daß es sich in Wien trotz aller schwindelhaften Preise heute doch noch besser leben lasse als in Berlin. So eine alberne Blöge! Ich will nicht weitschweifig werden und kein Protokoll meiner Einzelbeobachtungen geben, sondern bloß den Gesamteindruck mitteilen, der besagt, daß Berlin heute nicht nur unvergleichlich billiger, sondern auch entschieden besser lebt als Wien. Gewiß haben die Privatwirtschaften ihre Bedrängnis bei der Beschaffung von Lebensmitteln und gewiß müssen sie sich manches, was sonst als lebenswichtig gilt, entweder versagen oder schmälern lassen. Aber doch nicht mehr als in Wien! Der Berliner schimpft mächtig auf die noch bestehenden Unzulänglichkeiten und Halbheiten in der Organisation der Lebensmittelverteilung, aber wie würde er erst schimpfen, wenn er in Wien die irrsinnige Jagd nach dem täglichen Bedarf mitmachen und ihr fünf bis sechs Stunden des Tages widmen müßte! Haben es in Berlin nun schon die Privatwirtschaften besser als bei uns, so gilt das noch in weit höherem Grade von den Menschen, die im Gasthause ihre Mahlzeiten nehmen. Man kann in Berlin noch immer um eine Mark vollwertigen Mittagstisch finden. Um zwei Mark kann man sich bei Rempsinst eine schier unglaubliche Speisenfolge aufstischen lassen mit allen möglichen delikaten Saßen, die in Wien längst nicht

mehr zu haben sind, und dazu bekommt man noch zwei vorzügliche „Brötchen“, ganz ähnlich unseren Weckerln seligen Angedenkens, nur noch schmachhafter. Unangenehm empfand ich nur die Maßregel, daß in den Kaffeehäusern statt des Zuckers Sacharin gegeben werden muß, das dem Kaffee eine fade, unkörperliche Süßigkeit verleiht. Man entschädigt sich aber bald dafür, indem man in das nächste Tabakgeschäft tritt und dort sowohl Zigarren als Zigaretten in unerhörten Mengen aufgestapelt findet. „Na gut,“ höre ich sagen. „Mag ja alles seine Wichtigkeit haben, aber dafür ist wohl das Leben in Berlin in den sonstigen Belangen gebundener als bei uns, wo sich ja trotz des strengen Kriegsdrucks Reste der alten Gemütlichkeit bewahrt haben.“ Nun so habe ich ja auch gedacht. Als ich aber in den nächsten Zeitungsverkehr trat und dort sämtliche großen Zeitungen der Bierverbandsländer frei zum Verkauf auflegen sah, mußte ich auch diese Meinung revidieren. Früher hatte ich geglaubt, daß man sich über die Stimmungen Englands, Frankreichs und Rußlands und Italiens, deren Kunde von uns ängstlich ferngehalten wird, bloß unterrichten kann, wenn man nach Genf oder nach Amsterdam oder nach Kopenhagen fährt. Von diesem Irrglauben bin ich gründlich abgekommen. Man braucht bloß nach Berlin zu gehen und kann dort das Gift, das die „Times“ oder der „Matin“ verzapft, am helllichten Tage auf offener Straße schlürfen, ohne einen anderen Schaden dabei zu nehmen, als daß man sich genau so grün und gelb ärgert, wie wenn man die „Neue Freie Presse“ liest. Aber nicht nur in die Zeitungen, sondern in das ganze gegenwärtige Geistesleben der Bierverbandsländer bietet sich in Berlin Einblick, denn in den Buchhandlungen kann man alles Erdenkliche an Ententeliteratur kaufen. Man hat bei uns keine Ahnung, wie dieser freie Zutritt zu den feindlichen Seelenausschüngen die vaterländischen Gefühle belebt. Solange ich zum Beispiel auf die falschen Töne unserer heimischen, fern vom Schuß im sicheren Hinterland erzeugten Schühengrabenlyrik angewiesen war, beschlichen mich oftmals lange Zweifel an unserer Gottähnlichkeit. Als ich aber in Berlin ein Bändchen französischer Soldatenposse erwarb und dort genau dieselben falschen Töne fand, die von genau denselben Hinterlandstumpeten geblasen werden, war ich wieder vollständig beruhigt und überzeugt, daß uns nichts Uebles vorzuwerfen ist. Nach Berlin also muß man gehen, wenn man das seelische Gleichgewicht, das in Wien arg gestört wird, wieder gewinnen will — nach Berlin muß man gehen, denn dort werden nicht nur die Leiber, sondern auch die Geister besser approvisioniert als bei uns.

Am Stammbesl.



Das miacht sag'n, meinte Schwaffer, daß der Herr Minister a kommoder Herr is, der was mit sich reden laßt und mit an armen Kaiser von Wirtshausbruder a bissel a Mitgeföhl hat. Bwa Krügeln san zwar net viel, wenn ans an sechs oder siebene g'wöhnt is, aber mi g'freut's, weil's a Aufmerksamkeit vom Minister is.

Manst denn im Ernst, daß das weg'n ünseran' g'scheg'n is? erwiderete Oberberger. Daß i net lach! An'n Galt hat fa Minister und überschaupt neamt net denkt, sondern nur an d' Wirt. Aber schickst i und endli kann uns dös ja wurst sein, und i bin der letzte, der d' Wirt net leben lassen wolkt. Aber dös aue was i: I find' mit die Bwa Krügeln grad so weni mei Draustommen, als wia mit an', und seit die Bierverurteilung auffkommen is, bin i, sagt d' Meirige altweil, a alte Grantwurgen worden. 's is scho mögl, daß i recht hat, nur hab' i ihr zur Antwort geb'n, is sie a scho vor dera Verurteilung a Grantwurgen g'wesen, so daß se alsdann gar san Grund net hat, sich über an andern d' beslag'n.

Und Du, bemerkte Spannagl, hast san' Grund, Di über d' Meinung d' beslag'n. Sei froh, daß D' a verheirater Mensch bist, da geht's Dir viel besser, als ünseran', der was'n Anführer ver-samt hat, und i' jetzt'n als armer Jungg'sell durch den Wald von Verurteilungen wurschrein muagt. An selbständigen Haushalt hat so a armer Teufel net, alsdann hat er a ka Bettfarten net. Was macht, frag' i, so a Kaiser, wenn er an Ousef auf a Butterbrot hat? Im Galt-haus fragt er's net, im Kaffeehaus a net, und daß heututag a Familienwater an seinigen ledigen Freund auf a Butterbrot einlad't, so wie dös in Friedenszeiten üblich war, dös is a net sehr wahr'scheint, weil heut' jeder d' Tod froh is, wann er selber lei Draustommen hat. I man', a Jungg'sell is do endli und schließt a Menzch, und a bissel hätt' ma an eahm scho a denken soll'n. Auf die Art und Weis' soll wahr'scheint' der jedige Stand abg'schafft werd'n, meinte Oberberger, der Staat deint si: A Jungg'sell is für

nir auf der Welt; alsdann tuan ma eahm so lang karniseln und 's Leben souer machen, bis er si deunt: 'Nest'n is ma scho all's ans!' und Kantepede in haligen Ehestand einhupft. Ah was denn net no all's! unterbrach Stöcher erregt dem Sprecher: wenn der Staat a so kalkuliert hat, dann kann i eahm dös scho heut schriftli geb'n. Bei mir hat er si verpöfult. Weg'n auner Vätertarten laß' i, der Stöcher nie in ka Ehejoch net einzukaufen, i net.

Da wird aber'n Vaterland leid san, meinte Oberberger gemüthlich; i man', wann auner amol Deine Zahl erreicht hat, wird die Nachtrag' nach eahm nimmer gar so sümmisch san.

Da muag i bitten, protestierte Stöcher be-istigt, Bwa Dukend Wadeln kann i Dir in an Altem hergählen, die si alle Finger abschlecken möchtern, wenn i mit kriageten. Wann dös wahr is, nachher sieht ma draus nur, wie rar als die Mannsbilder heututag scho g'word'n san, meinte Schwaffer und diese ehren-rührike Bemerkung hätte ihm sicher eine Anremp-lung leitens des streitbaren Genossen eingetragen, wenn dieser von seinem Thema ganz ein-genommen, se nicht vollständig überhört hätte.

Sörz's ma mir mit die Weibsbilder auf, sagte er, seit die so a Lieberg'wicht kriagt hab'n und ma auf Schritt und Tritt über sie stolpert, is ma 's Leben verleid't. Besch'n tan i' von mir was, aber ihr Klagen einatenden müssen i' in all's. Mi geht der Schiach an, wann i von die noblichen Damen hör, die net wissen, wia a Kuchel inwend' ausschaut, aber in Weiserversammlungen Vortrag' über d' 'fettlose Kost' halten, und wie gut und g'sund als die is. Wer sei' Speis-sammel g'wilt voll mit Vorkat' und extra no a Köchin hat, die jeden Tag d' Mittag und zum Nachtmahl 's feinste Kapperl am Tisch stellt, der hat leicht reden und den andern guate Ratsschlag geb'n.

Geut' hat er sein' grantigen Tag, der Stöcher, bemerkte Schwaffer und lachte; 'geh, alter Speisl, wer wird si denn für mir und wieder mir a so auiregen? Das muag schließl' a Du bei aller Weiberfeindschaft anageb'n, daß si d' Weibsbilder da und durten ganz guat bewähr'n in dera schweren Kriegszeit.

Dös will i mana! bestärkte Spannagl, aber Stöcher beharrte eigenstimmig auf seinem Stands-punkt. Dös is, weil's ihr alle mitanander laute Ang'n in'n Kopf hab't. Sagt's selber: Is bei-spielweis' bei dera Delektrischen scho jemals a lo

a ewige Schkamaflit g'west als wia seit's die Weibsbilder ang'stelt hab'n? Da Tag vergeht, wost net von a paar Zusammenstoß und solche Sachen hört und lest. Es is grad scho' lebens-g'lählich, in a Tramway ein'steig'n und mit tat's gar net wundern, wenn die Kommu auf der Plattform a Plakat möcht' anpuden lassen: Die B. S. Bahrgäste werden in ihrem eigenen Interesse erucht, vor Eintritt der Fahrt ihr Testament zu machen!

Staat! Aber was da d' Konduktirennen dafür sömma, leucht' ma net ein, bemerkte Oberberger; zum Motorführer hab'n sie's ja bis dato no' net bracht. Wird a no werd'n, erwiderete Stöcher, und dann — goschamadiener, dann schau'n d' armen Beschlagter gut aus. Vorlauff' is die Sach' die, daß 's bei der Delektrischen entweder alte Herr'n a sam-g'laubt hab'n, die scho seit a zwanzig Jahr' im wohlbedienten Ruhestand leb'n und no die löilige Wiederbeohn g'wöhnt san oder Buama, die was no net trocken hinter d' Ohren san. De Alken sah'n i ponaki, daß an passier'n kann, daß er als rüstiger Jüngling kan Schottentor aufsteigt und als gereifter Mann in Sievering oder Neuwaldwegg aukommt und die Jungen wieder, die geh'n 's daß an 's Hör'n und Geh'n vergeht und ma auf der Plattform unamaud beurtet wird als wia a Zwetschen vom Baum. Und jetzt'n erst Weiber als Wagenführer — grad' angit und bang' wird ma, wann i nur d'raut deul'!

Erscht a'warten — dann schimpfen! er-machte Oberberger; is's dem net guat, daß D' über Sachen losjagst, di scho sind, Du alter Gift-nißl Du? Nest'n verreckt er si gar scho'n Mund über dös, was vielleicht amol sein wird. Aufrecht' g'redt, mei lieber Stöcher: Dei ewig's Raunzen und auf die Weibsbilder herumspaten, dös g'fallt ma net.

Oberberger als Weibernarr, dös is's 's Aller-neuchliche! rief Stöcher behellig; was für a g'sährliche G'sicht dös Petraten is und daß ma der G'sichtere is, wann ma's bleib'n laßt, dös hobt's in dera Wochen recht' deunt' aus'm Gall-Kasparet dersehen. Für'n Gemanim im Feld muag dös a schöne Lieberatsung sein, wann er auf amol derfahrt, daß si lei Weiberl auf's Betrügen, Stehlen, Klauen und Morden verlegt hat.

I glaub' gar, Du willst die Kasparet als Betreterin vom gaungen weiblichen G'schlecht auf-marshier'n lassen? sagte Oberberger; dös kommt ma so vor, wie wann auner laarn möcht':

Der Grey und der Poincaré san Mannsbilder und alle Bwa san net viel nutz; infolgedessen san alle Mannsbilder net viel nutz.

Der Grey, der Poincaré und wie die Herr-schaften alle haben, derleben jetzt'n wieder unguate Stunden, sagte Schwaffer; den Rumänen hab'n die Bwa wie'n Ketter in der Not begrüßt; daß er eahma scho in die ersten paar Wochen so viel Scherereien machen wird, hatten sie si im Traum net einfall'n lassen. Viel Freund' haben i' mit ihr'n neuen Bundesgenossen bis jetzt'n net verliebt.

Aber die Bierbandler geb'n's no alleweil net auf, Neutrale g'fapern, sagte Oberberger; in Griechenland drunt geht die Sach' net so, wie's die Herrschaften hab'n wollten. Der König sagt: Ihr könnt's machen, was ihr wolkt's, am Kopf stell'n könnt's Euch von mir aus, aber dreinreden laßt' i mir mir und der Herr im Haus bin alleweil i, wenn's Ihr Euch a noch so frech als Herren aufspiekt's! Daß so was die mächtigen Herren von Bierbandler mordsmächtig' kann ma si denken und damit i' a Pfasterel für ihre Schmerzen hab'n, probiern i' es jes'n auf an andern Bipsel von der Welt: Yan Norden drob'n. Schweden is a schöne Gegend, denken si di Herrschaften, und es is net ein's'jeh'n, warum ma net a dorthin sei Bragen austretten soll. Ma sieht immer deutlicher: Das Krieg'sühen is g'wis a schwere Sach', aber das Neutralebleib'n is a net so leicht, als wia ma si's vorstellt.

Bei Dir daham hat si's mit der Neutralität, scheint's ma, a scho aufg'hört und der Kriegsstand zwischen Dir und Deiner Alten is ausbrochen, sagte Stöcher mit boshaftem Augenzwinkern.

Was soll denn dös haben? fragte Oberberger. Na, i man' nur — weil's so ausschaut, als obs D' die Beziehungen zu der Deirigen abbrochen hätt' si, erwiderete Stöcher, sonst könnt' i mir's net berklär'n, daß D' fünf g'schlagene Minuten nach Bejn' no...

Er kam nicht weiter. Wie eine Rakete fuhr Oberberger in die Höhe und rief: Matand Josef dös is a schöne G'sicht, jetzt hab' i mi richti beplauscht! Ka Spur von an Abbruch der Be-ziehungen, aber wann 's heut' no zu so was kommt, sollt''s mi net wundern. Leopold, i zahl' Gebra 's nächstemal! Schamster Dener, meine Herren, i muag rennen, um zu retten, was no z'retten is!

Und draußen war er.

Thomas Berger.

24. IX. 1916

24  
139

## Ungarn über Oesterreich.

Aus dem ungarischen Abgeordnetenhaus.

In den Verhandlungen, die im ungarischen Abgeordnetenhaus über die Anträge der Abgeordneten Andrásch und Apponyi auf Einberufung der Delegationen stattgefunden haben, hat die Opposition sich auch nicht gescheut, Mitteilungen über gewisse Verhältnisse in der anderen Hälfte der Monarchie zu machen. Da es gegenwärtig in Oesterreich keine Tagungen des Parlaments gibt, vielmehr fortgesetzt mit dem absolutistischen § 14 regiert wird, so ist es begreiflich, daß sich die Kenntnis der Dinge, die man durch die Zensur zu unterdrücken sucht, durch andere in der Verfassung nicht vorgesehene Wege, zu verbreiten sucht. Es ist im allgemeinen üblich, daß das eine Parlament sich einer Kritik der inneren Verhältnisse des anderen Staates strenge enthält. Bei dieser Gelegenheit hat jedoch das Präsidium der ungarischen Volksvertretung keine Schranken aufgelegt, und da in Ungarn die Pressezensur sehr viel milder gehandhabt wird, als in Oesterreich, so finden auf diese Weise diese Dinge auch in Oesterreich ihre Verbreitung. Der Abgeordnete Szircsánni, welcher der Unabhängigkeitspartei angehört, führte aus, die Einberufung der Delegationen dürfe nicht von der Einberufung oder Nicht-einberufung des österreichischen Reichsrates abhängig gemacht werden. Graf Tisza habe es früher als gefährlich bezeichnet, den Reichsrat einzuberufen, weil das Verhalten der Tschechen üble Vorgänge mit sich bringen könne. Das sei aber nicht richtig. Die Tschechen hätten gar keinen Grund, dem Grafen Stürggh Mißtrauen entgegenzubringen. Sie seien ihm vielmehr zu Dankbarkeit verpflichtet. Der Redner führte zur Begründung dieser Behauptung u. a. folgendes an:

Als der tschechische Abgeordnete Dr. Kramarsch vor dem Wiener Militärdivisionsgericht unter Anklage stand — er wurde bekanntlich zum Tode verurteilt —, wurden auch österreichische Staatsmänner, an ihrer Spitze Ministerpräsident Graf Stürggh, vernommen. Ich will jetzt zum Beweise meiner Behauptung einiges aus den Akten des Prozesses Kramarsch verlesen.

So sagte der Militäranwalt in seiner Rede folgendes:

„Es sind die höchsten Funktionäre der Staatsverwaltung, von Sr. Erzellenz dem k. k. Ministerpräsidenten angefangen, als Zeugen in dem Saal erschienen. Kein einziger dieser hohen staatlichen Funktionäre hat irgendwie eine Stellungnahme gegen die Angeklagten befunden. Jeder von ihnen brachte das besondere Wohlwollen für die Angeklagten zum Ausdruck und suchte auch dort, wo er belastende Tatsachen bestätigte, dem Angeklagten Dr. Kramarsch wenigstens den guten Glauben zuzubilligen.“ Ferner sagte er, der k. k. Ministerpräsident habe als Zeuge in seinen mehrstündigen Ausführungen mit dem größten Wohlwollen jede Handlung und jede politische Betätigung der Angeklagten vorgebracht, welche sie für die Regierungsmajorität vorgenommen haben. Ich will in das Wesen dieser Sache nicht eingehen. Allein ich halte es für meine Pflicht, darüber hinaus auch darauf hinzuweisen, daß der Herr Ministerpräsident Stürggh mit Kramarsch auch während dessen Untersuchungshaft ständig in Verbindung stand. Ich bin im Besitze eines Aktenstückes, eines Berichtes, den ein höheres Militärkommando von einem Herrn erhielt, der bei dem in Rede stehenden Besuche anwesend war. In diesem Bericht heißt es unter anderem:

„Frau Kramarsch äußerte sich ausführlich ihres heutigen Besuches bei ihrem Gatten, daß sie gestern beim Ministerpräsidenten Grafen Stürggh war, mit ihm über die Strafsache ihres Gatten gesprochen hatte und daß sie dem Grafen Stürggh mitteilte, daß Dr. Kramarsch eine Haftbeschwerde eingebracht habe, worauf der Ministerpräsident sagte, es sei gut, daß Dr. Kramarsch diese Beschwerde gemacht habe. Er, Graf Stürggh, habe zwar auf den Gang des Strafverfahrens keinen Einfluß und könne nichts machen, er werde jedoch eine Kopie dieser Haftbeschwerde verlangen und sich für Dr. Kramarsch einsetzen. Der Ministerpräsident sei dem Dr. Kramarsch stets sehr gut gesinnt und wundere sich, daß dem Dr. Kramarsch die Haft so schwer falle. Frau Kramarsch erklärte weiter, sie könne jedoch nicht alles sagen, was der Graf ihr gesagt hat.“

Ferner habe ich hier einen Bericht über einen Besuch, der dasselbe beweist. Derjenige, der das vertrauliche politische Verhältnis kennt, in dem Graf Stürggh mit dem ehemaligen Statthalter von Böhmen Fürsten Thun gestanden, wird sich über dieses Aktenstück sehr wundern. Ich halte es für einfacher, den militärischen Bericht zu verlesen, der ebenfalls in der Angelegenheit des Fürsten Thun an ein höheres Militärkommando gerichtet wurde. Es heißt in diesem Bericht:

„Es wird gemeldet, daß bei der im Zuge befindlichen Hauptverhandlung gegen Dr. Kramarsch und Genossen sich der folgende wichtige Vorfall ereignete, über welchen mit Rücksicht auf die besondere politische Bedeutung Bericht erstattet wird:

Am 20. Januar 1916 erschien Sr. Durchlaucht Fürst Thun, ehemaliger Statthalter in Böhmen, auf Antrag der Verteidigung als Zeuge in der Hauptverhandlung gegen Dr. Kramarsch und sagte, daß er niemals ein staatsfeindliches Verhalten des Dr. Kramarsch wahrgenommen habe und daß er auch einen ungünstigen Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung, die in der Anklage auf Grund der vorliegenden Beweise angeführt wurde und auf die Bählarbeit der Angeklagten und anderer gleichgesinnter Personen zurückgeführt wird, nicht bemerkt habe.“ Dann beruft sich dieser Bericht auf einen Artikel des gewesenen Prager Universitätsprofessors Masaryk, der bekanntlich nach der Schweiz und dann nach Paris flüchtete. Hier beruft man sich auf einen Artikel Masaryks, den dieser angeblich dem Fürsten Thun zugesandt hat. In dem Bericht heißt es nun über diesen Artikel:

„Diese Mitteilungen des Professors Masaryk habe Fürst Thun dem Ministerpräsidenten Grafen Stürggh und dem Minister des Innern Baron Heynold zur Kenntnis gebracht und ihnen den Rat erteilt, gegen das tschechische Volk keine allzustrengen Maßregeln zu ergreifen, um einer Revolte auszuweichen.“ — Dann folgt der Entwurf, nach dem die Monarchie aufzuteilen wäre. Da dies jedoch nicht eng mit der Frage zusammenhängt, will ich diesen Teil nicht verlesen, nur wundere ich mich, daß der Gerichtshof diesbezüglich den Fürsten Thun nicht befragt hat. Am besten wird jedoch das Verhältnis zwischen dem Grafen Stürggh und Kramarsch beleuchtet, wenn ich Kramarsch selbst zu Worte kommen lasse. In der Rede des Militäranwaltes ist der Text jenes Briefes zitiert, den Kramarsch an den Fürsten Thun richtete. Der Schluß dieses Briefes lautet:

„Und lassen Sie mich zum Schluß noch einiges sagen: Waren Sie nicht in den letzten Jahren Statthalter von Böhmen gewesen und unterstützt durch den ehrlichen Grafen Stürggh, und wäre es uns nicht möglich gewesen, gerade mit Berufung auf Sie beide unsere Leute an Ruhe und Vertrauen zu gewöhnen, so hätte es in einer solchen Zeit in Böhmen gewiß anders ausgefallen.“

Ich habe die ganze tschechische Frage behandelt, ausschließlich um nachzuweisen, daß die Verteidigung des österreichischen Ministerpräsidenten absolut nicht standhält. Jetzt will ich in einigen Worten erzählen, weshalb der österreichische Ministerpräsident die Einberufung der Delegationen nicht will. Weil es für ihn am bequemsten ist, absolutistisch, ohne Verantwortung zu regieren. Allein nicht nur für ihn, sondern auch für andere Faktoren. Auch in Oesterreich bildet die Bankrotte den Krebschaden des öffentlichen Lebens. An der Spitze schreitet die Bodenkreditanstalt mit ihrem Präsidenten Sieghart. Diese Banken laufen einen großen Teil der Aktien der österreichischen Zeitungs-Gesellschaften zusammen, damit sie ihre Macht über die Presse ausüben und in alles sich hineinmischen können. Sie üben die öffentliche Kritik, die gegenwärtig in Oesterreich vollständig lahmgelegt ist. Diese Banken unterstützen den Ministerpräsidenten, und Ministerpräsident Stürggh nimmt auch im Interesse der Unterstützung dieser Banken den Standpunkt ein, der gegen unsere Gesetze und unsere Verfassung verstoßt. Ich will jetzt nicht die Beweismittel anführen, die sich auf die Tätigkeit Siegharts und der Bodenkreditanstalt beziehen. Sie befinden sich auch gegenwärtig nicht vollständig in meinem Besitze, allein ich kann versichern, daß ich Gelegenheit finden werde, diese Daten im ungarischen Abgeordnetenhaus vor die Öffentlichkeit zu bringen. Oesterreich befindet sich demnach in des Wortes wahrstem Sinn in einem Zustand außerhalb der Verfassung. Wir können dies nicht dulden. Wenn wir das zur Sprache bringen, so bedeutet das keineswegs eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs.

Die Polemik der „Arbeiter-Zeitung“. In gereizt-persönlichem Ton, der allein schon auf die Unsachlichkeit der Gedankenführung schließen läßt, fällt die „A.-Z.“ über unsern Zeitaufsatz „Die große Sünde der Sozialdemokratie“ her. Durch Verdrehungen und Unterschlagungen werden künstlich Unrichtigkeiten und Widersprüche aus unserer Darstellung herausgearbeitet. Wir bezeichneten die Weltanschauung und Geschichtsbetrachtung der Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Bernstein, Liebknecht als materialistisch — im metaphysischen Sinn, wie unsere reich illustrierte Darlegung zeigte. Wir bezeichneten die Propheten der Sozialdemokratie beeinflusst von der Gedankenwelt der Darwin, D. Fr. Strauß, Feuerbach, Vogt, Wächner, Moleschott, Haeckel, Ostwald. Diese Beeinflussung, diese geistige Verwandtschaft bestreitet die „A.-Z.“ Wie? Lassalle sei bis an sein Lebendes Hegelianer gewesen. Ja, aber nicht bezüglich des Systems, nur bezüglich der dialektischen Methode, bezüglich der Betrachtung der Entwicklung der Geschichte nach dem Gesetze: These, Antithese, Synthese; bezüglich einer Betrachtung, welche die Rechtfertigung des Revolutionären ermöglichte. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem System und der dialektischen Methode Hegels. „Wer das Hauptgewicht auf das System Hegels legte, konnte ziemlich konservativ sein; wer in der dialektischen Methode die Hauptsache sah, konnte religiös wie politisch zur äußersten Opposition gehören.“ In seinem positiven Credo, in seiner Weltanschauung war Lassalle Atheist und Epitüräer, genau so vom Materialismus Feuerbachs bestimmt, wie Engels und der „Hegelianer“ Marx. Engels selber erzählt in seinem Buch über Feuerbach, welchen Eindruck die Philosophie Feuerbachs, der den Satz gesprochen „Der Mensch ist, was er ißt“, auf ihn und Marx machte: „1841 kam Feuerbachs ‚Wesen des Christentums‘. Mit einem Schläge zerhäubte es den Widerspruch, indem es den Materialismus ohne Umschweife auf den Thron erhob... Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein: wir waren alle momentan Feuerbachianer. Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflusst wurde, kann man in der ‚Heiligen Familie‘ lesen.“ Wenn Darwin die organische Natur, Marx und Engels die menschliche Gesellschaft untersuchten, wenn Darwin die Behandlung gesellschaftlicher Dinge nach naturwissenschaftlichen Methoden abgelehnt hat, folgt daraus, daß die sozialdemokratischen Führer nicht doch Anregungen aus Darwin holten? Will die „A.-Z.“ beispielsweise leugnen, daß die materialistischen Auffassungen der Marx und Lassalle hinsichtlich der Bevölkerungsfrage völlig von Darwin und Malthus bestimmt? — Haben antisozialistische Schlüsse Haeckels verhindert, daß seine Darlegungen über Religion, Kirche, Menschenseele, Menschenaufgabe die bevorzugte Lektüre weitest sozialdemokratischer Kreise wurden? Kommt für die Beurteilung des Kommunismus der Sozialdemokratie nur das Marx'sche Manifest von 1847 in Betracht; nicht auch spätere Manifeste und Programme? Für die Verdrehungskünste der „A.-Z.“ ein Beispiel. Wir schrieben: „Die Sozialdemokraten verbinden mit ihrem Materialismus einen merkwürdigen Optimismus bezüglich der Menschennatur. Sie glauben die Menschen seien holbe Engel voll ursprünglicher Herzengüte.“ Offenkundig ist hier das Wort Engel ethisch gemeint. Die „A.-Z.“ aber nimmt es metaphysisch im Sinne von reinem Seelenwesen und schließt: es ist widerspruchsvoll, den Sozialdemokraten Mißachtung der Menschenseele vorzuwerfen, sie das einmal als Materialisten, dann wieder als überspannte Idealisten hinzustellen. Sie! Es wird der „A.-Z.“ nicht gelingen, die Abhängigkeit der Religion, Menschen-, Gesellschaftsphilosophie ihrer Propheten von den Hauptvertretern der materialistisch-montistischen Gedankenwelt des letzten Jahrhunderts zu leugnen. Wie sehr die „A.-Z.“ selbst materialistisch denkt, beweist schon der Einleitungssatz ihrer Polemik, wo sie den literarischen Veröffentlichung vom Abgehen eines Bandwurms spricht.

Dr. E.

**Das Auftreten der Natursänger verboten.**

Den Gastwirten und Geirigenschenkern wurde von der Polizei bekanntgegeben, daß jede Musikproduktion nach 10 Uhr abends und das Auftreten von Natursängern überhaupt verboten ist. Uebertretungen des Verbots werden mit Geldstrafen bis zu 2000 Kronen, eventuell mit Arrest bis zu vierzehn Tagen geahndet. Gegen dieses Verbot ist ein Rekurs zulässig, jedoch aus öffentlichen Rücksichten ohne aufschiebende Wirkung.

## Verkehrte Welt.

Einmal war man ein großer Herr, wenn man Geld in der Tasche hatte. Das war ein sehr angenehmes Gefühl, denn es gab einem die Sicherheit, alles haben zu können, was man mochte. Man trat, höflich begrüßt, in einen Laden, fragte nach dieser oder jener Ware, prüfte die Qualitätsunterschiede, und wenn man eine gute Sache gut bezahlt hatte, wurde man beim Abschied mit noch viel untertänigerer Höflichkeit begrüßt, als beim Eintritt. Unsere Frauen liebten es so sehr, Einkäufe zu machen, weil ihnen das lange Wäghen, das eifrige Bedientwerden und das viele Klüß-die-Hand-sagen Freude machte. Mit ein paar Kronen in der Tasche fühlte sich die kleinste Käuferin als „Gnädige“ und wurde auch als solche behandelt. Das war noch die Zeit der guten Geschäftssitten, oder besser gesagt: der normalen Geschäftssitten, denn es war doch die natürlichste Sache von der Welt, daß der Geschäftsmann, der seine Ware absetzen, das heißt in Geld verwandeln wollte, jeden willkommen hieß, der ihm Geld in den Laden trug. Jetzt aber, in der Kriegszeit, leben wir in der verkehrten Welt. Jetzt tritt der Mann, der bloß Geld besitzt, in demütiger

gefolgt wird, weil es eben den betreffenden Ladenbesitzer freut, die Leute vor seiner Tür „angestellt“ zu sehen. Wenn es sich um Milch oder Brot handelt, um Waren, deren Zufuhr an bestimmte Stunden des Tages gebunden ist, läßt man sich das gefallen. Aber die ganz willkürliche Festsetzung beschränkter Verkaufsstunden für Waren, deren Lieferzeit eine freie ist, dieser das Publikum dreist belästigende Unfug sollte durch behördliches Einschreiten kurzweg unterjocht werden. Für die sonstigen Unarten, in denen sich jetzt ein Teil des Wiener Händlerturns gefällt, wird die Strafe schon von selbst kommen. Die Welt, die auf dem Kopf steht, wird eines Tages wieder auf die Beine gestellt sein, und das kaufende Publikum wird dann Gelegenheit haben, unter den Bezugsquellen wieder freie Auswahl zu treffen und sich die Erfahrungen der Kriegszeit zunutze zu machen.

Wirtshalterhaltung an den Ladentisch, und der Verkäufer der gesuchten Ware ist die machtvolle Persönlichkeit, um deren Gunst man werden muß. Geld ist nichts — Mehl, Butter, Eier, Seife, Sohlenleder, Schaßwollstrümpfe, das sind die Gegenstände heißen Vorgehrens. In diesem auf den Kopf gestellten Wirtschaftsleben ist der Warenbesitzer plötzlich oben und der Geldbesitzer ist unten. Und wenn es überhaupt noch zum Klüß-die-Hand-sagen kommt, so hat es der Käufer zu sagen, nicht der Verkäufer.

Im täglichen Wiener Handelsverkehr zeigt sich diese Umkehr der Verhältnisse oft in drastischen Formen. Gewiß, es gibt noch zahlreiche Geschäftsleute, die den guten Stil der Wiener Artigkeit nicht verlernt haben und die ihre Kunden empfangen, wie ein wohlgeitteter Mensch Besucher empfängt. Es gibt aber auch viele andere, denen die Kriegskonjunktur zu Kopfe gestiegen ist und die sich der Kundschaft gegenüber in einer Weise übernehmen, die geradezu verkehrend und demütigend ist. Wer die Qualität einer Ware in Zweifel zu ziehen oder einen hohen Preis zu beanstanden wagt, wird in vielen Wiener Läden jetzt wie ein Verbrecher behandelt. Für unsere Hausfrauen hat das Einkaufemachen längst aufgehört, ein Vergnügen zu sein, es wird nur allzu oft zu einem Martyrium — nicht nur wegen der vergeblichen Suche nach dem und jenem Bedarfsartikel, der Straße auf, Straße ab ausverkauft ist, nicht nur wegen der willkürlichen Preisforderungen, gegen die man sich nicht zur Wehr setzen kann, sondern auch wegen des unmanierlichen Tones, den man sich zu alledem noch bieten lassen soll. Die Uebermacht, in der sich der Händler dem Kunden gegenüber fühlt, verleitet wie jede Uebermacht zum Mißbrauch. Kann man es doch täglich beobachten, wie gewisse Lebensmittelhändler förmlich bureaukratische Mäuren annehmen und für ihr Publikum nur mehr in vorgeschriebenen Amtsstunden zu haben sind. Da wird einfach diktiert, daß irgendeine gesuchte Ware nur zu einer bestimmten Vor- oder Nachmittagsstunde aus-

\* (Keine Naturfänger mehr!) Der Krieg hat einer volkstümlichen Kunstart, die sich auf wienerischem Boden entwickelte, ein vorläufiges Ende bereitet. Den Gastwirten und Heurigen-  
schänklern wurde von der Polizei mitgeteilt, daß Musikproduktionen nach 10 Uhr abends und das Auftreten von Naturfängern überhaupt verboten sei. Hinzugefügt wird, daß Uebertretungen dieses Verbotes mit Geldstrafen bis zu 2000 Kronen, eventuell mit Arrest bis zu 14 Tagen, geahndet werden. Ein Rekurs gegen dieses Verbot ist zulässig, jedoch aus öffentlichen Rücksichten ohne aufschiebende Wirkung. Man hat es also zweifellos mit einer behördlichen Maßnahme zu tun, deren strikte Durchführung erwartet wird. Daß die Heurigen-  
schänker um 10 Uhr abends mit ihren Musikdarbietungen ein Ende machen müssen — sie waren in den letzten Jahren immer ordinärer geworden — ist schon deshalb begreiflich und wird wohl die Wirkung haben, daß die Besucher dieser Lokale früher nach Hause fahren und nicht erst die „Blau“ abwarten. Es war recht peinlich, zu beobachten, wie die aus den Vororteschänken nach Hause fahrenden Leute oft derart lärmten, daß auf gewissen Strecken mitreitende Polizisten zur Ruhe mahnen mußten — und zwar damit die in den benachbarten Spitälern liegenden Verwundeten und Kranken nicht geweckt werden. Vor dem Rudolfinerhaus ruft jetzt noch eine weithin leuchtende Tafel wohl hauptsächlich den „Heurigen“-Besuchern zu, die Nachtruhe der Kranken nicht zu stören. Damit ist der Zehn-  
uhr-Musikschluß wohl genügend erklärt. Was das Verbot des Auftretens der Naturfänger betrifft, so dürfte hier wohl die Anschauung maßgebend gewesen sein, daß die manchmal nur zu sehr gezwungene und trotzdem ausgelassene Lustigkeit dieser Volksliederart zu den ernstesten Geschehnissen unserer Zeit nicht recht paßt. Es gibt Zweifler, ob die Naturfänger jemals die richtigen Vertreter wienerischer Lustigkeit gewesen sind — bei aller Unwüchsigkeit, die man ihnen nicht absprechen kann. Doch, wie gesagt, die „Heurigen“-Besucher stellen keine hohen Kunstansprüche. Vielleicht werden die Herren Naturfänger die ihnen aufgezwungene Kriegsmuße dazu benützen, feinere Sachen zu lernen, und vor allem neuere, denn seit Jahren Nacht für Nacht dieselben Schlager loszulassen, muß ihnen schließlich selbst schon langweilig geworden sein.



27./IX. 1916

1094

**V**erbot der Heurigenmusik. Wie bereits berichtet, wurde den Heurigenchenkern von der Polizei bekanntgegeben, daß jede Musikproduktion nach 10 Uhr abends und das Auftreten von Natusängern überhaupt verboten ist. Diese Verordnung ist sofort wieder für eine Reihe von gewissen Lokalen der inneren Bezirke zu einem "Geschäft" ansagenüßig worden. Es verkünden die Anzeigen in der gewissen Anmierzepresse, daß schon Ersatz für die Sperrung der kleinen Heurigenchenkern gefunden ist, indem die Musikanten in diesen Stadtkokalen spielen. Findiges Kneiperpetulantentum vereitelt so die Inkraftsetzung dieser Verordnung, ja noch mehr, es versucht daraus Kapital zu schlagen und den wüßten Bechereten, die in den Lokalen dieser Sorte stattfinden, jetzt eine "originelle Note" zu geben. Damit wird die Wirkung des behördlichen Erlasses bei Duldung dieses Versuches, gerade in das Gegenteil der verkehrt.

\* **Die Brotschlepper.** Vielleicht wird das Wort für die armen Junggesellen, die vielen tausend Gast- und Kaffeehausesser allgemein werden, die seit Montag mit einem zart eingewickelten Viertellaib Brot durch das Leben wandeln müssen, um ihre Mahlzeiten nicht leer herunterzuwürgen. Ohne Zweifel: unter all den Verordnungen, die in den letzten Wochen auf die essenden und trinkenden Staatsbürger hagelbald vom Himmel gefallen sind, hat keine den Unverheirateten oder Stammgästen aus Zwang und Neigung so hart zugesetzt, wie jene, die ihnen den Brotkorb nicht bloß höher hängt, sondern selbstzu tragen aufbürdet. Sie waren bisher trotz allem und allem — auch der über die Bierauschank verhängte Numerus clausus konnte daran nicht viel ändern — leidlich gut daran und was es in dieser Zeit an Bitternis und Entbehrung gibt, machte sich für sie wenigstens summarisch geltend: das heißt im präsentierten Rechnungszettel. Das Beraten, Jammerhören, Anstellen

blieb ihnen erspart und darum war vielleicht auch ihre Erreiferung in sozialpolitischen Debatten gering. Nun aber tritt das Problem der Brotbeschaffung mit einemmal dringend und schwer an sie heran. Um Himmelswillen — soll man auf seine alten Tage des Kriegserlebens unter die Ansteller gehen? Nun, zum Glück wurde der Anlaß der neuen Verordnung beinahe gleichzeitig mit ihrem Inkrafttreten unaktuell: die Brotzufuhr ist wieder besser. Zudem überlassen die Junggesellen, die ja mit der Klasse der Zimmerherren identisch sind, die Sorge um's tägliche Brot meist ihren Quartierfrauen; man wird einfach in einem Sinn mehr das „Kind im Haus“ — am Ersten steht die schöne, familiäre Tassache schon deutlich auf der Rechnung verzeichnet. Dort wo diese Brotgemeinschaft Schwierigkeiten begegnet, heißt es für die Gasthausesser allerdings, ihre eigenen Hausfrauen sein und sich vor dem beruflichen Tageswert um Vorräte umschauen. Eine andere Frage ist das „Herumtragen“. Bescheidene Brotesser haben in ihren Taschen neben Schlüssel, Sacktasche, Brieftasche immerhin noch für ein zierliches Päckchen Platz; stärkere Konsumenten aber müssen sich mit einem regelrechten Paket abschleppen. Wenn sie zu den Herbösen und Bergeßlichen zählen, bleibt ihnen überdies auf der Elektrischen, im Kaffeehaus und im Bureau der Gedanke: jetzt wirst Du 's liegen lassen — Herrgott, hast Du 's nicht schon vergessen — Achtung! nicht auf den Sitz liegen lassen usw. Bei den auf ein tadelloses Äußere Bedachten vermischt sich die Nahrungsmit einer Toilettenfrage: Die Taschen mit dem Brot nicht aufzubauschen. Und endlich noch: Die ökonomische Seite: Auch wer sich seine Brotration künstlich auf zwei, drei Mahlzeiten aufgeteilt hat, kann am Ende dem Mißgeschick nicht entgehen, sich in einem Moment des Appetits, den Genuß von Eiern, einem Stückchen Käse oder Wurst verjagen zu müssen, weil das Tagesquantum aufgebraucht ist. Kurz: wo man 's packt Dranasal über Dranasal!

## Hochflut auf dem Naschmarkt.

Schon in normalen Zeiten entwickelte sich in den Morgenstunden bis über Mittag auf dem Naschmarkt ein viel- und mannigfach bewegtes Leben, ein oft verwirrendes und bedrohliches Schieben und Drängen, wie viel mehr erst gegenwärtig, wo das früher nur als ein Nebenher beachtete Gemüse bei der Beschränkung des Fleischgenusses, dem Mangel an Mehl und anderen Drosselungen ausgiebigere Verwendung findet, ja zu einem Hauptbestand für Küche und Tisch geworden ist. Der Besuch hat sich mindestens verdoppelt, so daß der Markt zeitweilig wahre Anstürme überhien muß. Namen sonst seine ständigen Kunden nur überwiegend aus den nächsten Bezirken, pilgern nun sehr viele auch aus ferneren Stadtteilen heran, um sich auf dem zentralsten, am reichlichsten besetzten Stape'platz zu verproviantieren. Eine gewaltige Menschenwoge stuet über den Platz hin, jeden Fußbreit Boden erkämpfend, drängend, schiebend, stocend, bald sich in den Engpässen der hinfalligen alten Buden stauend, bald an den Freilagern stapelnd, merklich in nervöser Hast auslugend, eifrig mustern, vergleichend und abschätzend, dabei aber auch wieder vorsichtig lavierend, um sich vor unsanften Berührungen lasttragender oder katrenschiebender Marktkleute zu schützen. Da werden knallrote Paradeiser, grüne Gurken oder schillernde Zwiebel feilgeboden, dort hochgeschichtete rosige Nessel, bauschige Kohlköpfe oder mächtige Kürbisse, die sich mittlerweile als „Kürbiskraut“ aus den Gasthaus- in die Privatküchen eingebürgert. In dem Strome der Kauflustigen fallen nun zwischen den gewohnten Hausfrauen, Dienstmädchen, gelegentlichen Käufern und Neugierigen manche Gestalten auf, die sonst äußerst selten auf dem Naschmarkt zu bemerken waren, zumal Damen, die höchstens hie und da einmal im Vorübergehen an der Detailreihe Obst wählten, den gewichtigeren Einkauf jedoch ihren Köchinnen überließen, aber jetzt das „Einkaufsen“ selbst besorgen. Einzelne sausen in Autos heran und wagen sich kühnlich in das ihre elegante Toilette und zierliche Beschuhung bedrohende Gewoge und sind dann glücklich, ein paar eroberte Kartoffelköpfe, eine Partie Pilzklinge oder Preiselbeeren in den Fond ihres Autos bergen zu können. Neben ihnen machen sich Herren bemerkbar, die sonst nie für das Marktwesen Interesse verrieten und irgend ein „Padel ragen“ stets feindselig abwießen, während sie jetzt ein bleiches Krauthapfel oder einen Saß voll Paprikaschoten zärtlich umschlungen davontragen. An sie reihen sich noch halbwüchsiges Knaben und Mädchen, die dienstfertig ihren Mamas die Mühe eines Einkaufses abnehmen und, erfüllt von der Wichtigkeit ihrer Mission, mit diesem oder jenem Gemüse beschwert triumphierend heimziehen.

Nicht nur die ständigen Kleinbuden, auch die fliegenden Lager werden stürmisch umdrängt, besonders aber die kiloweisen Abgabestellen von Zwetschen und Erdäpfeln, vor welchen sich kaubildende Menschenlangen weitläufig hinziehen. Es geht dem Kai entlang unter der Aufsicht von Sicherheitswachleuten ziemlich gelassen her, nur bei der unmittelbaren Abgabe etwas geräuschvoller. Der größte Andrang herrscht bei den Kartoffeln. Zwar waren sie immer bei ihrer vielseitigen Benwendbarkeit ein geschätztes Kochmaterial, allein so heißsehnt, so hochgewertet wie gegenwärtig wurden sie noch nie. Sie zählen ja auch zu dem unentbehrlichsten Bedarf sowohl für die Volksernährung, als selbst für die raffinierteste Kochkunst, daher die Schlachten, die um ein paar Kilo Kartoffel geführt werden.

So gut und reichlich der Markt, bald in diesem, bald in jenem Artikel reichlicher, beschickt wird und des Morgens kaum übersehbar Massen darbietet, gegen Mittag sind diese doch zumeist schon gründlich gelichtet. Alles wird glatter und weniger wäherisch aufgenommen und selbst früher minder beachtete Obst- und Gemüsesorten, sowie zweifelhaftere Qualitäten finden willige Abnehmer. Die Händler und Verkäuferinnen besleihen sich den schwelischen Anstürmen gegenüber, wie billig erwähnt werden soll, von einzelnen unrühmlichen Ausnahmen abgesehen, eines bemerkenswert gemäßigten Verhaltens, und selbst das geläufige und oft gefürchtete Mundwerk der wurzelechten Naschmarktkerinnen wird weit zurückhaltender und milder laut. Es kann festgestellt werden, daß sich trotz der gegenwärtigen Hochflut Handel und Wandel auf dem Naschmarkt geordnete vollziehen, was der sorgsamsten Ueberwachung zuzuschreiben sein dürfte, wenn auch die Preistafeln nicht durchgehends angebracht sind. Dagegen gibt die nur allzufröhliche Tafel mit dem amtlich festgesetzten Preistarif gewisse Richtlinien, die vor zu dreisten Ausschreitungen be-

wahren. Jedenfalls hat sich der alte Naschmarkt, man möchte fast sagen, einen glänzenden Abgang gesichert, einen Aufschwung genommen, der noch nach der Ueberfiedlung in die neuen, modern-großstädtischen Anlagen erfolgreich nachwirken wird. Viele, die die wohltätige, gesundheitliche Wirkung einer etwas stärker betonten vegetarischen Ernährung an ihrem eigenen Leibe erfuhrten, werden dieser wohl auch in Zukunft treu bleiben.

[Das Ende der Heurigenmusik.] Die Polizei hat dieser Tage einer uralten Institution, die nur in dem rebenumkränzten Wien gedeihen und nirgends anderswo hinverpflanzt werden konnte, den Lebensfaden abgeschnitten. Sie hat die Wirte und Heurigen-schenker verständigt, daß in ihren Lokalen nur mehr bis 10 Uhr abends musiziert werden darf, das Auftreten von Naturfängern aber überhaupt verboten sei, und hat jede Uebertretung mit Geldstrafen bis 200 K. belegt. Von dieser Verfügung werden in erster Linie natürlich die Heurigen-schänken in Grinzing, Sievering, Neustift und Dornbach betroffen, die durch einen Musikschluß um 10 Uhr und die Einstellung des Volksfängertums viel von ihrer Anziehungskraft einbüßen müssen. In den letzten Jahren vor dem Krieg machte sich ein merklicher Niedergang des Heurigenwesens fühlbar, die „Schrammeln“ und andere Musikanten, die Stegreiffänger und Naturfänger klagten lebhaft und mit ihnen die Weinschenker. Es schien, als ob der Heurige untrennbar mit dem Fiaker verknüpft sei und mit dem „Zeugl“ auch der Heurige seine Existenzbedingungen verloren habe. Und während die Kabarett- und Sektlokale in dem automobilitierten Wien üppig gedeihen, sah es in den alten Höfen der Grinzinger und Sieveringer Weinbauern trübselig und melancholisch aus. Da kam der große Krieg und die Heurigenbetriebe hielten ihre Todesstunde für gekommen. Man hatte sich aber auch dabei wie bei manchen anderen Voraussetzungen gründlich geirrt. Seit Kriegsbeginn erlebte der Heurige einen nie geahnten Aufschwung, an jedem erträglichen Sommer- oder Herbstabend war es überall dort, wo „ausgesteckt“ wurde, überfüllt, und heuer erreichte das seinen Höhepunkt. Die Leute pflügten allabendlich mit Cypaketen beladen hinauszuipflügern, und bis wenige Minuten vor der „Blauen“ floß der Wein in Strömen, wurde der kleine „Mugrad“ bejubelt, sangen die Stammgäste die Refrains mit, wurden Küsse und Rosen und Treuschwüre getauscht. Immer mehr Bedenken mußten aber gegen diese Art der Lustigkeit entstehen. Es herrschte in den betreffenden Lokalen eine Stimmung, die wahrhaftig nicht in die Zeit paßt, und selbst jener, der sich von der tollen Laune hatte mitreißen lassen, konnte sich bei der Heimfahrt eines kalten Schauers nicht erwehren, wenn er an den Grinzinger Spitalbaracken vorbeikam und an all das Furchtbare, an die gelbe Dissonanz, die zwischen diesem Lazarett und den Heurigen liegt, gemahnt wurde. Da aber nur ein Teil der mit der „Blauen“ heimfahrenden Leute noch ganz nüchtern zu sein pflegte, so wurden allnächtlich die Verwundeten durch das Lärmen und Singen derer, die vom Heurigen kamen, geweckt. Und das ging schließlich so weit, daß auf die Straßenbahnwagen Polizeibeamte aufspringen und das Publikum bitten mußten, den Schlummer der Kranken nicht zu stören. So sah man sich denn — sicher erst nach reiflicher Ueberlegung — gezwungen, solchen unzeitgemäßen Auswüchsen des Heurigenwesens ein Ende zu bereiten. Wenn die Welt wieder im Frieden lächeln und sogar laut wird lachen dürfen, dann werden wohl auch die Heurigenmusik und das Naturfängertum zu neuem Leben erwachen.

## Der Fünfundzwanzigstundentag.

Von gestern auf heute, zu nachschlafender Zeit, hat sich die Erneuerung eines alttestamentarischen Wunders vollzogen. Die Zeit war stillgestanden, wie in dem Kampfe der Israeliten gegen die Amalekiter. „Sonne ruhe in Gibeon und Mond im Tale Mjalon.“ Von gestern auf heute, um Mitternacht, war der unendliche Strom der Zeit plötzlich aufgestaut, unterbrochen. Von Zwölf bis Eins ist die Zeit nicht vorwärtsgerückt, oder was auf dasselbe herauskommt, um ein Uhr nach Mitternacht mußten alle Stundenzeiger um eine Stunde zurückgerückt werden, um ein Uhr nach Mitternacht war wieder zwölf Uhr, Mitternacht. Unter anderen Umständen, das heißt, wenn die Menschheit jetzt nicht andere Sorgen, ach, so viele andere, schwere Sorgen hätte, könnte es sich ereignen, daß die Leute, wie sie es bei dem Neujahrstrummel getan, sich um Mitternacht des letzten September auf den ersten Oktober auf den öffentlichen Plätzen ansammeln, um das Wunder zu bestaunen, wie zwischen Zwölf und Eins gar keine Zeit ist, oder aber wie es um ein Uhr plötzlich wieder Zwölf wird. Wobei ja immerhin einiger Uff angebracht wäre, wenn nicht eben die Zeitläufte jetzt alles andere eher als unglücklich wären.

Merkwürdig genug ist die Erscheinung, wie sich die Menschen an die Sommerzeitrechnung gewöhnt haben. Es ist ja doch keine Kleinigkeit, die Welt herrscherin Sonne so mit einem Schlage zu entthronen, wie es hier geschehen ist. Die Sonne, im Verein mit den unfehlbaren Astronomen und Geographen und der nicht minder unfehlbaren Sommeruhr künden es in einem bestimmten Augenblick des Aufganges der Tageskönigin beispielsweise: Jetzt ist es fünf Uhr. Nein, sagt das ministerielle Verordnungsblatt Zahl soundsoviel: Jetzt ist es vier Uhr. Und die Sonne und Astronomen und Geographen müssen sich bescheiden. Die Stundenrechnung, Stundeneinteilung ist Sache der Nützlichkeit, der Zweckmäßigkeit geworden, und da schweigen alle entgegenstehenden Erwägungen.

Aber am Ende ist das Wunder gar nicht so groß! Haben wir uns doch schon früher daran gewöhnt, mit der Zeitrechnung nach Gefallen umzuspringen. Daß unsere Uhr, und wäre sie der beste Chronometer, nur ein eingebildeter, ein relativer Zeitmesser ist, davon konnte man sich vor Einführung der mitteleuropäischen Zeit schon auf einer Fahrt durch Marchegg überzeugen. Dort konnte man, zufolge des Unterschiedes zwischen Wiener und Budapester Zeit, nach längerem Aufenthalte noch beträchtlich früher abfahren, als man angekommen war. Formlich mit jedem Schritt, den wir nach Osten machten, war unsere Uhr zurückgeblieben, nach Westen den Schritt gerichtet aber vorgegangen. Müßten doch die Reisenden um die Erde allmählich die Korrektur des Datums um einen ganzen Tag vornehmen, so daß sie, je nach der Richtung, in der sie fahren, einen Tag entweder gar nicht, oder zweimal leben. Genau so wie es uns mit der fraglichen Stunde der Sommerzeit geht, wo wir einen ersten Mai von dreiundzwanzig Stunden, einen ersten Oktober von fünfundzwanzig Stunden haben. Zeit und Stunde sind, das haben wir jetzt so deutlich erfahren, wie nur die allergeheiligsten Philosophen und Moralisten des Altertums, eingebildete, unsahbare Werte, der Kalender, die Uhr, der Meridian, ja die Sonne unterstehen der ministeriellen Verfügungsgewalt, und wir Menschen, die wir doch nach dem Dichterworte die Gewohnheit unsere Amme nennen, wir Menschen finden uns merkwürdig leicht hinein, mit der Zeit, dem flüchtigsten und flüchtigsten der Elemente, zu schalten und zu walten nach Gutdünken. „Was Ab-

den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eig'ner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.“ Dieses vieldeutige Wort des Meisters Foust hat nun seinen eigenartigen Nebensinn erhalten.

Daß mit der Wiederkehr der kürzeren Tage auch die allgewohnte Bestimmung der Tagesstunden wiederzukehren habe, darüber sind alle Meinungen einig. Dieselben Gründe sozialer und wirtschaftlicher Natur, die für die Verschiebung der Tagesrechnung um eine Stunde für die Zeit vom ersten Mai bis ersten Oktober maßgebend waren, sind bestimmend für das Anlassen dieser Verschiebung in der Zeit vom ersten Oktober bis ersten Mai. Die Frage ist nur, ob die in diesem Jahre in Geltung gesetzte Verschiebung auch in Zukunft beibehalten werden soll. Ob die Erfahrungen, die gemacht wurden, es empfehlen, daß die Sommerzeitrechnung zur Regel werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß Gegnerschaften sich hören ließen. Die nicht vorhandene Uebereinstimmung zwischen Sonne und Stunde, zwischen Meridian und Uhr, zwischen Sommermittag und bürgerlicher Mittagszeit hat die beharrlichen Gemüter, die Konservativen in Verwirrung und Aerger versetzt, hat den Männern der Wissenschaft, die gleich über ganze Weltenweiten zu denken und zu rechnen haben, manche Ungelegenheit und Verdrießlichkeit bereitet, hat besonders auch in den ländlichen Kreisen, wo die Stundeneinteilung in der Landwirtschaft in der Regel dem Sonnenstande angepaßt ist, manchen Widerspruch erregt. Auch diese Parteien wollen gehört sein.

Im allgemeinen aber ist die Stimmung für die Beibehaltung der Sommerzeitrechnung, und nach den bisherigen Aeußerungen großer Körperschaften und hervorragender Personen bei uns, in Deutschland und im weiteren Auslande mag es kaum mehr zu bezweifeln sein, daß der nächste Sommer uns wieder seine neue Zeit bringen werde. Wir sind damit ganz einverstanden. Es hat greifbar seine Vorteile, wenn der Mensch im Sommer eine Stunde früher aufsteht, eine Stunde früher an seine Tagesarbeit geht, diese um eine Stunde früher beschließt. Man atmet so eine Stunde länger im rosigen Licht und das hat auch an sonnenlosen Tagen seine großen Vorteile. Die Sommerzeit ist eigentlich die schönste Huldigung für Sonne, Licht, Luft und Freiheit und so wird Frau Sonne auch weiter nicht böse sein über die mehrerwähnte Unstimmigkeit zwischen ihr und unseren Turm- und Taschenuhren. Auch die Ersparnis an künstlicher Beleuchtung am Abend ist ein wesentlicher Umstand und die noch ausstehenden Berechnungen dürften ein durchaus empfehlendes Ergebnis haben. Immer muß da natürlich die Tatsache festgehalten werden, daß die ganze Einrichtung mehr auf die städtische als die ländliche Bevölkerung zugeschnitten ist, insofern Landwirtschaft und Landwirte in der Regel sich nicht durch die Uhr, sondern durch klar hervortretende Bedürfnisse in ihrer Tageseinteilung bestimmen lassen. Besorgt hat man sich nur um die Frage, ob die Städler denn wirklich nach der Sommerzeit Nacht machen und nicht etwa ihr Tagewerk anstüdeln werden. Aber es hat sich gezeigt, daß alle Welt auf die eingebildete Stundeneinteilung ganz glatt eingegangen ist, daß also zum Beispiel die Leute, die gewohnt waren, Punkt fünf Minuten vor zehn Uhr nachts durch ihr Haustor zu schreiten, um so noch vor Schluß dem lauernden Hausbesorger zu entgehen, diese schlaue Uebung gewandt auf fünf Minuten vor zehn Uhr Sommerzeit, also eigentlich vor neun Uhr Sommerzeit zu verlegen mußten. Damit ist also der letzte und schwerste der Einwände gefallen.

Wollen wir also den heutigen Fünfundzwanzigstundentag in dem Bewußtsein genießen, daß ihm am ersten Mai des nächsten Jahres der Dreiundzwanzigstundentag folgen werde, und daß die neue Regel Regel bleibt für immer. Jeder guten Sache soll man mit Neigung begegnen.

B. Deverbo.

1/X. 1916

**Das tägliche Brot in der Aluminiumdose.**

Die Junggesellen müssen es jetzt von früh bis abends oder, besser gesagt, vom Frühstück bis zum Nachtmahl bei sich herumtragen: das tägliche Brot. Zwei, drei Stücke Brot. Je nachdem, für wieviel Mahlzeiten vorgesorgt sein muß. Ist der Junggeselle seiner Behausung tagsüber ferne, so muß er sich wohl für jede der Mahlzeiten, die er im Kaffeehaus oder im Restaurant einnimmt, das dazugehörige Stück Brot mitnehmen, vorausgesetzt, daß er nicht so vornehm ist, um sich etwa zum Frühstück und zur Hause Zudeckbäckereien leisten zu können. In diesem Fall ist der Brotbedarf natürlich geringer. Aber im allgemeinen wird wohl jetzt jeder Junggeselle zumindest für das Mittagmahl und Nachtmahl im Restaurant je ein oder zwei Stücke Brot mitnehmen müssen. Das tagsüber in der Tasche in Papier verpackt herumgetragene Stück Brot wird aber nicht appetitlicher. Ein geschäftskundiger Kopf ist darauf gekommen, dem Verger der Junggesellen beim Broteinwickeln abzuhelpen. Er hat kleine Brotdosen, die drei bis vier nicht allzu dick geschnittene Stücke Brot fassen können, aus Aluminium als Brotbehälter für die Junggesellen aussersehen. In Küchengeräte- und Galanteriewarengeschäften sieht man jetzt allenthalben diese länglichen Aluminiumbrotdosen zum Preise von R. 2.50 an in den Schaufenstern angeboten. Ein wenig verblüffend ist es, daß schon so kurze Zeit nach Erscheinen des Brotabgabeverbotes in den Gastwirtschaften diese Spezial-Junggesellenbrotdosen schon in allen einschlägigen Geschäften zu haben sind. Des Rätsels Lösung ist höchst einfach: aus den altbewährten, auch schon vor dem Krieg erzeugten Brotdosen für — Touristen, die dann eine Zeitlang als Spezialdosen für Militäristen angeboten wurden, sind jetzt die Dosen für das Junggesellenbrot geworden. Tempora mutantur — die Zeiten und die Geschäftskonjuncturen ändern sich.

1/X/1916

159

### Mein Kriegsgarten.

Von Dr. Ludwig Hahn.

Oft bin ich, wenn mich ein Spaziergang durch das Rosental oder über den Schafberg führte, vor diesen niedlichen Kolonien gestanden und habe mit Behagen das Geirabendbild genossen: Gärten, bebaut mit allerlei nahrhaftem Grün, da und dort, wie hingeworft, etwas weiß, rot, gelb Brangendes, irgend etwas Blühendes; in jedem Gärtchen ein heitergestrichenes Lusthaus als Krone; und zwischen den Beeten langsame, vergessene Menschen, Männer in Hemdärmeln, liebevoll Pflänzlein besehend; Frauen mit Siebkörnen oder Garbe in spielerischer Arbeit; Zumeilen fliegt von Garten zu Garten ein nachlässiges Wort; und manchmal hebt einer den Kopf und horcht hinüber: nach dem dumschreitenden, rauschenden, nahen Wein.

Schrebergärten!  
Nun habe ich auch einen Garten. Draußen auf einer sonnigen Lehne ob Siebering liegt er, nicht so leicht zu finden.  
Ein verwittertes Sträcklein, das, je höher hügelan, immer schlechter und feinerer wird und nach den letzten Häusern in einen Weidenweg übergeht, führt hin.  
Spärlich sind hier die Spaziergänger.

Und die da heraufsteigen, haben selten auf meinen Garten Acht.  
Denn rings ist alles reisender Wein, Wein! Mitten drin, herausgeschnitten, versteckt, liegt unsere Kolonie.  
Vor dem Krieg war der Fied eine Wiese gewesen. Kinder hatten hier sich gebalgt, mitunter, an weichen Spätnachmittagen, hatte sich hier einer ins Gras gestreckt und gegen Himmel geträumt.

Der Krieg erst hat diesen Fied Erde zu Ehren gebracht.  
Zwischen Monaten, sozusagen, zwischen zwei Offizieren (denn nach solchen hat man unsere blutige Zeit zu teilen gelernt) haben wir daraus einen Garten geschaffen.  
Wir — das sind fünf Mann; ein Lehrer, ein Bäckermeister, ein Richter, ein Stanzist, ich, fünf Mann — das ist unsere ganze Kolonie.  
Nahe an tausend Quadratmeter haben wir in Anbau genommen.

Mein Garten ist der kleinste; schwach 170 Quadratmeter groß. Ein Streifen — so unscheinbar, so reich umsärritten!

Und wieviel Arbeit und Pflege verbraucht doch auch dieses Bettelstüchlein Erde!

Oh! Wir haben die Bauernarbeit schätzen gelernt! — Freund! Darf ich Dir einmal meinen Garten zeigen? Ich zeig' ihn nämlich gar zu gern!

Er ist derzeit mein größter Stolz, meine Leidenschaft, mein zweiter Beruf. Er hat meinem Leben einen ganz neuen Inhalt gegeben. Seinethalben koste ich alle Stimmungsschwankungen des besorgten Grundbesitzers aus. Sonne oder Regen — was war mir das früher! Jetzt verdirbt mir ein Hagelweiser für Lage die Laune. Einige Zeit Dürre — und ich ättere nervös nach dem Regen. Seinethalben studiere ich Lehrbücher und Flugblätter. Um ein paar Samen mache ich umständliche Gänge in Handlungen und Gärtnereien. Ich halte gutmütigen Bekannten endlose Vorträge und bin selbst, wenn mir ein Mangelentferner in die Arme läuft, ich lese auf dem Markte interessiert die Preise und rechne mir hundertmal aus, was mein bißchen Gemüse kosten würde und was für ein gutes Geschäft ich mache.

Ich ärgere mich oft selbst über mich, nehme mir fest vor, den Garten aufzugeben — und gleich darauf viele ich mit dem Gedanken, nächstes Jahr vom nächsten Richter ein paar Dutzend Quadratmeter hinzuzunehmen.  
Zwei, drei Nachmittage in der Woche verbringe ich oben.

Freund! Wenn Du mich besuchen willst: Meinen Garten erkennst Du an einem funktvollen Gerüst aus Stäben, zwischen denen Spagatseile, benetzt von rotblühenden Bissolen, gespannt sind.

Ich bin der einzige, der sich die Mühe machte, ein solches Gerüst zu bauen. Denn eine Mühe war's fürwahr!  
Du kannst gleich über den Zaun in meinen Garten steigen. Durch die Tür ist's zwar bequemer und kürzer, aber wir machen es alle so. Warum, vermögen wir selber nicht zu sagen.

Gib nur acht, daß Du mir nicht eine Schwärzwurzel zertrittst!  
Siehst Du! Dieser zartbärtige Leppich gleich am Mund ist nämlich Schwärzwurzel. Wahrscheinlich kennst Du dieses Gewächs gar nicht. Und es ist doch eine Delikatesse, ähnlich dem Spargel.

Auf dem nächsten Streifen habe ich Spinat angebaut. Würdest Du's glauben! Von diesem einzigen Beet habe ich heuer 7 Kilogramm geerntet.

Nun kommen wir zum Salat. Du! Mein Salat! Ueber den geht nichts!

Hier meine Kohlrüben. Da! Diese Köpfe! Dort steht gar Knoblauch. Weißt Du, was jetzt auf dem Markte Knoblauch kostet?

Bur Abwechslung ein Beet Rettig. Das sind meine gelben Rüben.

Und hier greif einmal diese Krautköpfe an! Hart wie Stein, was?

Jetzt sind wir beim Bissolengerüst. Das ist mein Schmerzenskind. Nach jedem Sturm habe ich das saunere Bergnügen, die schier geworfenen Stäbe von neuem aufzurichten. Und dieses Spagatgerüst! Das war eine Arbeit! San Vertrauen sag' ich Dir, daß es ärztlicher Spagat aus meinem Bureau ist.

Der Bissolengbau bezeichnet die genaue Mitte des Gartens. Auf der einen Hälfte das Gemüse — auf der anderen nur Kartoffel.

Kümpf nicht die Nase über meine Kartoffel. Vergangenes Jahr habe ich 120 Kilogramm geerntet.

Was sagst Du zu meinem Garten? Ge?

Du möchtest auch so einen haben? Hast schon Lust bekommen?

Rechts von mir — siehst Du! Von dieser Gurdche angefangen — baut der Richter. Heute ist er lust nicht hier. Vergleiche einmal seinen Garten mit dem meinen: Auf den ersten Blick merkt man den Unterschied. Bei ihm — wie verblüht das Ganze. Ueberall Unkraut zwischen dem Gemüse. Da! Der Kohl von Würmern angegriffen. Die Rüben längt reis zum Ausnehmen.

Dagegen lob' ich mir meinen Nachbar zur Linken, den Lehrer. Das ist ein anderer Mann! Sein Garten ist ordentlich gehalten. Und doch rührt er sehr selten die Arme. Dafür müssen seine Frau und seine Kinder gewaltig schurken. Er selbst spielt den Grundherrn; die Pfeife im Mund, stapft er zwischen den Beeten und schaut nach, was Frau und Kinder gearbeitet. Oh! Er ist scharf hinter ihnen her! Nichts ist ihm verbotener als Schlammerei. Wehe, wenn nicht gehörig gegossen ist. Da hört man gleich seine sonore Stimme grollen.

Dabei raucht keiner so viel über die Pladererei wie er. Wenn wir nach getaner Gartenarbeit beisammenstehen,

1. X. 1916

155

# Mein Kriegsgarten

Stoff zu schadenfrohen Betrachtungen, wobei nicht unterlassen wird, vom Gemütle auf den Mann zu schließen und über einen höchst ehrenwerten Charakter den Stab zu brechen. Und immer wieder werden Vor- und Nachteile der Gärten von den verschiedensten Standpunkten erwoogen. Da werden zunächst ganz trockene Berechnungen angeführt. So viel Unkosten — so viel Marktwert das Gemütle; daher so viel Kronen Gewinn. Um ein Beispiel zu bringen: Der Kanalar hat im ersten Jahre 28 Kronen für Samen, Werkzeuge und Pacht ausgegeben; mit 140 Kronen nimmt er den Ertrag an. Das ergibt einen Überschuß von 112 Kronen — oder, wie er nicht oft genug hervorheben kann, einen Nutzen von 500 Prozent! Diese Ziffer hat für den bescheidenen Mann etwas wahrhaft Verwirrendes.

„Mein Lieber! Sie vergessen ja ganz die Arbeitsleistung!“ ist unaussprechlich der überlegene Einwand des Lehrers.

Na, die Arbeitsleistung! Von diesem Standpunkt ist der Garten freilich ein schlechtes Geschäft.

Aber die gesunde Körperbetätigung? Die naive Schöpferfreude, die man in Verfolg des sieghaften Gebeihens all der Pflanzensfinder empfindet?

Das erhebende Verdienst, in dieser Zeit des mühsam versorgten Marktes ein Ehrenlohn Opfergaben auf den Kriegstisch legen zu können? Und vor allem das köstliche Geschenk des Vergessens?

Wenn ich, der reine Enthusiast, damit komme, dann schweigen alle entzückt.

Schon flammen, immer zahlreicher, über der Stadt die Lichter auf, und von der Kahlenbergseite wallen kühle Luftströme herüber.

Ungern bestimt man sich, daß es Zeit zum Aufbruch ist. Nachdem jeder stadtmäßig Toilette gemacht, das heißt, den Kragen angeknüpft und die Kravatte umgebunden hat, trollen wir uns das steile Sträßlein hinunter.

Vor uns trottet der Bub' des Lehrers, ganz erdrückt von Wichtigkeit und Verantwortung, denn er schleppt Vaters Gemütle auf dem Rücken.

Im Raasgraben müssen wir am Gesehungsheim der invaliden Eisenbahner vorüber; und gleich darauf am Gringinger Kriegshospital.

Der Krieg umfängt uns wieder. Raub ist man genant, daß auch der Garten dort oben nur ein Kriegsgarten ist.

graben, überall in der nächsten Runde Wiesen, wechselfeld mit Weingärten, dazwischen Willen und Bauerhäuschen, weiter nach rechts, breit ausgegossen, imposant, das brodelnde Steinmeer der Stadt, dahinter, nur in einzelnen Windungen sichtbar, das Band der Donau und jenseits, sich ins Unendliche verliert, der gelbe Spiegel des Marchfeldes. Wo findest Du bald ein gleiches Bild? —

Diese Bank gehört uns fünfen gemeinsam. Hier sammeln wir uns, wenn der Tag sich neigt, zu Raub und erbaulichem Gepschauber. Es ist herrliches Wohlgefühl, von der Arbeit angenehm erschlaft, so zu sitzen und in den Abend zu finken.

Der ganze Organismus strömt der Natur entgegen. Das Räuberwerk der Nerven ist wie abgestellt. Schläfrig glimmt das Gehirn. Alle die ankündenden Gedanken, die tief im Kopf lauern und so hartnäckig sich vorstehen, sind gebannt.

Kein aufdringliches Geräusch fällt in das Ohr, jeder Laut scheint in dieser weichen Stille gestillt. Jergendwoher aus einer Laube weht Lachen oder nadelndes Geplüster herüber, von irgend einer Wiese Rufe von Kindern und manchmal Abend vom Tal herauf aus einer der heurigenen Giebeln schallende Schrammelmusik. Das ist alles, was man zu hören bekommt.

Es ist, als ob jeder Sinn sein Gleichmaß gewönne. Auch das Geräusch fliekt träge und verhölich. Mühen vergehen oft, ehe ein Satz fällt. Und was geschöhen wird, ist leeres, harmloses Zeug. Es ist unmöglich, in diesem Frieden ein Wort auszuwerfen, das zu gereizter Erwiderung herausfordert. — Hauptthema ist selbstverständlich der Garten.

Wie wenn Väter besonnenen und ärtlich und stolz von ihren Kindern sprechen, von ihrem Wachsen, von ihren Anlagen, ihrer Zukunft, so reden wir von unieren Pflanzlein. Der Kanalar erzählt kofschüttelnd, daß „der“ Paradeis nicht werden will. Der ehrgeizige Bädermeister entwickelt mit Vorliebe großartige Pläne. Er will pharbar, Karfiol, Sonnenblumen anlegen. Wenn er nur Platz hätte! Der Lehrer wieder schilbert präherlich, was er heute alles gearbeitet. Und ich singe meinem Salat ein Loblied.

Wenn der oder jener von uns fehlt (vollständig sind wir fast nie), dann wird mit Bejagen der Garten des Abwesenden verlästert. Es ist erstaunlich, welche Fülle abfälliger Beobachtungen da ausgeframt wird. Besonders der Garten des Richters bietet einen nie verjagenden

berichtet er jedesmal, daß er „ganz hin“ ist und daß er „diese Schinderei auf die Dauer nicht aushalte“.

So ist er, mein Nachbar zur Linken. Dort drüben der stark defolletierte Herr — das ist der Bäckermeister; der Großgrundbesitzer in unserer Kolonie. Jeden Nachmittags, sogar manchen Vormittag, regelmäßig den ganzen Sonntag radert er sich.

Bei 300 Quadratmeter umfaßt sein Aneil. Und er hat noch nicht genug. Unablässig finkt er, wie er seine Nachbarn verdrängen und ihre Anteile an sich bringen könnte. Trostlos verfolgt er, wie der Richter mehr und mehr die Lust an der Sache verliert. Wenn der „abgehaut“ hat, will er sich in das Gärtchen setzen! Argwöhnisch paßt er auf, daß nicht ich ihm zuvorkomme. Ich bin überzeugt, er hat bereits scheinheilig beim Richter sonbiert.

Sesst in unserem spiegelhaften Gemeinwesen dieselben Kämpfe, dieselben Probleme!

Was soll ich Dir noch über den finsten von uns, den Kanalaristen sagen! Ein lieber, bescheidener Mensch, der still seinen Kohl baut und rührend dankbar ist, daß er in unserem Kreis gebildet wird.

Stundenlang arbeiten wir oft so nebeneinander; schleppen Gießkannen, strechen die Scholle um, klaben Würmer, nehmen Gemütle für das Nachtmahl aus und in dieser haktlosen Arbeit schwindet ein Nachmittags glaublich schnell.

Keiner kümmert sich viel um den Raasgraben. Zuweilen fliegt von Garten zu Garten ein nachlässiges Wort. Und manchmal hebt einer den Kopf und horcht hinunter: nach dem dunsbrütenden, rauschenden, nahen Wien.

Nur nach einem Unwetter ist die Unterhaltung lebhafter. Dann knattert es durch die Kolonie von jammern den Ausrufen, wenn die Schäden festgestellt werden. Es braucht dann immer lange, bis sich die Wogen des Meeres gelegt und alle sich an die Ausbesserung gemacht haben.

Freund! Setz laß Dich aber zu unserer Bank führen. Das ist der Ausgangspunkt unierer Kolonie.

An der Spitze des Gartens, in einem Enden Wiese, das noch von früher her übrig ist, steht sie, beschattet von unserem einzigen Baum.

Schau doch! Diese Aussicht! Links Kahlenberg, Leopoldsberg, unten, zu Füßen des Hügel, die beherrschende Wallfahrtskirche im Raas-



Der Morgen  
2.1.1916

### Im Weiwagen des Lebens.

Ich habe vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen, wie es wohl kommen möge, daß der Weiwagen unserer Straßenbahn eine Art dritte Klasse geworden ist. Daß sich die Straßbahn darin zusammenfinden ist ja ganz begreiflich; ihr Tyrann zwingt sie dazu. Nebenbei gesagt, es geht mit diesem Tyrannen, wie es mit so manchem anderen ginge; man wird ihn los, wenn man ernstlich will. Ich spreche aus Erfahrung. Vierzig Jahre lang oder länger war er mein unerbittlicher Herr, bis eines Tages der Unabhängigkeitsdrang zu stark wurde und ich sein Joch mit einem kräftigen Entschluß abwarf. Ich glaube bestimmt, daß ich mich nie mehr darunter beugen werde und ich komme mir nicht einmal besonders Arnold-von-Winkelstedt hast vor. Es ist gar nicht so schwer und ich glaube allen Ernstes, was ich vorhin im Scherz sagte: der Tabak ist ein Tyrann wie alle anderen. Nicht seine Stärke, unsere Schwäche macht ihn dazu. Beim Tabak habe ich's nun an mir selbst erfahren und es wäre gut, wenn es mit manchem anderen Tyrannen versucht würde.

Weniger verständlich als bei den Däumlern ist es bei den anderen. Ich glaube sehr, sie tun es, weil ihnen noch immer ein Rest der alten Jahrhunderte Untertänigkeit anhängt. Weil sie nicht wissen, welchen Respekt man vor ihnen hat, haben sie noch immer Respekt. Vielleicht wollen sie aber auch lieber unter sich sein, die Männer mit den schmutzigen Arbeitsröcken — man sage, was man will, sicherlich abelt die Arbeit, aber ihr Ordensband und Ehrenzeichen sind Disarben und Erdtrüsten — und die Frauen, die mit Bündeln aller Art schwer bepackt, ihre Last so scheiden unter den Sitz schieben.

Ist es schon im Hauptwagen nicht sehr heiter, wie erst in dem Weiwagen dritter Klasse, den die Führer geleitet und die Direktoren schmutzig sein läßt, weil es ja ohnehin finster ist und finster, damit man nicht sehe, wie schmutzig er ist. Trotzdem fahre ich noch immer lieber im Weiwagen als im Hauptwagen. Es mag aus alter Gewohnheit geschehen. Vielleicht, daß ich die Zigare doch schwerer entbehre, als ich es Wort haben will. In der „Armut“ von Wildgans geht der alte Spuler heimlich zu seinem Schrank und rückt dort zu einer leeren Zigarrenkiste; es täuscht ihm den willig entgegnet und doch so schwer entpöhten Genuß vor. Vielleicht geht es mir ähnlich und ich erinnere mich beim üben Genuß wohlfeilen Tabaks des Genußes minder wohlfeiler Zigarren. Es mag sein, daß das ein Grund ist, ein anderer ist sicherlich, daß manche Dinge im Weiwagen lange nicht so aufreizend sind, als wenn sie im Hauptwagen passieren. Manche aber passieren nur im Hauptwagen. Es ist traurig, daß man der Stadt des goldenen Herzens so etwas sagen muß, aber es muß leider doch gesagt werden. Die Bahrgasse der Straßbahn haben aufgehört, Berwundeten und Kranken Plätze zu überlassen. Ausnahmen sind selten geworden. Mühsig muß man zusehen, wie der Arme im rüttelnden Wagen mit schmerz-

verzogenem Gesicht stehen muß, er, der für das Volk mit dem goldenen Herzen im Mantel und dem kalten Epismus im Herzen geblutet hat. Es mag sein, daß ich mich irre; es mag sein, daß es auch im Weiwagen vorkommt, aber sicherlich seltener als im Hauptwagen und sicherlich nicht so reichend, denn eher hat noch der das Recht, selber müde zu sein, der von Früh bis Abend schwer gearbeitet oder einen Tag auf der Jagd nach einem bibelischen Nahrungsmittel für seine Kinder zugebracht hat, als wer in der Elektrischen fährt, weil das eigene Auto von der Militärverwaltung beantragt wurde oder Mietautos zur Theaterzeit selber zu haben sind.

Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken. Ein Grund regt an, die zuständige Stelle möge verfügen, daß die Schaffner und Schaffnerinnen das Recht und die Pflicht haben sollen, kranken und verwundeten Soldaten, worunter ganz selbstverständlich auch Offiziere gemeint sind, Sitzplätze im Wagen anzuweisen. Natürlich würde ihnen dies das Recht geben, den Inhaber des Platzes zu veranlassen, diesen aufzugeben. Ich halte diesen Vorschlag für gerecht und notwendig. Ich denke auch, die Leiter werden dieser Meinung sein. Das wird aber nicht genügen. Es wird notwendig sein, daß unsere Meinung von denen geteilt wird, die in der Lage sind, die Schaffner und Schaffnerinnen zu Anwälten der Menschlichkeit und Güte zu erheben. Kürzer gesagt, vom Herrn Bürgermeister. Auf Herrn Direktor Spängler lege ich nur geringe Hoffnung. Er hat sich nur zu oft taub auf dem Ohr gezeigt, mit dem andere in verantwortlichen Stellungen nicht, daß etwa auch für verwundete und kranke Krieger die Benützung des Weiwagens als eine Art Note-Prez-Bogen-Gewohnheitsrecht werde. Es ist selbstverständlich, daß vor der Krankheit und dem Leiden jeder Platz zu machen hat, aber ebenso selbstverständlich ist es, daß es zuerst die trifft, die nicht von der Arbeit müde, traurige Wohnstätten in entlegenen Vororten aussuchen.

Wir denken vielleicht überhaupt zu wenig daran, wie wir denen, die für uns geblutet haben und leiden, kleine unnötige Schmerzen erproben mögen. Es mag ihnen nicht leicht sein, stehend auf den Wagen der Elektrischen zu warten. Der Fahrplan und die übrigen Verkehrshindernisse machen die Wartezeit oft ziemlich lange. Gejunde verdrängen sich das Warten mit Schimpfen und sonstigen laubeshässlichen Zeitvertreib. Leidenden wäre vermutlich eine Sitzgelegenheit willkommen, und deshalb sei, da ich mir nun schon einmal erlaube, den Gewaltigen der Straßenbahn beschreibende Anregungen zu geben, hiermit vorgeschlagen, daß überall dort, wo sich in der Nähe eines Spitals eine Oase befindet, eine Straßbahn befindet, eine oder zwei Bänke aus dem städtischen Borräten aufgestellt werden. Wenn man sich zur Durchführung dieses Vorschlages überhaupt entschließen konnte, so wäre es zweckmäßig, dazu Bänke mit Rücken- und Armlehnen zu wählen.

Ich will die Gasse des Weiwagens nicht überschätzen. Auch im Weiwagen fahren Leute hinaus, dorthin, wo man bei heutigem Wein und vollstündiger Musikführung der Zeiten Not und Sorgen zu vergessen sucht. Ich muß gestehen und empfinden, daß es für einen Schriftsteller mit sozialpolitischem Ehrgeiz eigentlich eine Schande ist, es gestehen zu müssen: aus eigener Anschauung habe ich nicht die geringste Erfahrung, wie es an diesen alten Zustandsstätten der Wiener Gemütslichkeit zuzugucken pflegt. Aber aus anschaulichen Schilderungen, von denen noch immer genug, vielleicht mehr als genug übrig bleibt, wenn man einen gehörigen Maßstab für sozialpolitischen Uberschwang macht, weiß ich, daß dort das Bedürfnis nach einem Erziehungsausschuß nicht vorhanden war. Ich muß in der vergangenen Zeit sprechen, denn man weiß, daß eine Verordnung — unter den vielen eine, die man nicht als Gemein als unzuverlässig bezeichnen wird — die Schließung der Heurigen-Schänken verfügt. Wohl nicht unter der ständigen Aufsicht des Weiwagens wird diese behördliche Maßregel peinliches Aussehen erregen, aber unter denen, die der painföliche Betrieb ihrer Virginität-Zigarren zwingt, sich für eine halbe Stunde in die ungewohnte Gesellschaft des Weiwagens zu mischen. Sie werden dort mit schmerzlichen Bedauern den Zettel geteilt haben, auf dem erucht wird, die Nachtruhe der Spätkler nicht zu stören. Vielleicht haben sie sich auch der Tatsache erinnert, daß ihnen ähnliche Lustigkeiten entgegen leuchteten, wenn sie aus den geeigneten Gefunden an den Hängen des Kahlenberg in vorgerückter Nachstunde nach Hause zurückkehrten, des Gottes der Reben und des Gottes der Vieder voll, wobei sie manigmal die Reben und niemals die Vieder bei sich zu behalten vermochten.

Es ist möglich, daß man in einer Stadt, wo so ziemlich alles verboten wird, doch das Genuß nicht ganz verlernt hat. Wie leicht hätte man nächtliche Aufstellungen verbieten und den mühsam herbeigeführten Schlaf der Verwundeten und Kranken durch ein paar handfeste Wachleute bewachen lassen können. Man tat es nicht, man ersucht, wo man verbieten könnte. Wie schade, daß sich diese Höflichkeit auf die vom Heurigen heimkehrenden Staatsbürger beschränkt und denen, die ohne jenseitigen Wein und süße Mädel nuchtern bleiben, verlagert wird. Nun aber ist's zu Ende mit des Sängers und der Weibchen Höflichkeit. Ein Stück Österreich sinkt ins Grab. Der „Angrad“ singt ihm ein Trauerlied. Hoffentlich erhebt es keine höchsten Urstund und es bleibt bei der Schließung, auch wenn der Frieden den Anlaß besetzt. Paris, so meinte Victor Hugo, sei das Herz der Welt, London war immer ihre Brieffische, Berlin sein Gehirn. Wien war Europas ungeschwungene Heurigenstätte. Wir wollen nicht hoffen, daß diese Leistung der Arbeit wiederkehre, wenn Arbeit wieder an Stelle der Versorgung getreten sein wird. Anderes als der Ruf unserer Weiger und Sängler möge dann Fremde nach Wien locken und wird es. Denn eine Arbeitsstätte, nicht eine Heurigenstätte wird Wien dann sein, oder es wird nicht sein. Alphens,

**Ein Wiener Nachtbild: Der Würstelmann.**

Durch die frühe Kaffeehausperre ist die Bedeutung des Würstelmannes gehoben worden. Er repräsentiert jetzt

gewissermaßen das Wiener Nachtleben, und seine Laterne leuchtet trostreich den Dummlern, die nach Mitternacht der schlechtbeleuchteten, lokalleeren Straße ausgeliefert sind. Nirgends ein Obdach, eine Kaffee oder Zigaretten spendende Stelle, nirgends ein Schwärenverschleiß. Nur beim Würstelmann. Er ist der Schutzgott der Nachtliebhaber, die nur auf Umwegen vom Café nach Hause gehen können, er ist das einzige Straßenlokal, das nicht gesperrt wird, er ist das ambulante Nachtkaffeehaus. Auf seinem Tisch siedet der Würstfessel, steht die Karität einer üppig gefüllten Zigarren- und Zigarettenkiste. Der Würstelmann ist immer beschäftigt, er schwißt im Nachtfrost, ununterbrochen fischt er die Frankfurter aus dem Wasser, streift Senf auf den Teller und schneidet Brot. Es ist gar nicht einfach, von ihm bedient zu werden. Man muß sich anstellen und mit großer Geschicklichkeit das Gewicht seiner Persönlichkeit durch den festgefügtten Kordon des würsteligierigen Nachtpublikums hindurchdrängen. Denn beim Würstelmann ist nach 1 Uhr der Standplatz des Wiener Nachtlebens, da stehen die Leute hungrig umher, jonglieren ihren Teller über die Köpfe der anderen und beißen mit leidenschaftlichem Appetit in die Wurst, unter Verzicht auf jedes kulinarische Zeremoniell. Beim Würstelmann werden die bei reichhaltigen Menüs Erzeugenen, die Wiener Lebewelt und die in den Straßen Herumlungernden einheitlich bedient. Zwischen Damen in Gesellschaftstoiletten, Herren im Smoking die Nachtarbeiter, die Putzher, die Kellner. Der Würstelmann steht zwischen Lokalsperre und dem Schlaf zu Hause. Trostreich leuchtet seine Laterne den nichtmüden Wanderern.

D.

6. / 1. 1916

128

Bäuerin zu uns g'sagt. Wie der Urlaub kommen is, san m'r 'narsog'n. Aber einfach war die Sack' nôt. I hab' mi über mei Alte furchbar giff'n miassen, was die alles mit schleppen hat woll'n. A paar Stück' hat sie sich von die Nachbarsleut ausg'sehen, sogar an leeren Wäschkorb' hab'n wir mitg'nommen.

"Sag' mir nur um Himmels willen, zu was wir dös alles mitnehmen?" hab' i mei Alte g'fragt.

"Mit dir is nix d' red'n, das verstehst du nôt. Glaubst d', mir werd'n mit leere Händ' reinkommen vom Land? Jetzt, wo man in Wien sich um alles Stundenlang anstellen muas, wir i do, wann i an der Quell'n bin, die G'legenheit ausmischen. Das Geld, was wir für d' Wohnung ausgeh'n, muass'n wir do auf a andre Art hereinbringen, und da is das Beste, ma kaufft z'kamm', was m'r kriagt. Auf dös Art san m'r versorgt. So billig als wa em Land kriag i in Wien die Sachen nôt."

"Dast recht!" hab' i mir denkt, und so san wir halt 'nauus aufs Land. Nach a paar Stunden Bahnfahrt hab'n wir no miass'n mit der Post fohr'n. Mit uns im Postwag'n is a Bäuerin g'fahr'n, die an vier- oder fünf-jährigen Buab'n bei ihr g'habt hat, aber glei san wir nôt d'ruckkommen, weil die Bäuerin für das Kind nix zabs'n hat woll'n und mit ihre Röd den Buab'n so eing'wickelt hat, das man nix von ihm g'seh'n hat, erst wa m'r a Weil' g'fahr'n san, hat i den Buab'n 'narsog'wickelt, wa der Ausseher bei der nächstn Station auf den Schwimdel drauffommen is, is er suchstetelwild word'n und hat die

und seine andern Kollegen ein, mit ihm nach Bureauabschluss auf ein Glas Wein zu gehen, da er seinen Geburtstag feiern wolle; man wäre schon lang nicht gemüthlich beisammen gewesen, und eine kleine Bertreibung täte jedem wohl. Von allen Seiten wurde dieser Vorschlag freudig angenommen und Wamperl aufgefördert, sich nicht auszuschießen und mitzugehen.

In der Weinstube ließ man sich den guten Tropfen schmecken, und nachdem verschiedene Worte auf das Geburtstagsstud, den edlen Spenber, ausgebracht wurden, erzählte man sich gegenseitig, wie und wo jeder seinen Urlaub zugebracht und wie jeder bestrebt war, möglichst viel nach Hause zu bringen. Auf diese Weise hatte man Wamperl, der dem guten Wein eifrig zusprach, glücklich so weit gebracht, daß er auf wiederholtes Zureden sich entschloß, auch seine Erlebnisse während desurlaubes zum besten zu geben.

"I hätt' nix erzählt, das könnt's mir glaud'n, aber weil alle das Landleb'n gar so lob'n, muas i auch's do sag'n, wa's mir gangen is und was i für a Freud d'rächt hab'. Aber das eine sag' i euch, auslachen därt's mi nôt, denn das, was mir passiert is, hätt' a andern a passier'n können. I war fest entschlossen, nôt aufs Land zu geh'n, i hab' woll'n in Wien bleib'n. Aber mei Alte hat mit ka Strach geb'n und so lang in mi einig'redt, bis i endlich ia und amen g'lagt hab' und a Wohnung in Trendlwo g'mietet hob'. Vorsichtigerweil' hab' i mi glei beim Binschätz'n erkundigt, wa's mit der Verpflegung ausseht. Oh, ganz guat! Was Des brant's, kriagts' icho!" hat die

### Das verfluchte Hamstern.

Seidem Wamperl von seinem Urlaub zurückkehrt und wieder im Bureau erschienen war, konnten seine Geschäftskollegen an ihm eine große Veränderung wahrnehmen; aus dem gemüthlichen alten Herrn war ein Quantitäts schummiger Sorte geworden; mürrisch und verdrossen ließ er an seinem Tische, sprach mit keinem Menschen ein Wort und gab auf alle teilnehmenden Fragen über sein Befinden nur kurze, kühlige Antworten. Anfangs war man über dieses Benehmen erstaunt, kam aber später süßschmeigend überlein, Wamperl sich selbst zu überlassen und sich in das veränderte Wesen des allgemein beliebten Kollegen zu fügen. "Es wird sich schon legen; wer weiß, was ihm passiert ist. Mein Gott, in dieser schweren Zeit ist es ja kein Wunder, wenn man ein bißchen rappiert wird!" Mit solchen und ähnlichen Schwanken trösteten sich die Kollegen. Nur einer, ein besonders Neugieriger, der von seinem lieben Nächsten alles über schon alles wissen mußte, gab keine Ruhe und suchte auf alle mögliche Art und Weise Wamperl auszuforschen, doch bisher ohne jeden Erfolg. Zunter finend und spekulierend, wie er es anstellen sollte, die Ursache der Verwundung Wamperls zu erfahren, kam er auf einen guten Einfall. Er lud Wamperl

6. IX. 1916

160

war und die Verwaltung okkupierten Gebietes selber in Petrikau und Lutz praktisch studiert hat, war so liebenswürdig, mir diese Dinge neulich auseinanderzusetzen. Der Bezirkshauptmann hat sich mit seiner Aufgabe in den Monaten, die er nun in russisch-Polen und Wolhynien bringt, völlig vertraut gemacht. Er weiß genau, wie man mit den Leuten umgehen muß, ihnen gleich am Anfang zu beweisen, daß die österreichisch-ungarische Verwaltung doch etwas anderes ist, als die russische Willkürherrschaft. Und das gelingt unseren Behörden. Natürlich war es nicht gleich, so, wie es jetzt ist. Es galt Schwierigkeiten zu überwinden, denn die Leute, die hier regiert werden mußten, hatten von Westeuropa nur eine höchst unvollkommene Vorstellung. Namentlich in hygienischer Beziehung hatten unsere Beamten ihre liebe Not. Reinlichkeit erlernte man hier sehr schwer. Die Verproviantierungsschwierigkeiten hat das Kreiskommando nach Möglichkeit behoben. Es wurde Salz, Zucker und Mehl herbeigeschafft. Auch Mehl ist genügend vorhanden. Die Einführung der Brotkarte ließ auf einige Schwierigkeiten. Die Leute backen meist zu Hause und sieben das weiße Mehl vom schwarzen. Aus dem weißen Mehl fabrizieren sie ihr Gebäck, das schwarze heben sie für schlechtere Zeiten auf. Dadurch sind natürlich die Bäcker, die nur mit gemischtem Mehl arbeiten dürfen, geschädigt und ihre Läden stehen leer.

Von Familienangehörigen aus dem inneren Rußland erfährt die hiesige Bevölkerung wenig. Von den vertriebenen Bauern kamen neulich über Stockholm Nachrichten. Sie erzählten, daß die Bauern für ihren zurückgelassenen Besitz von den Russen in barem Gelde entschädigt wurden. Einer der größten Grundbesitzer der hiesigen Umgebung, ein gewisser Wielantski, hatte hier so viel Boden, daß seine Entschädigungssumme in die hunderttausend Rubel ging; wo sich die Bauern, die von hier fortgingen, jetzt aufhalten, weiß man nicht, doch verlautet, daß sie sich in Sibirien angesiedelt haben.

so geschieht, daß man für Geld und gute Worte immer etwas kaufen kann. Auch dann, wenn längst alles ausverkauft ist. Sie haben Zucker in schönen großen Würfeln, Kaffee, Tee und etwas Obst, das zu essen jedenfalls einige Vorzüge besitzt. Aber sie haben eben noch Zucker, während man anderswo längst nur mehr Saccharin bekommt. Sie bringen ihre Waren aus Lublin, Kowel und weiß Gott woher. Aber sie bringen sie.

Als wir diese Gebiete eroberten, die Russen zurückgingen, zogen alle größeren Betriebe mit ihnen. Die wohlhabenden Gutsbesitzer gingen mit und die Bauern, die nicht freiwillig bereit waren, ihren Boden zu räumen, wurden von der russischen Verwaltung gezwungen. Die Juden allein blieben zurück, und wer noch kein Geschäft betrieb, gründete rasch eines. Die, die bisher Zwischenhändler waren, begünstigten sich nun, Kleingewerbetreibende zu sein und haben nun ihre Läden zitiischen Uhrmachern und Bekäufern „gebrannter Getränke“. Alle die kleinen und größeren Orte Wolhyniens sind jetzt mit solchen Geschäften voll. Je näher man der Front kommt, desto bescheidener werden die Läden. Dort, wo die Tragweite der feindlichen Artillerie beginnt, bestehen sie aus irgend einer alten Kiste mit Zuckerweil und Schokolade, hinter der ein alter Jude sitzt.

Früher einmal war der Holzhandel schwunghaft und das Getreidegeschäft warf viel ab. Auch während der Dauer des Krieges, damals, als die Möglichkeit noch nicht so beschränkt war, konnten diese Leute auch hier viel Geld verdienen. In der oder jener Stadt gibt es sogar Rubelmillionäre, die ihr Geld aus allen Windrichtungen zusammengeholt haben. Einige Familien, die in letzter Zeit Vermögen von 50.000 bis 100.000 Kronen erworben, suchten bei unseren Behörden um die Bewilligung an, nach Böhmen auszuwandern zu dürfen. Sie erhielten sie auch.

Einer der hiesigen Verwaltungsbeamten, Bezirkshauptmann Heller, der früher in Wien in einem Ministerium

## Das österreichische Wolhynien.

(Von unserem Kriegsberichterstatter.)

W a d i m i r W o l h y n i j, 28. September.

Neben Solnoten, deutschen, österreichisch-ungarischen, gibt es hier nur noch Juden. Ganz wenig Bauern, wirklich ganz wenige, so daß man vermundert ausschaut, erblickt man einmal einen dieser wolhynischen Bauern im groben Leinwand mit gefesteten Haaren und dem schwarzfarbigen, wie aus Holz geschnittenen Gesicht. Es ist, als hätte keiner dieser Menschen je frei und froh ins Leben gesehen. Das Wort: Rußland ist mit furchtbaren Zeichen in aller Gesichter geschrieben. Wenn sie sich hier ein- oder das andere mal in den Straßen der ländlichen, sehr ländlichen Stadt zeigen, machen sie den Eindruck Verführer, die in die Stre gegangenen sind. Bald verliert man sie aus den Augen und findet sie später im Schatten einer der riesigen russischen Kirchen lagern. Das bürgerliche Leben dieser Gebiete führen allein die Juden weiter. Tag aus Tag ein sitzen sie vor ihren kleinen Buden, wo sich ihre Geschäfte abwickeln. Es sind jetzt meist kleine Geschäfte, Geschäfte, bei denen es sich um billige Galanteriewaren, geringe Nahrungsmittel, Wädsereien und kleine Zuckersachen handelt. Die großen Geschäfte werden ja viel weiter westlich oder viel weiter östlich gemacht. Dem Kanonendonner so nahe gibt es keine geräumigen Comptoirs, sondern nur diese winzigen, ständig von tausend Füßen besuchten Läden, die jetzt mit deutschen Schildern in großen Worten das Bischen antpreisen, das drinnen zu haben ist. Über diese Geschäftsleute hier sind alle

\* (Gesperrte Lokale.) In einer italienischen Zeitung — dem „Secolo“ — war unlängst ein Reisebericht über Wien wiedergegeben, worin der unbefangene Beobachter feststellen konnte, daß sich die Stadt weder hinsichtlich ihres Tag- noch ihres Nachtlebens auffällig verändert hat — zumal das letztere ohnedies von jeher einen provinziellen Anstrich gezeigt habe. Im Gegenteil, möchte man hinzufügen: Gerade dieser „provinzielle Anstrich“, der Wien seinen Rang als Betriebszentrum tief unter den anderen Weltstädten anwies, bewirkt jetzt im Kriege, daß das Vergnügen hier besser erhalten scheint als dort, wo der üppigere Apparat gleichsam auch gründlichere Auslöschung verlangte. Zwar schließen die Lokale um ein Uhr, hört laut polizeilicher Verfügung Schlag zwölf Uhr Musik und Gesang auf, sind ferner Tanzproduktionen und Straßentheater wesentlich eingeschränkt und unterbunden — aber die im engen Gefäß eingefangene Unterhaltungsluft, oder — wie sie sich verschämter nennt: das Ablenkungsbedürfnis schäumt desto mehr in springenden Bläschen auf. Zwei, drei Strazenzüge sind es, die zwischen zehn und zwei Uhr und auch noch darüber hinaus belebt erscheinen, Graben, Kärntner- und Rotenturmstraße, aber bilden zusammen einen gefellig durchplätscherten Wandelraum von Lokal zu Lokal. Die Bars sind jetzt erst eigentlich in Mode gekommen und bilden die nächtliche Fortsetzung des Familienkaffees, etwas freier natürlich.jene raffinierten Stätten zur Verbringung einer „durchdrachten Nacht“ vollends, wie sie im landläufigen Kinostück den szenischen Klagengegensatz zur ärmlichen Bürgerstube darstellen, hatten bisher wenig über herabgesetzte Besucherzahl zu klagen und was ihnen an der feineren sett- und tangoglühenden Stimmung und kultiviert aufgelaufenen Riesenzehen abging, das brachte ihnen wieder die Frequenz durch wahllose Genießer, das „Namsch“-Geschäft sozusagen, reichlich herein. Wien hatte bisher eine schärfere Luft im Nachtleben wahrhaftig nicht zu spüren. Man hat nichts von einem Erlaß gehört, der besser aufgelegt, singende Individuen dem Wachmann überantwortet oder den Frauen das Rauchen verbietet, und wenn ja einmal ein Kaffeesieder sich findet, der einer Dame ohne Begleitung den Eintritt verweigert, so wird daraus — wie unlängst ein Gerichtsfall bezeugte — ein Prozeß wegen Ehrenbeleidigung. Die Behörde unterschreibt eben die völkische Eigenart, daß sie keineswegs ästhetisch ist. . . . Nun geht aber seit geraumer Zeit ein Luscheln und Raumen um, daß von versiegelten Lokalen und noch weiter reichenden Maßnahmen zu erzählen weiß. Ein Etablissement der Innern Stadt, berühmt durch die darfschreienden Fiaske und dem Champagnerkonsum, wurde geschlossen — wie es hieß, wegen der rumänischen Staatsbürgerschaft seines Besitzers; andere meinten: Das sei die Liebe nur ganz allein. Es soll doch ein bißchen bunt getrieben worden sein und die Eigentümer schlechter gehender Lokale hätten das in Eingaben als unzeitgemäß bezeichnet. Sofort tauchten die Namen verschiedener anderer Betriebe auf, die bald nachfolgen würden. Man hörte nichts davon bis erst vor wenigen Tagen. Da hingte die Polizei vor eines der beliebtesten und, an unserer Verschiedenheit gemessen, „fashionablesten“ Lokale — die „Femina“ — das Sperrschloß. Wegen „baulicher Veränderung“ hieß es offiziell. Ja der Bau wird gründlich verändert — vom Grund behördlicher Vorschriften aus. Er soll bisher ein bißchen zu locker gewesen sein, bedarf der Stützung und Pölgung. Nicht zufällig erfolgt diese Sperrung zugleich mit einem weiteren Erlaß: der unbedingten, unteilbaren, einheitlichen 1 Uhr-Sperre. Ueberstunden-Lizenzen sind nicht mehr zu haben! Es verhält sich diesfalls mit der schrittweisen Einschränkung des Nachtlebens wie seinerzeit mit den fleischlosen Tagen. Im Anfang waren sie eine Umschreibung für die Gänse-, Hühner-, Hasen-, Rehe-, Lämmer-, Beuschel- und Weber-Tage und erst nach Jahresverlauf wurden sie ihrem Namen gerecht. Hinsichtlich des Nachtlebens sollen noch einschneidendere Verordnungen bevorstehen, die zwar das Ausmaß der Nacht nicht kürzen, wohl aber ihr Leben wegnehmen. Natürlich setzt auch schon mannigfacher Protest ein. Der Erlaß muß seine Diskussionskurde nehmen, ehe er geändert, aufgehoben oder beibehalten wird. Die Kaffeesieder fordern aus Konkurrenzgründen die frühere Schließung der Restaurants, damit die Rubrik „Gesperrte Lokale“ nicht unfreiwillig erweitert wird.

Im Stammeisl.



Als der Stammeisl-Bierbund an diesem Tag ins Weis' ersahen, konnte man an den Angigen von dreien allerlei artigen Schmuck gewahren. Oberberger hatte gut ein halbes Duzend bischen Abzeichen an sich, Spannagl nur eines, Schwaffer dagegen war vom Stragen bis herab zur Uhrkette mit Medaillen und Plaketten formlich ubersat, ein Beweis, dasir, das er seinen patriotischen Sinn in reichlicher Weise betrigt hatte und es an lobenswerten Opfern nicht hatte fehlen lassen. Nur Etichler war ungeschmickt und man gewahrte an seinem auferen Menschen nicht das mindeste, was auf den Opfertag hingewiesen hatte. Er misste es sich daher gefallen lassen, das ihn Schwaffer mit folgenden Worten apostrophierte: 'Scham Di, Plaketterl halt, Dr kauft! Is dos a G'horstl, ha?'

Ob dos a G'horstl is oder net, is mir wurscht, Inurte Etichler, d' Hauptlach' is: I mag net! Was is d' Burgerel auf offener Stragen g'wider, i hab' la Lust, mir 's Geld fur mir und wieder mir aus der Taschn zwueln z' lassen, i gib mir, Panktum, Strenland drauf!

Fur mir und wieder mir? Da muh i aber bitten, Begehrte Schwaffer auf, 'san d' Kriegs-invaliden mir und d' Hinterbliebenen von Soldaten wieder mir? Und die armen Lungenluchtigen, die san wahrscheinlich mir und die Datscherln in Wien, die was la ganz Paar Stiefel hab'n, die san wieder mir? Na, Du bist mir a schoner Patriot!

Die paar Neusch, die Du den Wiam in ihner Sammelbuchlein einschmeiht, wer'n 's Kraut net sett machen, erwiderete Etichler, 'von mir aus kannst Du als Metter von 'm Waterland aufspiel'n und als G'wiler um fursich Kreiger so viel als Du willst. Wannst aber glaubst, das mir 's imposier, Wenn auer 's ganze Wand mit Medaillen

vollspendelt hat, das er wie a Schutzenkonig ban Kirtag oder a Ballfeld ban Spittillon aussehant, wannst dos glaubst? — er sendete Schwaffer durchbringende Bstie zu — nachher bist am Goldweg!

A so a Aufregung weg'n an Sechserl! meinte Spannagl kopfschittelnd.

Von dem is net die Red' antwortete Etichler und bekam einen roten Kopf; 'es handelt si mir net um 's Sechserl, sondern um 's Pringis-pissel! I bin a Gegner von der offentlichen Burgerel. A Opfertag — 's was denn, wann i frag'n derf? Is net a jeder Tag in der Wochen a Opfertag? Oder is dos am End' la Opfer, wann unferans si in vierundwanzig Stund' mit zwa armenelge Krugeln Bier a freiten muag? Und is dos la Opfer, wann ma si nachgrad 's Essen abg'wohnt, weil all's so a sundhaft's Geld kost? Is dos la Opfer, wann si d' Lent vor 'm Millig wobl anstell'n und nach drei vier Stund' von der g'schnappigen Verkaufsern d'ersah'n, das la Millie mehr da is und das 's wieder hamges'n konnen mit leere Hand? I frag': Brauch'n i da no zwa separate Opfertag?'

Dos is ja all's wahr, sagte Oberberger, aber schliefst und endst: Was is a Sechserl bei die teuren Zeiten? A paar Millionen Sechserln san aber was und es kann all's mogliche g'richt werd'n damit. I fur mei Person kunn' net sag'n, das i a Gegner von die offentlichen Sammlereien bin. Wer mir hergeb'n will, muag ja net, g'nutigt wird net!

A, da muagst i bitt'n! protestierte Etichler, 'wia d' Hliegen in an Knackstall hangen si d' Duab'n an Di an, si geb'n net fruher an Fried', bis ... Er unterbrach sich und wurde verlegen. Oberberger bemerkte das, sah den Freund aufmerksam an, sagte aber kein Wort. Kurz und gut, fuhr Etichler fort, 'i bin a punktlicher Steuerzahler und iwa alsdann guma fur 's Vaterland; mehr mach' i net, weil i net will.

A guater Steuerzahler bist viellecht, meinte Schwaffer, aber dafur der argste Rauger, Streithansel und Krautler, was si ans uberhaupt vorstell'n kann. Viel solche Etichler's kunn' 's Vaterland net vertiefeln, dos sieht fest. D kontrohr — im Gegenteil, schrie Etichler. Da protestier' i! Ahr, wie 's da herumstiat's.

seid's lauter basweiche Schlaschabuna, die aus lauter G'mutlichkeit stufe grad sein und 's Madel lauten lafz's, was laufft. I aber bin der Meinung: A s'unde Dpposition is a Notwendigkeit, ohne Dpposition la Fortschritt net. Wann auer was sagt und alle ander'n wackeln mit die Kopf und sag'n 'Ja! und 'Amen!' dazua, dann man i weg'n was als diese ander'n ubersaupt um ihner Meinung g'ragt werd'n: Soll'n net in unser'n Stadtrat jekt'n a zwa von der Dpposition ein? Na alsdann, da hab't's es.

Ob 's de zwa richten werd'n, is allerdings erst die Frag', meinte Spannagl, 'zu wunschen war' 's ... Vom Antell'n les' i jekt'n jeden Tag und jeden Tag hor' i von auer neuen Maagnahm' dazugehen. G'nutzt hat 's aber bis jekt'n no lane mit.

Aus meiner Jugend dervimmer' i mi, wia i mit an meinigen Freund allweil ins alte Burgtheater ang'stellt hab', sagte Oberberger; 'dazumal san ma a schon zeitlich in der G'rich von Karl g'handen, i und mei Freund allemal d' ersten voran. Dos hatt' i mir in der damaligen Zeit net trama lassen, das i so was ahnlich's in meine alten Tag' a no d'ereb'n werd', nur das d' Lent' net weg'n Mitterwager und der Wolter dastehngen, sondern weg'n an Laderl Milli und a paar Erdapfel. I misst 's nehma: Dos san dazumal lauter junge Burischen, die was ban Burgtheateritel g'handen san, und denen war 's grad recht, wann 's a ordentlich Memasuri und a rechtschaffen's Gebring' geben hat. Aber heit? Alte Muttereln schatz' vor die G'wohler steh'n und klame Kinder grad 's Herz druckt 's an ab, wenn ma 's mit anschau't.

Na alsdann, rief Etichler, 'Du sagst es ja selber! Is dos, mit Verlaub d' frag'n, la Opfer net? Is fur diese Lent' net jeder Tag, den Gott vom Himmel schickt, a Opfertag? Muag ma eahna no a Sechserl fur a Abzeichen aufzuzahg'n?'

Ma Mensch nimmt 's an Armen fur ubel, wann er 'Ma!' sagt, meinte Oberberger. 'Er sagt aber net na, der am allerlechten. I hab' g'jesh'n, wie arme Lent' in die Taschn gefissen und den Abzammelern ihner Sechserl in d' Buchsen g'worfen hab'n und nebenan hab' i aus g'tressene Gackeln g'jesh'n, denen ma 'n Kriegs-gewinner von der Weiten anseut hat und die den armen Kachern. die da nit dastie kanna. ahr.

grufen hab'n: 'Werd's net afahr'n, Lausubere, quadrungliche? Solchene Lent' gibt 's namli bet uns in der Stadt mit 'm beruchmten goldenen Weanahers!'

'Breitl gibt sie 's. Auer von denen sist sogar mitten unter uns, sagte Oberberger, 'heist Etichler, is a grunmiger Gegner von auer jeden Art von Abzammelere!

Dos is bei mir ganz was anders, protestierte Etichler, 'net Schmutzerei, sondern Pringispfunde und ... Er suchte nach einer passenden Erklarung, und da er vor Erregung in Hitze gekommen war, griff er in die Tasche, wo er das Saetuch verwahrt. Im Augenblick aber, da er es herauszog, geschah etwas Unerwartetes: Nitrend fielen Abzeichen, Plaketten und Medaillen zur Erde, und es waren ihrer so viele, das die Mitglieder der Tischrunde, die sich hurtig danach bukten, gar nicht genug Hande hatten, um sie alle wieder aufzukleben' und die Mitschiffe des Leopold und Schanerl sich als unersichtlich erwie.

A so was, rief Etichler, 'i was wirkt net, wie dos Betgs in mei Taschn einkommen is. 'Dos muagst net? 'Lachte Oberberger, 'nachher werd' i Dir 's sag'n. Dos kommt daher, weil der Herr von Etichler zwar a Pringispfunder Gegner von auer jeden Art von Abzammelerei, aber im Grund g'nommen a guater Kerl is, der net das Herz dazua hat, die klar' Duab'n und Maderln abz'weisen. Weil der Herr von Etichler aber sei Memmee als unverbesserlicher Drummbar und Genommee als unverbesserlicher Drummbar und Gistruag net vertier'n will, hat er, bevor das er ins Beisl 'gangen is, die Abzeichen alle mit anander in der Taschn verschwinden lassen, und hat dann den ganzen Abend lang gegen die Sammlereien im allgemeinen und die Opfertag im b'onderen gotschlischer losg'wettert. Dei Schneuzgarten war Schuld dran, das wa Dir auf a Lug drauskommen soll, aber dos macht nit, mi g'freut's.

Nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hat, deren Beiger von der zehnten Stunde nicht mehr weit entfernt war, erhob er sich und sagte: 'Hopla, pat is 's wieder word'n. D' Meinige is zwar a im Grund g'nommen a guate Seel, affrat wia der Etichler, aber wann i spat hamtommt, versteht 's fan Spaz. Schamster Diener allerseits! Leopold, gah't'n!'

Thomas Berner.

## Weinlese.

Vom Weinbau im alten und neuen Wien.

Auf den sonnseitigen Hängen des Nußberges und des Alseggs, am Dreimarkstein und auf den Höhen um Grinzing reifen die Trauben grünlichgelb, rötlich und blau der Lese entgegen, und in wenigen Tagen werden sie in Butten heimgeholt und mitleidlos der Wucht der Presse überliefert werden. Aber diese Ernte wird vor sich gehen ohne freudigen, übermühtigen Jubel, ohne Sauchzen und Hölerschüsse und ohne genächliche Gäste aus der Stadt. Die Traubenernte in Wiens Umgebung ist schon lange nicht mehr so ertragreich, und der Wein ist viel zu kostbar geworden, als daß die Lese etwas anderes sein könnte als eine ernste, sorgsame Arbeit. Auch das war einmal anders, und im Laufe der sechzehn Jahrhunderte, während deren im Wiener Weinland gefeicht wird, hat es wohl nur selten so stille und nüchterne Erntefeste gegeben wie jetzt.

Die Römer haben den Weinbau an die Ufer der Donau gebracht. Nicht damals schon, als sie siegreich das Land wegnahmen, sondern erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt, als Kaiser Probus das bis dahin von den Römern eifersüchtig gehütete Privilegium, daß nördlich der Alpen keine Rebe gepflanzt werde, aufhob. Die ersten römischen Weingärten befanden sich nicht an den Bergküden, die der Wienerwald tastend gegen die Donau vorstreckt — sie dürften damals wohl waldbedeckt gewesen sein —, sondern dort, wo sich jetzt der Schwarzenbergpark von der Ringstraße zum Belvedere dehnt. Erst später mögen die Reben nächst des Ausflusses des Donaukanals aus dem Hauptstrom für den Weinbau nutzbar gemacht worden sein. Doch diese Kulturen hatten sich keines langen Daseins zu erfreuen, denn die Völkerwanderung setzte über sie vernichtend hinweg, und es werden nach der Zeit der Römerherrschaft wohl lange Jahre dahingegangen sein, während deren im Weichbild Bindobonas keine Trauben reiften. Erst als Karl der Große gegen Ende des achten Jahrhunderts Ordnung und Sicherheit ins Land brachte und seinen fleißigen und strebsamen Bewohnern wehrhaften Schutz bot gegen die von Osten kommenden heutigetierigen und zerstörungswütigen Feinde, brach eine neue Zeit der Pflege des Weinbaues an. Auf den Hügel, über die sich jetzt das Häusermeer von Mariabühl und Neubau dehnt, reichte sich Weingärten an Weingärten, und siegreich drang die Pflege des Weinstockes über die heutige Josefstadt nach Norden und Westen vor und eroberte sich die Gebiete des Alseggs sowie jene von Siebering, Grinzing und Nußdorf. Nach Vollendung des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung erstreckten sich die Weingärten schon über die ganzen derzeitigen westlichen Bezirke, und ein Großteil der Wiener Bürger hatte es verstanden, sich aus dem Weinbau eine reiche Erwerbsgelegenheit zu schaffen.

So fanden die Babenberger, als sie in unseren Landen die Herrschaft antraten, im Gebiet des heutigen Wien schon einen wohlgepflegten Weinbau vor. Wochenlang dauerte alljährlich die Weinlese, und Hunderte von Gespannen waren nötig, um die Umengen des Weines in das mauernegeschützte Stadtgebiet zu bringen, unter dem sich ungeheure Keller wölbten. Von weit und breit kamen aus Dörfern die Bauern angefahren und halfen den Wienern, ungläubliche Weinmassen anzusammeln. Ein guter Teil der Kellerschätze floß dann durch die dürftigen Rehlen der braven Bürger selbst, die fast ausnahmslos im eigenen Haus Wein ansähen und in ihren Stuben zum Trunk auch Speise verabreichten. Die Fässer aber, die die Wiener nicht selbst austrinken konnten, wurden auf Schiffen verfrachtet und durch starke Rösse oder

auch durch lange Menschenketten mit viel Mühe stromaufwärts gezogen bis in den Oberlauf der Donau, um in den deutschen Städten ein wertvolles Handels- und Tauschobjekt zu bilden. Denn auf dem städtischen Fluß wickelte sich damals der ganze Verkehr zwischen Ost und West ab, und man kann sich heute kaum eine Vorstellung von der reichen Zahl der Schiffe machen, die die große Wasserstraße besiedelten. Für die Fürsten, die mit klugem Sinn den Wert des Weinbaues erkannt hatten und ihn nach Kräften förderten, bildete die Handelstätigkeit der Wiener eine hübsche Einnahme, denn von dem Ertrag des in Wien verkauften Weines mußte ein Zehntel an die Kammer abgeführt werden. Diese Abgabe soll sich auf überaus stattliche Summen belaufen haben.

Große Schankkeller entstanden knapp außerhalb der Stadtmauern und in der Stadt selbst, bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Gemeinde Wien von Herzog Albrecht II. das ausschließliche Laferrecht, das ist das alleinige Recht erhielt, Wein auszuschenken. In der Bollzeile entstand damals das erste Gemeindegasthaus, und bis zum Jahre 1571 teilte die Gemeinde das Privileg des Weinauschanfes mit niemandem. Erst dann wurde einzelnen Bürgern das Schankrecht eingeräumt. Auch Weinmeister gab es in dieser Zeit schon, die den Weinhandel überwachten und den Wein auf seine Echtheit prüften. Das übliche Maß war in dieser Zeit der Meßimer, der etwa 56 Liter faßte. So gangbar und beliebt wurde dieses Maß, daß sich auch jetzt noch in den Kellern mancher Sauer Fässer finden, deren Maßziffer ungefähr diesen Inhalt ausweist.

Gart litt dann der Weinbau, als zweimal die Heere der Türken herangezogen kamen und just auf den Nebenhügeln vor der bewehrten Stadt ihre Zeltlager aufschlugen. In Salmansdorf zeigt heute noch ein Haus stolz die Tafel, die daran erinnert, daß an dieser Stelle Kara Mustaphas Zelt stand. Daß die weinberachtenden Türken die Weingärten nicht schonten, liegt auf der Hand. Aber auch die weinbautreibende Bevölkerung wurde von dem Feind vertrieben oder ermordet, und von den kleinen Säuschen der Weinbauer mag nach dem Abzug der Türken nicht viel übrig gewesen sein. Doch der Türkensturm brauste vorbei und der Wiener Weinbau erstand zu neuer Blüte. Im achtzehnten Jahrhundert hatte er wieder große volkswirtschaftliche Bedeutung gewonnen, und vor etwa hundert Jahren wurden im Grinzing Gebiet sogar kostspielige Versuche gemacht, fremdländische Sorten zu pflanzen und die edelsten ausländischen Weine auf Wiener Boden zu ziehen. Aber ob die Rebe nun aus dem südlichen Frankreich stammte oder aus dem Libanon — in Grinzing wuchs auf ihr doch immer ein Grinzingaer. Und der ist nicht der schlechteste. Immerhin wurden Hand in Hand mit diesen Versuchen namhafte Fortschritte in der Kellereiwirtschaft gemacht.

Nun ist die Blütezeit des Wiener Weinbaues längst dahin, und die vereinzelten Sauer, die jetzt noch für jäheres Geld ihren Eigenbau schenken, sind eine schattenhafte Erinnerung an den Glanz verhauchter Jahre. Die Reblaus hat ganze Weingartenhänge zerstört, und mehr als ein Sauer hat entmutigt den Kampf gegen diesen winzigen und doch so fürchterlichen Feind aufgegeben. Dazu kam, daß die Häuser der Miesstadt die freien Flächen immer weiter hinausdrängten und gierig ein Grundstück nach dem anderen verschlangen. Wozu in heißer, harter Arbeit mühsam dem unter Krankheiten leidenden Weinstock ein paar Trauben abbetteln, wenn für das Stückchen Grund die blanken Tausender winken? So wird der Weinbau in Wiens Weichbild immer farger und farger, und einst wird wohl die Zeit kommen, da ein eigener Tropfen für den Wiener eine Seltenheit ist.

## Das neue Wien.

## Zu den baulichen Veränderungen.

Von Zeit zu Zeit wandelt auch dem modernsten, praktischsten, weltstädtisch fühlendsten Wiener etwas von einem elegischen Vorgefühl an, wenn er sieht, wie mit Spade und Spaten das alte Stadtbild umgeworfen wird, um einem kalten Geschäfts- und Mietsblod zu weichen. Gewiß: Verkehrs- und Bequemlichkeitsfragen, Zentralisations- und Vereinfachungsmittel, Grundausnützung und Raumbewinn sind für die Großstadt wichtiger als Bedenken wehleidiger Pietät. Aber das gewohnte alte Umbild Stückweise fallen und von heute auf morgen von fremden Riesenkomplexen verdrängt zu sehen, rührt dennoch an unser, die köhliche Farbe nie ganz verlierendes Heimatsgefühl. Wird man dereinst im Umkreis der stolzen Straßenzüge und umgewandelten Szenerien das Bild der Vergangenheit aufbauen und sich im Geist Altwiens orientieren können? . . . Stimmungen, die in den letzten Tagen aus dem Anblick vorgeschrittener Bauarbeiten und der Verkaufsbauung stadträchtlicher Beschlüsse wieder aktuell geworden sind. Beide gelten vorzugsweise dem alten und dem neuen Naschmarkt.

Die langgestreckte Hütten- und Hallenkolonie zwischen den eng herandrängenden Häusern der Wienzeile ist nicht mehr weit von der Vollendung entfernt. Auf dem unteren, bei der Sezession gelegenen Teil sind die Holzgerippe der Kioske, die wie eine Kreuzung aus altfischen Tempeln und Garagen anmuten, schon gänzlich mit Backstein und Mörtel ausgefüllt und könnten bald lebendiges Markttrüben empfangen. Weiter nach oben aber sieht es noch durchsichtiger, luftiger aus — eine Akropolis von niedrigen, nummerierten Verschlägen, die vorerst den Eindruck leerstehender Käfige machen, und zierlichen Holzgezeichneten Säulenhallen, in denen die Anstreicher und Zimmerleute ihre Arbeit verrichten, eine unabhärbare Reihe. . . Aber alles sieht schon glatt, geordnet und geordnet aus und die Bewohner der Umgebung wandeln getrost, statt sich der bisherigen Übergangsstellen zu bedienen, mitten durch die reinlichen Hallen. Der gesteigerte Verkehr an dieser Grenzscheide zwischen dem fünften und dem sechsten Bezirk gibt einen Vorgeschnack des künftigen Treibens. Am äußersten Ende des neuen Marktes, der sich weit über die Galtstelle „Kettenbrückengasse“ hinzieht, mündet dann die Gruppe der Flachgewölbten Hallen in eine weite, glaciartige Asphaltfläche. Wahrscheinlich soll sie zur Auf- und Abfahrt der Bauernwagen dienen, die einmal die Nahrungsmittel hiehererschaffen werden. Aber geben wir uns immerhin der Vorstellung hin, daß dieser freundlich-helle, von alten, windschiefen Häusern umsäumte Platz — man merkt übrigens ihrem traulich ineinanderfließenden und rückwärtigen Aussehen die alte Uferreichung an — ohne Zweck ist und bloß eine Rückkehr zu der vorzeitlichen Freude an freien und unbebauten Flächen bedeutet! Wer weiß übrigens, ob nicht eine Zeit kommt, wo sich die einträgliche Vorliebe als hygienische oder verkehrstechnische Notwendigkeit herausstellt und man dann so hebergt niederreißt, wie man jetzt aufbaut.

Vom neuen Naschmarkt zum alten! Er freut sich noch immer jahrmärktlich und trabbelenhaft seines Bestehens, ohne eine Ahnung von der baldigen Zukunft. Man möchte sich das Bild immer fester einprägen, damit man später einmal kein buntes Aquarell für die Erinnerung braucht, wie dieser Ueberrest des mittelalterlich umschwebten Groß-Wiens ausgesehen hat. Laut baulichen Beschlusses wird davon nicht einmal der Platz als solcher übrig bleiben, sondern einem stattlichen in die Gegend des Freihauses verlaufenden und zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Strahenzug Raum geben. Das bedeutet ohne Zweifel einen erheblichen Zuwachs an Großstadtwirkung, an Kaffeehaus-, Kino- und sonstigen Betriebsmöglichkeiten, eine Erweiterung des Begriffes der „Lunonen Stadt“; sie wird überbaut

kein Ende nehmen. . . In die Erwartung dieser Zukunft, die ja allerdings neue Zonen dekorativer Städtlichkeit erschließt, mischt sich nicht allein wegen des alten Naschmarktes, der zuvor als Opfer fallen muß, ein leichtes Bedauern. Wird man nicht später nach der baulichen Neugeschaltung des großen, auch die Freihausgründe umfassenden Areals den freien, halb ländlichen Ausblick aus der Rärninerstraße vermissen? Man begriff ganz unmittelbar das Geschichtliche ihres Namens, wenn man aus ihrer vornehmsten Enge heraus hügelig gehäuft und in vorstädtischer Breite die Häuser verschwimmen sah und stülte: Landstraße, Bahnhof, Süden. . . Wird diese eigenartige und für die Stadt bezeichnende Angrenzung von Weltgetriebe und Landschaftsstimmung nicht früher oder später dem Auge genommen werden? . . .

Auch das Schicksal einer andern Wiener Nobelstraße, der Herrngasse, beginnt sich allmählich zu vollziehen. Ihre vornehm-rühige Schmalheit ist längst aufgeborsten und spammoffen. Die altschwindigen grauen Barockbauten zur Rechten, gegenüber dem niederösterreichischen Landhaus, sind teils in Schutt gelegt, teils schon durch frohrende Zinshäuser ersetzt. Die Verwallung wird jetzt noch schneller vor sich gehen. Schon ist man daran, an Stelle des weitläufigen Siechtenstein-Palastes, auf dessen Grundstücken sich bekanntlich seit geraumer Zeit ein üppiges, die Kungleien der Kriegsgetreideverkehrsanstalt beherbergendes Haus erhebt, nunmehr auch andre moderne Industrieghäuser aufzuführen. Es ist das Ende der Herrngasse, die damit vollends ihr antiquarisch-amtliches Gepräge verlor. Es ergeht ihr damit ähnlich, wie dem Schwarzenbergplatz, dessen adelige heitere Palastwürde schon seit langem durch die verplante Fassade des neuen Hotelbaues gestört ist. Vor dem Krieg gab es über die neue, betriebstaute Zukunft des Platzes mannigfache Debatten. Ein Hotel hieß es, paßt nicht in seinen überlieferten ruhigen Charakter, nicht in seine symmetrische Festlichkeit, die hier von Natur aus gegeben scheint. Andre wiesen demgegenüber wieder auf Weltstadtbedürfnis und Raumangel. So verblieb es bei dem Bauprojekt, jedoch unter der Bedingung, daß die Front der an Stelle des neuen Hotels gestandenen Häuser nicht weiter vorgeschoben werden dürfe. Man begann also das Haus, beziehungsweise die beiden Häuser, von innen umzubauen und entzog die Veränderung dem Blick der Passanten. Sie konnten nur sozial erschauen, daß nunmehr ein trübseeliges Gemäuer die ehemalige Harmonie zerriß. Was weiter geschehen wird, ist noch ungewiß. Die Bauarbeiten kommen langsam in Fluß, und so bietet der Schwarzenbergplatz das Bild eines architektonischen Provisorium.

Die Großstadt muß herzlos gegen sich selber sein, das ist das traurige Gesetz ihres Wachstums. Ob es irgendwie zu umgehen oder abzumindern gewesen wäre, zu diesem Gedanken ist es jetzt zu spät.



### Frühstück für die Schuljugend!

In hellen Scharen strömen wieder unsere Kinder, die Zukunft des Staates, unsere Freude und unser Stolz, zur Schule; vom kleinen Dreikäserhoch bis hinauf zum Maturanden haben schon alle wieder die Schulbänke besetzt und sollen lernen — lernen, damit sie dereinst den Platz, auf den sie Beruf und Schicksal gestellt hat, auch voll und ganz ausfüllen können.

In früheren Zeiten, vor dem Kriege nämlich und auch noch zu Beginn des vorigen Schuljahres hatte man, sah man die Jugend zur Schule wandern, den herzerfreuenden Eindruck, sorglose, fröhliche Kinder, auch die aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung stammend, vor sich zu sehen. Kinderjubiläum und Lachen erfüllte die Straßen. Wie sehr hat sich dies im Laufe der jüngsten Zeit geändert. Denn immer beschwerlicher und kostspieliger gestaltet sich der Lebensmittelbezug, besonders für die ärmeren Schichten. Längst haben sie es aufgeben müssen, ihren Kindern den gewohnten Milchkaffee zum Morgenimbiss zu reichen; Milch, Kaffee und Zucker sind nur mit großen Opfern an Zeit und Geld erhältlich; an Stelle des Kaffees trat die Einbrennsuppe mit Brot. Aber auch das zur Herstellung der Suppe unumgänglich notwendige Fett ist nicht zu beschaffen und das Brot? „Gib uns heute unser täglich Brot!“ beten wir; es wird jetzt nur allzu häufig umsonst gebetet. Der liebe Gott im Himmel hat es wohl gegeben, aber menschliche Ueberhebung und Gewinnsucht haben es so weit gebracht, daß auch der Brotbezug schon mit den größten Zeitopfern verbunden ist und die Mütter sich gezwungen sehen, ihre Kinder mit leerem Magen in die Schule zu schicken, wo sie bis Schluß hungrig dastehen müssen. Und so sehen wir, anstatt der fröhlichen Kinderschar von einst, Kinder traurig und gedrückt zur Schule wandern, in den Gesichtern, der Haltung und dem ganzen Aussehen den Hunger und die Entbehrungen aufweisend, denen sie ausgesetzt sind. Hungrige Kinder gehen zur Schule und sollen dort mit Eifer und Lust den Erklärungen der Lehrer lauschen.

Grauen und Entsetzen schüttelt wahre Menschenfreunde, welche diesen Jammer mit ansehen müssen. Hungrige Kinder! In tapferer Wehr stehen die Väter der meisten dieser Kinder auf den Schlachtfeldern und schützen das Vaterland und ihre Kinder darben zu Hause.

„Ist niemand da, der uns etwas zu essen gibt?“ fragen die hungrigen, so matten Augen. Ist, weil der Vater in fernen Ländern für die Heimat kämpft, niemand hier, der uns vor dem Hunger schützt, der in unseren Eingeweiden wühlt und uns das Lernen zur Unmöglichkeit macht? Diese stumme, bangende Frage müssen wir Frauen beantworten, und zwar bejahend beantworten. Wir müssen dafür Sorge tragen, daß die armen Schulkinder ein Frühstück erhalten.

Die Bozsonner haben für die Flüchtlinge dank dem Opferinn, der die Bozsonner Bevölkerung auszeichnet, große Geldmittel aufgebracht und nach Möglichkeit geholfen; kein siebenbürgisches Kind braucht, gottlob und Dank, hungrig zur Schule gehen. Es werden auch, dessen sind wir sicher, reiche Spenden einlaufen, wenn wir für unsere einheimische Schuljugend uns bittend an unsere Mitbürger wenden. Wenn wir stehen: Gedanke der armen Schulkinder! Denkt daran, daß sie unsere Hoffnung, unsere Zukunft bedeutet und laßt sie nicht vor Hunger und Entkräftigung zu-

grunde gehen! Helft, indem Ihr die so oft als gabefreundlich erkannten Hände öffnet zu Gunsten einer Frühstücksbeschaffung für arme hungernde Schulkinder!

Wir wenden uns hiermit vor allem an die hiesigen großen Unternehmungen, Banken, Firmen und jenen Teil der Bevölkerung, der in der glücklichen Lage ist, größere Beträge auf einmal dem edlen Zwecke zuzuführen. Und wer eine größere Summe auf einmal nicht geben kann, der übernehme die Verpflichtung, auf Schuldauer für mehrere Kinder oder auch nur für eines 3 Kronen pro Kind allmonatlich für die Frühstücksaktion zu erlegen.

Drei Kronen monatlich, also 10 Heller täglich, dürfte nach unseren Berechnungen eine kräftige Suppe inklusive Brot (Milch oder Kaffee ist unmöglich zu beschaffen!) pro Kind kosten. Der Hausfrauen-Verein „Unitas“ übernimmt die Organisation für die Frühstücksaktion und bittet um gütige Zuwendung von Spenden, um die so notwendige Frühstücksaktion baldigst ins Leben rufen zu können.

Alle Spenden bitten wir in unserem Lokal, Holzgasse 9, abgeben zu wollen, wo auch die Erklärungen zur Uebernahme von Monatsbeiträgen dankend entgegen genommen und öffentlich verlautbart werden.

Für die Schulkaktion zu Gunsten der armen Schuljugend wird Altpapier aller Art von uns gesammelt. Das so überaus rührige, brave Pfadfinderkorps hat sich in Anbetracht des gemeinnützigen Zweckes bereit erklärt, angemeldete größere Mengen Papier von nun an abzuholen, welches hilfsbereite Anerbieten wir hiemit zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen, um recht viele Zuwendungen von Altpapier bittend. Auch getrocknete Zwetschenkerne nehmen wir dankend zur Verwertung an. — Jenny Seerlich, Präsidentin des Bozsonner Hausfrauenvereines „Unitas“.

## Der dritte Herbst . . .

Das Fremdwort „Saison“ läßt sich nicht verdeutschern. Ebenso langatmig wie seine Umschreibung wäre, ist die Definition dieses Wirrsales von Begriffen. Die Damen tragen neue Herbsttoiletten, man erzählt vom Land, sitzt in überfüllten Cafés, im Theater, vor dem neuesten Film-Amerikaner, macht seine Besuche, konstatiert, daß das Aussehen prächtig ist, berichtet einander die neuesten Familienereignisse der letzten acht Wochen, daß Wella nun auf die Universität kommt, Oufel Mundi in Agram eine Filiale errichtet hat, im November Caruso wiederkommt und das Verlöbniß der kleinen Thea mit dem blonden Oberleutnant überraschenderweise zurückgegangen ist, wo doch schon die Wäsche usw. usw. Dies alles in vielfachen, buntschillernden Varianten gibt den „Saison-Beginn“. Das Mosaik gehörig durcheinander geschüttelt liefert beliebige Kapitel der Fortsetzung.

Saison-Beginn, Herbst-Beginn. In den Parks ist es leer geworden. An trügerisch warmen Abenden trägt der Wind eine Duftwolke verwesenden Laubes aus den Alleen. Die Leichtrondelle sind längst leer. Bänke werden fortgeschafft, Monumente unter schützende Holzhüllen gestellt, Rosenbäumchen in ihre engen Strohhüllen gesteckt. In wenigen Tagen ist alles so ganz anders geworden. Nur der Mond, blaß und verschwommen wie eine Kerzenflamme hinter blauem Glas, geistert durch das halb entblätterte Astgerippe des alten Kastanienbaumes, wie einst an milden Vorfrühlingsabenden.

Der dritte Herbst . . . Man hätte es nie, nie geglaubt. Dreimal ging das leise, schöne Sterben durch Wald und Garten und noch immer pressen uns die ungeheuren Fingerringe des titanischen Gespenstes. Manchmal allerdings spüren wir sie nicht. Da verflucht Zeit und Krieg und alles zeigt längst gewohnte Züge, Mienen, die nicht mehr fremd anmuten. Man fährt im Omnibus oder auf der Straßenbahn und man merkt es kaum mehr, daß es Frauenhände sind, die einen den Fahrschein ausfolgen, geht durch nächtliche Gassen und ärgert sich nicht mehr, daß kein Gefährt zu bekommen. Und in wenigen Tagen hat man sich daran gewöhnt, daß es in öffentlichen Lokalen kein Brot mehr gibt und der Piccolo nur ein Krügel Bier auf den Tisch stellen darf. Und man beachtet es kaum, daß Schlag Eins die Kaffeehauslichter erlöschen.

Es ist eine harte Zeit und besonders die Vorstadtgasse zeigt, daß es auch bewundernswerte Kämpen im Hinterlande gibt. Auch die Großstadt hat ihren tiefen, engen Schützengraben. Der Zwang ist eine wunderliche Schule. Er uniformiert die Menschen auf ihrer Suche nach den Forderungen des Alltags, reißt sie Kopf an Kopf in eine Phalanx, arm und reich, Bettler und Bürger. Er hat das soziale Problem der gleichen Neukleidung phantastisch rasch verwirklicht, erläßt Anordnungen für hoch und niedrig, Privatmann, Kleinbürger und Dienstbote.

Man muß sich in Details verfrachten, um die Zeit ganz zu erfassen. Mag sein, daß da der Blick leicht müde wird und sich nach der schöneren Oberfläche zurücksehnt. Nach den Dingen, die so sind wie sie immer waren. Wie ein Kind, das uns fragend anschaut: „Warum: der dritte Herbst . . .?“ Daß es noch so vieles gibt, an dem Frost und Glutwind so völlig spurlos vorbeigegangen, ist wohl das unerhörteste Wunder dieser Zeit. Der dritte Herbst — und noch immer der ruhige Gleichklang der Alltagsbildnisse in Stadt und Land: Die große Schmiede, in der Menschen und Waffen gehärtet werden um in unabsehbarem Strom an des Reiches Grenzen zu fließen, die Schule, das Theater, das Schreibpult, die Werkstatt, alles woran die Kultur der zweiten Jahrtausendwende so reich. Vielleicht wird auch ihr kostlichstes Kleinod bald wiederkehren.

Bärm und Bied sind längst erloschen. Es ist ein gespanntes Atemhalten in den Titanenarbeiten unserer Volkskraft. Es gilt die letzten Würfe zu tun. Stück um Stück rollt der Stein nach der Gegenseite. Es ist, als würden zwei Fäuste, die drüben noch im letzten Augenblick zupackten, die Talfahrt beschleunigen.

Dritter Herbst . . . Bilder wie jedes Jahr: Nebel und wandernde Wolken, ein Lächeln Sonne, ebenso schnell zerronnen als gesponnen, summende Abendstübchenlichter, reiß- und mondbeschnittene leere Gärten, letzte Blumen, die langsam verwesen und verwesen. Und in den Großstädten, in neuen Farben und Formen gehüllt, Saisonbeginn, Herbstbeginn. Das melancholische Dichterwort vom „welken Laub und welken Hoffen“ gilt nicht in der Menschheitsgeschichte. Und mag auch ein dritter Winter und ein dritter Frühling kommen, auch unter dieses Kapitel der Historie wird die Zeit ihren Schlupfpunkt setzen.

## Sozialpolitische Wochenplauderei. Bereitschaft.

Wir sind doch weiter — weiter oder anders — als zu der Zeit, von der Bocaccio uns erzählt, daß der Schwarze Loh heute ein Heerführer des russischen oder des englischen Zaren einem einzigen Schlachtplan opfert. Nicht leicht wäre es uns heute möglich, uns unter dem Vorhug der schönen Pampinea abseits der Stadt zu geistreichen Gesprächen und munteren Erzählungen von der Liebe und anderen Vorheiten zu versammeln. Die vornehmen Männer und klugen Frauen von Florenz wollten das Schwere in der Einsamkeit vergeffen, um es zu ertragen; sie konnten noch vergeffen. Wir können es nicht mehr, zu tief wurzelt in uns die Erkenntnis, daß das Leben nur noch erträglich ist, wenn wir einer dem anderen keine Last als Genosse tragen helfen.

Die Erkenntnis? Ist das nicht zuviel gesagt? Gilt da nicht wieder einmal ein Wunsch der Wirklichkeit voraus? Ist unser soziales Leben nicht noch ganz und gar Gefühl? Darf man wirklich schon von Erkenntnis reden?

Gewiß ist's noch nicht Tag, aber es scheint zu dünnern. Wie die schöne Pampinea mit ihrem Haffaat im Jahre des Unheils 1348, so ziehen sich auch heute einzelne aus den verrosteten Gebieten des Empfindens in den Garten der Erkenntnis zurück. Es scheint, daß sich die Wandlung vollzieht. Unser Herz fängt an, denken zu lernen. Der Altruismus hat sich als zu schwach erwiesen; wir müssen aufhören, auf Erlösung durch ihn zu hoffen. Der Egoismus bleibt Sieger. Aber da der Egoismus der Wenigen die Menschheit in so unerbörtes Elend stürzt, so schickt sie sich an, ihm den Egoismus über entgegenzustellen. Es wird nicht anders gehen. Naturwissenschaftliches Denken gestattet die Erwartung nicht, daß sich eine Eigenschaft in ihr Gegenteil entwideln könne. Egoismus ist sicherlich eine Eigenschaft des Tieres Mensch,

und so wird uns, wenn wir von dem gegenwärtigen Zustand zu einem höheren emporspringen wollen, nichts anderes übrig bleiben, als den Egoismus der Einzelnen zum Egoismus der Gesellschaft auszubilden, den schädlichen zum nützlichen höher zu züchten. Dann wird der Gesellschaftsegoismus nicht länger gestatten, daß die Egoismen der Einzelnen einander schädigen.

Nur Erkenntnis kann uns den Weg zu diesem neuen sozialen Zustande weisen. Hier, wo über das Ich, das nur sein eigenes Wohl will, ein Wir gesetzt werden soll, das nur sein eigenes Wohl will, hat das triebhaft empfindende Herz nichts zu sagen, sondern nur der Klar erkennende Verstand. Es ist deshalb vonnöten, daß wir an die Stelle der Empfindungen Kenntnisse setzen. Die Zeit ist gewiß nicht ferne, wo alle Politik soziale Politik und das letzte Ziel alles Wissens das soziale Wissen sein wird. In westlicheren Ländern hat man begonnene, soziales Wissen in eigenen Schulen planmäßig zu lehren. Auch bei uns wird nun ein Anfang gemacht, ein bescheidener Anfang, wie er eben einem jungen Vereine möglich ist, den seine Aufgaben und letzten Ziele und wohl auch die Denkweise seiner Männer und Frauen von der Gunft der Mächtigen und Reichen abschließen. Diese fördern begreiflicherweise die Bereitschaft, die ihre Macht stützt und ihren Reichtum mehrt; die Lehre vom Sozialegoismus wird dieser Macht keine Stütze sein und diesen Reichtum nicht mehren, denn der Sozialegoismus will alle gleich mächtig und keinen reicher als den anderen. Wer lernen will, welche Wege zu diesem Ziele führen, dem bietet Anfänge die „Bereitschaft“ in den Vortragsreihen, die am nächsten Donnerstag Doktor Paul Kramer mit seinen Vorlesungen über die biologischen Grundlagen der Soziologie einleiten wird. Bestimmene Anfänge einer Schule sind es, aber nicht immer gültig die erfolgreiche Lehre vom Tempel und den Schulen aus; vom Hause des Hottlers und dem Meer bei den Fischerbooten zog sie aus über alle Lande der Heiden.

Es sei noch rasch aufgezählt, was in der Veranstaltung der „Bereitschaft“ sonst noch unternommen wird. Professor

Dr. Hans Pelsin liest ein Kolleg über die Verfassung Österreichs; der tiefe Kenner des Marxismus, Dr. Max Adler spricht an zwanzig Montagen darstellend und kritisch über Gesellschaftslehre. Vierzig Jahre Weltgeschichte, wie wir älteren sie, immer wieder entfaucht und doch immer wieder hoffend, miterlebt haben, bespricht Abgordner Karl Leuthner. Der Patriarch des Dreißigers in Deutsch-Österreich, Dr. Julius Diner spricht über den sozialen Gehalt der Novellen zum Bürgerlichen Gesetzbuch. In ganz eigenartiger Weise wird die Frauenbewegung in ihren beiden Unterabteilungen als bürgerliche und sozialdemokratische besprochen werden; die Frauen: Adele Gerber, Dr. Marianne Zycha, Olga Mijar, Elise Beer-Angerer, Anita Müller, Leopoldine Kulla und Emmy Freundlich teilen sich in das Lehramt. Direktor Edgar Herz wird der Betrachtung des Goldschneit behandelt in sechs Vorlesungen das Grundproblem des Staates. Im Frühjahr wird Dr. Ludwig Zerkh über soziale Hygiene sprechen.

Sich sprach vorhin von einem bescheidenen Anfang. Ist er wirklich so bescheiden? Von unseren freidentenden Männern und Frauen werden der besten einige sprechen, und Fragen werden erörtert werden, die zu den Wurzeln des sozialen Erkennens hinabreichen. Wenn der Bedeutung der Vortragenden und dem Werte dessen was sie vortragen, Zahl und Eifer der Hörer entsprechen, woran die bisherigen Anmeldungen kaum mehr zweifeln lassen, so wird der Anfang wirklich nicht gar so bescheiden sein. Viel wird von dem Gelingen dieses Vorlesungs abhängen. Fällt er nach der Hoffnung bereit, die sich seiner unterfangen, aus, so wird wohl auch Wien statt einzelner Vorlesungen seine Schule für soziales Wissen bekommen, wenn der Krieg vorüber ist und eine Jugend zurückkehrt, die draußen erkannt haben wird, daß eine neue Zeit mit neuen Zielen emporsiegt und neue Menschen mit neuem Wissen uns nottun.

Sich denke, die „Bereitschaft“ wird sich ihren Namen wohl als ein Symbol gegeben haben. Sie hält Bereitschaft, um das was kommen soll, würdig zu empfangen. Alpheus.

Der Abend  
14. IX. 1916

14./X. 1916

171

[Brotverteilung im Burgtheater.] Als dieser Tage im Burgtheater „Götz von Berlichingen“ aufgeführt wurde, kam es zu einem merkwürdigen kleinen Zwischenpiel. Im dritten Akt — die Burg Götzens ist von den Kaiserlichen belagert — erscheint die Frau Götz von Berlichingens auf der Szene mit einem enormen Brotlaib am Arm, von dem sie bedächtig für ihre Familie und den Troß Schnitte auf Schnitte herunterzuschneiden beginnt. In diesem Moment bemächtigte sich des dichtbesetzten Hauses eine eigenartige Aufregung. Ein Raunen und Wispern ging durch das Publikum, und die Störung, die dadurch entstand, teilte sich den Schauspielern mit, von denen einzelne ihre Lachen nicht verbergen konnten, so daß durch einige Augenblicke das Spiel stockte. Schließlich trat die notwendige Ruhe wieder ein und das Drama konnte ungestört seinen Fortgang nehmen.

Am Stammeis!



„G'prie no heit' alle meine Knochen, sammerte Schwaffer und trant elegisch sein Strigel leer, obwohl scho mehr als a ganzer Tag in zwiischen vergangen is. Na, meine Herren, das is mir für mi! I bin zwar soweit no a ganz a rüstiger Mensch, aber für so was wie dös bin i net d' hab'n. Dös san Strapazen, die was mei Körper net mehr übertraugt.“

„Was is denn, was host denn?“ fragte Spanmagl besorgt, bist am End unter die Hochturvisen g'gangen auf Deine alten Tag und auf an Berg aufzitareit? Oder hast ban Wascheimann im Prater Dei Kraft derprobt und an neuchen Weltreford probiert? Was is Dir denn g'scheh'n, alter Spezi? Du schauft ja meiner Seel' ganz framhappert aus. Erzähl do, was Dir passiert is!“

„Da G'spur von dem, was Du manst, erwiderte Schwaffer, „aber dafür viel was Agereres. A paar Eier hab' i mir 'saut — was sag' i: hab' i mir kaufen woll'n, und aus dem Grund war i g'leim in der Fes'h in des Wartihallen' Brauch i Euch no mehr d' erzähl'n, meine Herren? Blane Flecken am Arm hab' i kriagt, a paar Lösser in die Schuah, an eing'nommenen Schädel, an Grant, der für acht Tag langt. 's angige, was i net kriagt hab', san Eier g'weisen, denn wie nach a paar Stund' die Weih' an mi kommen is, hat 's g'hagen: „Ausverkauft!“

„Dös kommt daher, wann si Neut' um a Sach' anneimen, von der i' mir verstedigen,“ meinte Oberberger und lachte triumphierend. „Glaubt mir 's oder glaubt ma 's net? I hab' g'leim, auszukosten.“

also am nämlischen Tag, wo Dir dös Malheur passiert is, ohne Ansteln, ohne Nummel, ohne Memajurt a ganz Duzend Prima-Eier in derwischt und hamtrag'n. D' Weinige, die hat Augen g'macht! Wie i dös denn ang'stellt hab', hat i g'fragt. Ob i mit ang'stellt hab'? hat i g'fragt. Und wie lang? Und wo? Und wie? Und wann? Und giet hat i Quat und Zacken g'nommen und wollt' auf und davon, damit i a no a bisserl von dera Herrlichkeit derschnepp. Aber i hab' i z'rud' g'halten und hab' g'sagt: „Weib' daham, is schad' um 'n Weg; denn das Geseimnis von mein' Erfolg, dös is die überlegene männliche Nutzälligen. Verlesch'n muas ma si aus' Einkaufsen, dös is das Ganze. Die Sach' war die, daß i im Vorüberg'h'n g'leim zu an Eger'wölb kommen bin, das zufällig net zug'perrt war. Wann mi scho dieier unghültige Kalt g'wunder hat so war i no mehr verstant, wie i schon und ka Laster! „Ausverkauft!“ — derblickt. Was is denn dös? — denkt i, „g'sch'n denn no Wunder“ in unfer'n aufklärten Jahrehundert? Nicht san a paar Veit' drimmet im G'schäft, lauter Weiber, und i hör' grad', wie die Verkäufarin, a recht a hartige Fänsen, zu ehna sagt: Eine jede Dame ein Ei, mehr kann ich nicht geben, ganz unmöglich! Na, i wart' also alsdann a bisserl, und wie die Weiberleut' alle draußt war'n beim Tempel, sang i der Verkäufarin an 's Godel' z' tragen. I bin zwar a alter Egetrippel, aber auf 's Posmach'n versted' i mi allerweil no, wie a Junger und gar wo so was Groß' auf 'n Spiel lieht als wie a Eierpeil' zum Nachtmahl. Kömmt's Euch denken, daß i mit die schönsten Artigkeiten net g'part hab'. Na und da hätt's jeh'n soll'n, wie freundi als dös dahin so z'widere G'prießel auf amal g'word'n is. Und der Schluß von dem Manöver war, daß 's mir in aller Heimlichkeit a ganz Duzend Eier ins Sackerl eing'füllt hat.“

Er lehnte sich mit dem Gefühl des Siegers zurück, zündete eine neue Zigarre an und ließ die Blicke im Kreise herumschweifen, um seinen Triumph auszukosten.

„Da muas ans so a verführerender Donichuan san als wie Du,“ meinte Schwaffer lachend, „unseran g'lingt so was net. Aber dös muas i sag'n, a g'pafige Zeit is das! Früher hab' i d' G'schäftleut' Weib' geb'n, si die Stunden zu derhalten; das war a Him und Her und a Höflichkeit und Freundlichkeit, damit's nur ja a G'schäft machen und eahm sauer mit der Kundtschaft weitergeht. Und wann i' ihner War' abbracht hab'n, wann i' froh. Heut' hat si alles undraht; der G'schäftsmann sitz am hohen Roß droben, hilt si als Nachhab' und d' Kunden san die reinen G'schreht, die was von seiner Gnad' abhängen, recht had bitten und betteln müassen und „Stütz' d' Hand!“ und „Danke!“ sag'n, wann i' was kriag'n. A g'pafige Weltordnung is dös!“

„G'pafig?“ hieß sich Etichler bemerken; „bei Euch is all's immer g'pafig, i find's so traurig, daß es an 's Herz undraht. Daß das und jen's knapp is und die Veit' si' drum drängen müassen — gut. Es is a G'perrt, aber ma' kann ni machen. I frag' aber: Is dös notwendig', daß me' die armen Veit', die da stundenlang in der Kassen und Källen warten, daß ma' die a no' mit Grobheiten regaliert? I geb' qua: Leicht hat's so a G'schäftsmann a net in dera Zeit, aber wann er d' G'scher, die si' vor sein Laden d' Guas in Bauch seh'n, anschauht, daß all's kragt und krammelt, wird denn dann irgend was besser? I geh' oft gnuu und poss' auf. I mücht den hohen Behörden den guaten Rat geben, si' a amal huz'lell'n, da kömmtens Sach'er in mitan'sch'n und hör'n, Sach'er in. I kömmt' Euch da so alles Mögliche dezähl'n, aber i tua 's net, weil mit sonst der Schiach in aner Art und Weis' angeht, die in unier jetidlich's Weisl' net einepost. Aber dös ans, dös frag' i: Wie lang wird der Schandtal no so fortgeh'n? Vor mehr als aner Wochen hat unier Bürgermeister der Anstallerei den Krieg verklärt und hat a giet ang'stangt mit der D'ffensibe. A Ründmachung is aussafommen, aber dös Gange is a recht verfußliche G'schicht' g'wesen. A paar Tag' später hat er scho

wieder 'n Stückig anitreten und die D'ffensibe is eing'schlichen. I frag' 'n Herrn Bürgermeister: Soll 's dabei jeh'n bleib'n? Soll'n si d' Veit' 'n ganzen Winter lang um jeden Bissen, den i' in Mund stecken, herumkaufen? Soll'n i', weil i' nir anders zum Schlichen hab'n, a weiterhin d' Grobheiten von die Verkäuf'er ab'schlichten? Soll in dera D'äten weiterg'wur'schelt werd'n? Dös frag' i 'n Herrn Bürgermeister!“

„Dös is so ähnl wie die D'ffensiben, was die Bierobandler allerweil ankündigen und anfangen,“ meinte Oberberger. „Neuchsteins is der Numäner an der Reih' und der is 's a so gad' an' g'angen, daß ma si deint hat: Aus und g'scheg'n is 's jeh'n. A paar Tag' hat die Herrlichkeit dauert und dann war 's richti aus und g'scheg'n — aber net mit uns, sondern mit 'n Herrn Numäner.“

Schwaffer, der einen Blick auf die Uhr und dann einen auf Oberberger geworfen hatte, sagte zu diesem: „Was is denn mit Dir? Behne is 's vorüber und Du sitzt no so g'mutli da, als obst a Jungg'sell wärs, der tuan und lassen kann, was er will. Wie kommt denn dös?“

„Dös is sehr anfach,“ sagte Oberberger, „seit i meiner Alten das Duzend Eier hambracht hab' is i' wie aus'weh'selt, sanst wie a Läubel und ganz Liebe und Griefschmar'n, wie man im F'reiden g'sagt hat, — jeh'n derj ma höchstens Wasg'reifschmar'n sag'n. Dös is ane von die wenigen angenehmen Seiten von dem Lebensmittelg'frett: daß a Ehemann der Seintigen auf gute Art impanier'n kann! Wauht ihr a halb's Kilo Mehl d'hausbringht, fällt i' Dir um 'n Hals und wauht gar mit an halberten Ahsiel Leebutter daherkummht, nachher host g'mommenes Spiel und vor lauter Freud' verlaubt i' Dir logar, amal a bisserl über d' Schnur d'hain. — Aber weis't mi scho so freundschaftli dran derinnerht, Schwaffer, so sollt a recht hab'n. A Hansk'reiden soll ma net traun, dös is a alte Wahrheit. Schwaffer Diener, meine Herrn! Leopold Zahl'n!“

Die verbotenen Dinge.

Lebensweisheit eines Aengstlichen.

Von Ludwig Hirschfeld.

Wenn man nur ein gutes Gedächtnis hat — das ist jetzt das Wichtigste, um ein halbwegs unbescholtener Mensch zu bleiben. Zerstreut und vergesslich darf man jetzt nicht sein, man muß vielmehr ängstlich aufpassen, alle Verordnungen, Kundmachungen, Nachträge und Zusätze gewissenhaft lesen und studieren, muß sich alles genau merken und einprägen, damit man zu jeder Stunde und in jeder Lebenslage sofort weiß: das ist erlaubt und das ist verboten. Diese Gewissenhaftigkeit muß schon in aller Früh beginnen, wenn man erwacht und zum Fenster hinaus sieht. Da darf man sich nicht dafür interessieren, wie das Wetter heute sein wird, sondern soll sich vor allem fragen: Was ist heute für ein Tag, ein fleischloser oder ein fettloser? Wer außerdem noch kopflose Tage hat, gebe acht, daß sie nicht auf einen Montag, Mittwoch oder Freitag fallen, denn da weht jetzt ein schärferer amtlicher Wind, der auch die Küchen- und Speisezimmertüren ungeniert öffnet. Die Inspizierungen der Haushaltungen haben begonnen, und manche Pflichtvergesene sind dabei leider auf frisch gebratener Lat ertappt worden. Und schon wird die amtliche Warnung angekündigt, daß das nächste Mal die Namen der Schuldigen veröffentlicht werden. Hiesfür würde sich vielleicht folgende beliebte Form eignen: Unter den schuldigen Fleischessern bemerkte man von bekannten Persönlichkeiten. . . . Sollte aber diese wahrhaft drakonische Maßregel auch nichts nützen, dann wird wohl nichts übrig bleiben, als die Bildnisse der Sünder zu veröffentlichen und sie in einem eigenen Carnivorealbum zu sammeln. Mit diesen derart gebrandmarkten Mitmenschen werden dann alle Gutgesinnten und Gesetzesfürchtigen den Verkehr abbrechen, wir alle, die wir uns an den drei Tagen nur von erlaubtem Schafffleisch nähren. Kein Besonnener wird fortan wegen einer ungeseglichen Wurst oder eines polizeiwidrigen Schnitzels eine Freiheitsstrafe riskieren. Das kann doch auch gar nicht behömmlich sein, wenn man jeden Augenblick auf den Eintritt der Fleischfeme gefaßt sein muß. Das Auge des Gesetzes guckt nicht nur in die Töpfe und in die Speisekammer, verdächtigenfalls sieht es auch im Bösendorfer-Flügel nach, ob sich nicht dorthin ein lichtscheues Rostbratel zurückgezogen hat. Ausreden und Hausfraueneinwände werden da nicht anerkannt; daß das Fleisch eigentlich von gestern übriggeblieben und morgen vielleicht nicht mehr genießbar sei. Auf solche Nichtigkeiten kann in dieser großen Zeit der Lebensmittelknappheit keine Rücksicht genommen werden. Das Gescheiteste ist, man spricht nicht viel und kritisiert nicht: Schafffleisch essen und schweigen, das ist jetzt die beste Lebensweisheit. . . .

Eigentlich sollte man sich jetzt immer mit einem tüchtigen Advokaten zu Tische setzen und von ihm auf allen Wegen begleitet und juristisch beraten sein, denn auf ja und nein hat man irgend etwas begangen oder übertreten, zumindest in Gedanken. Nun darf allerdings nach § 11 St. G. über Gedanken und innerliches Vorhaben niemand zur Rede gestellt werden — aber, was kann man wissen, sicher ist sicher. Beispielsweise: man geht auf der Straße und sieht vor einem Lebensmittelladen die lange Reihe der angestellten Frauen, Dienstmädchen und Kinder, sorgfältig von zwei bis drei Wachleuten bewacht — wahrscheinlich, damit sie nicht plötzlich übermütig werden. Nach einer Weile fällt es einem auf, wie streng die Wachleute darauf bedacht sind, daß die Angestellten schön in gerader Linie stehen, in einfachen oder Doppelreihen, und ordentlich militärisch ausgerichtet und aufgedeckt, was vermutlich eine hochwichtige Approvisionierungsmaßregel ist. Bis einem schließlich unwillkürlich der Gedanke kommt, ob es denn wirklich unbedingt nötig ist, daß überall so viele wohlgenährte Wachleute die Wiener Lebensmittelknappheit bewachen. . . . Darf man sich jetzt so etwas denken?

Am besten, man geht weiter und bleibt lieber bei einer Modeauslage stehen. Also, das ist doch gewiß eine harmlose und unbedenkliche Angelegenheit, bei der man nicht auf unerlaubte Gedanken kommen und gegen nichts verstoßen kann. Es gibt zwar auch hier Vorschriften über die gesetzliche statthafte Zahl von Männerunterhosen — aber wer läßt

sich jetzt auf solche Luxusausgaben ein? Wenn man jetzt überhaupt bei einer Modeauslage stehen bleibt, so tut man es nur zu dem Zweck, um mit Genugtuung zu konstatieren: das brauche ich nicht und das nicht, der Winterrock ist noch gut und auch das Jackett, nur den Vorrat an Hemden und Kragen muß man ein bißchen ergänzen. Denn bekanntlich führen die Wäschepuher einen geschlossenen Kampf gegen Kragen und Manschetten, deren Ecken und Ranten sie offenbar auf Schleifsteinen liebevoll schärfen. . . . aber wer weiß, ob man so etwas laut sagen darf, ob das nicht eine Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die Feinpuher ist? Es ist vielleicht ungefährlicher, sich mit der heurigen Damenmode zu befassen und im Vorübergehen gar nicht feststellen, wie weit sie sich dem Kriege und der jetzigen Lebensführung angepaßt hat. Na, von Knappheit und Sparsamkeit ist da gerade nicht viel zu bemerken. Die Mäntel und Jacken sind wallender und weiter als je, und unter dem unwiderrstehlichen Einfluß der Militärgamaschen sind Damenstiefel modern geworden, die sehr hoch hinauf reichen — wie hoch, das läßt sich so im Vorübergehen gar nicht feststellen. Dafür sind die Röcke noch um einiges jugendlicher und kürzer geworden, die Strümpfe noch durchsichtiger, die Blusen und Kleider noch ausgechnittener — also eine Sparsamkeit am falschen Ort. . . . Das alles hätte man früher sogar laut auszusprechen gewagt. Aber in einer Zeit, in der die Frauen Straßenbahnerinnen, Briefträgerinnen, städtische Gasfunktionärinnen und selbst Schriftführerinnen bei Gericht sind, traut man sich wirklich nicht mehr, etwas gegen sie und ihre Modetorheiten zu sagen — denn Mode und Eitelkeit, das ist sozusagen die Umkehrseite der Frauen.

Wenn auch dieses dankbare und ergiebige Thema wegfällt, worüber kann man dann überhaupt noch unbedenklich und unverfänglich sprechen? Höchstens über den Theater- und Vergnügungsanzeiger, das ist gewiß ein harmloses Thema, da kann einem nichts passieren. Auch hier gibt's natürlich amtliche Maßregeln und Verbote. Daß die unzeitgemäße und überlaute Dullählustigkeit der Heurigenchenker in Grinzing und Sievering zum Schweigen gebracht worden ist, hat allgemeine Zustimmung gefunden. Auch die Schließung der gewissen, unter dem Straßenniveau gelegenen Nachlokale, wo die Kunst weniger nach Brot und mehr nach Champagner geht, werden viele durchaus begreiflich finden. Der Sinn dieser behördlichen Maßregel ist wohl der, daß alle Unterhaltung, die jetzt geboten wird, einen soliden Kern und eine bürgerliche Grenze haben soll. Aber warum wird dann dem Schiller-Theater in der Neubaugasse, das bei billigen Preisen volkstümliche und klassische Stücke spielen will, die Konzession verweigert mit der Begründung, daß kein wirkliches Bedürfnis für ein derartiges Unternehmen vorhanden sei? Zwischen diesen zwei behördlichen Maßregeln besteht doch offenbar ein Widerspruch? . . . Nur keine solchen fürwichtigen Fragen, das führt schon wieder auf verbotene Wege. Das alles hat seine Gründe und Zusammenhänge, auch wenn das nichtamtliche Gehirn es nicht sofort einseht. Ueberhaupt, solange eine Verordnung, eine Maßregel in Kraft ist, hat sie auch einen Sinn. In dieser gesunden Ueberzeugung darf man sich durch das Nörgeln der Mißvergünstigten nicht irren machen lassen. Der Gutgesinnte und Pflichtbewußte wird immer erst dann an die Unrichtigkeit einer amtlichen Maßregel glauben, bis es ihm durch eine neue Kundmachung amtlich mitgeteilt wird.

Liebevoll und nach bestem Können haben die Soldaten ihren gefallenen Brüdern das letzte Bett bereitet, damit sie in Ehren ruhen sollen. Aber Ehrigkeitswerke konnten sie in der Hast und Unruhe rasch aufeinander folgen-der Kampftage, in den kurzen Pausen zwischen behändigen Truppenbewegungen nicht schaffen. Meist ist es bei rasch zusammen-gegangenen schlächten Holzkreuzlein geblieben und bei lauder geformten Hügel. Mittlerweile haben Stürme an den Satteltreuzen gerüttelt und sie niedergeworfen. Die Inschriften werden unlesbar, der Rest verzehrt die halben Nägel, Unkraut überwuchert die Stätte, die treue Kameradschaft errichtet hat. Wohl gibt es Riegerriedhöfe, die infolge besonders günstiger Umstände gut angelegt und gehalten werden konnten. Aber da draußen in Wäldern und Gärten, in Karstauen und Felswild- nissen verschwinden die Zeichen dauerbarer Siebe, die unsern toten Kämpfern gehören.

Es ist nicht nur ein begreiflicher Wunsch, sondern eine Pflicht der Pietät, die Krieger- grabstätten dem unvermeidlichen Verfall zu entreißen. Dreißig, die Toten wünschen nichts mehr. Jähren gilt es im großen Reich des Schweigens gleich, was über der Oberfläche, unter die sie niedersteigen mußten, sich erhebt. Ihr enges Bett umschließt sie und macht sie allmählich der Erde gleich, in der sie schlafen. Aber die, die zurückgeblieben sind und die Ge- fallenen beweinen, denken anders. Viele hunderttausend Sabre lang hat die Mensch-

heit das Bedürfnis des Totentrutz empfunden. Das starke Gefühl, daß die begrabenen Reste eines teuren Lebens auf einem besonders ge- heiligten und geschmückten Plätzchen ruhen müssen, hat sich nicht vermindert. Die meisten von uns können sich von uralten über- lieferten Anschauungen nicht lösen und finden im Gedanken des Aufgehens im M der Natur nicht den Trost, nach dem ihr Herz schreit. Sie wünschen Grab und Schmu- d und Ehre zu sehen, die den Selben zu kommen, und sie fühlen es als eine Schuld der Dankbarkeit, für eine edle Ausstattung der Soldatenfriedhöfe zu sorgen.

Aus diesen Gründen der Dankbarkeit und Pietät ist nun der Gedanke einer großen Aktion entstanden, die von der Beeresverwaltung durchgeführt wird. Eine bedeutende Stiftung soll geschaffen werden, die der Zusammen- legung und Instandhaltung der Soldaten- gräber geweiht sein wird. Außer der Beeres- verwaltung werden alle Landesherren und Militärkommanden in Oesterreich dem Komitee angehören. Und dieses Komitee wird demnä- chst an die Öffentlichkeit herzutreten.

Man sagt wohl, das Substrat sei bei vielen, allen möglichen Kriegs- und Wohl- tätigkeitstendenzen dienenden Sammlungen über- drüssig geworden, und zum Teil ist dieses Ge- fühl in der Schwere der Zeit, in der Siege- rung der Presse aller Bedarfsartikel und in der endlosen Spannung der Nerven, die schließlich krumm werden, begründet. Aber dennoch muß sich die Militärverwaltung

### Die da draußen liegen.

Tausende und aber Tausende sind es, ... in den Sümpfen und Karstbergen Abantiens, im lergen Steinboden der Schwarzen Berge, unter alten Karpathentannen, im Sumpfland der Matschowa, im weißen Flugland Polens, in Ackerfeldern und Weidegründen, am Rande der Tiroler Gletscher, an den Ufern träge rinnender russischer Flüsse kann man die Holz- kreuze sehen, die eingefunkenen Hügel und die Birkenholz, die eingefunkenen Hügel und die großen Wierede der Massengräber. Überall in fremder und eigener Erde schlafen die Tapferen, die feindliche Geschosse, Explosionen, Bajonettfriche und Säbelstiege trafen und die, deren Leben tüchtigen Kriegstagen zum Opfer fiel. Ist bin ich mitten unter diesen armen Kreuzen gestanden und habe mich bemüht, halbberwischte, blasse Inschriften auf verwitterndem Holz zu entziffern, und immer stieg es brennend im Herzen auf: „Da ruht vielleicht ein Kamerad ... ein Freund aus alten Tagen.“

diesem Falle an die ganze Heimat wenden, für die die Toten da draußen gestorben sind. Mit der Bitte um ein Scherlein für unsere Kriegesgräber und Friedhöfe wird man kaum vergeblich kommen. Auch die, die einen an im-bekanntester Stätte der Erde übergebenen Toten betrauern, werden fühlen, daß es auch sein Grab ist, das aus den Gaben des ganzen Landes erhalten und so dem Verfall entzissen wird. Denn aus den Sammelfonds werden alle Gräber in gleicher Weise gepflegt. Mit kleinen Mitteln kann dieser Fonds natürlich nicht an die große Aufgabe gehen, die der Staat denen stellt, deren Sorge die entscheidende Ausstattung der Gräber bildet. Deshalb wird, wie es bei einer Angelegenheit begreiflich ist, die alle ohne Unterschied angeht, mit der Annahme gerechnet, daß sich dieser kommen Geberpflicht niemand entziehen wird. Aus vielen kleinen Wassertropfen wird schließlich ein See, und aus den Straßengroischen und Sammlungen bauen sich ja die Millionen-ziffern auf, die für alle Zwecke, die dem Krieges-umfeld Dämme entgegensetzen, bestimmt sind.

Es handelt sich hier durchaus nicht um eine erst im Entstehen begriffene oder noch schwankenden Erwägungen unterliegende Aktion. Durch eine eigene, selbständige Kommission werden alle im Bereich der Schächter aufgefundenen sterblichen Reste gesammelt und beerdigt, gleichviel, ob es sich um Fremde oder Feinde handelt. Und zwar werden sie dauernd beibehalten; vorher aber werden in sorgfältigster Weise Nachforschungen über die

Identität der Gefallenen gepflogen. Diese Unterteilung, die ein Hauptmann kommandiert, umfasst beim Militärkommando Krakau zum Beispiel einen Bezirk von etwa 10,000 Quadratkilometer mit 610 Gräberanlagen. Dieser Bezirk ist in zehn Abschnitte geteilt, von denen jeder einem nicht frontdienstlichen Architekten oder Bildhauer zugewiesen ist, der neben der von einem Bautechniker geleisteten Arbeit die künstlerische Ob- und Aufsicht über die Gräber hat. Diese Künstler unterstehen keiner Instanz in ihren Entscheidungen als es, daß die bisher ausgearbeiteten Projekte von Persönlichkeit und Eigenart zeugen und so die bei weitausgebreiteten Anlagen leicht auf-tretende Monotonie und Mächtigkeit aus-schließen. Die wertvolle Gleichartigkeit von Kaufenden der Gräber ist durch die Mannig-faltigkeit freier künstlerischer Schöpfungen aus-der Welt geschafft. Freilich werden die ge-schaffenen Projekte noch von einer besonderen Kommission, aus hervorragenden Sachmännern der Baukunst, der Bildhauerei, des Garten-baues und auch des Heimatschutzes bestehend, überprüft werden müssen. Die Realisierung der von den einzelnen Künstlern geleisteten Projekte ist natürlich noch in einige Ferne gerückt, da der feinere Ausbau der bereits be- stehenden militärischen Organisation wohl erst dann ins Leben treten kann, wenn die Mittel zu fließen beginnen. Was bis jetzt besteht, muß als grundlegend und vom organisatorischen Standpunkt aus als beispielgebend bezeichnet

werden. Sedenfalls dürfte diese Art der Organisation auch in den übrigen Korps-bereichen eingeführt werden.

Natürlich muß mit allen diesen Dingen jetzt und nur jetzt begonnen werden. So sehr wir alle den frohen Tag der Demobilisierung, der Heimkehr der Krieger aus dem Felde herbeiführen, so muß doch jeder von uns ein-sehen, daß das Nietenwert der Soldatengräber mit andern Kräften als denen des in Felde stehenden Heeres und seiner Einrichtungen nicht durchführbar wäre. Die Kosten würden alle Vorfstellungen und wohl auch alle Möglich-keiten weit überschreiten. In einem Memo-randum, das mir vorliegt, wird für den schon oben genannten Sachverständigenbeirat plä- diert, der der neunten Kriegsgräberabteilung des Kriegsministeriums anzugliedern wäre und eben aus den ersten Sachmännern zu be- stehen hätte. Der Gedanke einer von hoher Warte aus erfolgenden Ueberprüfung der ein- zelnen Projekte ist keinesfalls von der Hand zu weisen.

Wie steht es nun mit den Grundsätzen, nach denen Anlagen von Kriegesgräbern er- baut und eingerichtet werden sollen? Sie sind nicht sehr kompliziert, denn sie verlangen vor- aller: größte Einfachheit und schlichte Form, in Uebereinstimmung mit der umgebenden Natur. In größere Denkmäler oder Bauten wird einzuweichen nicht gedacht, ja man will zum Beispiel von der Turpe errichtete Gräberanlagen in ihrer meist ruhenden Schlichtheit ungestört belassen. Wo Einzelgräber

*ein da draußen liegen.*



## Kriegsallerseelen.

Das große Allerseelen im Gefolge des Krieges, das Tausende von Herzen in Schmerz beugt, macht die Menschen in erschütternder Weise mit dem Gedanken an das Jenseits vertraut wie noch nie. Aber mit einem den tiefsten Schmerz überwindenden Begehren wenden sich die Leidtragenden dem Wunsche zu, das Andenken an ihre hingeseheneden Lieben auch durch ein äußeres Zeichen geehrt zu sehen: durch ein würdiges Grabmal.

Die Manifestation dieses Wunsches reicht in ihren Anfängen auf zwei Jahre zurück. Keine Zeitung hat es verkannt, zu dieser alle Bevölkerungsreise in gleicher Weise umfassenden Frage Stellung zu nehmen, wie auch eine große Zahl von Publikationen die uns allen teure Angelegenheit von allen Seiten ruhigen Ueberlegens zu beleuchten suchte. Hierbei ergab sich sowohl aus der gegebenen örtlichen Situation der am Schlachtfeld Gebliebenen als aus der gemeinsamen Dankeschuld der Hinterbliebenen und all derer, die durch den Heldentod ihrer Mitbürger im Besitz von Leben und Freiheit geblieben sind, die Notwendigkeit, der ganzen Angelegenheit insofern eine sozialpolitische Grundlage zu geben, als das Moment der am Schlachtfeld eifern erprobten Gemeinsamkeit eine geschlossene Organisation im Hinterland zur Durchführung würdiger Kriegsgräberanlagen bewirken soll. Im Komplex der Fragen wurde aber auch die überragende Wichtigkeit gemeinsamer künstlerischer Grundsätze erkannt und immer mehr zur unumgänglichen Forderung erhoben.

Da diese ganze Angelegenheit immer weitere Kreise in der Bevölkerung zog, durch die Verschiedenartigkeit ihrer Erfüllungsmöglichkeiten eher einer Verwirrung und Zersplitterung zustrebte, als einer so nötigen Vereinheitlichung, so befaßten sich die „Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens“, die Vereinigung der sich in der „Sezession“ zusammenschließenden Künstler, der Künstlerbund „Lagen“ und der „Bund österreichischer Künstler“ mit der Frage. Etwas später schloß sich diesen Körperschaften auch die „Zentralvereinigung der Architekten der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ an. Die Frucht eingehender Besprechungen war im Frühjahr 1916 eine gemeinsame Eingabe an das Kriegsministerium, die für die Künstler im Hinterland um die Gelegenheit bat, bei der Schaffung von Gräberanlagen mitzuwirken. Das Kriegsministerium gab dem Ansuchen Folge, indem es anordnete, daß die unterzeichneten Körperschaften Teilnehmer einer in den Bereich des Militärkommandos Krakau zu entsendenden Studienkommission sein sollten. Die Kommission sammelte so tiefergehende Erkenntnisse auf dieser Studienreise, daß sich als Ergebnis mehrfacher Besprechungen gewissermaßen von selbst das Programm der angezeigten Organisation ergab.

Dieses Ergebnis wurde mit kurzgefaßter Anschaulichkeit in einer „Denkschrift über Kriegsgräberanlagen“ von der erwähnten Studienkommission in Druck gegeben und steht allen Interessentenzreisen zur Verfügung.

Dieses Flugblatt soll der Werbung der für eine große Stiftung nötigen Geldmittel dienen. Aus diesem Fonds will die Heeresverwaltung, von der die eine besondere großzügige Umsicht verlangende Zusammenlegung ungünstig sitzierter Gräber und überhaupt die Instandhaltung der Kriegsgräber als Aktion durchgeführt wird, ein besonderes Komitee gründen, dem alle Landeschefs (Statthalter und Landespräsidenten) und die in Oesterreich dislozierten Militärkommandanten angehören.

Das „Komitee für die Kriegsgräberfürsorge in Oesterreich“, wie es sich nennt, wird sich demnächst an die gesamte Öffentlichkeit wenden und eine Reihe von humanitären und künstlerischen Aktionen zur Ausbringung von Geldmitteln durchführen. Auf diese Weise wird es auch jenen, die kein Familienmitglied oder keinen Freund unter den Gebliebenen zu

beizutragen haben, möglich gemacht, zur Gräberhaltung beizutragen und ihrer sonst weniger in Anspruch genommenen vaterländischen Pflicht zu genügen. Außerdem faßt es aber jeder als seine persönliche Pflicht auf, sein Schicksal dazu beizutragen, alle Kriegsgräber ohne Ausnahme, die festgestellt sind und die namenlosen, aber auch im erbarmenden Geiste einer höheren menschlichen Wertung die Gräber von Freund und Feind — sie starben ja alle für ihr Vaterland — liebevoll betreut zu sehen. Wenn auch das Publikum durch die vielen Sammlungen stark in Anspruch genommen ist, so wird sich doch niemand einer Beitrags-einung entziehen können, die nicht nur für das Leid jener, die einen Angehörigen durch den Krieg eingebüßt haben, sondern auch für das große, die ganze Welt umziehende Leid ein Symbol innerer Größe mit dem Attribut der alles umfassenden Menschheitsverschöpfung bedeutet.

Umso mehr muß jeder seinen Stolz darin suchen, sich durch einen Beitrag zu beteiligen, als die Organisation der Kriegsgräberfürsorge in den besten Händen liegt und bis ins Detail ausgearbeitet ist. Die Denkschrift legt dafür in glänzender Weise Zeugnis ab. Ihr zufolge stützt sich die Kriegsgräberfürsorge auf zwei Hauptpunkte: 1. Organisation des Kriegsgräberdienstes und 2. Leitsätze für Kriegsgräberanlagen. In einem Anhang werden Leitsätze für die Bepflanzung und gärtnerische Ausschmückung von Kriegsgräbern und Kriegerfriedhöfen aufgestellt, die wie die Hauptpunkte zeigen, daß man es mit dem Endergebnis aller bis jetzt bekanntgewordenen Stellungnahmen zu tun hat.

Besonders erfreulich ist die beabsichtigte Heranziehung möglichst zahlreicher künstlerischer Individualitäten nach dem vorbildlichen Beispiel des Militärkommandos Krakau zu den Entwürfen von Gräberanlagen. Das bedeutet eine erfolgsreichende Dezentralisierung der künstlerischen Arbeit, also die Vermeidung der Gefahr einer Schablonisierung. Dem Entstehen nicht ganz einwandfreier künstlerischer Schöpfungen oder einer vielleicht möglichen zu großen Häufung von künstlerischen Gestaltungen dort, wo gegebenenfalls Mäßigung am Platze wäre, wird eine Ueberwachung zuteil werden, deren Vorzweck einerseits in einer sorgfältigen Auswahl der heranzuziehenden Künstler, andererseits in einer Ueberprüfung der von diesen ausgearbeiteten Projekte besteht.

In den „Leitsätzen für Kriegsgräberanlagen“ sind drei Hauptpunkte festgehalten: Arten der Gräberanlagen; von der Gruppe angelegte Gräber; Sammelfriedhöfe im Felde. Ferner sind in Rechnung gestellt: Lage und Gestaltung. Erwägt man, daß beim letztgenannten Moment, der Gestaltung, die Grundform, die Umfriedung, die Einteilung, die Gräberform, die Grab- und Denkzeichen in Betracht gezogen werden, daß ferner auf die Bepflanzung und, als letzten Punkt, auf die Frage des Anschlusses von Soldatenfriedhöfen an bestehende Ortsfriedhöfe Bezug genommen wird, muß zugestanden werden, daß die Organisation nichts übersehen hat, was dem menschlichen und künstlerischen Empfinden der Bevölkerung wichtig scheint. Und es kann nur betont werden, daß alle, die sich in diesem schönsten Allerseelen mit Beiträgen beteiligen, nur ihren eigenen Interessen gerecht werden, indem sie die allgemeinen durch die unterstützende Tat vertreten.

Dr. R. H.

17/X. 1916

80

### Aus dem Tagebuch eines Landsturmmannes.

#### Das arme Viecherl.

Der Ankunftsstempel war auf den Urlaubsschein gedrückt.

Ich durchschritt die Bahnhofshalle und betrat die Straßen meiner Heimat.

Meiner Heimat? Ich hatte seit Monaten keine Wohnung mehr in meiner Heimat.

Der Vaterlandsverteidiger war gerade daran, auf ein paar merkwürdige Gedanken zu kommen.

Da bot sich ihm ein lang vergessener Anblick: eine Menge Leute vor einem Hause.

Alles guckte in die Höhe, streckte die Arme aus, beutete und schrie.

„Was ist denn geschehen?“

„Sehn S' eh!“

Uha! Ein Kanarienvogel war ausgeflogen, sah zitternd auf dem Gesims, über ihm das Fensterbrett mit dem offenen Käfig und einer alten, verzweifelten Jungfer, unter ihm die aufgeregte Menge.

„Wann er jetzt im Herbst wegfliegt, aus is 's mit eahn!“

— „Ob er wieder einisind't?“ — „Dös arme Viecherl!“

Fünfzehn Monate an der Front müssen ein Menschenherz ganz verwildern.

Ehedem, im Frieden, wer weiß, ob mich dieses Erbarmen der Masse nicht tief ergriffen hätte.

Jetzt mußte ich immer nur an meine Kameraden auf Stützpunkt Bier denken. Und ging.

Wald hatte ich irgendwo in einem Vorstadtwinkel ein Kabinett gefunden.

„Sie, Frau Thalhammer,“ sagte ich abends zu meiner neuen Zimmerfrau, eine Extraausgabe in den Händen, im Gebiet Cardinal-Busa Alta (dort waren meine Kameraden) sind erbitterte Nahkämpfe im Gange.“

Die Frau Thalhammer strichte ruhig und gelassen weiter. Da erzählte ich ihr vom Kanarienvogel, der außerhalb des Käfigs zitternd sah und vielleicht gar nicht mehr hineinsah, und es ist doch Herbst.

Da ließ Frau Thalhammer die Striderei fallen, sah traurig drein und sagte voll ehrlichen Mitleids:

„Dös arme Viecherl!“

#### Die Schulkinder.

Das ist nun meine tägliche Freude: die Kinder zur Schule gehen zu sehen.

Das erstemal hat mich das ungewohnte Getrippel der vielen Beinchen ans Fenster getrieben.

Was mag sich da in der stillen Gasse begeben? fragte sich meine Neugier.

Und mit einmal sah ich die Reihen der zierlichen Schulgänger, all die Jungens und Mädels.

Und Schultaschen! Und Tafelschwämmchen! Liebliche Bilder der Jugend.

Feierlichkeit füllte mein Herz. Hieher also, hieher, zu den anz Kleinen, zu denen, die nie in Rede kommen, bist du geflüchtet, armer Wille zur Bildung?

Ihr lieben Kinder, ganz vergessen hatte ich draußen die Stunde, da ihr zur Schule trippelt, da ihr euch täglich ansieht, die zerrissenen Fäden der Kunst und Wissenschaft heimlich wiederzuknüpfen.

Wenn wir von Patrouille heimwankten, wenn wir nach schwerer Nacht noch marschierten, wenn wir nach Angriff oder Abwehr frühmorgens dumpf und bang irgendwo kauerten und hockten, wenn wir in der Stein- und Eiswildnis draußen Schreiben und Lesen, Rechnen und Denken verlernten, ihr seid immer, immer zur Schule getrippelt, ihr Kleinen, treuen Freunde des Geistes, ihr Hüter der Bildung.

Berschollen war't ihr meinem bangen Bewußtsein. Nun ich um euer Morgengetrippel weiß, ist mir weniger bang.

Mag alles dem Geist und der Zukunft abtrünnig werden — Jugend geht täglich zur Schule: Zukunft wächst doch!

#### Der Hofrat.

„Ist's möglich? Sie hier? Endlich, endlich! Sie sehen wunderbar aus! Sie waren im Stuppenraum, habe ich gehört. Aber sagen Sie, lieber Freund, warum schauen Sie mich so rohmächtig an?“

„Entschuldigen Sie, Herr Hofrat, Sie haben die Freizügigkeit doch immer geschätzt.“

„Nur los! Los!“

„Sehen Sie: ich bin heute um acht Uhr früh auf die Gasse getreten, jetzt ist es neun vorüber.“

„Und?“

„Und Sie sind der zehnte, der mir die Versicherung gibt, daß ich im Stuppenraum gewesen.“

„Ja, stimmt das nicht, lieber Freund?“

„Es stimmt nicht. Aber merkwürdig, wie ihr also euer Gewissen zu beruhigen sucht. In euren Gedanken schiebt ihr uns alle einfach in den Stuppenraum. Fertig. Wie? Sagen Sie nicht, das ist Einbildung, Herr Hofrat. Sie sind der zehnte! . . .“

#### Stimmen des Hauses.

Seit fünfzehn Monaten wieder frontfern, ruhig, in einem Heim.

Es dunkelt. Ich sitze im Zimmer und lausche auf die Stimmen des Hauses.

Jemand geht über die Treppe, flink, leichtfüßig, ein junges Mädchen.

In der Wohnung unter mir Kindergetratsch, sprudelnd und zwitschernd.

In der Tür nebenan eine Frauenstimme, sanft und mütterlich.

Ueber mir klingt ein Klavier auf. Ein Walzer, wiegend, einschmeichelnd.

Seit fünfzehn Monaten wieder diese Stimmen, die ihr daheim kaum mehr achtet und die doch die Stimmen der Geselligkeit sind, die Stimmen des Lebens.

## Wiener Herbstspaziergänge.

In den großen Schaufenstern liegt wie ehemals der vielfältige Reichtum moderner, großer Städte ausgebreitet. Wer scharf zusieht, merkt sogar eine Verfeinerung des allgemeinen Geschmacks, manchmal ein Abrücken vom Praktischen, Gangbaren, was wie eine krasse Gegenwirkung zu den Forderungen der Zeit anmutet. Nie noch zuvor gab es eine klarer betonte Damenmode, die ja zu zwei Dritteln den Geschäftsmarkt der Großstädte beherrscht. Aus den Kaufpalästen strömt eine Fülle von Licht und Prunk auf die Straßen. Berge aus Seide und Samt, Stoffe und Spitzen, kostbares Rohmaterial und die vielen Dinge, zumeist von Frauenhänden gefertigt und für die Welt der Frau bestimmt, Gold und Geschmeide, Kunstwerke und die verschiedensten Schöpfungen des Kunstgewerbes, der Leder- und Holzindustrien prunken hinter weiten, gläsernen Gassenfronten, lodend ausgebreitet und emporgestaffelt wie früher in geruhigeren Tagen.

Wer heute einen Herbstspaziergang durch die großen, reichen Straßen Wiens macht, merkt vom Krieg eigentlich nicht viel. Der mosaikbunte, schillernde Strom von einst, das ewige Pendel: Angebot — Nachfrage, Ware — Geld. Man merkt es nicht einmal mehr, daß die Stadtväter mit der Speisung der großen elektrischen Kohlenlichtballons sparen, zuweilen ein Trupp feilmäßig gekleideter Soldaten aus einer Seitengasse auftaucht, um in der nächsten zu entschwinden, oder ein Verwundeter staunend an den grell beleuchteten Auslagen vorüberhumpelt. Eine endlose Schlange von Menschen, gepudzte Frauen, zwei Uniformen unter drei männlichen Spaziergängern, vollgepöpselte Kaffeehausnischen, in welchen lapriziös aufgeputzte Frauenköpfe wie aus Auslagen auf die Gasse blicken. Nur manchmal irgend eine Geste des Zufalls, die an den Krieg gemahnt: ein Krankenstuhl, in dem sich ein junger, blasser Mensch spazieren fahren läßt, ein Schaufenster voll flitterbunter Kreuze und Kriegs-Ehrenzeichen.

Doch der Graben und die Kärntnerstraße und der Ring sind nicht Wien. Sie sind nur Prunkstücke in dem

großen, vielfarbigen Raufen, trügerisch-helle, ein wenig lebernde Augen eines Körpers, der doch bei näherem Zusehen merklich an den Ernst der Zeit gemahnt. Eine Seitengasse... Zwei Ecken — und spärliches Licht, winkelige Enge, wie das schon so in Wien ist. Eine dunkle, stumme Reihe, Paar hinter Paar, langsam Schritt für Schritt vorrückend, durch den leichten Wink einer Polizistenhand geregelt. Man hat sich auch an dieses Bild gewöhnt. Geht fast achlos vorbei.

Die geschlossene Kette von Wagen und Autos, die sonst in wüstem Lohmabohu durch die Hauptadern stank und lärnte, weist jetzt klaffende Lücken auf. Aber man beschwert sich nicht mehr. Wir haben Krieg und in weiterer Folge wenig Kulischer, schlechtgenährte Pferde, fast gar keine Autos, überfüllte Straßenbahnzüge. Damit hat man sich längst abgefunden. Wenn sonst nichts wäre...

Erst in dieser Zeit wurde es so recht offenbar, in welchem Maße die Gewohnheit das menschliche Leben reguliert. Keinen Kaffee, kein Brot, kein Gebäck, kein Bier, fast keine Bäckereien — und dennoch überfüllte Kaffeehäuser. Man trinkt eben Tee, Wasserchokolade und Soda mit Himbeer... Vielleicht werden uns auch der Tee und der „Schwarze“ und die Wasserchokolade ausgehen. Dann wird man ein „Glas Wasser mit Haut“ verlangen und für den Aufenthalt im lichtdurchfluteten, warmen Lokal eine Sitzgebühr entrichten. Aber die Kaffeehäuser werden trotzdem voll sein...

In den Vorstädten, vor allem in den peripheren Vierteln, ist natürlich die Zahl der vor den Lebensmittel-läden stochenden Prozeffionen eine weit größere. Bunte Films, die Tragödien, Lustspiele, Tragikomödien herunterrollen, auf Schritt und Tritt. Auch die ärmste und die wohlhabendere Familie mußte sich in das eisenharte Geschick hineinbeißten. Auch sie hat sich an die unerbittlichen Forderungen der Verhältnisse gewöhnt, gewöhnen müssen. Das Anstellen verrät Organisation. Da stehen die braven Kämpen der Vorstadtgasse, Mutter und Tochter und Schulkind und der alte Großvater, dem jetzt manchmal sein einziges Vergnügen unerschwinglich ist: das Pfeifchen zu stopfen. Es gibt da einen Ablösdienst, ein williges Hand-in-Hand-Arbeiten. Und in geduldiger Ausdauer wird das tägliche Brot ein zweites Mal verdient.

Der Spekulationsgeist findiger Köpfe weiß sich da manchmal auf sonderbare Weise auszuleben. Vor einem Kaufmannsladen erwischte man eine Frau, die mit einem eingewickelten Kinde am Arm natürlich die Protektion der „Älteren im Rang“ erlangte und bald in der vordersten Reihe stand. Da will es der Zufall, daß sich im letzten Augenblicke die schützenden Hüllen öffnen und ein mißmutig gewordener Dadel sein allzuwarmes Lager verläßt... Die kleine hübsche Beamtenfrau muß nun im Kopftuch ihre Einkäufe besorgen, da manchmal Hüte aufreizend empfunden werden... Verblendete Einfalt! Noch immer geht es dem Arbeiter trotz des Krieges oft weit besser als dem Kleinen, sichbesoldeten Beamten.

Der Prater liegt still und verlassen. Menschenleer und klanglos verliert sich die Hauptallee in der nebelverhangenen Aueneinsamkeit. Berge von verwesendem Laub türmen sich über das Grab des Spätsommers, der gerade im Wiener Prater so berauschend düftig war. Die Straßen und Wegsterne des Volkspraters sind verödet. Einige Soldaten, ein paar Mädchen, irgendwo eine Drehorgel sind alles Leben. Der leuchtende Drache der Grottenbahn, das brüllende Plakat eines Kinos und die dunkle Silhouette des Riesenrades, die grell vom mondbeglänzten Abendhimmel absticht, wecken Erinnerungen an Prater-sonntage einst im Mai, als noch Friede war. Eine Handvoll Laub tanzt über den Weg, der an verperrter Läden, leeren Gasthäusern, ausgeräumten, verödeten Gärten vorbeiführt. „Ein Krügel Lager 22 Heller, ein halbes Bachhuhn — — —“ Man liest lodende Aufschristafeln wie im Traum. Vergiftet sie so schnell als sie ins Aug' getreten. Denn schon heult ein Aufrufer, der trotz Krieg und Abendkühle wacker auf Posten steht, den Beginn der nächsten Kinovorstellung von seiner lichtüberfluteten Tribüne: „Das zweite Abenteuer — — — Kolossaler Sensationsfilm — — — Kriegsbilder von der Woche — — — Die Heimkehr der „Deutschland“ — — —“

In den Weindörfern draußen, an den sonnigen Nebenhängen Wiens, ist es in den letzten Tagen merklich stiller geworden. Ab und zu ein trübselig wehender „Buschen“, ein grünes, tiefes Tor, aus dem Lachen dringt, eine längst vergessene Melodie, von „Klampfen“ und Harmonika getragen, verstimmt, melancholisch, bald wieder heiter trällernd — das letzte, armselig klein gewordene Winkelchen, der Rest des einst so stolzen und populären Reiches des Wiener „Heurigen“. Es ist erst halb 9 Uhr. Da darf noch musiziert werden. Ohne Gesang. Muß ein Gast sein, der mit heiser-trägender Stimme zu singen versucht. Natürlich sind es Gäste. Ein Chorus, ein Mädchenlied bringen durch kleine Fensterchen auf die einsame, mondbeglänzte Gasse. „War ja geboren in dem Jahr, als der Komet...“

Lang ist's her... Damals rauschte in den Weindörfern Wiens noch das große Leben. Man weiß ja: Gewatter Schuster und Herr Baron, d'Frau Tant' und die heißumworbene Operettendiva, jung und alt, Hausherr und Tagschreiberlein. In den letzten Jahren trat der „Heurige“ mit seinem echt altwienerischen Um und Auf doch mehr in die Sphäre einer gehegten „Spezialität“, in eine Art viele beschauten Museumsdaseins.

Die Lebensfreude ist in unserer Zeit still geworden. Auch im sanges- und weinfrohen Wien. Aber sie wird wiederkommen und durch die engen Gäßchen Stebrings und Rusdorfs singen wie einst — im Mai. E. H.

\* Er war recht freundlich. Viele stehen da und harren seit zwei Stunden, daß der Laden geöffnet werde. Der Wachmann ist noch nicht da und so drängen sich plötzlich viele vor, die rückwärts gestanden sind. Eine Frau, die dadurch benachteiligt wurde, begibt sich durch die Hintertür zum Greisler. Wie sie zurückkommt, wird sie umdrängt: „Wie war's?“ — „Ich hab's ihm g'sagt, und er war recht freundlich zu mir.“ — „Recht freundlich war er,“ wiederholen die Frauen und hoffen auf Gerechtigkeit und Mehl. Der Wachmann erscheint, der Verkauf beginnt. Knapp bevor die Gruppe an die Reihe kommt, verkündet der Wachmann „Schluß“. Einen Augenblick stehen die Frauen bestürzt da, dann entfernen sie sich zögernd und die eine sagt: „Und er war doch recht freundlich.“

## Bitte.

Wiederholt aus der Nummer vom 19. Oktober.

„Im Einvernehmen mit allen Parteien des Wiener Gemeinderates spreche ich namens derselben die bestimmte Erwartung aus, daß die Regierung alles ausbieten wird, um die Wiederaufnahme der parlamentarischen Tätigkeit zu ermöglichen.“ Mit diesen immerhin sachgemäßen Worten hat der Bürgermeister die Ueberzeugung und Forderung des Wiener Gemeinderates verdolmetscht. Nun höre man, wie die „N. Fr. Pr.“, die nun nichts im Kopfe hat als den „Vortritt“ der Delegationen, die „bestimmte Erwartung“ Weiskirchners umdeutet: „Die Obmänner der Parteien im Wiener Gemeinderat haben sich heute für das Bedürfnis nach dem Wiederbeginn der parlamentarischen Tätigkeit ausgesprochen... Die Obmänner haben eine Bitte an die Regierung gerichtet... Die Regierung wurde heute im Namen der Bevölkerung gebeten... Entweder teilt die Regierung die Auffassung im Gesuch der Wiener Gemeinde...“ Der Wiener Gemeinderat wird sich für diese Uebersetzung seines Beschlusses in den Geist der „N. Fr. Pr.“ energisch bedanken. Es ist doch besser, der Wiener Gemeinderat läßt seine Ansichten von Weiskirchner aussprechen als von der „N. Fr. Pr.“.

Man wende nicht ein, daß es auf Worte nicht ankomme. In Wahrheit spiegelt sich in diesen Worten jene Auffassung vom Parlament, die die Wirksamkeit der Verfassung als eine Gabe ansieht, die man sich erst verdienen müsse, die man durch Fleiß und gute Sitten zu erwerben habe; vor dieser Auffassung ist das Parlament nicht ein Recht des Volkes, sondern eine Gunst der Regierung. Auch in der abgeschmackten Befürwortung des Einfalls, die Delegation vom Reichsrat unabhängig zu machen und sie ohne Rücksicht auf das geschlossene Parlament zu berufen, lehrt diese Auffassung wieder; denn womit wird der „Vortritt“ der Delegationen begründet? Ein anderer Weg sei „vorläufig nicht gangbar“! Was bedeutet das aber, wenn es einen Sinn haben soll? Die „Gunst“ geht nicht so weit, diese Bitte wird noch nicht erfüllt, der Reichsrat wird noch nicht bewilligt! Es wird kein *sachliches* Hindernis geltend gemacht; daß der Weg „vorläufig noch nicht gangbar sei“, besagt wirklich nichts anderes, als daß man diese „Gabe“ zu spenden eben noch nicht geneigt sei... Aber ein Reichsrat, der die Frucht einer Bitte und ihrer huldvollen Gewährung ist, wäre schon im Grundgedanken verfehlt. So denken sie übrigens alle von der Verfassung: wenn der christlich-soziale Gegenfüßler der „N. Fr. Pr.“ für den Reichsrat als Maxime „strenge Diät und gebundene Marschroute“ aufstellt, so hat er aus dem gleichen Geiste gesprochen. Und sie bilden sich ein, mit dieser Theorie von dem beschränkten Untertanenverstand die Abgeordneten verführen zu können!

Wir haben jüngst zur Erinnerung an eine geschichtliche Wende, die Adresse mitgeteilt, die das Abgeordnetenhaus im Jahre 1867, nach Ueberwindung der Sistierungsperiode, über Antrag Eduard Herbst

beschloß. Mit den mannhafsten Worten des bürgerlichen Mannes vor fünfzig Jahren vergleiche man die der Nachfahren, für die sich alles in demütige Bitte auflöst! Unwillkürlich kommen einem die Worte Anastasius Grün's ins Gedächtnis, die er im Jahre 1830 schrieb:

Oesterreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlherzogen und auch  
fein;

Sieh, es steht ganz artig: Darfst' ich wohl so frei sein, frei  
zu sein?

## Die Schule des Lebens.

Unter den vielen Sorgen, die Eltern mit ihren Kindern haben, ist es immer die größte, die Kinder so zu erziehen, daß sie sich im Leben zurechtfinden. Auf das gleiche Ziel ist die Schule gerichtet oder soll es doch wenigstens sein. Der Zeitgedanke der Erziehung und der Schule ließe sich vielleicht in den Satz zusammenfassen: Erziehen wir die Kinder nicht für das Leben der Schule, sondern für die Schule des Lebens. Und der alte Comenius, einer der Urbäter der Pädagogik, hat den gewaltigen Spruch getan: „Was nicht in der Anschauung ist, das ist nicht im Bewußtsein.“ Leben, Anschauung, Wirklichkeit, das ist Dasein, das ist Wissen, wirkliches, lebendiges Wissen. Es zeigt sich in unserer Schulverfassung seit längerer Zeit das erfreuliche Bestreben, die Schule durchaus als die Vorbereitung für das Leben wirken zu lassen, also nicht als Selbstzweck zu behandeln, auch nicht als Vorbereitung für einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Gruppe von Berufen. „Wir lernen, um zu leben“, das soll der Leitspruch jeder Schule sein. Von diesem Gesichtspunkt wollen auch die jüngsten Erlässe des niederösterreichischen Landes Schulrates über das Studieren an den Mittelschulen erfaßt sein.

Welche Wichtigkeit einem solchen Erlasse beizumessen ist, ersieht man daraus, daß der vom 31. Juli datierte so manche Erregung und zahlreiche Auseinandersetzungen hervorgerufen hat, weil man darin die Weisung an die Lehrerschaft erblicken wollte, die ärmeren Kinder von dem Besuch der Mittelschulen abzuhalten, ihnen zumindest den Besuch zu erschweren. Mit Recht haben sich Eltern und Schulfreunde gegen eine solche Absicht aufgelehnt. Wenn an überaus zahlreichen Beispielen erwiesen werden konnte, daß Helden der Wissenschaft, hervorragende Geisteskräfte aller Art aus den Pforten der Armut hervorgegangen, durch die Schule ihren Weg zur Höhe genommen, so mußte doch auch gerade den armen Eltern, den Eltern der armen Kinder der Trost, die Hoffnung gelassen werden, daß diese es einmal, dank der Schule besser haben werden. Wie man sich erinnert, ist um jenen Erlaß viel herumgestritten worden, die öffentlichen Auslegungen wurden berichtigt, die Absicht, als sollte den aus den ärmeren Ständen kommenden Schülern das Studium unmöglich gemacht oder auch nur erschwert werden, wurde in Abrede gestellt. Nun aber ist, nachdem in der Zwischenzeit ein Wechsel in der Person des Vizepräsidenten des niederösterreichischen Landes Schulrates eingetreten, ein neuer Erlaß über denselben Gegenstand erschienen, der sich auf jenen vielbesprochenen Erlaß bezieht, verschiedenes richtigstellt, im Wesen aber doch den Gedanken jenes Erlasses wieder aufgreift, den minderbemittelten und minderbegabten Mittelschülern den Besuch der Schule nicht zu sehr zu erleichtern, weil ihnen durch das Studium unter diesen Bedingungen schwere Enttäuschungen in der Schule, noch schwerere später im Leben bereitet werden.

Auch dieser neue Erlaß wird gewiß den alten Meinungsstreit wieder aufleben lassen. Tut nichts, ist sogar wünschenswert. Fragen, die so tief in die bedeutendsten Lebensinteressen der Bevölkerung eingreifen, sollen so viel als möglich öffentlich erörtert werden. Und nicht nur der Schulrat mit Titel und Charakter, jeder Vater und jede Mutter ist berechtigt und berufen, da ein Wort mitzureden.

Wir müssen uns zuerst über den Kern der Frage ins Klare kommen. Es handelt sich da nicht um die Gelehrsamkeit. Man müßte sich sonst an die Erklärung erinnern, die eine scharfe Zunge von dem Worte „Gelehrter“ gegeben hat. Sie sagte: „Wenn einer bei vielem Wissen ungebildet geblieben ist, so ist das ein Gelehrter.“ — In diesem Sinne mag man unter einem „gebildeten Menschen“ einen solchen verstehen, bei dem sich die entwickelten Geisteskräfte das Gleichgewicht halten, und der in erster Linie seine Stellung zum Leben und zu seiner Umgebung, entsprechend seiner Persönlichkeit, zu gestalten weiß. Man hat es den Engländern und Amerikanern nachgesagt, daß sie ihre gewaltigen Erfolge in allen Zweigen der Betriebsamkeit, ihre Unternehmungskraft und Wohlhabenheit dem Umstande verdanken, daß sie es verstanden haben, die Schule und die Erziehung ganz auf die Anforderungen des wirklichen Lebens zu richten. Auch in Deutschland haben Schule und Erziehung seit längerer Zeit eine Wendung genommen, die durchaus und bewußt auf die Bedingungen und Zwecke der Daseinspraxis, des Schaffens, Arbeitens, Unternehmens, Erwerbens hinlenkt. Nun aber mögen unsere Herren Eltern, arme und reiche, es sorgsam bedenken, daß wir in eine neue Zeit eintreten, deren Boden gedüngt ist mit dem kostbaren Blute von Millionen Menschen. Der Weltkrieg wird eine Zeit herbeiführen, da die alten Werte vielfach außer Umlauf gesetzt werden, höhere, schwerer zu erfüllende Anforderungen an die Gesamtheit wie an den einzelnen gestellt werden, die persönliche Betätigung den Ausschlag geben wird. Die Persönlichkeit wird mehr sein, als sie jemals gewesen ist. Diese mächtige, unaufhaltsam herankommende Strömung kann die Schule nicht unberührt lassen. Die ganze Tendenz der Schule, wie im einzelnen der Lehr-

plan, werden beeinflusst werden. Die Schablone wird unverwendbar werden, die Schule wird, indem sie ihre Aufgaben als Lehranstalt festhält, immer mehr zur Lebensanstalt werden müssen, und danach auch den Lehrplan zu gestalten haben. Die ganze Schulung hat als Vorbereitungskurs für das Leben zu dienen.

Noch einmal: Die tausende blutiger Kämpfe auf den Schlachtfeldern Europas führen eine neue Zeit herauf, die Zeit, wo jeder nach Möglichkeit wird Persönlichkeit sein müssen, um in dem neu-gestalteten Kampf ums Dasein bestehen zu können. Darüber müssen alle Eltern, auch die Lehrer und die Schulverwaltungen, reiflich nachdenken. Da werden sich auch die gewiß alle Rücksicht verdienenden ärmeren Eltern einsichtig und besonnen die Frage vorlegen, ob es nützlich, inwiefern es ausrichtsvoll, der Erreichung der Lebenszwecke förderlich ist, ihre Kinder durch die oberen Mittelschulklassen mit Mühe und Not zu drücken. Da gibt es keine allgemein passenden Regeln, keine gemeingültigen Verordnungen, keine Erlässe und Dekrete, da heißt es vielmehr jeden Einzelfall nach jenen Gesetzen zu behandeln, welche das Leben, die neue Wirklichkeit, der Tag uns geben werden. Zu unseren schul- und lebensweisen Lehrern aber haben wir volles Vertrauen. Mehr noch als durch Erlässe werden sie durch den Ruf des Lebens bestimmt werden, wie sie die ihnen anvertrauten Jünger zu behandeln, für die Welt, für die neu sich gestaltende Wirtschaft- und Gesittungszukunft zu bilden haben.

B. Deverbo.

### Mahnung zur Höflichkeit.

An die Verkäufer von Lebensmitteln ist die Mahnung ergangen, künftighin ein bißchen höflicher zu sein.

Die städtischen Behörden, die so erziehllich auf allerlei kleine Greisler, Bäcker und Fleischhauer einzuwirken suchen, verdienen aufrichtigen Dank. Ihre Fürsorge um das Wohl des Volkes kümmert sich nicht bloß um die Kost, sondern auch um eine gute Behandlung. Vortrefflich! Was die Kost betrifft, wollen wir jetzt eben vorlieb nehmen. Es geht nicht anders: wir müssen uns frotten. Außerdem hat das Volk wohl immer ein Recht auf gute Behandlung gehabt, und gerade jetzt gebührt es den Leuten mehr als je, daß sie gut behandelt werden.

Gerade jetzt aber ist ein Ton eingerissen . . . ein Ton . . . nun, wir wissen alle ein Lied davon zu singen. Und die Sache mag schon recht arg sein, wenn die Behörden sich veranlaßt sehen, zur Höflichkeit zu mahnen.

In unserer Stadt, die wegen ihrer Höflichkeit, wegen ihrer besonders liebenswürdigen Umgangsformen weit und breit berühmt ist.

Wo bleibt denn da der ungeheure Vorrat an guten Manieren, der in Wien stets zu finden war? Er kann doch nicht gleich anderen Vorräten in der Kriegszeit knapp geworden sein.

Trotzdem, er ist knapp geworden. Nicht bloß unter den Verkäufern von Lebensmitteln. Was diesen Punkt betrifft, würde man wünschen, die Behörde hätte ihre Mahnung auch auf andere Leute, auf viele andere Leute ausgedehnt.

Denn die Grobheit, die offene Flegelerei ist weit verbreitet. Keineswegs bloß bei Greislern und Stachelweibern. Beinahe jeder Mensch, von dem man jetzt irgend etwas verlangt, sei es Arbeit oder Ware oder sonst einen selbstverständlichen Dienst, läßt sich dafür nicht allein hoch und teuer bezahlen — er tut außerdem noch so, als habe man ihm ein Geschenk abgebetelt, er ist unwirsch, manierlos, hochfahrend, oft genug frech.

Von den sogenannten besseren Geschäften, wo Luxusartikel gehandelt werden, ist hier nicht die Rede. Da wird ja auch der Luxus guter Manieren noch gepflegt. Aber alle Dinge, die man haben muß, wirklich muß, die erkaufte man jetzt nicht nur um schweres Geld, sondern auch mit einem beträchtlichen Aufwand seiner Nervenkraft.

Und wir brauchen unsere Nervenkraft eben jetzt so nötig.

Das Verhältnis zwischen Kunde und Verkäufer hat sich auf großen Gebieten des öffentlichen Verkehrs völlig verändert. Früher war der Mann, der seine Waren, seine Arbeit oder sonst seine Dienste feil hielt, von der Kundschaft abhängig. Jetzt hängt die Kundschaft in so vielen Fällen ganz und gar vom Arbeitswillen, von der Handelsgeneigtheit der Verkäufer ab. Das versetzt die Leute, die sich sonst so eifrig dienernd um die Gunst des Publikums bemüht haben, offenbar in eine Art von Hochstimmung. Sie sind alle in der Möglichkeit, nun einmal ihrerseits das Publikum zu tyrannisieren. Ein Machtrausch hat so viele von ihnen er-

griffen — da lösen sich denn alle Bande frommer Scheu, die einen Lämmel sonst wohl hinderten, ein Lämmel zu sein.

Dieser Machtrausch ist eine förmliche Epidemie geworden. Er wirkt so und so oft grotesk, so und so oft lächerlich in seinen Formen, immer jedoch aufreizend, erbitternd, herausfordernd und widerwärtig. Er ist nachgerade eine Gefahr geworden, die wir ins Auge fassen müssen. Denn im Grunde treibt er Mißbrauch mit der Not, demoralisiert die Umgangsformen im allgemeinen wie im einzelnen, steigert überflüssigerweise die öffentliche Nervosität und erschöpft die Geduld.

Überall sollte dem Machtrausch kleiner Köpfe und dreister Tröpfe kräftig gesteuert werden. Wen Ermahnungen nicht nüchtern machen, der müßte eben durch deutlichere Mittel zu Besinnung gebracht werden.

Wenn man sagen könnte: die Leute sind barsch, unhöflich, manierlos, weil sie schlechte Geschäfte machen und weil schwerer Kummer sie drückt, dann wäre das noch eine Entschuldigung. Aber diejenigen, denen es wirklich schlecht geht, diejenigen, die wirklich von schwerem Kummer bedrückt werden, sind sanft. Und man muß hinzufügen: das Volk ist bewundernswürdig in seiner stillen, tapferen Standhaftigkeit. Manierlos und grob sind vielmehr gerade diejenigen Leute, denen es gut geht, gerade diejenigen, die jetzt konkurrenzlos ihr Geschäft machen, diejenigen, die jetzt keine Kritik ihrer Leistungen zu fürchten brauchen, weil sie wissen, daß man sie einfach hinnehmen muß, wie sie auch sein mögen.

Betrachten wir doch an einem kleinen Beispiele den Zustand, der nun herrschend geworden ist. Haben wir in vergangenen Zeiten nicht gedacht, ein Fiaker-, ein Komfortabelkutscher, ein Chauffeur sei das dienstwilligste Geschöpf von der Welt? Ist man nicht mit heilem Entzücken empfangen worden, wenn man sich irgendeinem Standplatze näherte und sich als Fahrgast zu erkennen gab? Freilich . . . freilich, das Fuhrwerk ist jetzt rar geworden. Wo, Teufel aber, darf das für die Kutscher und Chauffeure ein Grund sein, unmanierlich, flegelhaft, lächerlich hochnasig und grob zu werden? Schlecht gelaunt und mürrisch könnte der Fahrgast sein, der jetzt zur Bahn oder zu entlegenem anderen Ziel will, und der bei Nacht oder in Wind und Wetter ohne Wagen bleibt. Verstimmt könnte der Mann sein, der für die Fahrt von zehn Minuten ebensoviel Kronen blechen muß, wo er früher kaum drei Kronen für dieselbe Wegstrecke zu zahlen hatte. Aber die Kutscher und Chauffeure? Sie verdienen schweres Geld, sind umworben und umschmeichelt, werden mit Trinkgeldern beworfen wie noch nie, und es ist wahrhaftig grober Unfug, wenn sie außerdem noch ihren Machtrausch an dem wehrlosen Publikum austoben dürfen.

Die Mahnung zur Höflichkeit kommt im rechten Moment. Kein Mensch verlangt nach der Zensur. Aber eine Zensur der schlechten Manieren ist nachgerade nötig geworden. In dieser ernsten und harten Gegenwart trägt jeder sein Teil an Verantwortung, ob er nun eine amtliche oder eine bürgerliche Funktion ausübt. Und alle Funktionäre, die von ihrem Platz aus mit dem Volk in Verkehr treten, müssen unbedingt dazu angehalten werden, höflich, schonungslos höflich zu sein.

Der Krieg legt uns gemeinsam die Pflicht auf, Schweres zu ertragen. Aber Unhöflichkeit brauchen wir auch im Krieg nicht zu ertragen.

Der Krieg mag vieles entschuldigen. Aber Manierlosigkeit und überhebliche Rippelei entschuldigt er nicht.

Der Krieg ist schließlich ein Zustand, in welchem wir zusammenhalten sollen, und er läßt uns keine Zeit, läßt uns keine Stimmung zu Bänkereien. Dürfte uns wenigstens keine dazu lassen. Fast jeder Mensch, mit dem wir reden, hat jetzt irgendein tiefes Leid, irgendeine furchtbare Erschütterung erlebt. Das müßte einer am anderen achten. Wir sind jetzt alle darauf gestellt, uns gegenseitig zu helfen. Aber die Grobheit hilft nicht einmal dem, der sie übt. Darum: seid höflich untereinander! Lanzelot.

### Im Stammeis.



„Es Euch dös scho auß'fall'n, meine Herren,“ sagte Schwaffer, als gerade eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, die sich ausschließlich um Lebensmittelfragen gedreht hatte, „daß un'erans heut' über n'r ander's mehr red't, als wie über's Essen? Pakt's nur amal auf und Ehr werd's es selber bemerken. In der Delektrischen, auf der Gassen, überall, wo's D' hinkommt, hört n'r anders, als wie: Dös und jen's hab' i kriegt, dös und jen's wiederum nöt, dös und jen's hab' i im Gattshaus' g'essen, dös und jen's hab' i ma uns daham g'ocht. In dera D'fien geht dös den ganzen Tag. Und's G'späßige is, daß net nur d' Weiberleut' so dahereden, sondern die Mannsbilder affrat ebenso. Ehr selber da im Beisl machen la' Ausnahm' — wo hab' n' ma denn grad' g'halten? I was scho, wo bei der Festsarten...“

„von der d' Herr'n im Gemeinderat g'mant hab'n, daß s' allerdings vorhanden is, aber die dazugehörige Festsarten fehlt leider Gottes.“ feste Oberberger fort; „weil si aber die Festsarten allani za Mensch' auß' Brot schmier'n, und weil a Schmitzberl, das D' in einer Festsarten ansbra't's, anhielt in Schmalz, hab' i mir jast'n lassen, a net gar b'fonders schmeckt, desweg'n hab' n' die Herren im Gemeinderat g'mant, daß dös un'haltbare Zustand' san, die was so g'schwind als möglt abg'stellt werd'n müßten.“

„Heutzutags“, kurrte Stichter, „san scho alle möglichen Zustand' in ainer Art und Weis' un'haltbar, daß ma alle möglichen Zustand' davon tragt. Dös G'hrett is nur, daß die un'haltbarsten Zustand' wanschmal grad' d' haltbarsten san: Wann a Stupf an der Polen un'haltbar wird, dann halt er s' wirkl' net, sondern reißt a und da Schneider

nacht an neuchen an; a un'haltbarer Zustand' aber der kann dauerhafter san als wie mancher andere und auf'n Schneider, der an mit an neuchen Knopf aus der Schlamasit auß'haift, kann warten.“

„Was denn net gar“, protestierte Spannagl, „hat net der Herr Bürgermeister selber g'sagt, daß die Behörde...“

... die nötigen Maßnahmen ergriffen hat, um den Zuständen ein Ende zu machen,“ unterbrach ihn Stichter; „hör' mit auf, alter Freund, dös G'heißt hör' i so oft, daß ma's scho da hint' ban G'nad' aufwachst. Maßnahmen werden ergriffen geg'n all's, was's gibt, aber — na, i will da weiter net reden; i man nur: s' Maßnehmen' allani nukt n'r, der Schneider muß'n Umgang a mach'n, sonst kannst D' eahm net anlag'n.“

„Wir scheint, der Stichter hat heut' in der Veruah a Schneiderrrechnung k'ragt,“ meinte Schwaffer trocken, „weil eahm d' Schneider heut' net aus'm Kopf geh'n woll'n. Apropos, daß ma wieder auf d' Fetten a'rickommen: Wogu denn, wann i frag'n derf, brauch't's denn Des' überhaupt ane? Hab't's denn net g'lesen, was die Hausfrau aus'm Deutschen Reich bei der Tagung vorige Woch'n g'sagt hat? Wie guat und g'lund als i a fettlose Kost is? Hab't's dös net g'lesen? Ja? Na alsdann, was woll't's nachher?“

Die Aeußerung Schwaffers machte auf Stichter den deutbar unangenehmsten Eindruck. Schon bei dem Worte „Hausfrau“ hatte sich sein Antlitz verdhärtet; als aber dann die Rede auf die „Hausfrauen tagung“ kam, hielt er sich die Ohren zu, und als Schwaffer schwieg, schrie er erbittert: „Hör' mir nur un' Gotteswill'n mit diese Weiberfachs auf! Un're deutsche Brüder in Ehren und allen möglichen Respekt vor eahna, aber die deutschen Schweikern, die können von mir aus alle miteinander daham bleib'n. All's finden s' schön und guat, die fettlose Kost is nach eahna g'rad' a Wohlthat für d' ganze Menschheit und d' Fleischlosigkeit's größte Glück, was un'ren widerjahr'n kann. Nächstens wird aue daherkommen und wird Euch dergäh'n, daß die ganze Esserei n'r anders wie a dumme G'wohnheit is, die gar san Zweck net hat. Wann ane n'r ist, brauch't ma s' a net anz'stell'n, wann ma s' net anstellt, brauch't ma s' net s' äffen, und wann ma s' net gift', lebt ma

lang'. Dös man i natürl' nur so beispielmäsi; aber im vollen Ernst lag' i, daß i Frauenzimmer, die von ane Einheitskuchel phantastier'n, aus der sie hintereinander der Kostschild und irgend a armer Keruel im Feser ihna Essen hol'n, daß i denen a jede Markentafelerei quatrau. Wann dann dös allgemaine Portionier'n no a Weis' so fortsetzt, wird nach der „Einheitskuchl“ a no das „Einheitsg wand“ kommen, damit net der ane wie G'igertl dahersolzt, während dem andern scho d' Fessen abahängen. Mir für mei Person soll ja dös als recht sein, i man nur, daß dös un'mögliche Sachen san, aus denen do ma im Leben was draus wird und daß si d' Leut' meiner Seel und Gott mit was G'scheitern abgeh'n kunnien, als mit 'm Ausstüfeln von solche narrische Projekte.“

Schwaffer griff die Bemerkung vom „Einheitsgerwand“ auf und sagte: „Hab't's Des' g' hört, meine Herren? Jetzt sangt er scho wieder von Schneiderlachen d' reden an. Gang g'wis, es is so, wie i vorhin g'sagt hab'. Wie viel macht's denn aus, d' Rechnung?“ wendete er sich teilnahmsvoll an Stichter. „Wannst was brauch't, sag' mit's nur, alter Spezi, bis zu an Höchstbetrag von zwanzig Heller in Eisen kannst allerweil auf n'r rechnen.“

„Wenn s' scho dabei san, d' hohen Behörden, kunnien s' a die Dummheit glet portionier'n, damit s' nimmer vorkommt, daß anzehne gor so viel von dera Eigenschaft hob'n,“ kurrte Stichter und es war nicht ganz klar, ob diese Bemerkung auf Schwaffer gemünzt war oder ob sie jemand anderem galt. Jedenfalls beschloß Schwaffer, der heute gut gelaunt war, sie nicht auf sich zu beziehen, schon deshalb nicht, weil ihm jetzt wieder ein Späß einfiel, denn er sich nicht entgegen lassen wollte. „Portionier'n,“ sagte er mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, „dös is, meiner Meinung nach, a halberte Sach'.“

„Ganz richti,“ erwiderte Spannagl, „und wie manst denn, daß ma die Maßnah'm ergängen kunn't?“

„I man, die Sach' is für d' Sas,“ war Schwaffers Antwort, „insofang net aus'm „Portionier'n“ a — „Portion Nierbraten“ wird.“

Ein allgemeines „Au!“ war die Antwort auf diesen Wit. Und nachdem er sich soweit wieder er-

holt hatte, wendete sich Stichter mit folgenden Worten an Oberberger:

„Warum bist denn Du heut' gar so still? Wann i mit redit berikmer, halt'n Mund den ganzen Abend lang sane jwamal aufg'macht. Wo soll ma denn dös hindreib'n? Is Dir was übers Leberl g'laufen? Hab'n da in Schwaffer seine G'späß d' Med' verichlag'n? Oder halt' an End' in Deiner Familie an „wortlosten“ Tag — einig' lüch't?“

„A Spur von dem allen,“ erwiderte Oberberger. „Mir wirbt is ma in Kopf, dös das G'wäsi. I studier' nämli seit i Donnerstag un'er-mitadli die magistratische Verlautbarung über die Mehrtraonierung und -portionierung und die is so verzwick't, daß ma an schweren Schüdel abot k'ragt. Tramen tuat ma scho in der Nacht von dera Sach', aber wann i au'richti seit soll: ganz fapiert hab' i's allerweil no net. I was nu dös ane: Nachdem ma si dütch den Wald von Bestimmungen und Neuierungen durchg'reffen hat, sieht ma am Schlus, daß eigentl die ganze Arbeit für n'r war. Denn am Schluß sagt der Herr Bürgermeister, daß d' Majorierrei nur an Erfolg Meh'l zur Verfügung stellt. Jetzt'n sag' i es: Wann's erforderliche Meh'l da is, hört i die „Mier“ so wie so von allani auf und i brauch la -portionierung net. Wann dös aber net der Fall is, nachher kann, dös sagt der Bürgermeister selber, a d' Majorierung n'r müssen. Wogu, frag' i, is alsdann dö ganze Sach'?“

Er traut den letzten Rest seines zweiten Krügel's aus und bestellte einen „g'schwinden Spritzer“, indes die anderen zu seinen Worten Zustimmung nickten. „Wigt's übrigens, was a g'päßig is?“ hür er dann fort, „da wird jetzt'n überall gegen die Fremdwörter g'wettert. Und dabei hab' i no nie net so viel Fremdwörter g'hört wie jetzt: Approbationierung, Majorierung, Portionierung — grad' die Junger segelt ma si aus.“

Er warf einen Blick auf die Uhr und erhob sich: „Was, Behne last'?“ rief er. „Na, i glaub', bei un'rer heutigen Unterhaltung bin i wursl' a bissel d' kurz kommen. Jetzt host's aber tummeln, sonst zieh' i ban häuslichen Dischurs a no'n fürger'n. Schamstier Diener, meine Herren Leopold, Thomas Berner.“



## Beim Gnadenbild im Stefansdom.

Stimmungsbilder aus großer und ernster Zeit.

Schneeflocken und kalten Regenschauer wirbelt es durch die Straßen von Wien; am Hof, wo heuer kein Christkindlmarkt entstehen soll, weil es an Zimmerleuten fehlt, die diese Burg der Freude heuer für unsere Kleinen aufrichten könnten; in den vornehmen Straßengeilen der Innern Stadt, wo trotz der zur Schau getragenen Juwelen und prunkenden Pelze einiger weniger die Stimmung des nahenden Allerseelen sich auf die Menschen herabdrückt. Allerseelen, das möchte das einzige Fest scheinen, das schmerzbezeugt alle Familien heuer in ernstem Bedenken an Familienangehörige, die auf fernem Schlachtfeldern, in den Spitälern des Hinterlandes dem trennenden Tod verfallen sind, zu feiern haben. Es war am letzten Sonntag, da schritt durch die Straßen von Wien eine glänzende Prozession, die alles umfaßte, was Oesterreich an Stellung, Namen und Würde aufzuzählen vermag. Noch einmal war es ein herrlicher Sommer geworden, ein Tag mit blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein, der aber mit seiner Heiterkeit der leblosen Natur nicht paßte zu dem Ernst, dem stillen Bittgebet der Tausende, die schwere Anliegen in einem Gebetskreuzzug von der Botivkirche zum Stefansdom trugen. Ein liebliches Muttergottesbild zog grüßend und segnend durch die Menschenmengen der Großstadt und hinter ihm kamen Kaiserhaus, Bürgerschaft und Adel, die blühende Jugend und jene alle, die

nicht die Schlachten des Schwertes, wohl aber jene der Enttugung und des Gebetes mitkämpfen können. Und jetzt ist dieses Marienbild, das von Döbling aus dem Kloster der Karmelitenmönche hiehergebracht wurde, bereits wieder eine Woche im Stefansdom ausgestellt. Und jeden Tag dieser Woche ist eine stille, unbemerkte Prozession von Betern aus allen Bezirken der Stadt zu allen Stunden des Tages, von 6 Uhr morgens bis zum späten Abend, von der Zeit, da Männer und Frauen noch größere Scharen bei dem Gnadenbild der Mutter der Arbeit vor Dessnen des Geschäftes, des Fabrikstaals ein Viertelstündchen geistige Sammlung sich erübrigen, bis zur Zeit, da die Arbeitsäle sich schließen, und jetzt mit dem, um Bitten zu erhören und Gnaden zu gewähren, liebevoll den Menschen mit dem sorgenschweren Herzen entgegengeneigten Haupt versammelt. Während des Tages folgen einander heilige Messen und stimmungsvolle Andachten. Am Freitag las Kardinal-Fürst-erzbischof Dr. Piffel die heilige Messe vor dem Bild, am Samstag Weihbischof Dr. Pfluger. Zu den Damen der adeligen Kongregation, die hier ihre Kommunionmesse feierte, sprach am heutigen Morgen P. Kolb S. J. Täglich fanden sich Mitglieder des Kaiserhauses bei den stillen Messen, bei den Abendandachten ein. Am Sonntag ist um 6 Uhr morgens und um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr abends eine Predigt, um 9 Uhr feierliches Hochamt, von 11 bis 12 Uhr Betstunde beim Hochaltar. Dies ist der äußere Rahmen eines stillen Gebetssturmes, mit dem die gläubige Bevölkerung sich zu rüsten sucht für die Beschwerden, Entbehrungen, Sorgenqualen und Herzensangst eines vierten Kriegswinters.

Als fromme Jahrhunderte, als die Maurer der Steinmetzkunst von St. Stefan unter zielbewußten Werkmeistern an dem Dom meißelten und die künftigen Krönungen des gotischen Wunderbaues auszirkelten, dessen Vollendung keiner der Baumeister zu sehen erhoffen konnte, da war es der Geist der Ewigkeit, des Glaubens, der sich erhebt über den vergänglichen Staub einer Zeitspanne, nach welcher sich das Leben bemißt, der sie beseele. Ein solches Wahrzeichen des Glaubens ist dieser Stefansdom geblieben, auch dann, als die Umgebung längst den christlichen Charakter abgestreift, als Schauläden, Vergnügungstätten in frecher Aneinanderreihung, als Eitelkeit und Laster längst bereits in den Straßen der Innern Stadt das Evangelium: „kaufe und bezahle“, kaufe Erdenstand und bezahle mit dem Adelsbrief deiner Seele, zu verkündigen schienen. Doch in dieser Woche, da lebte der Glaube auf, der die Welt und das Leiden überwindet, in diesem gewaltigen Haus

22/X. 1916 187

der Andacht. Es ist ein Altar, angeschmiegt in bescheidenen Formen an einen Pfeiler des Mittelschiffes, der mit phantasievollen Barockschmörkeln, mit anheimelnden Andachtsbänken, mit allen Wahrzeichen der Volksandacht die strenge Gesetzmäßigkeit des einheitlich aufstrebenden gotischen Baues durchbricht. Und das macht uns gerade die verschwiegene Andachtsstätte des Stefansdome so teuer, daß kein stilistischer Purismus hier die Uebergänge von der mittelalterlichen Vergangenheit zur frisch pulsierenden Gegenwart verwischt hat. Nur abgedämpft dringt der Tag durch die bunten Glasfenster, Kerzenlicht und künstliche Beleuchtung müssen zu allen Tageszeiten dem suchenden Auge helfen, die frommen Bilder, den Sakramentsaltar, den Priester bei der Opferhandlung auszunehmen. So knien wir hier fern von dem geschäftig vorbeihastenden Arbeitstag vor dem Bild der Gnadenmutter, bei der schon Ferdinand II. in der schwersten geistigen und Irregerischen Krise seiner Länder den Trost gesucht, seine Herrscherstärke wiedergesunden hat. Neben uns knien so viele andere, die alle geistig mit uns eins sind und von denen doch jeder etwas anderes der Muttergottes zu sagen hat. Da ist es eine Pflegerin, die in jungen Jahren den Ernst blutender Wunden und in Fieberhitze verschmachtender Rippen kennen gelernt hat; sie will vor dem Bild der Schmerzensreichen lernen, in engelhafter Geduld den Leiden armer Menschen zu helfen. Ein bosnischer Soldat nimmt den Fez in die Hand, schleppt sein Stelzbein klappernd über den Steinboden und setzt sich still vor dem Bilde zum Gebet nieder. Da steigen vor seinem Geiste auf die Stunden des Trommelfeuers, der Augenblick der schweren Verletzung, Operation, Spitalsaal, Priesterwort, der Gnadentrost der Sakramente, das Bewußtsein, ein Krüppel zu sein; er denkt an seine Frau, seine Bauernarbeit, seine Zukunft in den Bergen seiner Heimat — er betet mit Tränen und mit Hoffnung. Mütter aller Stände kehren immer wieder zu dem Trostbild zurück. Es ist ein demokratischer Zug in diesem Kriegsleid und Kriegsbeten. Da grüßen zwei prachtvolle weiße Blumenstöcke zu beiden Seiten des Altars; sie hat Erzherzogin Zita, Oesterreichs künftige Erbkönigin, gespendet. Die Blumen sprechen von den Gedanken und Gebeten, mit denen die Gattin den jugendlichen Erzherzog-Thronfolger ins Feld begleitet. Kostbare Orchideen und einfache Herbstblumen in gleich großer Anzahl: hier wollten also Reiche und Arme aus gutem Herzen etwas schenken, gleichwie die Opfergaben hineinrollen in die kleine Opferkassette am Altar, zum geistigen Besten jener, die da draußen im Felde stehen. Kleine Ladenmädchen, schüchterne Lehramtskandidatinnen, junge Offiziere auf Urlaub, die draußen im Kriegserlebnis den Glauben ihrer Kindheit wiedergesunden haben, alte Herren, die von ihrem Bureau kommen und ein „Vater unser“ für ihren Sohn an der Front sagen wollen. So ist hier vor dem kleinen Altar der Mutter mit dem geneigten Haupt ein ständiges betendes Miterleben der großen Ereignisse des Krieges. Hier lernt man unser demütiges Volk verstehen, das so groß und stark ist in seiner christlichen Selbstzucht. Die Roheit des zweijährigen

gen Kriegshandwerks, die beklagenswerten Folgen der häufigen Auflösung der Familienbände, die gesteigerte Genußsucht, die Profitmacherei und hartherzige Geschäftspraxis so mancher müssen zurücktreten hinter der Erkenntnis, daß sich unser Volk jene geistigen Güter treu gewahrt hat, auf deren Weiterbestehen die Zukunft des altchristlichen Kaiser- und Völkerstaates beruht. Wer daran zweifeln möchte, der möge in diesen letzten zwei Tagen der Gnadennovene seinen Schritt zum Stefansdom lenken. Dort wird es ihn vor dem lieblichen Bild der Gottesmutter, das wie ein Sinnbild der Reinheit und der Zuversicht hineingefügt worden ist in den Trübel der Großstadt, auf die Knie niederdrücken. Er wird eines der stimmungsvollsten Bilder sehen, das Glaube und Kunst, Menschengebet und hoffender Seelenschmerz im Verein schaffen können.

### Bur Psychologie des politischen Attentäter

— Psychoanalytische Vorträge zum Falle Friedrich Adler. —

Von Dr. Wilhelm Stekel (Wien).

Kann eine Idee die treibende Kraft eines politischen Attentats werden? Bringt der Altruismus allem die notwendige Affektivität auf, um einen Fanatiker zu schaffen, der sich mit Hintansetzung des eigenen Lebens für diese Idee opfert, sein Leben in die Wagschale wirft, u. das vermeintliche Glück der anderen anzubahnen?

Ich weiß, daß ich mich mit allen landläufigen Anschauungen in Widerspruch stelle, wenn ich das Gegenteil behaupte. Und dies Gegenteil ist: nur aus — eigentümlich kleinlichen — individuellen Motiven wird der Fanatiker zum Attentäter. Ich nehme die Attentäter aus, die irgend eine Tat auf Befehl einer Partei vollziehen, wie es in Rußland häufig der Fall ist. Ich spreche jetzt von den Einzelnen, dem Attentäter, von dem es nach der Tat dem Typus des Menschen, von dem es nach der Tat heißt: „Von dem hätte ich diese Tat nie erwartet! Dieser milde, stille, bescheidene Mensch...“ und dergleichen Redensarten mehr.

Meiner Ansicht nach gibt es keine politischen Attentate, die nicht der Lösung eines individuellen Konflikts gelten. Attentate sind Verschönerungen von Affekthandlungen auf Unschuldige. Die politischen Motive sind wieder Verschönerungen von realen Eigeninstellungen, Familienkonstellationen auf soziale Verhältnisse. Diese Verschönerung auf das Große und das Größte ist das Kennzeichen einer mißglückten Sublimierung. Vielleicht wird mich ein Beispiel verständlicher machen. Ein Neurotiker meiner Beobachtung merkte, daß er nach kleinen Dosen Alkohol hemmungslos wurde und insafte wurde, ein Verbrechen auszuführen. Er wurde überzeugter Ab-

stürzler, er propagierte die Alkoholabstinenz als Bewegung, er rettete seine individuelle Schwäche in den Zwang einer sozialen Bewegung. Dieses Phänomen nenne ich die Verschönerung auf das Große oder auch das Soziale.

Soll nun bei dem politischen Attentäter auch eine solche Verschönerung stattgefunden haben? Und wie kommt sie zustande? Hasten wir uns vor Augen, daß der Attentäter auf eigene Faust der extremste Vertreter des Individualismus ist. Die Tat hat nur scheinbar ein soziales Gepräge. Sie dient in erster Linie dem persönlichen Ehrgeiz. Alle Attentäter, deren Lebensgeschichte ich studieren konnte, waren Enttäuschte. Auf der sozialen Ebeneleiter konnten sie nicht weiterkommen, sie stießen mit dem Gedanken abfinden konnten, daß sie zu keiner großen historischen Mission berufen seien. Es war ihnen nicht möglich, mit Hilfe der Gesellschaft in die Höhe zu kommen und berühmt zu werden. Sie legten alle darnach, daß ihr Name von Mund zu Mund lauten sollte. Sie verzehrten sich in Sehnsucht nach irgendeiner Million, nach irgendeiner Berührung, nach irgendeiner Tat. Mit einem Worte: sie waren alle Neurotiker! Menschen, zwischen deren Wollen und Können unüberbrückbare Abgründe gähnten. Was ihnen die Gesellschaft nicht bieten konnte, das wollten sie sich mit dieser Tat selbst erobern. Die sozialen Motive, das Leid unter der Unertüchlichkeit der Verhältnisse, das grenzenlose Mitleid mit gewissen Volksschichten, all diese Motive dienen nur der Rationalisierung. Es ist dies der eithische Goldrahmen, der dem armenlichen Bilde des Egoismus einen stolzen Prunk verleiht, den er gar nicht verdient. Welches eitle Selbstgefühl schwellt die Brust eines solchen Menschen! „Ich a Mein habe das vollbracht, was ihr alle nicht leisten konntet!“ Es gibt viele Attentäter, die es wissen sollten, daß Attentate nichts an dem System ändern, es im Gegenteil noch verfestigern. Gewalt erzeugt Gegengewalt. Aber eine Charlotte Corday hoffte, aus eigener Kraft das Schicksal Frankreichs zu ändern, wenn sie den Bürger Marat aus dem Leben

schaffte. Der russische Fanatiker hoffte, mit der Ermordung des Statthalters Potocki die Lage seines Volkes zu bessern. Aber in Hintergrunde des Bewußtseins lauerte der Ehrgeiz: Du hast es allein vollbracht! Du allein vermachtest, was alle anderen nicht vermocht haben! Du hast Dich durch eine große Tat berühmt gemacht!

Das Attentat dient also der Befriedigung des individuellen Machtstrebens, es ist der krankhafte Wille zur Macht; die Unfähigkeit, über alle zu herrschen, führt den Schwachen dazu, einen Vertreter der Macht, einen Herrschenden zu töten und dadurch zu beweisen: Ich bin noch stärker als Du!

Ich sehe von der latenten Kriminalität des Neurotikers ab, die ich immer wieder betonen muß. Ich will nur an dem Beispiel des letzten Attentäters, an Dr. Friedrich Adler beweisen, wie sich die typische Familienkonstellation schließlich als positive Bestimmung und als Tat äußern kann. Ich behaupte: Dr. Friedrich Adler hat nicht den Ministerpräsidenten, sondern seinen eigenen Vater getötet! Wohl hat der Sohn dem hochverdienten Staatsmann das Leben geraubt, aber welche Verwirrung hat er nicht über den unglücklichen Vater und über die von ihm geführte Partei gebracht!

Der Gegenias des extremen Sohnes und des gemäßigten Vaters lag offen zutage. Der Sohn bekämpfte die Politik seines Vaters in seiner Zeitschrift „Der Kampf“ und der Vater ließ seinen Sohn durch den diesem weit überlegenen Redakteur Friedrich Muffert in der „Arbeiterzeitung“ gehörig abfangeln. Da, die „Arbeiterzeitung“ berichtiget, daß auf der letzten Veriraunsmannkonferenz Dr. Friedrich Adler heftige Angriffe gegen die „Arbeiterzeitung“ und die Parteilung vorbrachte. So heftig waren diese Angriffe, daß die Stellung Friedrich Adlers, des Sohnes, in der Organisation unhaltbar wurde. Er warf den Leitern der Sozialdemokratie vor, daß sie als Oligarchen über das Volk herrschten, ohne mit ihm in Fühlung zu stehen, daß dem Einzelnen gar

### Schmoek bei Meißl und Schadn.

Gott sei Dank, der Kollege Schmoek ist jetzt so gestellt, — heißt, wenn er Verbindung mit einem Weltblatt hat, — daß er in den besten Lokalen aus- und eingeht. Wenn der österreichische Ministerpräsident bei Meißl und Schadn Mittagbrot isst, so kommt Schmoek auch hin, und wenn der Ministerpräsident dort erschossen wird, so kommt Schmoek erst recht.

Um ernsthaft zu reden: Es kann jedem anständigen Menschen passieren, daß der Zufall ihn zum unberufenen Zeugen einer häßlichen Sache macht. Er wird dann darüber auch reden müssen und reden dürfen. Aber in seines Rufens Keine wird er dann ein Streben fühlen, so zurückhaltend, so unauffällig wie möglich zu reden. Er wird ein Bedürfnis empfinden, uns fühlen zu lassen, wie peinlich ihm seine unberufene Zeugenschaft war. Er wird sich nicht mit erhobenen Ellenbogen und erhobener Stimme unter die neugierig, horchend und gaffend sich stauende Masse stürzen, um seine unerfreuliche Wissenschaft auszuschreiben. Er wird reden, wenn er reden muß, aber nicht klatschen. Er wird vielleicht, wenn er sich etwas dabei denken konnte, das Bedürfnis fühlen, zu reden. Denn warum sollte einem der Anblick eines gräßlichen Erlebnisses nicht Anregung zur Rede, Darstellung, Predigt, zu politischer oder ethischer Betrachtung geben, ja einen dazu drängen, wenn man ein Stück von einem Denker ist oder von einem Künstler oder Politiker oder Moralisten. Aber sich des gräßlichen Begegnens in aller Harmlosigkeit ohne jeden bösen Gedanken freuen, sich in der Blutlache des Mordes mit kindhafter Lust bespiegeln, — das bringt nur der gute, ehrliche, alte, ewig junge, ewig telegraphierende, ewig nach Fettdruck lüsterne Schmoek fertig.

Also bei Meißl und Schadn war er auch, als dort der Graf Stürgkh ermordet wurde. Aller spätestens ist er unmittelbar danach eingetroffen. Aller spätestens. Sein Blatt war am raschesten bedient, am ausführlichsten — und lauter Brillanten. Und keiner davon ist ihm gestrichen worden. Es ist ihm nicht gestrichen worden, wie er „mit der notwendigen Selbstverständlichkeit“ sich zwischen den absperrenden Schutzleuten durchlog. Man liest und spürt die reizende Genugtuung, mit der es telegraphiert und in Fettschrift gedruckt ist, wie dieser diskrete Intelligenzvertreter den Fürsther ausholt: „Was ist denn los?“ „Den Grafen — in der Tat sonderbar, höchst sonderbar! — Stürgkh ham's erschossen, oben im Speisesaal.“ „Ja, wer denn?“ Wie herzig dieses tiefgefühlte „Ja wer denn?“ Und wie herzig, daß es dem feinsinnigen Mann des Geistigen gleich darauf in Fettdruck „mit einem sonderbaren Bedauern einfällt“, „daß ich doch eigens zu

dem Zweck aus Ofen-Pest nach Wien gekommen bin, um diesen eben erschossenen Mann zu interviewen“. Ja, sollte der Mörder das am Ende durch seine Tat haben verhindern wollen? Ein Verbrechen aus überfeinertem Kulturgefühl? Seine bisherigen Aussagen widersprechen dem. Unser Mann plauscht weiter neben der Leiche her. Wer alles da ist, hören wir, und wer alles noch kommt. Der Chef der Kriminalpolizei — aach! „Alle politischen Prozesse und alle Skandalaffären, alle Morde und alle sensationellen Ehebrüche der letzten zwanzig Jahre hat er untersucht.“ Das Wasser läuft einem im Munde zusammen beim Anblick solch eines Mannes. Was der einem erzählen könnte, was an dem zu verdienen wäre. Aber leider, er ist „zu scharfsinnig und delikat“ mit seinem silberweißen tadellosen Scheitel und dem silberweißen kurzgestutzten Schnurrbart in dem noch jugendlichen, lebhaften und geschelten Gesicht. Wenn er nur nicht so geschelt wäre. Das ist unheimlich. Unheimlich anziehend. Man bedenke: Alle sensationellen Ehebrüche der letzten zwanzig Jahre. Da ist der Zahlkellner Fruhmann ein gemütlicherer Mann. Ein plauschender Wiener, dem das Erlebte keineswegs die Lust zum Plauschen genommen hat. Nämlich „der Zahlkellner Fruhmann und ein Speisenträger haben den Täter bedient“. In Fettdruck. Leider scheint die Adresse des Wassermadels nicht mehr feststellbar gewesen zu sein, das ihm das Glas Wasser brachte. „Er hat in aller Gemütlichkeit gegessen, ganz ohne Aufregung,“ sagt der Zahlkellner Fruhmann, „eine geriebene Gerstsuppe, ein Rindfleisch mit Kohl, einen Pflaumentuchen, nachher einen schwarzen Kaffee; acht Kronen zwei Heller hat er bezahlt.“ Und so weiter. Leider blieb hier unser Mann nicht ganz auf der Höhe seiner weltgeschichtlichen Situation. Er hat vergessen festzustellen, ob bei den acht Kronen zwei Hellern schon das Trinkgeld für Herrn Fruhmann miteinbegriffen war und ob der junge Adler auch genug Anstand hatte, ein paar Heller für den historischen Speisenträger auf den Tisch zu legen. Aber wir lesen dafür, wie weit der Ministerpräsident die Beine an sich gezogen hatte, als er tot vom Stuhl fiel, zu früh, um sich von dem eigens für Berlin aus Ofen-Pest nach Wien geiltten Herrn interviewen zu lassen. Das und manches andere erfuhr er aber doch bei dem Plauschen „in dem Vestibül des Hotels, in dem die Leiche des Ministerpräsidenten langsam erkaltete, — gerade vor meinen Füßen. Man hatte die Leiche in eine große graue Bettdecke geschlagen“. Man bedenke: Ein Ministerpräsident in einer grauen Bettdecke! Man fühlt eine Philosophie der Vergänglichkeit in dieser Bemerkung. Und einen Dichter in der anderen über die blauen, vergrübelten Fanatiker-Augen des Mörders, in die der Mi-

unterredner des Zahlkellers Fruhmann blidt, „wie in einen weiten, weiten See“. Ein unschätzbare Brillant; so bildhaft, so geschliffen. Und das alles in der Elle, telegraphisch und in Fettdruck. Ob wir noch hören werden, wie nach der etwas aufregenden Szene des Mordes dem jungen Adler seine geriebene Gerstsuppen angeschlagen hat?

Der Menschheit Würde war vom Zufall auf einen Augenblick in die Hand dieses Mannes gegeben. Wie hat er sie bewahrt! Schmoek ist überall. Es soll hier kein einzelner dem Gespötte preisgegeben werden, weil er sich gibt, wie ihn Gott und sein Publikum geschaffen haben. Keine Namen, „kein Vergernis in der Welt“. Ein Unpersönliches, an dem wir alle schuld sind, ist hier zu beklagen. Unser Schmoek ist ein Gespenst, das unter uns umgeht durch unsere Schuld und Geistes- und Herzensverlassenheit, wie das jüdische Golemgespenst durch alle Gassen der Prager Judendstadt. F. H.

## Das Gerücht.

Man geht rasch durch den fröstelnden Schneeregen. Zwei Schirme kreisen aneinander, bleiben einen Augenblick hängen. „Drei Schüsse sollen es gewesen sein...“ Man blüht einen Augenblick lang in ein fremdes Gesicht, hört eine fremd klingende Stimme, denkt an nichts, geht weiter. Ein altes Blumenweib trägt langsam ihren duftigen Korb längs des Mauerrandes. Die Gestalt eines Dienstmannes, nur an der grellroten Kappe erkennbar, den Kragen hochgestülpt, löst sich aus der Tornische. „Zwa san d'erschoff'n... der Lehrbua vom Gerstner...“

Man hat soeben an irgend etwas intensiv gedacht, läßt das Gesprächsfragment wie aus der Ferne, unbestimmt am Ohr vorbeiklingen. Bei der Oper rinnt das verzweigte Gewässer des Passantenverkehrs in eine dichte, schmal hinströmende Zeile zusammen. Man muß mitschwimmen. Die geschmeidige Eleganz eines eilenden, jungen Mannes biegt in eine Seitengasse. Zwei Damen kommen vom gegenüberliegenden Gehsteig. Er grüßt. Man sieht einen Moment hinüber. „Ein Abgeordneter? Unglaublich.“ Zitternde Erregung liegt in der Stimme.

Im Café zum Großteil die alten Gesichter. Fast ausnahmslos Herren, die nach Mittagstisch ihren „Schwarzen“ schlürfen kommen. Der Kellner fragt kaum einen der Gäste nach Wunsch und Begehr. Erzellenz bekommt den „Schwarzen“ im Glas, sein Begleiter, ein fröhlich blinzeln Herr mit schneeweißem Vollbart, ein Gläschen Cognac. Sie tuscheln miteinander, nicken sich zu, stecken die Köpfe wieder in die Zeitungen. Ein neuer Gast stürzt aufgeregt zur Tür herein. Er stolpert förmlich die Stufe herab, als hätte er höchste Eile, als hätte er soeben seine Briefftasche beim Zahlen liegen gelassen.

„Haben Sie gehört, Herr Hauptmann? Der Ministerpräsident wurde erschossen. Noch zwei Herren sollen tot sein. Der Täter ist Abgeordneter...“

Sofort bildete sich ein Kreis um den Sprecher. Man richtet Fragen an ihn, ein Kellner eilt ans Telefon.

„Ich habe soeben einen Bekannten getroffen, dessen Bruder am Nebentisch saß, als das Attentat vollführt wurde. Im Majolikosaal...“

„Weiß man Bestimmtes?“

„Nur den nackten Vorfall, Erzellenz.“

Man kehrt wieder an die Tische zurück. Es ist, als läge über jedem Gesicht dasselbe gespannte Nervenverhalten.

Auf der Straße, in der Nähe der Stätte, wo sich die Tragödie abgepielt haben soll, haben sich Gruppen gebildet, Passanten, die vorüberkommen, vergrößern den gespannt lauschenden Kreis der Neugierigen. Man hört empörte Stimmen, Schimpfworte, Drohungen.

Vor dem Hotel eine dichtgestaute Menschenansammlung, Kopf an Kopf gedrängt, gestikulierend, fragend, suchend, Tausende von Augen, die in verhaltener Erwartung über die Fenster des Gebäudes gleiten. Eine Phalanx von Pöbelhauben hält den drängenden Strom in Ordnung.

Wagen fahren vor. Gestalten eilen in Hast ins Tor. Noch immer schwirren die unsinnigsten, widersprechendsten Gerüchte über den Platz.

„Es sind drei Tote. Der Attentäter hat sich selbst erschossen.“

„Der junge Adler ist es. Er soll den Grafen nur verletzt haben.“

Von fernher ein schriller Pfiff. Der Rettungswagen. Die Menge überkommt, jedem einzelnen klar fühlbar, ein Gefühl wehmütigen Mitleids. Ueber ein blaßes Frauenantlitz tollern zwei große Tränen. Ein altes Männchen wirft achtlos die halbverbrannte Zigarre weg und reckt mühselig seinen eingeschrumpten Rücken in die Höhe.

Neue Wagen. Langsam sichert der wahre Tatbestand des grauenvollen Ereignisses durch.

„Es ist der Sohn des Abgeordneten Adler. Er hat den Grafen Stürgkh durch drei Schüsse aus einer Drowningpistole getötet. Auch ein Herr aus der Gesellschaft des Ministerpräsidenten wurde verletzt, aber nur unbedeutend, am Fuß.“

Schon schießt das vielzüngige Lauffeuer durch die Straßen. An den Kreuzungsstellen der großen Verkehrsadern bilden sich lauschende Gruppen. Passanten springen in die Straßenbahnwagen und Omnibusse und tragen die Nachricht weiter. Die Stadt ist wie von einem leichten Fieber geschüttelt. Die Gerüchte widersprechen sich. Auf der Blattform der Elektrischen entstehen Dispute. Ein Herr, der die Bemerkung tat, man hätte einem so alten, geklärten, sachlich denkenden Politiker niemals eine derartige Tat zumuten können, wird von seinem Nachbarn über den wahren Sachverhalt belehrt. Politische Diskurse heben an. In fiebernder Eile springt die Nachricht von Straße zu Straße, von Ohr zu Ohr.

So rasch die Wahrheit bekannt wird, ebenso rasch blättern sie ab. Einige Gassen weiter und wieder das bunte Zueinanderfließen von Ahnen, Wissen, Ueberraschtsein und Weitererzählen. Das Gerücht hebt wieder sein vielköpfiges, tausendäugiges Haupt. Gedanken, Worte, Meinungen, Schlechterzähltes und Ueberhörtes, Phantasiegebilde und persönliches Empfinden schwülen in eine dichte Wolke zusammen und ändern die Alltagspsähe der Millionenstadt. Es ist, als zöge eine gigantische Lawine in schwerem Gleiten zu Tal, zerschmetterte und wurde vom Wind zerrissen und in alle Richtungen getragen. Bald Feueralarm in toten Gassen, bald schleichendes, räumendes, durchsickerndes Erzählen und Gehörtwerden. Das Herz der großen Gemeinschaft schlägt urplötzlich in einem anderen Takt, reagiert auf die leisesten Einwirkungen, fängt alle Pulse in einer einzigen, pochenden Ader. Eine Tragödie, die alles erfasst und noch unsichtbar, entfielt, maskiert ist, malt ihre bunten, verzerrten Hohlspiegelbildnisse in die einzelnen Köpfe, die mit verbundenen Augen suchen und suchen...

In wenigen Stunden haben die Gerüchte ihren gespanntesten Rundlauf beendet, zergleiten wie Nebel vor der Tafel. Die Spannung löst sich, klingt nur verhalten nach, versinkt in den Tiefen und Weiten der Großstadt. Man hat das Faktum entgegengenommen, wie es eben gekommen, war einen Moment zerschmettert, eine Viertelstunde atemlos, einen Nachmittag lang voll seltsamer Gedanken und Empfindungen.

Wenn man dann des Nachts über den Platz kommt, von dem aus der überraschende Feuerbrand in die Herzen und Köpfe gesprungen — nichts als eine schlafende, fahlschimmernde Häuserfülle, Brunnenfiguren und eine schwarze Fahne, die sich bläht, als wollte sie sich einen Anlauf nehmen und im Wind davonplattern. — E. H.

Die Schaufenster, in die niemand schaut. Wenn es schon gilt, die Veränderungen festzustellen, die der Krieg in den Erscheinungen des täglichen Kleinlebens hervorgerufen hat, dann sei auch der Wandlung im Aussehen jener Schaufenster gedacht, in die im Frieden niemand geschaut hat, weil sie durch nichts die Neugierde anreizten, die nur nach dem Besonderen und Außerordentlichen aus ist, während in diesen Schaufenstern das Gewöhnliche und Selbstverständliche unbeachtet blieb. Wenn schon jemand in den seligen Friedenstag nach diesen Schaufenstern der kleinen Gemischtwarenhändler und Greisler sah, dann waren es höchstens Lehrbuben und Fabrikmädchen, die hier ihre wirtschaftliche Anregung für ein schmales Abendbrot suchten. Was hätten aber auch die verwöhnten Blicke „besserer“ Menschen in diesen unästhetischen Schaufenstern Verlockendes sehen können? Man erinnere sich nur, wie es einst in diesen Schaufenstern ausgesehen hatte — es ist schon so lange her, daß man wirklich nur von „Erinnerungen“ reden kann —, und man wird sofort begreifen, daß diese Schaufenster nicht den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit bilden konnten. Da war meist eine Gesellschaft von Zuckerhüten, Gurlengläsern und angeschnittenen, billigen Würstern um ein Butterstriezel versammelt, dem sich gewöhnlich eine Porzildofe nachbarlich zugesellte. Ein flacher Korb mit Eiern bildete den Mittelpunkt der wahllosen Zusammenstellung. Dazwischen trieben sich rotwangige Äpfel, lecke Limoni und herabgerutschte Feigenkassapadeln herum. Ein Schmalzschaffel war irgendwo in der Nähe. Der schlimme Quargelsturz fehlte niemals und auch den Teller mit dem roten Speck, den der Mann aus dem Volke so gern zum Gegenstand seiner Mittagsmahlzeit machte, konnte man regelmäßig sehen. Außerdem waren öfter auch ohne Rücksicht auf die Geruchsnerven Geringe ausgelegt, während eine ausschweifende Greislerphantastie auch noch da und dort mit gefüllten Mehlfackeln zu einem halben und einem ganzen Kilogramm auf den ringsumlaufenden Stellagen ornamentale Wirkungen zu erzielen versuchte. Dieser Zauber ist nun dahin. Das Schaufenster des kleinen Mannes ist leer geworden. Zucker und Speck, Butter und Mehl sind daraus verschwunden. Das Schmalzschaffel scheint das Zeitliche gesegnet zu haben, der Kaffee ist ausgegangen, die Zwiebeln werden rar, die Äpfel lassen sich kaum sehen und von den Eiern ist keine Spur. Nur hier und da träumt ein einsames Gurlenglas von der Vergangenheit, ein paar Suppenwürfelpalette wollen Fülle vortäuschen und ein winziger Brimsenziegel sucht den Eindruck der Leppigkeit zu erwecken. Besser und deutlicher als alle schönen statistischen Ziffern und beredter als alle Approvisionierungsdebatten zeigt uns dieses Schaufenster, in das niemand geschaut hat, den Ernst unserer Lebensmittelforgen. Mefkivrdigerweise hat sich dagegen das Schaufenster des höher organisierten Lebensmittelhändlers, der unter dem Kennwort „Delikatessenhändler“ sein Gewerbe ausübt, w e n i g verändert. Wenn man von einzelnen abzieht, ist fast noch alles dort, was im Frieden dagewesen ist. Nur die Preise sind höher geworden, aber das scheint die Kunden dieser Geschäfte nicht viel zu genieren oder schwer zu treffen. Sie kaufen flott ein. Und wenn sie schon klagen, so ist es deshalb, weil der Kaffee nun doch schon rar wird und es auch keine Klappern mehr für die feinen Tunten gibt und der Thunfisch, den die schlauen Portugiesen den Mitteleuropäern noch rasch angehängt haben, ehe sie mit ihnen Krieg zu führen sich entschlossen, nicht viel heißt. Aber dafür gibt es Ersatz in den vielen Konserven, deren Produktion der Krieg so fabelhaft gesteigert hat. Wer im Frieden sein Abendbrot beim Delikatessenhändler zu kaufen gewohnt war, braucht sich keinen Abbruch tun, er kriegt genau dieselben Dinge noch, nur ein paar Kronen mehr muß er halt auslegen, aber das hat wohl für solche Käufer keinen weiteren Belang, denn sie sind fast immer in der Lage, ihr Einkommen den gesteigerten Auslagen anzupassen. Freilich, die Leute, die sich auf Mehl und Eier, auf Butter und Kartoffeln beschränken müssen, empfinden die Leere ihres Schaufensters ganz anders, als der Käufer in der Delikatessenhandlung die paar Dinge vermisst, die ja ganz gut wären, wenn man sie haben könnte, derentwegen aber auch nichts dran liegt, wenn man sie gerade nicht bekommen kann, denn es gibt ja noch genügend feine Würste, fette Käse, leckere Marmeladen und unzählige Konserven, mit deren Hilfe man sich ganz abwechslungsreiche Abendessen zusammenstellen kann, wenn man einigermaßen Geschicklichkeit in der Auswahl der vorgelegten Dinge hat...

### Allerseelekränze.

Sinter den großen Spiegelscheiben der Blumenhandlungen, wo man sonst der Nahreszeit entsprechende Blumenarrangements bewundern konnte, sieht man nun die zur großen Totenfeier von Allerseele bestimmten Kränze. Es ist auffallend, wie wenige derselben aus lebenden Blumen gemacht werden! Fast scheint es, als ob die allgemeine Stimmung sie tot zu sehen wünschte — so unwiederbringlich tot, wie jene, denen sie zugebracht sind. Einige Rosen oder Astern auf ein dichtes Mooslager gelegt, ein lieblich duftender Maiglöckchenkranz ist alles, was man an lebenden Blumen zu sehen bekommt. Präparierte und gefärbte Riergräser, Schleierkraut und Schilfsarten, die vor zirka dreißig Jahren die so beliebten Makartbutetts ergaben, dann Mohndolben, isländisches Moos, Farren, Laub, die herrlichen Zweige der Blau- und Silbertanne sind die allgemein beliebten Kränze. Auch Tannenzapfen sind sehr geschätzt. Die kleineren Zapfen werden zur Herstellung ganzer Kränze benutzt, während die größeren, ebenfalls gefärbt, zu allerlei kunstvoll zusammengesetzten, blumenartigen Garnituren verwendet werden, wenn man es nicht vorzieht, sie in ihrer natürlichen Form anzubringen. Auf das Schönste ergänzt und belebt werden diese in den matten, herbstlichen Schattierungen von Rot, Gelbbraun, Grün und Grau gewählten Gewinde durch schöne, in entsprechend dunklen Farben gehaltene und kunstvoll um diese gefärbte Seidenbänder. Das Kranzbinden hat sich heute zu einem wichtigen Zweig der Blumenindustrie entwickelt. Das Einsammeln, eventuell Bebauen, das Trocknen und Färben der dazugehörigen zahllosen Pflanzenarten beschäftigt viele, viele Hände, während Künstler vom Fach unablässig bemüht sind, von Jahr zu Jahr neue Ideen zu finden. Tatsächlich ist es ihnen gelungen, den allgemeinen Geschmack im Laufe der letzten Jahre bedeutend zu verbessern. Selbst in den äußeren Bezirken und auf dem Reichmarkt, wo früher die heterogensten Farbmischungen und merkwürdigsten, der Natur hohnsprechenden künstlichen Blumen zu sehen waren, findet man heute sehr hübsche, einfache und natürlich wirkende Zusammenstellungen. Die schönsten Kränze sind jedoch bei den bekannnten Stadtfirmen zu sehen, wo mit den einfachsten Mitteln oft die allerbesten Resultate erzielt werden. Von echt künstlerischer Eigenart präsentiert sich ein Niesenkranz aus hellgrünen Disteln, auf deren zarten Sternen einzelne, wie in Blut getauchte Federrosen placiert sind, die man erst bei näherer Betrachtung als solche erkennt. Ein aus den bestroten Beeren der Aker

verfertigter Kranz ist mit dunkelgrünem Band umwunden. Sehr schön sind auch braune Chrysanthemkränze mit braunem Laub. Kränze aus Buchen- und Eichenlaub, aus Immortellen, aus Palmen- und Lorbeerzweigen sind ein schöner Schmuck der Heldengräber, in denen jene ruhen, die den Frieden, den wir alle ersehnen, bereits gefunden haben.

## Ein „Knigge“ für Greisler.

Eine der wesentlichsten Begleiterscheinungen dieses Weltkrieges ist diese: Selbstverständliches, Friedlich-Gewohnheitsmäßiges ist in Vergessenheit geraten, und man kann sich wieder schwer eingewöhnen. Die Ausrede auf den Krieg, die jeden Tag üppiger unkrautartig wuchert, erschwert — was wichtig ist: ohne jeden Grund — das in der Tat bereits genug schwere Leben. Jeden Tag begegnet man irgendwo dieser Ausrede, hört man, daß irgend jemand den Krieg als Helfer seiner Privatinteressen anruft, stößt man auf Schwierigkeiten, die einem den Tag verbittern, und man will uns einreden, daß sie die „schweren Verhältnisse“ hervorriefen. Der Alltag ist angefüllt mit Unannehmlichkeiten, die zu vermeiden wären und sich dennoch hartnäckig erhalten — mit Rücksicht auf den Krieg.

Von den permanenten, nicht endigenden Schilanen, die man uns ganz nutzlos aufbürdet — wohlgemerkt: nutzlos und unmotiviert — denn nur diese sind hier gemeint, von den Klagen, die man mit der höchst ärgerniserregenden, nicht stichhaltigen Gelegenheitsausrede auf den Weltkrieg zu motivieren sucht, wurde kürzlich eine sehr wesentliche zur öffentlichen Diskussion gestellt: Was hat es z. B. mit dem Kriege zu tun, daß Greisler ihre Kunden, die höchst bescheiden und überaus devot — man kann als Käufer jetzt gar nicht genug bescheiden sein — in das Geschäft kommen, in größter Art besiegeln. Die Wiener Gemischtwarenhändlergenossenschaft hat für ihre Mitglieder einen „Knigge“ herausgegeben, der sich wohl nicht „Umgang mit Menschen“, sondern „Höflichkeit im Verkehr mit den Kunden“ betitelt, die ja gewissermaßen auch Menschen sind. Dies scheint in letzter Zeit vielfach vergessen worden zu sein. Denn die Genossenschaft gedenkt der Klagen, die über den Mangel an Höflichkeit im Verkehr mit ihren Kunden wiederholt laut geworden sind. Diese Klagen müssen freilich schon sehr laut wiederholt worden sein, wenn sich die Genossenschaft zu solchen höflichen Zirkularen, die in Wirklichkeit Rügen sind, entschließt. Das Rundschreiben enthält allerdings zugleich eine Entschuldigung: es wird für die Greisler auf milde Umstände plaidiert, und zwar wird gebeten, ihre Grobheit mit ihrer Reizbarkeit gütigst entschuldigen zu wollen. Das ist also der neueste Typus, den der Weltkrieg geboren hat: Der nervöse Wiener Greisler. Der grobschlächlige, muskulöse, gesundheitsstrotzende, mit roten, fettgeschwollenen Händen zwischen Salam, Emmentaler und Schinken hantierende Mann wird uns als Neurasstheniker bekanntgegeben. Es wird für ihn um Nachsicht gebeten, weil er nervös ist. Nun, die Nervosität war immer ein höchst problematischer Entschuldigungsgrund, dessen Kurswert gerade im Kriege auf Null gesunken ist. Würde man in dieser Zeit der Neurassthenie Sonderrechte einräumen, ihr eine separate Berücksichtigung angedeihen lassen, so wäre dies jetzt eine schädliche, schwierige und vor allem undurchführbare Sache.

Dieser „Knigge“ für die Gemischtwarenhändler ist in der Tat eine wunderliche Grotteske: die Zeit fordert von jedem harte Selbstdisziplin, die Zucht der Nerven, äußerste Kraftbeherrschung, Pflichterfüllung unter allen Umständen. Eine Frau, die, während ihr Kind zu Hause sterbend lag, einen Wackmann beleidigte, wurde verurteilt. Sie durfte nicht reizbar sein. Die Hausfrauen, die unter den größten Schwierigkeiten die Küche bestellen müssen — sie dürfen nicht reizbar sein. Dem Greisler allein soll das Recht auf Hinterlandsneurassthenie gegeben werden. Diese noch in sentimentaler Gemütsauce schwimmende Vorstadtfigur, die der Wiener für den eisernen Bestand seiner Tradition reklamiert, dieser Greisler, dem Alexander Girardi die komisch-biedere Liebenswürdigkeit mit dem Sonntagstöcher und dem Feiertagsbratenrock gab — wir sollen seine Grobheit wegen Nervosität pardonieren und ihm, mit den anderen Wiener Spezialitäten, die durch den Krieg fielen, opfern . . . Etwa mit dem Stephansturm und der Kaiserjennel und dem Fialer . . .

Der Greisler-„Knigge“ sollte eigentlich mit Illustrationen und Legtunterschriften versehen sein. Man sollte den nervösen Greisler sehen und die Hausfrau, die nicht nervös sein darf, im Geschäft und darunter die Dialektäuserungen des Lebensmittel-Vorstadtregenten. Denn in Wirklichkeit sieht die Sache so, daß sich die Kundschaft für ihren Besuch im Laden entschuldigen muß und in ihren Einkaufskorb einen Sack Grobheiten einpackt.

Für den Greisler ist ein „Knigge“ geschrieben worden und er wird zur Höflichkeit ermahnt. Nun kann man sich einen „höflichen“ Greisler, der gewissermaßen mit Glacéhandschuhen die Stanigeln rollt, gewiß nicht vorstellen. Er ist in Ottakring und Umgebung zu Hause und spricht nun einmal den Dialekt. Aber etwas Mäßigung, etwas mehr Rücksicht auch auf die „Reizbarkeit“ der Hausfrauen wäre sehr zu empfehlen. Er möge sich beruhigen, seine Neurassthenie weniger fühlen lassen. Wir alle müssen es. Man kann dem nervösen Greisler keine Extravurst reservieren. Er hat in letzter Zeit etwas tyrannischen Herrscherhochmut angenommen, die Grobheit des Wiener Hausmeisters annektiert. Er werde milder, einsichtiger, wienerischer. Vielleicht versuchen wir es wieder mit der Gemütlichkeit. Wie einst . . .





# Ein braver Ehemann.

Komödie in drei Bildern.

(Personen: Eine Frau, die sich nicht mehr zu helfen weiß. Ein Mann, der auf eine schöne Idee kommt. Ein Besucher, der sich ein gutes Beispiel nimmt. Ein Wachmann, der allein kommt und mit einem Zweiten weggeht.)

## Erstes Bild.

Der Mann (im Zimmer auf und ab rennend, zornig):

Wo nur mei Frau bleibt!... Der Herd kalt, la Tisch deat!... Vermaledeite Wirtschaft!... Weiberl, Weiberl, wo bist denn? Aber wozu frag' ich denn? Wo soll s' denn sein, wo denn? Ang'stellt!... Teufel, wie böß is das, daß der Mensch essen muuß!... Schon halb zwei! In aner halben Stund' is mei Mittagszeit um! Höchste Zeit, daß i geh'! (Gut mit der Faust in den Tisch, springt auf, zieht den Ueberrock an.) Kreuzigt'sacrament, wünsch' wohl g'speist z' hab'n! Und so ähnlich schaut der Mittagstisch bei uns dreimal in aner Woch'n aus! I hab' die Wirtschaft satt! (Will fort, stößt in der Tür mit seiner Frau zusammen.)

Die Frau (entzückt): Was hast d' g'sagt? Satt? ... I versieh' nig von der Literatur, aber das ist das schönste Wort, das je niederg'schrieb'n wor'n ist. (Fällt in einen Stuhl.) Satt!... Satt!... No nie hab' i so a schön's Wort g'hört!

Der Mann: Wo warst d' denn?

Die Frau: Einkauf'n!

Der Mann: Was hast d' denn kriagt?

Die Frau: Bist a g'pafig's Mannerl! Glaubst no immer, ma geht desweg'n einkauf'n, daß ma was kriagt! Uebrigens, i hab' schon allerhand mit'bracht: a riesige Müdigkeit, an' Niesenzorn, an' Niesenappetit! Das san die Sach'n, die i immer kriag', das san die anzig'n Artikeln, die i hamstern kann... Ueber was denkst denn nach?

Der Mann (hingerissen): I waß, was i als Haushaltungsvorstand für Pflichten hab'... I hab' a Idee!

Die Frau: A Idee? Wannst willst, richt' i dir s' sofort an. Soll i s' siad'n oder brat'n?

Der Mann (zärtlich): Und wannst in der nächsten Zeit von mir allerhand Sacherln hörst, glaub' s' net. I bleib' dir treu! (Ab.)

Die Frau (in Gedanken): Alles hat sei Guat's... Heut erspar' i scho wieder 's G'schirrabwasch'n!

## Zweites Bild.

Der Besucher: Ja ja, es is jetzt a schwere Zeit! (Mit Zurückhaltung.) Aber du, glaub' i, kannst net lag'n! Es kommt mir so vor, als wenn dir nig abgehn tät! Wie du das z'weg bringst... es is mir a Rätsel!

Der Mann (in selbstbewusster Haltung): Das kommt alles daher, daß i waß, was i als Haushaltungsvorstand z' tuan hab'!

Der Besucher (seufzend): Freunderl, i lern' gern was zua! Und i wüß' so viel gern, was i als Haushaltungsvorstand z' tuan hab'!

Der Mann (lächelnd): Aber du derfst nig weiter-sag'n, vor all'm darf mei brave Nesti nig davon wissen!

Der Besucher: Du spannst mi' auf die Folter, red'!

Der Mann: Also, paß auf!... I und mei Frau kennen la Lebensmittelknappheit. Warum? Weil i a Liebeshochstapler bin!

Der Besucher (mit Befremden): Weil du... weil du... was bist?

Der Mann: Weil i a Liebeshochstapler bin... Momentan hab' i ungefähr zwanzig Liebesverhältnisse.

Der Besucher: Zwan...?

Der Mann: Es san eher mehr als weniger. Genau waß i's net! Und wann i net a Tagebuch führ'n tät, wüß' i überhaupt net, wo mei Liebeswirrwarr anfangt und wo er aufhört. (Zieht ein abgegriffenes dickes Büchel aus der Tasche.)

Der Besucher: Die arme, arme Frau!

Der Mann: Vor meiner Frau halt' i natürlich das Büchel immer gut versteckt... Wirst mi aber überhaupt am besten verstehen, wann i dir von meine Notizen a paar Stichproben gib. (Liest.) G'spußt mit Frau Brandelmayer, Selcherin, Witwe, sehr vorteilhaft. Gestern wieder eine Niesenblutwurst nach Hause gebracht. Gutes Roderl, die Brandelmayer. Ahnt nicht, daß meine Liebeschwüre immer besonders heiß, wenn sie abgestochen hat... Herbe Enttäuschung erlebt. Nesti wollte Reis. Habe deshalb mit Zultschertl, Mehlmessertl, angehandelt. Drei Wochen vergeudet, sogar Gedicht „An Sie“ gemacht. Nutzlos gewesen. Zultschertl entgegenkommend, aber ohne Reis. Habe heute Schluß gemacht...

Lächerliche Geschichte. Habe Frau Brandelmayer genau Ehe versprochen. Drei Kilo Filz nach Hause gebracht. Nesti geschrien vor Freude... Durch waghalsige Schwere-nödereien in fünf Mehlgeschäften weibliche Sympathien ergattert. Ein Fall (Mali) zu Verhältnis ausgeartet, vier Falle (Mina, Papi, Helene, Adelheid) nur mit Protektion verbunden. Effekt eigentlich lächerlich. Erst fünfundsiebzig Kilo Mehl gemästert. Nesti klagt noch immer. Sinnförmig Mehl noch eine G'spußt oder Protektion notwendig... Eier. Alte Verbindung (Susi), weil nicht mehr einträglich, gelöst, neue (Kathi, Retti, Raschmarkt) eingegangen... Kriege bei Frau Stowasser täglich einen Liter Milch, ohne Anstellen. Hintertür. Gutes Frauenzimmer, die Stowasser. Gestern mit ihr Heurigenpartie gemacht. Für Blumen zwei Kronen ausgegeben. Möglich, daß sie auch anderthalb Liter gibt. Morgen wieder Kenbezvous. Saubere Witwe. Alles in Ehren, was mir am liebsten ist... Mehl. Neue Sache in Aussicht. Fensterpromenaden gemacht, Brief geschrieben. Sie hat gestern schon auf mich gelacht. (Marie)... Brandelhuberin zu anhänglich geworden. Habe gebrochen. Sehr schwer. Blutwürste waren so vortrefflich. Schlechten Ersatz gefunden. Frau Hauberl. Sticht nur selten ab. Gibt riesig viel Wasser in die Wurst. Muß bald auspacken... Erdäpfelbekanntschaft angefangen und...

Der Besucher (hält sich lachend die Seiten): Jetzt versteh' i alles... Du Schersterl! Du Schlaucherl!

Der Mann: Du tußt mir unrecht. Jeder soll zum Haushalt beitragen, was er kann. Und die Liebeshochstaperei is net gar so leicht! Hab im groß'n! Was das für Zeit kostt! Die Briaserln, die i z' schreib'n hab', die Randiwutscherln, die i einhalt'n muuß, die Fensterpromenaden, die i z' leist'n hab', die Ausred'n und Lug'n, die i erfind'n muuß, damit mei Frau ohne Ahnung bleibt! So a Betrieb braucht Einteilung, Ordnung, Nerven, a dicke Haut, Geduld, Geistesgegenwart und tausend andere Eigenschaften!

Der Besucher (mit Größe): Das schreckt mi net! (Nimmt seinen Hut.)

Der Mann: Du gehst schon?

Der Besucher (hochauferichtet): I hab' die höchste Zeit... I dank' schön für dein' Unterricht... Jetzt waß i aa, was i als Haushaltungsvorstand z' tuan hab'... Mei Frau braucht a Mehl!... In aner halb'n Stund' hab i a Approvisionierungsg'spußt! (Steckt den Ehering ein. Mit starken Schritten ab.)

## Drittes Bild.

Der Wachmann: Ustern, lieber Herr Heirats-schwindler... jetzt hab' i schon g'nua Geduld g'habt!... gehn m'r!

Der Mann (zum Wachmann): Nur noch a paar Minut'n!... (Zu seiner Frau): Also, du waßt jetzt alles, Weiberl. Waßt aa, daß i nur siebenundsiebzig eigentliche Liebesverhältnisse g'habt hab'!

Der Wachmann (wichtig): Dreihunddreißig Fälle mit Zusage der Ehe... das tuat's!

Der Mann: In die andern zweihundertsiebzehn Fälle is 's nur bis zur Protektion beim Einkauf'n kommen. Und du kannst mir's glaub'n, das war mir das Liebere... Eigentlich bin i dir trotz alledem immer treu g'wesen!... Und bevor der weibliche Chor der Rache gegen mi aufmarschierl — kannst mir verzeihn, Weiberl?

Die Frau schweigt.

Der Mann (schmeichelnd): Sei guat!... Schau, du hast do elf Kilo zuag'nommen!

Die Frau: Net ganz, nur zehneinhalf.

Der Wachmann (lächelnd): Und wann er der verflüchten Kriegsgewinnerlöchin, die die Anzeig' erstattet hat, net für drei Kilo Erdäpfel die Eh' versprochen hatt' — wie schön hatt'n s' no weiter hamstern können!

Die Frau: Alles verzeih' i dir... alles... nur die fünf Trafilantinnen net... Die war'n net für die Küche!

Der Mann (beiseite): Es war'n ja achte! (Zu ihr): Du glaubst net, wie schwer ma Zigaretz'n kriagt. Fünf, sechs G'spußt mit Trafilantinnen — das is 's mindeste für an' stärker'n Raucher!... Und kann i denn was dafür, daß i mit 'm Liebesbrieffsteller in der Hand einkauf'n gehn hab' müass'n!

Die Frau: Bist mei braver Mann... Alles is vergeh'n!

Der Mann (fröhlich): Herr Wachmann, da hab' s' s' mi!

Der Wachmann: Gehn m'r! (Wachmann und Gatte ab.)

Die Frau (allein): Schab'!... Es war halt do e schöne Zeit! Jetzt kommt wieder 's Anstelt'n!

(Vorhang.)

**Blühende Gräber.**

Wenn draußen die Natur zu ersterben scheint, wenn die Blätter nach einem letzten farbenprächtigen Aufleuchten von den Bäumen fallen und das kahle Gras der einst so blumensatten Wiese sich unter der Last des ersten Schnees zu Boden duckt, da beginnen die Gräber der Toten zu blühen. Und der weite, hügelige Friedhof wird ein einziges, vielfarbiges Blumenfeld. Das sind die Wintergrüße, die die Menschen ihren lieben Verschiedenen bieten. Die Blumen sind diesmal das Einzige, was die Lebenden den Toten weihen können, denn die flackernden Kerzen hat der hartherzige Krieg verboten. Und eben deshalb scheinen die Blumen an diesem Allerheiligenvorabend reicher und üppiger zu sein als sonst und voller zu blühen in der frühlingswarmen Abendluft des letzten Oktobertages, an dem die verglühenden Strahlen der scheidenden Sonne die gelben Blätter der Ahornbäume zu beiden Seiten der Friedhofstraße vergolden. Überall herbstfarbige oder grüne Blätter und bunte Blumen. Weiße, rote und gelbe Asters zu Tausenden und Abertausenden, Grüste, auf denen in vornehmem Reichtum tropische Palmen stehen, einfache Gräber, die überwuchert sind von einer einheitlichen Efeudecke, Pelargonien, vereinzelt Fuchsen, und dort ein Hügel voll wimmelnder schwarz-gelber Stiefmütterchen, Kränze aus Tannenreis oder aus wächsernen Rosen, die einen schlicht und ehrlich, die anderen teuer und wesensfremd. Auf einem unaepflegten Schachtgrab an hochragendem, dornigem Stamm eine einzige, blutrote Rose. Und dann wieder Asters, schier endlose Wellen von Asters. Die kleinen betenden Engel verschwinden in dem Meer von Blumen, und fast auch die großen, stolzen Grabsteine. Obwohl es schon dämmert, strömen immer noch Menschen durch das Friedhofstor herein und bringen Kränze und Blumen. Und kaufen bei den friegasinbaliden Soldaten die Beleuchtungsenthebungsarten und schmücken damit die lichtlosen Grablamden. Die Toten, die in blühenden Gräbern ruhen, opfern ihr Lichtlein für die Wittwen und Waisen der Gefallenen, deren viele so weit ab in fremder Erde schlafen, daß keine liebende, fürsorgende Hand eine Blume auf ihr Grab legen kann.

Wiener Brief.

— 17. Juli 1916.

Alle Schulen sind geschlossen, die Gerichtsstellen sind da und auch sonst schlummert ja alles „öffentliche Leben“, denn das Parlament und die Landtage sind ausgeschaltet und selbst in der Gemeinde werden nur die notwendigsten Angelegenheiten erledigt. Die Auswanderung aus der Stadt ist aber geringer als sonst. Und nach wie vor hat der Krieg das erste Wort, ist seine Fortführung das erste Gebot.

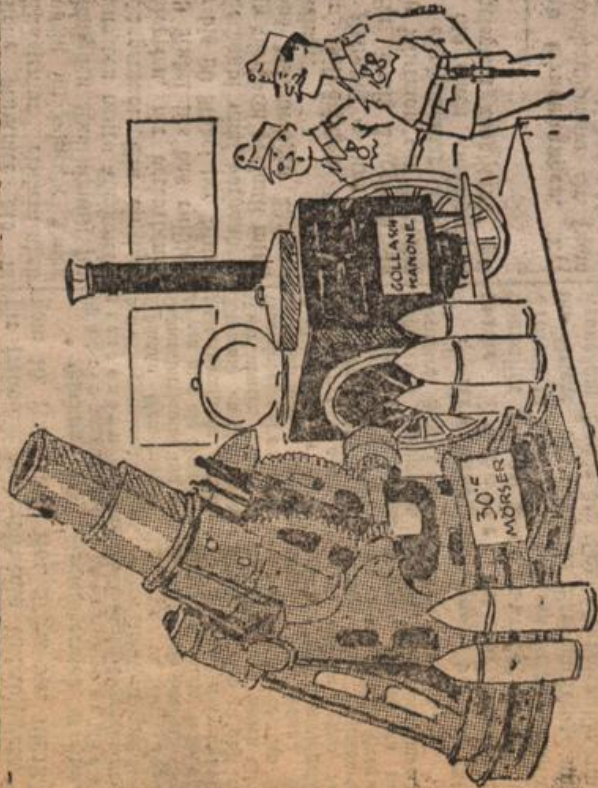
Dieses Gebot wird direkt und indirekt erfüllt. Die Musterungen und Einberufungen nehmen kein Ende, der Krieg denkt aber auch an das Hinterland und an die Zukunft und erteilt drei wöchentliche Ernteurlaube in Fülle. Das Näderwerk greift immer besser ineinander und die Maschine dieses Weltkrieges wird bald in allen Ländern so gut laufen, daß ein einzelner Zusammenbruch immer unwahrscheinlicher wird. Denn auch die Feinde ahmen uns, die wir ja belagert sind, nach und eignen sich die tiefdurchdachten Maßnahmen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns an.

Schon im Herbst 1914 sind bei uns Anfänge von öffentlichen Auspeisungen gemacht worden, sie haben sich aber nur zum Teil bewährt, denn es zeigte sich in vielen Fällen, daß sie noch nicht nötig waren. Der Schreck vor dem Unbekannten dieses Krieges richtete im Anfang viel Verwirrung in den Köpfen an, diese Verwirrung ist aber dann gewichen und die Gewohnheit des Kriegszustandes glücklicherweise manches aus. Jeder richtete sich den neuen Verhältnissen gemäß ein. Auch kam das Verdienen, es kam der Zufluß an Unterhaltsbeiträgen, der sich in alle Schichten der Bevölkerung ergoß und ausgleichend wirkte.

Mittlerweile aber ist die Preistreiberei wohl auf ihren Gipfel gelangt und hat diese Ausgleichung wieder gestört. Auch war die Wirtschaft bei uns entschieden keine gute, denn es wurde Verschwendung getrieben mit allem, was erreichbar war. Die Einführung der zwei fleischlosen Tage galt nur für die, die sie einhalten wollten, weil ihre Fleischrechnung zu hoch wurde. Niemand kümmerte sich bisher um deren Ueberwachung. Wer

# Bilder von der Kriegsausstellung.

(Originalzeichnung von Theo Zatsche.)



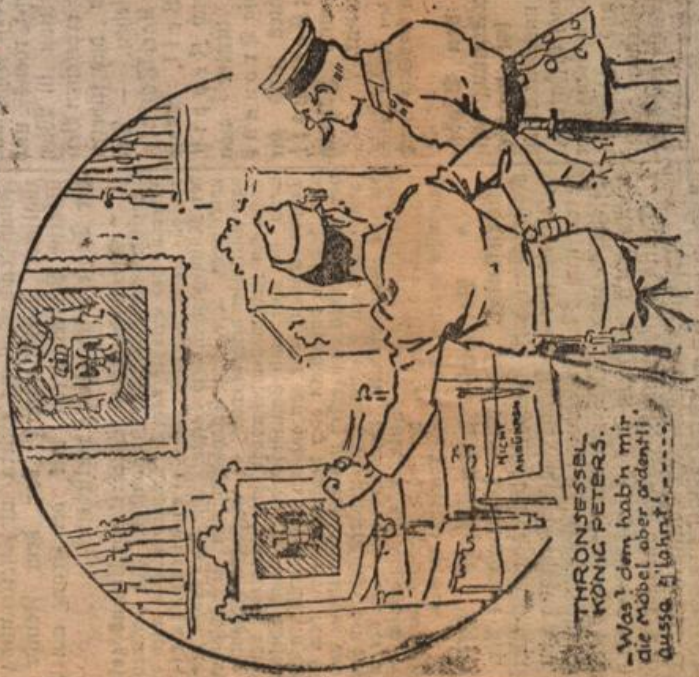
DIE 2 POPULÄRSTEN KANONEN



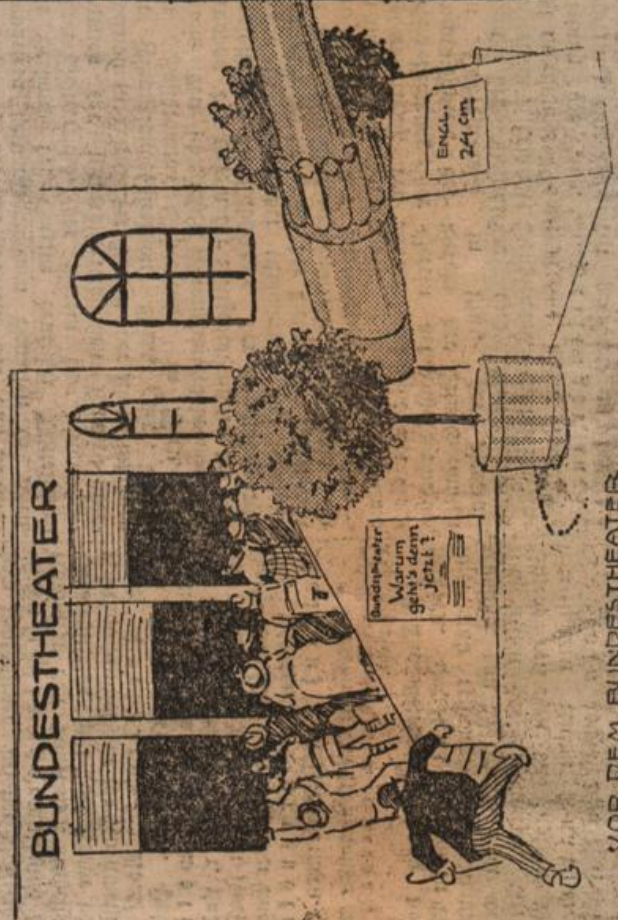
AM KORSO.



EIN BLICK AUS DEM SCHÜTZENGABEN



THRONJESSEL KÖNIG PETERS.  
"Was dem hab'n mir die Möbel aber ordentlich Quassa ä' lahm!"



BUNDESTHEATER

VOR DEM BUNDESTHEATER



RESTAURANT UNTER JOHANN RÖDE

IM RESTAURANT.

## Eine Wasserkatastrophe.

Von F. St. Gunther.

Seit vielen Tagen hatte es schier ohne Unterlaß geregnet. Seit mehr als einer Woche war so viel Wasser vom novembermäßig umzogenen Hochsommerhimmel herabgefallen, daß gewisse Leute bereits von einer „neuen Sintflut“ redeten, aber auch besonnene meinten, es sei schon „rein zum Verzweifeln“.

Der Privatbeamte und Obmannstellvertreter des (während der Kriegszeit suspendierten) Wiener Schwimmschwimm- und Ruderklub „Fritthof“, Herr Alfred Wurmötter, gehörte weder zu jenen noch zu diesen.

„Soll's pritscheln,“ sagte er gelassen. „'s Wetter hat mi no nia net von was abhalten können. Nur einwendi scheniert mi 's Wasser, auswendi net.“

Und Herr Alfred Wurmötter — er war, drittens, Junggeselle — setzte diese stoischen Grundsätze in die Tat um, indem er seinen unmittelbar bevorstehenden Urlaub nicht um einen Tag verschob und indem er den zuerst geplanten Besuch der befreundeten Familie Staudigl, die ihr Sommerzelt etwa fünfundvierzig Kilometer nordwestlich vom Stephans-turm aufgeschlagen hatte, zu — Fuß antrat.

Mit solchen ungewöhnlichen Unternehmungen pflegte Herr Wurmötter seinem ungebrochenen Kraftgefühl weithin sichtbaren Ausdruck zu geben.

In der Früh, als Herr Wurmötter vom Haus aufbrach, regnete es leise, eine halbe Stunde darauf schon etwas stärker; vormittags begann es zu gießen, mittags schüttete es, um nach einer bescheidenen Erholungspause gegen Abend in einen netten Wolkenbruch überzugehen.

Der Herr Privatbeamte und Rudervereinsobmannstellvertreter Alfred Wurmötter ließ sich's wenig anfechten. Probiant hatte er bei sich, sein Vodenanzug war imprägniert, sein Regenmantel war wasserdicht, sein Rucksack ebenfalls, seine Gamaschen desgleichen.

Nur leider, leider, seine erprobten naturgelben „Treter“ schienen es plötzlich nicht mehr im gleichen Maße zu sein. Der immer lumpfährlicher werdende Zustand der verschiedenen Reib- und Bezirksstrafen, an deren Kilometersteinen sie in gleichmäßig strammen Tempo vorbei mußten, schien ihnen gar nicht gut zu tun. Ein deutliches und deutlicheres Feuchtigkeitgefühl von den Beinen aufwärts spürte der tapfere Wanderer — bis er, etwa noch ein halbes Stündchen von seinem Ziele, dem „stillen Weiler, grün umfungen“, entfernt, unzweifelhaft feststellen mußte, daß die Sohle seines rechten Schuhs im Begriffe war, sich langsam, aber sicher vom Oberleder loszulösen, und der lehmige Brei des sich zwischen schwernassen Feldern und Aedern dahinschlängelnden Sträßleins immer tiefer in den Spalt drang.

Nun, das war selbst dem abgehärteten zweiten Oberhaupt des „Fritthof“ zu arg. Er begann so gotteslästerlich zu schelten und zu fluchen, daß es nur gut war, daß er außer zahllosen nackten Schnecken keinerlei Zuhörer hatte.

Und als er endlich das göttliche Geim der über seine Ankunft „bei dem Wetter!“ einigermassen erstanten Sommerfrischlerfamilie betrat, war sein Gruß der folgende:

„Habt's ös kan' Schuaster in dem blendigen Saunest, ha? An Schuaster, der mir stantabeh meine ausg'frankten, verhatichten Böt' z'samm'flüdt?“

Ja, so herzerquickend frisch und natürlich gab sich Herr Alfred Wurmötter. Herr Staudigl, der seine Eigenart bereits genügend kannte, gab ihm die Auskunft, daß allerdings ein Schuhmachermeister, noch dazu einer mit dem klassischen Namen Vulkan, im Orte wohne, der zwar beim Militär, aber gegenwärtig beurlaubt sei.

Verbüßerten Gemütes machte sich Herr Wurmötter abermals auf den Weg. Und wirklich traf er den Meister daheim; traf in ihm sogar einen recht gemüthlichen und entgegenkommenden, mit der Wurmötterschen Lebensauffassung, wie eine neben ihm stehende große, noch halbvolle Weinflasche bewies, ziemlich übereinstimmenden Wiedermann.

Nachdem der sich den Schaden besehen und die Lumperei der großstädtischen Fußbekleidungskünstler herb getadelt hatte, lud er Herrn Wurmötter ein, einweilen Platz zu nehmen und sich aus der Weinflasche zu bedienen.

So etwas ließ sich dieser nicht zweimal sagen. Der Wein war vortrefflich und, wie sich bald herausstellte, aus des Schuhmachers eigenem Keller — was zum Austausch besonderer Höflichkeiten zwischen den beiden trankfesten Männern führte.

Die Sohle hielt wieder fest am Oberteil. Der Schuster war durchaus nicht zu bewegen, eine Bezahlung für die „Kloaniigkeit“ anzunehmen, er lud vielmehr Herrn Wurmötter ein, ihn in seinem Keller, dessen Lage er möglichst genau beschrieb, doch ja nächstens zu besuchen.

In gehobener Stimmung traf Herr Wurmötter zum Abendmahl im Staudiglischen Hause ein...

Nachdem es die ganze Nacht fortgeregnet hatte, regnete es am folgenden Tage unverdrossen weiter. Der Gaipe des Herrn Wurmötter tat dies wenig Eintrag — „'s auswendige Wasser scheniert mi net, nur 's einwendige,“ zitierte er sein Leibbrücklein —, um so mehr jedoch der des nervösen Herrn und der reizbaren Frau Staudigl.

Nachdem der Obmannstellvertreter des Schwimmschwimm- und Ruderklub „Fritthof“ vergebens versucht hatte, kräftig aufheiternd zu wirken, nahm er achselzuckend seinen wasserdichten Mantel und seinen wetterfesten Hut vom Haken und begab sich ins Freie.

Ueber den Kirchenplatz, an der offenen Kirchentür vorbei, kam er an den letzten Wohnhäusern zum Dorfe hinaus und dann durch

unendlichen Morast zu einer sanft ansteigenden Säuerzeile, die jedoch aus lauter auffallend schlachten und kleinen, in den Hügelgrund hineingebauten Gebäuden bestand.

„Ah, die Kellergassen!“ sagte sich Herr Wurmötter befriedigt, und begann langsamer an den Häuschen vorbeizuwandeln. Jedoch sie waren eins wie's andere mit Vorhängschloß und Eisenstange wohlverwahrt, und schon wollte der Wanderer enttäuscht umkehren — als er aus dem nächsten Hause in der Reihe eine Stimme zu vernehmen glaubte, eine ihm nicht mehr unbekannt Stimme, die Stimme des Schustermeisters Vulkan.

Er hatte sich nicht geirrt. Der nächste Keller war der Vulkanische, seine Eingangstür stand geöffnet, und der Besizer saß mit einem Bauernburschen, der ein buntes Rekrutensträußchen trug, am Tisch im Preshause — beantwortete jedoch Herrn Wurmötters frohes Grüßen und Gutschwenken mit der trübseiligen, niederschmetternden Erklärung:

„Wein kann i dem Herrn heunt halt foan' nit geb'n, Wein hab'n mir foan'. Uns dürsch't selber damisch, gelt, Poldl? Dorten waar no g'nui drin — aber dazu finnan mir halt nit...“

Und er winkte Herrn Wurmötter, über die Stiege herabzukommen, und führte ihn an die zweite Tür im dunklen Hintergrunde, die in den eigentlichen Keller führte, und hielt eine schnell angezündete Kerze hoch:

„Schg'n S' es? 's Wasser is uns einifenma über d' Nacht...“

Nüchtlig, das Licht der Kerze spiegelte sich romantisch und geisterhaft schön in einem reglosen graubraunen Teich, der sich bis zur Hinterwand des feuchtglühenden Kellergewölbes breitete und in dessen Flut die Kräfte um so tiefer tauchten, je weiter sie nach hinten auf den Balken lagen.

„Nur in gröhten, in allerlesten, is no oaner drin“ erklärte der Schuster trüb, „der an're is scho trunken. Und g'rad zu'n letzten finnan mir iazten natürl' am wenigsten dazu.“

„Bielleicht könnt' man doch...“ meinte Herr Wurmötter, tief herabgestimmt.

„Ausg'schlossen,“ sagte jedoch der Schuhmacher, und der Rekrut stimmte bei:

„Bis unter d' Fyrren gang an' dorten 's Wasser!“

Der Obmannstellvertreter des Schwimmschwimm- und Ruderklub „Fritthof“ ließ das Haupt auf die Brust und sich selbst auf ein Holzstodertl sinken. Er hätte so gern dem braven Meister, der ihm gestern beigestanden war, heute geholfen, und er hätte auch selbst... Plötzlich fiel sein Blick auf den riesigen, niet- und nagelfesten Preshottisch an der rechten Preshauswand und — auf einen bedeutend kleineren, beweglichen, der an jenem lehnte.

„I hab's!“ rief er auffpringend seinen beiden durstigen Leidensgenossen zu. „Wann Sö alsdann abjalut net instand san, um an' Wein z' geh'n, Herr von Vulkan — i fahr' um an'!“

Und mit Gebärden mehr als mit Worten erläuterte er den beiden verbüßten Dörflern sein Vorhaben, die es anfangs für vollkommen unausführbar erklärten, endlich aber sich zur Mithilfe bereit erklärten.

Der kleine Bottich wurde ans Ufer des unterirdischen Sees herangeschoben, halb ins Wasser hineingeschoben und dort vorerst von vier derben Bauernfäusten festgehalten. Herr Wurmötter, ohne Hut und Mantel, aber mit dem dickbauchigen gläsernen „Seber“ in der Hand, stieg hinein und kommandierte:

„Los!“

Ein Stoß, ein Schwung — Herr Wurmötter, mit gespreizten Beinen kunstvoll balanzierend, fuhr in seinem kreisrunden Schifflein unter der niederen Wölbung, über die glatte, tüftliche Fläche dahin, schnurgerade auf das hinterste Fach zu. Jetzt war es mit leichtem Prall erreicht. Der erfahrene Seemann ließ zuerst sein Fahrzeug böllig zur Ruhe kommen. Dann beugte er sich vorsichtsvoll, in wahrhaft bewunderungswürdiger Balance über den runden, breiten Rücken des Fasses und spähte nach dem Spund. Schon hatte er ihn gefunden, rüttelte auch daran, hatte bereits den Seber, um das schwierige Werk schön zu vollenden — als er den Boden unter sich schaukeln und wanken und unwiderstehlich zurückweichen fühlte, und mit einem gräßlichen Aufschrei, furchtbar fuchtelnd und nach dem verlorenen Gleichgewicht suchend, kopfüber in die dunkle, nasse Tiefe stürzte.

Dem Schuster Vulkan, der mit hochgehobener Kerze gespannt am Strand, das heißt am Kellereingang, stand, entfiel diese und erlosch zischend.

Zierlich schaukelnd trieb der Unglücksfahn in den Ausfahrthafen zurück, leer, ohne seinen Kapitän. Erst anderthalb Minuten später kam dieser wieder zur Oberfläche, und froh aus seiner nassen Gruft ans Licht — aurgelnd prustend, hustend, niesend, schludend, aufs allergründlichste eingeweicht und lückenlos mit einer schmierigen braungrauen Kruste überzogen.

„I hab' mir's aber alei denkt, daß das nit geh'n wird,“ bemerkte der Schuhmachermeister weise.

Und der blumengeschmückte neue Vaterlandsverteidiger fügte vorwurfsvoll hinzu: „Daz hab'n mir ercht foan' Wein nit...“

Der Privatbeamte und Obmannstellvertreter des Wiener Schwimmschwimm- und Ruderklub „Fritthof“, Herr Alfred Wurmötter, jedoch rafft mit verklebten Augen und zitternden Händen seinen Hut und Regenmantel zusammen und rannte zur Preshhaustür hinaus, und rannte was nur seine bedeutend beschwerten Bein konnten, der Staudiglischen Sommerwohnung zu; und hinterließ trotz des riesigen Regen- und des aufsaugenden Bodens doch eine deutliche Sonderspur; und mußte zum erstenmal zugeben, daß Wasser auch „auswendig“ sehr peinlich wirken könne.

Der entsetzten Familie Staudigl Aufklärung über die die Ursache seines außerordentlichen Zustandes zu erteilen, lehnte er vorerst arimunia ab.

Er kam zum Trocknen ins Bett, seine Kleider zum Trocknen über den Herd. Am nächsten Morgen waren sie so halbwegs trocken.

Da eilte Herr Wurmötter nach flüchtigem Abschied von seinen Gastfreunden und ohne Herrn Vulkan, der sich persönlich von seinem Befinden überzeugen wollte, vorzulassen, zur Bahn und fuhr heim nach Wien.

An seinem Stammtisch, wo natürlich viel über den hartnäckigen Regen gesprochen und geschimpft wurde, erzählte er kein Wort, wie er zu einem besonders bedauernswerten Opfer desselben geworden war.

In dem „stillen Weiler“ jedoch, wo sich die schaurige Wasserkatastrophe ereignet hatte, bildete sie bald den allgemeinen Unterhaltungstoff. Der Schuhmachermeister Vulkan, der nicht ohne Humor und Phantasie ist, sorgt unermüdetlich für ihre entsprechende Eingliederung, Ausschmückung, Verbreitung. Und er denkt ernstlich daran, in kommenden besseren Zeiten die ganze Begebenheit von einem geeigneten Künstler an die Wand seines Preshauses malen zu lassen: in Fresko und zum ewigen Gedächtnis.

# Die fettlolle Zeit.

(Originalzeichnung von Theo Zafche.)



Wie froh wär die mit einem fettlosen Tag!



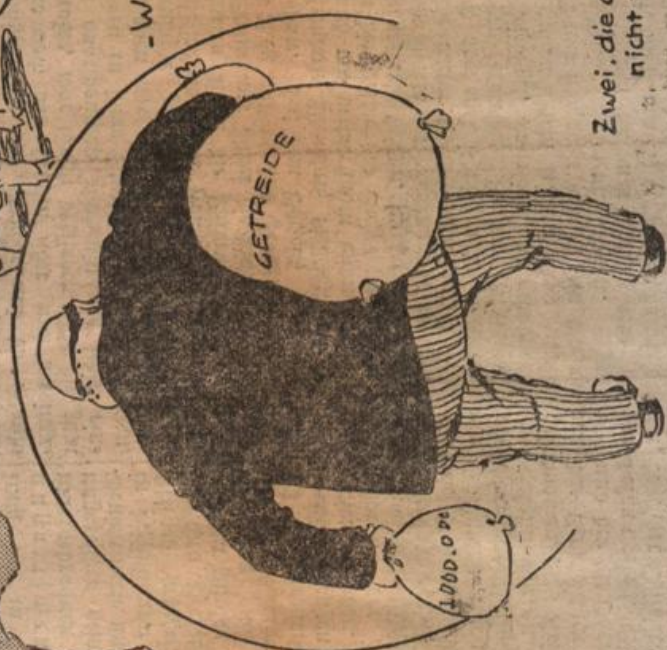
- Wir können warten!



Das letzte Wiener Schnitzel!



Und der schmalzt sich immer.



Zwei, die auch durch die Fettkarte nicht zu packen sind!

Denn der hat Butter am Kopf!

diese Erziehung des Selbstbewusstseins trotz der Kriegswir-  
 das ist das neue, das uns mitten in dem Wüten der  
 größten Schrecken tröstet. Kaiser Franz Josef spricht  
 von der allmählichen heranreisenden Zukunft. Wir lassen  
 uns die Früchte dieser Zukunft nicht rauben. Wir be-  
 kennen uns freudig zur Einschränkung und zum Geist der  
 Geduld und der Engherzigkeit, die Opfer weiter zu tragen,  
 die der Lebenskampf erfordert. Mit diesem Bekenntnis  
 überschreiten wir die Schwelle des dritten Kriegsjahres.

schafft lesen, die dem einen die hohe und himmlische Göttin  
 ist, dem andern aber nur eine milchende Kuh, die ihn mit  
 Mutter versorgt, so haben wir für diesen andern gerade  
 jetzt ein mild verziehendes Verständnis. Wandern wir des  
 Nachmittags durch die Schattenkühle des Zoologischen  
 Gartens an den dicht besetzten Tischen vorüber, dann hören  
 wir nur Gesprächsfragmente, wie die folgenden:

„Sie wissen doch, daß die holländische Schinkentourist  
 auch ohne Fleischkarten zu haben ist?“

„Was, Sie kennen die dänische Sähne noch nicht?  
 Müssen Sie sich anschaffen!“

„Ich sage Ihnen, wenn Goethe heute lebte, würde er  
 nicht rufen „Mehr Licht!“ sondern „Mehr Butter.“

„Mir kann nichts geschächen! Ich habe schon im Winter  
 hundert Weckstöcke mit Salzschokolade gefüllt und kann nun die  
 Sache eine Zeitlang mit ansehen.“

„Geführt Ihnen ganz recht! Warum bleiben Sie  
 den Sommer in Berlin? In Karlsbad haben wir alles im  
 Ueberfluß gehabt. Die Speisekarte bei Pupp war der  
 anziehendste Geseftoff, der mir seit Monaten in die Hand  
 gekommen ist.“

„So klingt es von Tisch zu Tisch. Immer der eine und  
 einig Gesprächsgegenstand. Wird er mit gutem Humor  
 behandelt oder mit dem immer aufsteigenden Berliner Wiß,  
 der allzu gern jede fragliche Autorität kitzelt und sich mit  
 Vorliebe an den kleinsten Missgriffen der Behörde reißt, dann  
 mag's noch angehen. Die Galle kann es uns aber ins Blut  
 treiben, wenn mit weinerlicher Pathetik oder mit

vieler Menschenleben! Wie viel schätzbare Uneträgliches  
 kommt da zusammen; wie viel Empfindungen, die sonst die  
 Seele zermürben und das Innerste zerschmettern.  
 Der Krieg ist ein Behrmeister geworden, auch darin,  
 daß herbe Schmerzen sich durch Gemeinsamkeit lindern und  
 daß die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des Lebens-  
 kampfes, der Glaube an den endlichen Erfolg über viele Be-  
 drängnisse hinweghilft. Diese tiefsten Beweggründe werden

### Seniiletton.

#### Das tägliche Brot.

von Cesar Wlumenthal.

Ich glaube kaum, daß zu irgendeiner Zeit das beweg-  
 liche Geplauder der Gesellschaft so vollständig von der Magen-  
 frage befreit worden ist wie im zweiten Kriegsjahr. Jede  
 Unterhaltung, die wir mit anhören müssen, bedeutet nur  
 einen Rundlauf um die Vorratskammer. Wir denken allem  
 Anschein nach nur noch mit dem Magen. Wir reden Speise-  
 karte. Wir träumen Kochbuch. Und der Geruch der Küche  
 bringt in jeden Salon hinein. Wir sind alle zu Kopfgütern  
 geworden, und unsere Gespräche verdienen jetzt wirklich den  
 Namen: „Unterhaltungen am häuslichen Herd.“ Denn das  
 Feuer des Küchenherdes wirft seinen Flackerlichtern über  
 unser ganzes Gesellschaftsleben. Wir stehen nicht vor der  
 Gefahr einer leiblichen, sondern einer geistigen Unter-  
 ernährung, und wir empfinden nachgerade die ununter-  
 brochenen Dialoge über diese Fragen als ein Zeugnis der  
 Verarmung.

Dem Anschein nach führen aber alle Wege zu diesem  
 leidigen Thema zurück. Wenn wir im Theater einer „Faust“-  
 Aufführung beizuhen und Repetitions Lied von der Matte  
 hören, die sich nur von Fett und Butter genährt hat, unter-  
 denken wir nützlich einen Auswurf des Reides und des  
 Doozefels. Wenn wir Schillers Epigramm von der Wissen-

So wichtig wie heute erschien uns ein Paar Sommerfrischern, aber er betamte nicht eine Spur ...

Wiener Sommerfrischenbrief.

1. August, 1916.

Wo sind die dämonischen Tage des aufziehenden Kriegsgewitters, des schneidigen Ultimatum an Serbien und der beginnenden Mobilisierung? Sie erscheinen uns heute wie ferne geschichtliche Ereignisse und liegen doch erst zwei Jahre hinter uns.

Still geht das Leben seinen Weg auf dem Lande, die Natur weiß nichts von all dem Greueln, die anderwärts an ihr begangen werden, die Rosen blühen und die Vögel brüten, das Heu duftet so wie sonst und die goldenen Aehren neigen sich und harren des Schnitters.

Die Kosten eines Möbelwagens nach Weidlingau sind höher als der Fahrpreis für eine mehrköpfige Familie bis ins Salzammer-



# ung

(Zeitung.)

er 40, 41, 42, 43.

**Preis der Anzeigen:**

Kolonelzeile 60 J. Abendbl. 75 J.  
 Reklamen. 42.—, Abendbl. 42.50.  
 Familienanzeigen 1.—, Platz- u.  
 Daten-Vorschriften ohne Verbind-  
 lichkeit. — Anzeigen nehmen an:  
 Unsere Expeditionen in Frankfur-  
 a. M.: Gr. Eschenheimerstr. 33/37.  
 Schillerstr. 20, Mainz: Schillerpl. 3.  
 Berlin: Mauorstraße 16/18, Dresden: A.  
 Waisenhansstr. 25, München: Poru-  
 sastr. 5, Offenbach: Biebererstr. 34.  
 Stuttgart: Poststr. 7, Zürich: Nord-  
 straße 62. Uns. übrig. Agentur.  
 u. d. Annonc.-Exped. Ferner in  
 New York: 20 Broad Street.  
 Verlag u. Druck der Frankfurter  
 Societäts-Druckerei G. m. b. H.  
 Postcheckkonto Frankfurt (Main) 4430.

## Die Stimmung in Frankreich.

Herrn Hervé gewidmet.

Herr Hervé hat das Bedürfnis gefühlt, den wenigen Personen, denen seine Prosa in Frankreich zu Gesicht kommt, auf das nachdrücklichste mitzuteilen, daß er in Deutschland beachtet wird. Denn Herr Hervé, der kürzlich sogar den Tod seines im Felde gefallenen Bruders zu Leitartikelüber Selbstverherrlichung zu verarbeiten mußte, verschmäht auch die Hilfe des feindlichen Auslandes nicht, wenn sie ihm zu einiger Reklame dienen kann. Aber einfach zu sagen: „Seht, in Deutschland liest man mich, in Deutschland bin ich sozusagen ein großer Mann“, das ging doch nicht wohl an, und so sah er sich genötigt, seinen Ruhm auf Umwegen zu verdienen. Zwar das Wesentliche ist in aller Form und ohne Umschweif ausgedrückt. „Die deutschen Funkstationen (seht ihr wohl, sogar die Funkstationen!) interessieren sich für meine Prosa; fast jeden Tag teilen sie der Welt den Inhalt meiner Artikel mit, und die deutsche Presse gibt reichliche Auszüge aus ihnen“, so beginnt die schmauzelnde Rundgebung, und damit könnte sie auch schon schließen, wenn es nicht notwendig wäre, die Blöße der Selbstgefälligkeit schamhaft zu verhüllen. Und so werden denn die „deutschen Funkstationen“ bezichtigt, Hervés Äußerungen böswillig zu entstellen und aus ihnen auf eine Depression der französischen Gemüter zu schließen, die doch gar nicht vorhanden ist. Im Gegenteil! Im Vaterland des Herrn Aristide Briand und seines treuen Dieners Hervé herrscht eitel Begeisterung und Zübersicht. Herr Hervé selber, der es doch wissen muß, versichert es uns in jenem nachgemachten Biedermannston, den er sich seit dem Tag angewöhnt hat, da des Abgeordneten Faures gewaltamer und bis heute ungeführter Tod ihn überredete, die Fahne nicht länger „auf den Misthaufen zu pflanzen“, wie er vordem getan hat.

Von diesem gleichen Ereignis ließ er sich auch überzeugen, daß man in Frankreich niemals an so etwas wie Revanche gedacht, die Politik der „Einkreisung“ lediglich als einen harmlosen Zeitvertreib gelübt und die Russen nur aus reiner Nächstenliebe mit Milliarden gemästet hatte. Mit solchermaßen geläuterter Gesinnung kann er heute („Victoire“ vom 25. Juli) ausrufen: „Deprimiert! Man ist deprimiert, wenn man kein ruhiges Gewissen hat. Wir wären deprimiert, wenn wir das Bewußtsein hätten, diesen Krieg gewollt zu haben. Doch wir haben im Gegenteil alles getan, um ihn zu vermeiden usw.“ Aber was für ein Schuft war dann ein gewisser Hervé, der somit alle die Jahre wider besseres Wissen den Militarismus der französischen Machthaber bekämpfte und seinem Vaterland die Waffen mißgönnt hätte, die es lediglich zu seiner Verteidigung schmiedete! Ebenso ernst ist es zu nehmen, wenn Herr Hervé meint: „Eine moralische Depression in Frankreich! Erste Neuigkeit! Ich sehe wohl unter meinen Bekannten ein halbes Duzend Neurastheniker, immer die gleichen, die bei jeder schlechten Nachricht ihre Nervenkrise haben, aber usw.“ Wir überschätzen zwar den Beserker der „Victoire“ keineswegs, doch immerhin, die Gefühle von mehr als sechs Personen wird Herr Hervé doch wohl im Auge haben, sowohl wenn er als Wortführer des Mißvergnügens auftritt, als auch wenn er Beruhigungsartikel schreibt.

Indessen, wer sich auf Hervé einläßt, ist beständig in Gefahr, von ihm das Gegenteil dessen hören zu müssen, was er im Augenblick vorher behauptet hatte. Seine Landsleute haben ihm deshalb verschiedene Beinamen gegeben, wie zum Beispiel „General Wetterfahne“, oder „der glückliche Mensch“, für den es weder ein Gestern noch ein Morgen gibt, oder schlechtweg „le gobe-mouches national“, der nationale Maulaffe. Welchem Hervé sollen wir also glauben? Dem, der uns das französische Volk in der heitersten Zuversicht zeigt, oder dem, der die schwülen Gedanken seines „Neurasthenikers“ verzeichnet. Zum Glück sind wir nicht auf Herrn Hervé angewiesen, um zu wissen, daß die Stimmung der Franzosen genau dem Umstand entspricht, daß man ihnen weder Verlustlisten noch feindliche Tagesberichte vorzulegen mag. Weit bezeichnender als alles, was ein Hervé sagen oder leugnen mag, sind für uns solche keine Stimmungsbilder, wie sie gelegentlich der Feder gewichtigerer Schriftsteller entschlüpfen. Was kann man zum Beispiel nicht alles daraus schließen, wenn Herr Maurice Barrès im „Echo de Paris“ vom 29. Juli schreibt: „An meinem ersten Abend in London fühlte ich mich von Traurigkeit und Herzweh ergriffen, als ich die großen Hotels schillernd von Licht, Musik und geschmückten Frauen sah. In den Volksvierteln von Paris, sagt man mir, gab es feindliche An-

25

# lung

terreich.

r nachmittags.

**Abonnementbedingungen:**  
 Wien: Mit Zustellung ins Haus  
 Wöchentlich 60 h.  
 monatlich K 2.00, vierteljährlich K 7.80  
 Zum Abholen in den Filialen, in allen  
 Tabak-Lothar und Verschleißstellen  
 monatlich K 2.00.  
 Provinz und Ungarn:  
 Monatlich K 3.—, vierteljährlich K 9.—  
 bei freier Zustellung durch die Post  
 Deutschland: Vierteljährlich K 12.—  
 für alle anderen dem Weltpostvertrage  
 angehör. Länder: Vierteljährlich K 15.—  
 Abonnements werden angenommen  
 in der Administration, V. Reich  
 Wienzeile 97, und in den Filialen:  
 I. Schulerstraße 13, Telefon 9134  
 II. Bagmanntengasse 30, Tel. 40233  
 X. Wietlandplatz 6, Telefon 68244  
 XIV. Wieningerplatz 6, Tel. 33128  
 XVI. Klausgasse 24, Telefon 84145  
 XVII. Radnergasse 22, Telefon 17178  
 für die an fremde Adressen oder  
 Verschleißer bezahlten Beträge leisten  
 wir keine Garantie.  
 Offene Reklamationen sind postlos.

## XXVIII. Jahrgang.

Ende gesetzt, Europa vor dem Verbluten bewahrt werden kann.

Als es begann, sprach man von einem Kriege der Völker. Und das war er auch. Wie eine Maseret war es über alle Köpfe gekommen, die nicht in internationaler Gesinnung fest waren. Leidenschaften standen auf und rangen miteinander. Heraus aus Schreibstube, Werkstatt, Fabrik, aus dem erdrückenden Einerlei des Alltags in ein ungeheures Erleben — es war wie ein Rausch! Mehr als ein Rausch, Wahnsinn! Die Brunnenvergiftung von Mex, Spionenjagd, Goldautos — wenn sich das ruhigste, nüchternste Volk Europas mit solchen Gestalten einer kranken Phantasie herumschlug, was war da von nervöseren, leidenschaftlicheren Nationen zu erwarten!

So wurde der Krieg durch Volksleidenschaft Völkerring. Aber je länger er dauert, desto mehr ist er ein Krieg der Staaten geworden. Wir stehen dem Kriege nicht mehr mit dem Gefühl gegenüber, ein ungeheures Naturereignis zu erleben, sondern wir sehen das pedantisch exakte Funktionieren einer über alle Vorstellung gewaltigen Vernichtungsmaschine; auch der Krieg hat seine staatliche Ordnung bekommen, ja er ist selbst die eigentliche, die fast einzige staatliche Ordnung der Gegenwart.

Den Krieg verhindern konnte man, wenn man die Völker für sich hatte. Den Krieg vor seinem natürlichen Ende zum Abschluß bringen kann man nur, wenn man zu diesem Zwecke die Staaten für sich hat. Das ist das Problem: der friedliebende Teil der Völker soll den Staaten seinen Willen aufzwingen in einer Zeit, in der das Volk fast nur noch Objekt des Staates ist.

An der Spitze der Staaten stehen die Staatsoberhäupter, die Regierungen. Jene dünnen Volksschichten, die ihnen nach Gewohnheit nahe stehen, drängen auf Fortsetzung des Krieges. Sie selbst fürchten für ihre Zukunft, wenn sie nicht nach so namenlosen Opfern den Sieg nach Hause bringen. Was tun? Auflehnung? Die Maschine des Staates wird sie im Keime ersticken! Millionen, die sich nach Frieden sehnen, werden sie doch als eine dem Feinde gebrachte Hilfe verdammen und die Unterdrückung billigen. Das Ungeheuer Krieg wird die Schwärmer, die sich in seinen Klaffen werfen, verschlingen — und stärker sein als zuvor!

Was bleibt übrig? Nichts als die zähe Arbeit, die sich müht, überall den Friedenswillen zum Staatswillen zu machen. Der Erfolg dieser Arbeit ist bescheiden, aber er ist in Deutschland größer als in irgend einem anderen Lande. Er muß überall wachsen, bis er zur Reife kommt.

Wir müssen den Staat haben, wenn wir Frieden machen und den Frieden nach dem Kriege erhalten wollen. Wir können den Staat aber nicht gewinnen, indem wir ihn in Not und Gefahr preisgeben. Das ist der einfache Sinn der Politik des 4. August.

Mittel, die nicht angewendet werden, haben den Vorzug, daß man ihnen jeden Erfolg nachsagen kann, ohne daß der Gegner imstande ist, den tatsächlichen Gegenbeweis anzutreten. So sagen die Anhänger des rücksichtslosen U-Boots-Krieges: „Wäre man uns gefolgt, so läge England schon am Boden.“ So sagen die Anhänger der Kreditverweigerung: „Hätte man auf uns gehört, so hätten wir längst ohne Schaden für Deutschland Frieden bekommen!“ Das Experiment ist gemacht worden und Behauptungen sind leicht aufgestellt. Man soll aber denen, die sie aus innerster Ueberzeugung für falsch halten, nicht den guten Glauben und den guten Willen absprechen. Man soll nicht jene verkehren, die mit der Bewilligung der Kredite zwar nicht „die Verantwortung für den Krieg“ auf sich nahmen, wohl aber namens der Arbeiterklasse jeden Teil der Schuld an einer möglichen Niederlage Deutschlands mit allem Schrecken und allem Elend für seine Einwohner ablehnten.

Die Politik des 4. August gab der Sozialdemokratie das Recht und die Möglichkeit, in Deutschland den Boden für den Frieden vorzubereiten. Sie hofft, daß die friedlichen Faktoren in der Volksgesinnung anderer Staaten ihrem Beispiel folgen werden — sie haben es bisher leider nicht in demselben Maße getan oder nicht so viel erreicht, wie in Deutschland erreicht worden ist. Solange die Gegner nicht den Frieden wollen, wird der Krieg dauern, ob wir wollen oder

## Arbeiterzeit

### Vierter August.\*)

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

„Singe, Göttin, vom verderblichen Jorn des Achilles, Sohn des Peleus, der den Griechen unendliches Leid zufügte, viele treffliche Helden in die Unterwelt schleuderte, die Leichen aber Hundstuden und den Vögeln all zur Beute bereitere! So vollendete sich der Ratschluß des Zeus.“

Mit diesen Worten beginnt Homer den Heldenepos der Iliade, der einen Ausschnitt aus dem Belagerungskrieg der Griechen gegen Troja schildert. Aber alles, was er in seinem unsterblichen Epos an Kampfhandlungen erzählt, würde ein moderner Heeresbericht in zwei Worten zusammenfassen: „Unbedeutende Gefechte!“ oder einfach: „Nichts Neues!“

Alles, was die Welt seitdem an Kriegen erlebt hat, ist, verglichen mit den zwei Jahren, beinahe nichts! Die Wucht dieser ungeheuren Vorstellung erdrückt uns fast! Es ist nicht Einzelschicksal, eigenes oder fremdes, das uns so ergreift. Auch im Frieden haben Mütter um Kinder getrauert, Gattinnen um Gatten geweint. Aber die millionenfach wiederholte Monotonie des Massenschicksals vom Stillen Ozean bis zu den Pyrenäen und von Schottland bis Sizilien bietet ein Schauspiel, wie es die Welt noch nie geschaut hat. Und jetzt sind es zwei Jahre! Am 1. August fing es an und am 4. August war der Weltkrieg im Gange!

Solange Herzen schlagen und Hirne denken, wird dieser Augusttag ein schwarzer Tag in der Geschichte der Menschheit sein. Wenn man von ihm spricht, erheben alle Staatsmänner beschwörend die Hände und sagen: „Wir haben es nicht gewollt!“ — Wir haben es nicht nur nicht gewollt, wir haben alles, was in unseren Kräften stand, getan, um es zu verhüten. Wessen Schuld ist es, daß wir es nicht gekonnt haben?

Wir haben es nach dem Kriegsausbruch tausendfach erfahren, daß sich diejenigen auf die friedenserhaltende Kraft der Internationale am meisten verlassen hatten, die nicht das geringste dazu getan hatten, um sie zu stärken. Nirgends hat die Sozialdemokratie vor Kriegsausbruch auf die auswärtige Politik ihrer Staaten entscheidenden Einfluß ausgeübt. Überall hat sie getan, was sie konnte, um diesen Einfluß auszuüben. Aber da war es zu spät!

Wir haben noch wenige Tage vor Kriegsausbruch in den Straßen Berlins und anderer deutscher Städte für den Frieden demonstriert. Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir die sichere Meinung aussprechen, daß diese Demonstrationen der deutschen Regierung — die man später „beschuldigte“, die Mobilmachung zu lange hinausgezögert zu haben — nicht unwillkommen waren. Damals vielleicht zum erstenmal zeigte sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen Regierungspolitik und Arbeiterpolitik, die, wenn sie früher, stärker und in allen Zentren der internationalen Politik bestanden hätte, namenloses Unheil hätte verhüten können. Es war zu spät!

Seitdem sind Millionen hängen und drüben ins Grab gesunken und Millionen lebender Gehirne zer-martern sich mit der Frage, wie dem Grauen ein

\*) Wenn die Leser etwa die Frage aufwerfen wollten, warum wir selbst den Abschluß des zweiten Kriegsjahres ohne ein Wort vorübergehen ließen, so mögen sie die erste Seite in den Nummern vom 26. Juli und vom 30. Juli zu Rate ziehen. . . Wir bringen nun den Artikel unseres Berliner Berichterstatters, der an den Tag der Kriegserklärung Englands anknüpft, mit der der Weltkrieg auf der ganzen Linie entseffelt ward.

Die Sätigkeit unserer Frauen und der Frauen Englands. (Originalzeichnung von Theo Zalsche.)



„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an . . .“

# Wiener Neuigkeiten.

## Bubenspiele einst und jetzt.

Die Kugel in ihrer mannigfachen Größe und vielartigen Beschaffenheit war stets ein lieber Spielgeselle der Menschen. Denn die gleichmäßige Rundung gibt ihr schier unbegrenzte Bewegungsmöglichkeiten und macht sie zum handlichsten Gerät. Deshalb könnte man gleichlaufend mit der Geschichte der Menschheit auch eine Geschichte des Spielens mit Kugeln schreiben, angefangen von den ägyptischen Damen, die ihm mit ediger Grazie oblagen, bis auf die neueste Zeit mit seinem volkstümlichen Fußball, dem riesigen amerikanischen Baseball, dem Soccer und dem Lawn-Tennis der oberen Zehntausend. Nicht zu verachten die volkreiche Kugelkugel und der ewig hüpfende, unermüdete Gummiball, der mehr als jedes andere Spielgerät Leben hat, und den jeder von uns in ganz jungen Jahren als einen trauten Freund liebte.

Vor dreißig oder vierzig Jahren, als jene, die heute landsturmpflichtige Söhne haben, selber noch Buben waren, gehörten die Sportspiele erst der Zukunft an. Damals war die Kugel, mit der wir spielten, winzig klein, und das Spiel, das wir mit ihr trieben, hieß „Anmäuern“. Das Wort ist sprachlich sehr bezeichnend, denn es hält das Wesen des Spieles fest, das darin bestand, daß die Kugel an die Mauer geworfen wurde, bevor sie ihren verhängnisvollen Weg zu Gewinn oder Verlust zu laufen hatte. Raum war das Schußzeug weggeworfen, griffen wir nach dem Kugelsackel, das die wertvolle Munition barg. Viele graue, unscheinbare Tonkugeln, dann etliche weiße Steinkugeln, die „Napfen“ hießen, und einige wenige bunte Glaskugeln, der Stolz ihrer Besitzer. „Willst anmäuern?“ Und wenn der andere Bub, den das Schicksal eben in den Weg führte, wollte, dann wurde die „Span“ gemessen, das ist die Greisweite von der Spitze des Daumens bis zu jener des kleinsten Fingers. Denn ob man mit der „Span“ nach jedem Kugelwurf die feindliche Kugel erreichen und wegnehmen konnte, das war für das Spiel entscheidend. Kein Wunder, daß man den Wettkampf mit einem Buben ablehnte, der eine allzu große „Span“ hatte. Man wäre gegen ihn ja zu stark gehandhabt gewesen. Stundenlang währte oft der rastlose Kampf und endete nicht selten erst dann, bis einer der Kämpfenden seine letzte Kugel verloren hatte und traurig mit leerem Saal vom Kampfsplatz schlich. Und gesprochen wurde, wenn es nicht gerade den Wert einer Napfen oder einer Glaskugel auszuhandeln galt, bloß in fachtechnischen Ausdrücken, die zwar nur entfernt an die Muttersprache anklängen, dennoch aber den Buben ein allverständliches Gemeingut waren. „Gitsch“, wenn die Kugeln aneinander schlugen, „muttsch“, wenn sie ohne jeden Zwischenraum dicht beieinander liegen blieben, und „gitsch muttsch“ als Verbindung beider und Höchstleistung des Wettkampfes.

Das Anmäuern war damals fraglos das Hauptspiel der Wiener Buben. Daneben wurde noch „Räuber und Schandarm“ gespielt oder, angeregt durch die geschichtlichen Ereignisse auf dem Balkan, „Serben und Bulgaren“. Im übrigen aber wurde in der Hauptsache gerauft. Viel und ernsthaft gerauft, nicht nur von einzelnen Buben, sondern oft von ganzen Scharen, Schule gegen Schule, Bezirk gegen Bezirk. Wie haben wir Hernalser todesmutig den Linienwall gestürmt, den die Josefstädter nicht minder tapfer verteidigten! Wir bombardierten sie mit Steinen und sie traten uns, wenn wir die Ziegelwand hinaufkletterten, mit den Schuhschlägen auf die Schädel. Manah einer trug ein Loch nicht nur in der Hose, sondern auch im Kopf nach Hause. Aber irgendwie mußte sich die überschüssige Jugendkraft austoben, der ungebändigte Wille, seine Stärke wirken zu lassen.

Der Fußball hat diese Kämpfe in geregelte und gesittete Formen gebracht. Mit ihm wurde den Buben gegeben, was uns vorher fehlte: die Möglichkeit, die vielseitige Bewegungsfähigkeit der elastischen Kugel auszunutzen für ein lebensvolles Kampfspiel. Und wenn Fußball auch herb gespielt wird, so ist es doch noch immer mädchenhaft zart gegen die großangelegten Kaufereien von ehemals. Daß sich der Fußball so schnell die Herzen, Köpfe und Füße unserer Jungen eroberte, ist also gewiß keine modische Laune, sondern eine sehr selbstverständliche, natürliche Sache.

Jetzt freilich sind schlechte Zeiten für das Fußballspiel gekommen. Denn die Spielbälle sind in der Zeit der Leder- und Gummiknappheit verflucht teuer geworden, und die Vereine mühen jeden Ball aus, bis er in Feden geht. Die Buben, die sich zu wilden Mannschaften zusammengeschlossen haben, leiden deshalb jetzt arge Not an Bällen, und ohne Ball gibt es kein Spiel. Mit einem aus Lumpen gefertigten runden Bündel haben doch nur die wenigsten ihre Freude. Kommt jetzt einer mit einem brauchbaren Fußball daher, so wird er kaum weniger angefaßt, wie wenn er ein Stück dürre Wurst als Sauzenbrot hätte.

Unsere männliche Jugend entbehrt aber gegenwärtig den Fußball leichter als sonst, denn ihr Sinnes und Denken ist jetzt ausschließlich von den Ereignissen des Krieges gefangenommen. Jetzt wird Krieg gespielt. Nur Krieg! Am Tage nach der Kriegserklärung wurde damit begonnen und seither wurde das Kriegsspiel immer raffinierter ausgestaltet. Und mit den Buben spielen voll Eifer auch die Mädchen. Draußen bei den Baracken, wo die Straße lange Zeit zum Exerzierfeld geworden war, habe ich sechsjährige Mädchen und Dirndeln gesehen, die die militärischen Kommandos beherrschten und ihnen wie „alte Diener“ folgten. Aber dieses Spiel dauerte nicht allzu lange und dem Exerzieren folgte bald der Kampf. Ganz so wie in Wirklichkeit. Wiegt man jetzt eilig an eine Ecke, so zertritt man fast einen unendlichen Kämpfer. der

mit der schußfertigen Kapselpistole in der Hand platt auf dem Bauch liegt. Der Vorposten. Mit viel Erfindungskraft wurden aus hölzernen Latten Säbel, Gewehre und Bajonette angefertigt und die Schultasche wurde gleich nach der Zeugnisverteilung zum Verbandkasten umgewandelt und trägt jetzt auf weißem Grunde das mächtige rote Kreuz. Aber niemand will Sanitärer sein. Jedem Buben ist das schlechteste Gewehr lieber als der schönste Verbandkasten. Auf dem Felde haben sie eine alte Ofenröhre als Mörser zwischen Ziegelsteinen und Rasenklumpen eingebaut und sich dahinter mit Hilfe der traurigen Reste einer vom Sturm zerstörten Planke einen schrapnell-sicheren Unterstand eingerichtet. In ihm liegen sie nun ganze Nachmittage ein und bilden sich ein, auf dem Plateau von Doberdo zu sein. Bis der Hunger sie zwingt, die Reservestellungen bei der Mutter zu Hause aufzusuchen.

Eine große Schlacht hätte ich neulich, vertieft in das Studium der Kanzlerrede, vielleicht ganz übersehen, wenn mir nicht ein Steingeschoß das Zeitungsblatt aus der Hand geschlagen hätte. Auf der Höhe des Ziegelofens hatten sich die Verteidiger hinter Lehm-mauern eine starke Stellung geschaffen und unten in der Mulde krochen die Angreifer vorsichtig vorwärts, von Deckung zu Deckung, immer schnell kleine Wälle vor sich aufwerfend. Ganz lautlos, und nur die Steine pfiffen, die hin und her flogen. Wie die Angreifer die unerleugliche Lehmwand nehmen wollten, war ein Rätsel. Für die Buben kein unlösbares. Denn da springt ein halbes Dutzend in den tiefen Einschnitt der Stadtbahn hinunter, setzt mit zwei Sprüngen über das Gleis und klettert behend auf der anderen Seite über die Steinwand hinauf. Der Planenangriff. Fünf Sekunden später tauchen sie auf der Höhe neben den Verteidigern auf, und mit einem Steinhagel und jubelndem Hurra stürzen sie im Sturm auf den überraschten Feind. Für diesen gibt es kein Halten mehr. Ein kurzer Abwehrversuch, aber da klettern auch schon aus der Mulde die Angreifer herauf, indem sie sich mit Finger- und Fußnägeln kleine Stützpunkte im Lehm graben. Hurra! Hurra! Die Verteidiger rennen, was sie können, bis die fernen Häuser der Vorstadtgasse sie aufnehmen. Warum sie gar so ausreißer? Einer der Buben erklärt es mir: das sind die Italiener. Aha, jetzt begreife ich. Aber es scheint mir, als ob zwischen dieser Schlacht und jener der Hernalser und Josefstädter vor etlichen Dezennien kein wesentlicher Unterschied wäre.

Nicht immer ist das Kriegsspiel so brutal, es nimmt auch feinere und ungefährlichere Formen an, durch die der ahnungslose, zeitungslasende Spaziergänger nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Da haben die Buben auf einem Bauplatz sehr kunstvoll einander gegenüber zwei Stellungen angelegt. Ganz im kleinen, nicht größer, als man sie für Zinnsoldaten braucht. Ein vollständiges System von Gräben ist da, Schützengräben und Verbindungsgräben. Genau so gemacht, wie sie es wohl im Prater unten gesehen haben oder wie es ihnen ein Umlauber erklärte. Die Gräben sind mit Rasenstreifen und kleinen Zweigen maskiert, die Unterländer haben Dächer aus Holz und Pappdeckel, rückwärts die Artilleriestellung ist sogar durch ein Blechdach geschützt. Kleine Zinnsoldaten stehen in den Gräben und drängen sich in den Unterständen. Und da die soliden Zinnsoldaten für die ganze große Stellung nicht zahlreich genug sind, werden sie ergänzt durch Truppenmassen, die man aus Mandelbögen herausgeschnitten hat. Die Schlacht ist im vollen Gange. Auf jeder Seite eine Anzahl Buben, die abwechselnd mit einem kugelförmigen Kieselstein auf die feindlichen Stellungen werfen. Trotz aller Anstrengungen viele, sehr viele Fehlschüsse. Von Zeit zu Zeit aber wird doch einer der Soldaten getroffen und sinkt in den Staub. Und plötzlich stöhnt unter der Wucht des Kieselsteines das Blechdach der Artilleriedeckung, die Stützen brechen zusammen, und die ganze Artillerie ist verschüttet. Unter dem Hohnschlächter der Sieger graben die anderen mit den Fingern kleine Soldaten und papierene Kanonen aus Steinen und Erde heraus. Eines wundert mich bloß: Daß die kleinen Mädchen, die zuschauend dabei stehen, kein Spital eingerichtet haben. Wer das hat offenbar keinen Zweck, denn die Toten sind schon lebendig und die Verwundeten wieder gesund. Eine neue Schlacht kann beginnen.

Jetzt ist Krieg und die Buben spielen deshalb Krieg. Werden sie, wenn der Krieg zu Ende ist, Frieden spielen oder werden sie zum Kampf mit dem Fußball zurückkehren? Ich glaube wohl das letztere. Denn für ein Friedensspiel taugt übermüdete Bubenkraft nicht. P.

## Fremden

### Abrihtung.

Ermunterung für Taugliche.  
Von Karl Anton.

Wir haben das Wort schon einmal wo gehört und gelesen — so lange und oft, daß es uns trotz seines drakonischen Sinnes anlächelt wie eine Kinderstube-Erinnerung. Wie viele von den Millionen Menschen, die der Krieg zu Soldaten gemacht hat, hätten je daran gedacht, daß sie einst noch an sich selbst jenen Schulbegriff: Abrihtung, kennen lernen und manchem vergessenen Droh- und Scherzbild als Exempel dienen müßten? Jetzt klingt auch das Wort „Abrihtung“ anders: Muskelknackend, sportlich, exakt und amtsstreng. Das ist ja in allem der große Unterschied zwischen der einstigen Vorstellung und der späteren Wahrheit: Der dämonische Zwang entpuppt sich als behördlicher Vorgang. Die Abrihtung ist eine physische Vorladung, der man Folge leistet; und — seltsam — um das, was die neuen Vorgesetzten machtvoller sind als die Schulthranen, fühlt man sich dessen ungeachtet selbstherrlicher und freier. Bewirkt das die „Schule des Lebens“? Oder das Bewußtsein der Zusammenarbeit?

Trotzdem glaubt sich der Fingerdicke vom ersten Augenblick an in die Schulzeit zurückversetzt. Es ist das übereinstimmende Wort aller, die vierundzwanzig Stunden Soldatentum hinter sich haben und zwischen feuchten Gängen und kaltheißen Zimmern aufgerufen, verlesen, in Reih und Glied gestellt, abgeteilt, herumgeführt, untersucht und eingekleidet wurden: wir gehen zum zweiten Mal in die Schule. Der soldatische Schüler, Rekrut genannt, legt also zunächst beim Eintritt in die Kaserne seine Würde ab, um sich leichter in den frohgemuten, gleichgestimmten Unschuldsknaben zu ver-

wandeln. Die hilflose Fremdheit bringt von selber zwischen Studenten und Advokaten, Kaufleuten und Schauspielern, Gymnasten und Rechnungsräten das Kameradschafts-Du auf die Lippen. Vorsichtig tappt die Befreundung vorwärts; das Herz zeigt seine verschämteste innigste Seite, die Stimmen vibrieren von mildem Zutrauen. Nieht es nicht auch nach lackierten Bänken und frischem Buchkleister? Werden wir nicht gleich einen Stundenplan bekommen und eine Disziplinarverordnung? . . Ein Infanterist reißt die Lüre auf, geht lächelnd die Runde ab, macht sich noch lokalkundig im Hintergrund zu schaffen und schreit dann, daß die Bänke hersten, nach einem Kollegen; ein Schüler der höheren Klasse. Wenn sie nur auch schon solches Heimrecht hätten! . . Dann kommt der Leutnant, läßt die Neulinge auf Strohsäcke, Bänke und Koffer setzen und beginnt gleich in medias res mit „Terrainlehre“ — es wird interessant und man hat die militärische Wissenstaufe. Nachmittags wird im Hof „Gibtacht“ und „Ruht“ gelernt. Die Körper lockern sich und schnellen zusammen, als ob jede Seele zu kontrollieren wäre. Dabei fallen vom geschüttelten Baum der Zucht die ersten Kasernenblüten; es braucht nichts zu sein, als ein in zärtlichem Ingrimm absteigendes: „Sö — Sö — Sö“ oder ein vor Zurückhaltung schweigendes: „Aber, aber!“, daß beifallstüchtige Humore erwachen und sich das abgerichtete „Ich“ in einen ungeschickten Zivilisten und einen martialisch überlegenen Soldaten entzwei teilt. Das erste, vom Widerstreit der Geduld mit der Wut erfundene Fluchwort des Korporals fällt schon auf soldatischen Boden. Der Mann würgt sich ja offenbar damit sein bitteres Geschäft; und die andern täten's auf die Dauer auch nicht anders —. Am Abend dieses ersten Tages fällt man so wohligh entspannt auf sein Lager und mit einem solchen Würdegefühl der Leistung als ob man die erste Schlacht geschlagen hätte. . Und das hat man ja auch: die Schlacht mit den Zivilisten. Er ist nämlich nicht nur besiegt, sondern verschwunden. Der Sinn der Abrihtung ist klar und schon halb erreicht: Der Körper wird auf- und der Ehrgeiz anderwohin gerichtet. Eine Schule mit „Turnen“ als Hauptgegenstand. Auf der Wiese — so wunderbar draußen der taufeuchte, zitternde Morgen ist, und so würziger Atem aus dem Gras strömt — ist es unmöglich, Iyrisch zu empfinden; denn es gibt nur noch Windrichtungen, „Direktionen“, Uebungskulissen und wer sich eine Sekunde lang zum Weltall in Beziehung setzt, überhört das Kommando. Im Mannschaftszimmer weckt einen morgens das unbarmherzige, frostige: „Auf, auf!“ — die Sonne selbst hat sich noch nicht ermuntert und der Schlaf liegt auf der Brust wie ein Sandjaed. Man macht das berühmte Geschäft mit der nächsten Minute. Schon tönt es: „Matraken zusammenschlichten!“ Heiliger Sebastian — na, man wird nichts versäumen. Und da das dritte: „Menage holen!“ Jetzt springt man auf, damit wenigstens das erste Kommando befolgt ist, wenn die andern beim vierten halten. . . Nach der Heimkehr eine neue Erfindung: Das sogenannte Mantelrollen. Man erlernt es nur mit geschneitenen Nägeln. Die Aufgabe besteht darin, einen Mantel von 5 Kilogramm Gewicht und 3 Meter Stoffausdehnung in eine schmale Wurst zu verwandeln. Man muß sich niederknien und mit Fäusten auf den Mantel hinhauen; man muß ihn knedeln wie einen gefangenen Comanchen. Hier wird der Soldat selbst zur grümmigen Rothaut. Brave Maturanten, liebenswürdige Konzipienten verwandeln sich in Heroen des Mantelrollens; sie scheinen überhaupt nichts anderes mehr zu kennen. Unaufhörlich hallt es zwischen Ruhe und Pflicht: Mantelrrrujn! . . Mantelrrrujn! . . Zur Abwechslung wird auch das Gewehr gepuht. Da heißt es wie ein gelernter Mechaniker mit Fett, Schmirgel und Kupferkreuzern seine Bestandteile behandeln, einen am Fenster befestigten Faden durch den Lauf ziehen und das Gewehr nun an die hundert Mal wütend hin- und herschwingen. Man hat überhaupt das „omnia sua“ vom Uniformhops angefangen bis zum „Wut“ in der Kappe, wie sein eigenes Mädchen für alles zu versehen. Ich bedauere die Bohemiens. Für sie ist das der Abrihtung schwierigster Teil.

Indessen geht sie rüstig weiter.

Man erbedet auf einmal Fähigkeiten, von denen man sich nichts träumen ließ: Um vier Uhr früh von selbst erwachen, sechs Stunden marschieren, das schwere Gewehr im Kreise schwingen, den Tornister nicht am Rücken spüren, zwanzig Mal hintereinander zu Boden fallen und wieder aufspringen und mit alldem Dreiviertel der Tageszeit zu verbringen. Nach ein bißchen Gelenkschmerz, den man deutlich als Symptom der Muskelbildung und Zeichen vernachlässigter Naturkraft empfindet, verlieren die Dinge auf der Hand ihr Gewicht, was sie heben will, hüpfst ihr entgegen; die Beine brauchen bucllige Wege, Schotterwerk, Steine und Gruben, um sich zu fühlen und tänzeln auf dem Pflaster wie auf einem Teppich; die Arme hängen in gesättigter Ruhe herab, bequemtuend wie das Kraftbewußtsein. Das ist der zweite Aphorismus des Soldatenschülers: Die Abrihtung ist ein staatsbefohlenes „Müllern“.

Die Methode ist ja freilich rabital. Man muß auf dem Marsch das Knie einziehen und den Fuß weit vorstrecken, wenn man zehnmal einen zierlichen Trippelschritt oder rhythmischen Gastsen gewöhnt wäre; und wenn der Chor der Kameraden Takt gibt: „Links . . . Links . . . Links“ — und du trittst mit dem rechten Fuß auf, gleich mischt sich eine fremde Ferse zwischen deine Beine; man muß links und rechts unterscheiden lernen — was praktisch viel schwerer ist als man meint — und kommt sich bei den ersten Verstößen wie ein vereinsamtes Schaf vor; man muß die tiefste Kniebeuge machen, die es überhaupt gibt, aber nicht so lari fari, hinauf und hinunter — sondern hübsch langsam, daß die Knochen knacken, immer mit geradem Rücken und ohne daß die Hände von den Hüften gleiten. Wie sie nur einmal ängstlich an den Boden tappen, beginnt die Prozedur von vorn; man muß den Kopf im Gelenk drehen — nach einer halben Minute taumelt das Weltall, du aber darfst nicht mittaumeln; und du mußt — höllische Erfindung! — „Marsch eins präden“ . . .

In der Rückschau erscheint die Abrihtung dann als eine von mannigfadem Humor durchsetzte Zeit harter phy-

# Wiener Kinder aufs Land.

(Originalzeichnung von Theo Zafsch.)



In der Früh bekommt man ein Stück Brot. Die Metz' beim Anstellen um's Ankerbrot fehlt ihm sehr.



Bäumeklettern. Freut sich, dass keine Zwerchhaken-Köpfe eingeführt sind.



Im Kuhstall. Wundert sich, dass so wenig Wasser in der Milch ist.



Beim Nachtmahl gibt's Fleisch! Und die Grossmutter hat erzählt, nur in die Mäcken und bei Kriegstieferanten gibt's das!



Er liegt allein im Bett. Es ist sehr weich. Aber im Traum denkt er oft daran wie sie zu vier zuhaus am Erdboden liegen und raufern.

Theo Zafsch

# Höhen bei Görz. nischer Fiegerangriff auf Triest.

## Im brennenden Görz.

Von dem furchtbaren Ringen um den Besitz der Stadt Görz gibt Luigi Barzini im „Corriere della Sera“ vom 10. August ein schreckensvolles Bild. Er schreibt u. a.:

Der Widerstand des Feindes, der sich fest an die Zinnen der Podgora anklammerte und sich gut auf den Höhen des Grafenberges und den nach Slavica abfallenden Abhängen verschanzt hatte, war trotzig, erbittert, zweifelt. Auch nachdem die Flanken umgangen waren, hielt das Zentrum noch hartnäckig stand. Abgeschnitten, umzingelt, ohne die geringste Hoffnung, hat es noch drei Tage dem Anprall widerstanden. In wenigen Stunden hatte die fürchterliche Beschickung die feindlichen Laufgräben vernichtet, so daß die beiden äußersten Enden der furchtbaren Verschanzungen der Oesterreicher zu beiden Seiten des Brückenkopfes, gegen den Sabotino im Norden und gegen den Katsbarienberg hin im Süden, eingedrückt werden konnten. Nachdem der Widerstand an diesen beiden Punkten gebrochen war, konnte das Zentrum eingekreist werden. Noch am selben Abend war der Fluß im Rücken des Feindes in unserer Gewalt und die Uebergänge, deren es an Brücken und Stegen sieben gab, standen unter unserm Feuer.

Nicht eine Pause hatte die Schlacht. Ungeheuerlich schwall sie in der Nacht an.

### Eine phantastische Nacht.

Große Wollkugeln blutig leuchtenden Rauches, grell aufschießende Flammengarben, schaurig lodernde Feuerbrünste, das war Görz inmitten einer nachtdunklen Ebene. Wie Meteore zogen feurige Leuchtugeln zu Hunderten ihre Flammenbahn am tiefschwarzen Himmel und zeigten für die Dauer eines Augenblicks düstere Bergzacken und blasse Gipfel, als wären sie plötzlich von Mondlicht umflossen. Und wo die Schlacht am heißesten tobte, da brannten die unruhigen Farbenflecke der riesigen Scheinwerfer wie Brenngläser auf kahle von Schlägen donnernde Steinöden. Mit violetten Blitzen schossen hoch darüber Kanonenkugeln hin, erhellten den Horizont in plötzlichem Aufstammen. Augenblendend funkelten ringsum berstende Granaten und Schrapnell's oder leuchteten in verhülltem Glanz wie Ampeln.

Alles spricht vom Tode auf dem Sabotino, diesem grimmen Menschenfresser unter den Bergen, der breitschultrig, klotzig, edlig wie ein riesiger ungefügiger Felsblock mit senkrecht abfallenden kahlen Flanken dasteht, von denen das Bombardement eines ganzen Jahres die Oberfläche derart abgeschält hat, daß er, zermürbt und zernagt, von der leblosen Farbe kalter Knochenmassen, an jenen schaurigen Berg der alten Buddhistenlegende erinnert, von dem Lafcadio Hearn erzählt, daß er von unten bis oben aus Totenschädeln bestehe. Die Straße hier hat eine graufige Beschichte, spricht laut von der Wut der Angriffe. Jeder einzige Schritt auf ihr hat ein Menschenleben gekostet (ogni passo è costato una vita). Der wilde und blutige Kampf hat alle seine Phasen in den Stein geschnitten. Auf steilen und gewundenen Pfaden windet sich der Weg hinauf, durch enge, endlose, atemberaubende Felschachte. Hier und da zusammengestürzte Steinmassen, zerbrochene Gewehre, Blutlachen, die mit dunklen Spritzern die Felswände zeichnen, und von oben her hängen die Beine irgend-eines Toten auf den Kopf desjenigen herab, der hier seinen Weg hinauf nimmt. Und überall tritt man auf Mützen, Tornister, durchlöcherter Helme, Wehrgehänge, stolpert man über zahllose Patronenhüllen.

Oft heißt es haltmachen, um die Bahren mit Verwundeten vorüber zu lassen. Manch einer geht auch allein zum Verbandsplatz hinunter, mit rauchgeschwärztem Gesicht und blutbespritzter Uniform, aber gefaßt und ohne Jammern, weil es ja diesmal gut ging. In gewissen Augenblicken hält die ganze Kolonne an. Schweißtriefend, keuchend setzen die Krankenträger ihre Bahren ab. Ein Heulen zerreißt die Luft. Das feindliche Geschöß fährt daher, schlägt irgendwo näher oder weiter ein. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Ein Wirbelsturm von Schrapnell's peitscht die steil nach Salsano abfallende Flanke des Sabotino. Die dünnen Hölzer haben Feuer gefangen, und dichter schwarzer Rauch wirbelt zum Gipfel auf.

Auf dem Gipfel, den man nach mehr als zweistündiger beschwerlicher Wanderung erreicht, haben

etwa 600 Beschickungen

wie ein Erdbeben gewütet. Nur wenige Leichname sieht man hier, die, plötzlich vom Tode ereilt, noch voll von dem

aus den Wohnungen, schlossen aus allen Fenstern, mancherter aus dem Haus zu Haus. Ringens um ist das Schicksal eine Stille.

Wie engroße Lächer, verborgene Seitengänge, nicht erplo-

biete Zuffinnen und Handgründen und überall verteilte

Ballen, Scherben und Trümmer. Die schöne Fährstraße, die

von dem ganz vom Erdboden raffen Zuchtio zu den

Schürhärden hinanführt, ist von Stein überdeckt. Selb-

ein und einem Wirteljahr hat sein mens-

liches Wesen liebeten. Es war die gottverfluchte

Straße — die strada maladeita —, die auf dem schnellsten

Wege ins Jenseits beförderte, gewiß in manchen die Schwelle

der anderen unbemannten Welt darstellte. Aber seinen Fuß

auf sie setzte, war ein Kind des Todes.

## Das Geburtsfest des Kaisers.

In allen Gotteshäusern der Residenz wurde vor-mittags feierlicher Gottesdienst abgehalten. Die Spitzen der staatlichen, der Landes- und der städtischen Behörden, die Vereine, die Bürgerschaft und die Schuljugend mit ihren Lehrern wohnten ihm bei. In den katholischen Kirchen, bei Protestanten Augsburgischer und Helvetischer Konfession, bei den Griechisch-Katholischen, den Griechisch-Orientalischen, bei Israeliten und Mohammedanern wurde der Festtag mit heißen Wittgebeten für das Leben und die Gesundheit des Monarchen und für den Sieg unserer Waffen begangen.

Schlicht und einfach gestaltete sich, Allerhöchstem Wunsche entsprechend,

### Die Feier in Schönbrunn.

Um 8 Uhr früh las in der Schönbrunner Schloßkirche Hof- und Burgpfarrer Dr. Ernst Seidl die heilige Messe, der der Kaiser, Frau Erzherzogin Zita, Herr Erzherzog Franz Salvator und Frau Erzherzogin Marie Valerie mit ihren Kindern Herrn Erzherzog Hubert Salvator und Frau Erzherzogin Hedwig, Herrn Erzherzog Theodor Salvator, Frau Erzherzogin Gertrude, Frau Erzherzogin Marie und Frau Erzherzogin Mathilde, dann Frau Erzherzogin Auguste und Tochter Frau Erzherzogin Sophie, Prinzessin Gisela von Bayern sowie Graf Georg und Gräfin Elisabeth Franziska Waldburg-Zeill bewohnten. Bei diesem Gottesdienste waren ferner anwesend: Erster Obersthofmeister Fürst Montenuovo, die Generaladjutanten Generaloberste Graf Paar und Freiherr v. Wolfrum, Kabinettsdirektor Dr. Freiherr v. Schiefl, Leibarzt Generaloberstabsarzt Dr. R. von Kersch, die Flügeladjutanten Oberst Graf Hoyos und Oberstleutnant Freiherr v. Sattinelli, der der Generaladjutantur zugeordnete SM. Ritter v. Margutti, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat v. Prilezky, die Offiziere der Leibgardereitereskadron und der Leibgarde-Infanteriekompanie des Schönbrunner Schloßdetachements und die Offiziere des Bataillons der Schönbrunner Schloßwache. Vormittags nahm der Kaiser in seinen Gemächern die Glückwünsche der Mitglieder der kaiserlichen Familie entgegen.

Auch in der Hof- und Burgpfarrkirche fand früh eine Messe statt, der die in der Hofburg weilenden Herren des kaiserlichen Gefolges, die Hofbeamten und die Hofdienerschaft beiwohnten. In Friedenszeiten brachte der Festtag eine Paradeausrichtung mit Feldmesse auf der Schmelz; diese entfiel auch heuer; die militärische Feier des Tages war aber trotzdem sehr erheben. Um 5 Uhr früh ging am Artilleriearsenal die Flagge hoch; zu gleicher Zeit kündeten 24 Kanonenschüsse, die die 1. Ersatzkompanie des Festungsartillerie-Regiments Nr. 1 nächst dem Arsenal abgab, den Anbruch des festlichen Tages. Auch alle anderen militärischen oder mit Militär belegten Objekte hielten zu dieser Stunde die Fahnen. Und auch zu gleicher Zeit durchzog die Tagwache die Kaiserstadt nach allen Richtungen. Allüberall erklangen patriotische Lieder und durch die Straßen bewegten sich die Regimentsmusiken, begleitet von sämtlichen Tambours und von einer nach Hunderten zählenden Menschenmenge. Die Truppen waren in Blau und Tuchhose mit Seitengewehr. Vormittags fand in vielen Kirchen militärischer Gottesdienst statt. Ebenso kamen die ausgangsfähigen Verwundeten und Kranken in die Kirchen. Nach dem Gottesdienste hielten die Abteilungs-kommandanten Ansprachen an die Truppen, in denen sie in befeuernden Worten auf die Bedeutung des Tages hinwiesen.

Dem Gottesdienste in der Botivkirche, den der Apostolische Feldvikar Bischof Emmerich Bjelik zelebrierte, wohnten die nicht mit den Truppen ausrückenden dienstfreien Offiziere (Aspiranten), Militärgeistliche und Militärbeamten bei. Unter ihnen waren zu sehen: Kriegsminister Generaloberst Freiherr v. Krobatin mit dem Flügeladjutanten Döry v. Jobbhaza, Militärkommandant G. d. J. Freiherr v. Kirchbach mit dem Generalstabschef des Militärkommandos Oberst im Generalstab v. Borner, Fürst Starhemberg, Oberstleutnant Freiherr De Beauv, Oberleutnant Fischbach, dann: FML. Otto v. Frank, FML. Przborsky, FML. v. Lomse, Stadtkommandant SM. Johann Ritter v. Roffig, SM. Alagich, SM. Rochel, viele andere Generale und Stabs- und Oberoffiziere, die Generalauditor, die Offiziere des Auditorates, Militärärzte und Militärbeamte und eine Abordnung der Marinektion des Kriegsministeriums usw. Während der Messe spielte die Musik des Ersatzbataillons des Infanterie-Regiments Nr. 99. Nach der Messe defilierten die Truppen vor der Generalität.

## Hochamt in der Stephanskirche.

Um 11 Uhr vormittags fand in der Stephanskirche ein feierliches Hochamt mit Ledeamt statt, das Kardinal Fürstbischof Dr. Bissl mit großer Assistenz zelebrierte. In der Kirche bildete eine Abteilung des Infanterie-Regiments Nr. 84 in Marschadjustierung mit Feldzeichen von Eichenlaub Spalier. Der mächtige Dom war in festliches Gewand gekleidet und heller Lichterglanz strahlte vom Hochaltar.

Im Hoforatorium wohnten dem Festgottesdienste bei: Herr G. d. R. Erzherzog Franz Salvator, Frau Erzherzogin Marie Valerie, Herr Erzherzog Hubert Salvator, Frau Erzherzogin Hedwig, Herr Erzherzog Theodor Salvator, die Frauen Erzherzoginnen Gertrude, Marie und Mathilde, Frau Erzherzogin Auguste und Tochter Frau Erzherzogin Sophie, Prinzessin Gisela von Bayern, Graf Georg und Gräfin Elisabeth Franziska Waldburg-Zeill.

Unter den Teilnehmern am Festgottesdienste waren zu sehen: Oberstkämmerer Dr. Graf Lanckoronski, Oberstallmeister Fürst Nikolaus Palffy, Kabinettsdirektor Dr. Freiherr v. Schiefl, Minister des Äußern Baron Burian, Gemeinamer Finanzminister Dr. v. Koerber, Ministerpräsident Graf Stürgkh, Präsident des Obersten Rechnungshofes Ministerpräsident a. D. Dr. Max Wladimir Freiherr v. Bed, die Minister: Prinz Konrad Hohenlohe, Generaloberst Freiherr v. Georgi, Dr. Ritter v. Hohenburger, Dr. Freiherr v. Forster, Dr. Freiherr v. Hussarek, Dr. Freiherr v. Trnka, Dr. Freiherr v. Zentner, Dr. Ritter v. Morawski, Dr. Ritter v. Veth und Dr. v. Spiznmüller, der ungarische Minister am Allerhöchsten Hoflager Baron Erwin Koszner, Statthalter Dr. Freiherr v. Menleben, Landmarschall Alois Prinz Liechtenstein und Gemahlin, die Präsidenten: Dr. Freiherr v. Plener des Obersten Rechnungshofes, Dr. v. Grabmayr des Reichsgerichtes, Marquis Bacquhem und Freiherr v. Schwarzenau des Verwaltungsgerichtshofes, Dr. Freiherr v. Ruber des Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Dr. Mataja der Statistischen Zentralkommission, Dr. Erner des Technischen Versuchsamtes, Franz Johar des Patentgerichtshofes und Dr. Karl Schima des Patentamtes, der Stellvertreter des Chefs der Marinektion Vizeadmiral Railer v. Kallensfeld, der Generaldirektor der Allerhöchsten Privat- und Familienfonds v. Hawerda-Wehrlandt, Minister a. D. Freiherr Engel v. Meinfelden, Stadtkommandant SM. Ritter v. Mofsig, Gouverneur des Postsparsassenamtes Dr. Freiherr v. Schuster, Vizepräsident des Obersten Rechnungshofes Dr. Paul Schulz, Gouverneur der Oesterreichisch-ungarischen Bank Dr. Popovics, Gouverneur Dr. Sieghart, Gouverneur der bosnisch-herzegowinischen Landesbank Freiherr v. Pittner, der Bundespräsident der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze Graf Traun, Präsident des Oberlandesgerichtes Dr. v. Vittorelli mit den Präsidenten sämtlicher Gerichtsstellen in Wien, Sektionschef Freiherr v. Wetschl, Präsident der Post- und Telegraphendirektion Hoheisel mit dem Vizepräsidenten Karl Winkler v. Forajest, die Sektionschefs Freiherr v. Beckbecker, Doktor Freiherr v. Banhaus, Ritter v. Bared, v. Bauer-Bargehr, Doktor Burger, Doktor Ritter Bed v. Mannagetta, v. Chrenczy, Dr. Cwiklinski, Diwald, Dr. Ritter v. Eril, v. Fesch, Hugo Franz, Doktor Ritter v. Galecki, Dr. Ritter Globocnik v. Sorobolski, Dr. Grienberger, Dr. v. Hompe, Dr. Ritter v. Homma, Ritter v. Homann, Freiherr v. Jettel, Dr. v. Kelle, Oskar Ritter v. Keller, Klimscha, Köller, Ritter v. Losinski, Freiherr v. Kriegs-Au, v. Kuh-Chrobak, Lauda, Lepar, Marek, Franz Müller, Dr. Witek v. Parisini, Dr. Binschhof, Doktor R. v. Branter, Freiherr v. Rhemen, Kessig, Dr. Ritter von Rudel, Dr. Ritter v. Schauer, Dr. Edler v. Scheuchenstuehl, Dr. Schöber, Dr. Schreher, Dr. Ritter v. Seidel, Kotter, v. Simonelli, Ritter v. Solbis, v. Träger, Dr. Wagner, Ritter v. Jauregg, Dr. Ernst Freiherr v. Weber, Dr. Ritter v. Wolf, Dr. Zawabil, Zimmerauer und Dr. Zolger; Senatspräsident Ritter Seidl v. Zellbrugg, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat v. Prilezky, dann: Statthaltervizepräsident Ludwig Lils mit den Hofräten Dr. Freiherrn v. Mylius, Doktor Grafen Zedtwitz, Grafen Lamezan, Robert Bruchmüller, Felix Grafen Steinach, Dr. Ritter v. Hellh, fast sämtlichen Statthaltereiräten; weiters: Polizeipräsident Freiherr von Gorup mit Hofrat Edmund Geher, Polizeibezirksleiter Regierungsrat Karl Post, Zentralinspektor Oberpolizeirat Dr. Pamer und Oberpolizeirat Kzehal, Präsident der Akademie für Musik und darstellende Kunst Dr. Ritter von Wiener, Generalprokurator Dr. Hugo Hoegel, Prokuratorstellvertreter Hofrat Dr. Schilder, Hofrat Ritter v. Köhler mit dem kaiserlichen Rat Rudorfer, Hofrat Anton Janka,

Direktor der Hofbibliothek Hofrat Dr. Ritter v. Karabacel, Hofzahlamtsdirektor Hofrat Edler v. Köhlich, die Sektionsräte Dr. Blecha, Dr. Ludwig Winter, Uereich, Lewicki und Dr. Holzlechner, die Regierungsräte Queiß und Zimja, Hofzahlmeister Eduard Mader, Hofkonzipist August Forche, Direktor der Hofapotheke Regierungsrat Paul Köller, Hofrechnungsdirektor Karl Balling, Hofwirtschaftsrat Kenglovics, Burghauptmann Mammer, Direktor der kaiserlichen Gemäldegalerie Dr. Glück, weiters: Präsident der Schulbücherverlage Heinz, die Staatsbahndirektoren Dr. Kolisko und Dr. Geutebrück, Bürgermeister Dr. Weiskirchner mit den Vizebürgermeistern Hierhammer, Hof und Rain, Magistratsdirektor Ruchtern, den Stadt- und Gemeinderäten und vielen Magistratsbeamten, Direktor des Handelsmuseums Hofrat Dr. Karminski, der Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Hofrat Dr. Hans Schlitter mit seinem Stellvertreter Sektionsrat Anthony v. Siegenfeld, Schottenprälat Vater Oppitz, der Rektor Magnifikus der Universität Hofrat Professor Dr. Adolf Menzel mit den Dekanen und zahlreichen Professoren, begleitet von den Bedellen, die Rektoren der Technischen Hochschule Professor Jaeger mit den Dekanen und der übrigen Wiener Hochschulen, die Spitzen der städtischen Ämter, eine Abordnung des Offizierskorps des Ersatzbataillons des Infanterie-Regiments Nr. 84. Vom Ministerium des Äußern waren ferner anwesend: Erster Sektionschef Votschaster Freiherr von Machio, die Sektionschefs Graf von Widenburg und Zppen, Votschaster v. Mereg, die Gesandten Freiherr v. Rhemen, Bogatscher, Graf Nemes, Freiherr v. Musulin, v. Ugron, Freiherr v. Flotow und Graf Ambrosy, die Generalkonsuln Ritter v. Peter, Ritter v. Oppenheimer, Ritter v. Günther und v. Wagner, die Hof- und Ministerialräte Freiherr von Buschman, v. Demelic, Tibor Graf Szapary, Ritter von Montlong und Stumpfl und der Chef des Kabinetts des Ministers Graf Hohos.



Kaisers Geburtstag

Schantal, Freiherr v. Almburg, Haberalt, Holz, Breuer, Leonhardt, Dr. Borlowitz, Freiherr von Egger, Dr. Ritter v. Beyrer, v. Nagh, Freiherr von Winkler, Ritter v. Deczkowitz, Dr. v. Jeky, Dr. Kowy v. Belward, Dr. Zweig, Dr. Ritter von Wimmer, Dr. Podels, Swoboda, Ritter v. Mühl, Millim, v. Hermann, Dr. Ritter v. Kohn, Doktor Schreuer, Freiherr v. Waidhoff, Freiherr v. Wiederberg, Freiherr v. Baumgartner, Bauer, Doktor Mayer, Dr. Klmesch, Dr. Nebelhor, Dr. Berner, Ritter v. Förster-Streffleur, Dr. Dabj, Eberal, Dr. Janbour, Dr. Zwierzina, Dr. Pollat, Doktor Ritter Schneider v. Dinkhofen, Dr. Balnicel, Doktor Sagan, Dr. Sugarbo, Dr. v. Grimm, Dr. Ritter Beck v. Balzella und Dr. Schanberger, die Hofräte Edler v. Horstsch, Direktor Dr. Leising, Staatsanwalt Dr. Luz, Freiherr v. Baismann und Dr. Janka, die Sektionsräte Dr. Edler v. Proomar, Mannan v. Erenty, Cullc, Holt und Freiherr von Loewenthal.

Die Feier der evangelischen Gemeinden Oesterreichs.

Der Geburtstag des Kaisers wurde von den evangelischen Gemeinden Oesterreichs überall durch Festgottesdienste und besondere Kirchensammlungen für Diebeswerke der vaterländischen Kriegsfürsorge begangen. In Wien fand ein von den beiden hiesigen evangelischen Gemeinden Augsburgischer und Helvetischer Bekenntnisses veranstalteter gemeinsamer feierlicher Gottesdienst in der festlich geschmückten Stadtkirche Helvetischer Bekenntnisses in der Dorotheergasse statt. Unter den offiziellen Persönlichkeiten, welche an der Feier teilnahmen, befanden sich: der deutsche Botschafter von Achirsky und Bögenborff mit dem Botschaftsrat Pringen zu Stolberg-Bernigerode, Botschaftssekretär Legationsrat v. Bethmann Hollweg, Marineattaché Korvettenkapitän Freiherr v. Freyberg, Botschaftsattaché Grafen Bernstorff und dem der deutschen Botschaft zugetheilten Hauptmann von dem Hagen; der bayerische Gesandte Freiherr v. Tucher mit Legationssekretär Baron Hoffmann, der sächsische Gesandte v. Rostk-Ballwitz mit dem Legationssekretär Dr. Freiherrn v. Beschütz, der niederländische Gesandte Dr. de Weede de Beerenaamp, der schwedische Gesandte Baron Bed-Fris mit Legationsrat Grafen Rosen, der dänische Geschäftsträger de Serche, in Vertretung des schweizerischen Gesandten Legationssekretär Dr. Egger, FMLA. von Dregler in Vertretung des Kriegsministeriums, Oberstleutnant Jester in Vertretung des Ministeriums für Landesverteidigung, Hofrat Graf Ledwiz in Vertretung des Statthalters, Ministerialrat Brauer, die Ministerialsekretäre Dr. Rothe und Klapsia, Oberpostkommissär Dr. Müller, Direktor kaiserlicher Rat v. Jülow, Gemeinderat Dabertow in Vertretung des Bürgermeisters, Apotheker Hauptenstrauch in Vertretung des Präsidenten des Patriotischen Landeshilfsvereines vom roten Kreuz Grafen Thurn-Balassina, die Mitglieder und Beamten des evangelischen Oberkirchenrates unter Führung des Präsidenten Sektionschefs Dr. Haase, Prodekan Universitätsprofessor Dr. Wille in Vertretung der evangelischen theologischen Fakultät, die Pfarrer und die Presbyter der beiden evangelischen Gemeinden mit den Kuratoren Dr. v. Gimesch, Förster und Sämler. — Nach der erhebenden Festrede des Superintenden Dr. Schad Gebet und Segen fand die weisevolle Feier mit dem gemeinsamen Gesang der Volkshymne ihren Abschluß.

Gottesdienst der Leibgarde.

Um 12 Uhr mittags fand in der Gardekirche am Rennweg ein Festgottesdienst statt, dem Gardekapitän Generaloberst Graf Friedrich v. d. Kalkowsky beiwohnte. Die ungarische Leibgarde wohnte um 11 Uhr vormittags in der Melchioristenkirche in der Neustiftgasse einer Festmesse bei. Nachmittags fand im ungarischen Gardepalais ein Festmahl statt, an welchem Gardekapitän G. v. K. Graf von Hah, Gardeleutnant und Hauskommandant Oberst v. Spanbil und die Gardeoffiziere teilnahmen.

Gottesdienst in der griechischen Kirche.

In der festlich beleuchteten griechischen Kirche am Fleischmarkt fand ein feierliches Abendmahl statt, das der Megas Protosynkellos Dr. Theodoropoulos zelebrierte. An der Feierlichkeit nahmen der Präsident der griechischen Kirchengemeinde Hofrat Doktor Freiherr Giannella v. Philergos mit den beiden Stellvertretern Georg Ritter v. Melaga und Nikolaus Ritter v. Scamavi, L. u. L. Hauptmann Dr. Bassili Baron Giannella, Bankdirektor v. Galatti, Dr. Konstantin Bucura, die Mitglieder der Kirchengemeinde mit ihren Damen und ein zahlreiches Publikum teil. Am Schlusse der Feierlichkeit intonierte der Kirchenchor die Volkshymne, welche alle Anwesenden begeistert mitlanaen.

Feier bei der Israelitischen Kultus-gemeinde.

Gestern fanden in sämtlichen Synagogen Wiens Festgottesdienste statt. Der Hauptgottesdienst wurde vormittags im großen Leopoldstädter Tempel abgehalten; an ihm nahmen sämtliche in Wien weilende Mitglieder des Kultusvorstandes mit dem Präsidenten Dr. Alfred Stern und dem Vizepräsidenten Doktor Leopold Kohn an der Spitze, sowie die gesamte Beamtenschaft unter Führung des ersten Sekretärs kaiserlichen Rat Dr. Theodor Lieben statt. In Vertretung des Ministeriums für Kultus und Unterricht war Sektionsrat Dr. Thaddäus Mittner, in Vertretung des Statthalters Statthaltersekretär Roberich von Göb, in Vertretung des Bürgermeisters Gemeindevater Dr. Oskar Hein, in Vertretung des Polizeipräsidenten Polizeirat Dr. Brandhuber v. Eschfeld erschienen. Die Bezirksvertretung Leopoldstadt war durch die Bezirksräte Dr. Brady und Haslinger vertreten. Ueberdies waren sämtliche dienstfreien Rabbiner und Lehrer sowie Abordnungen verschiedener Vereine und Körperschaften sowie zahlreiche Mitglieder der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde erschienen. Die Festpredigt hielt Rabbiner Dr. Max Grünwald, die kantoralen Funktionen versah Oberkantor Morgenstern mit der vom Chorleiter Professor Josef Sulzer geleiteten Chorbegleitung. Anschließend an den Gottesdienst fand eine Festigung des Kultusvorstandes statt, in der Präsident Dr. Stern eine Ansprache an die Versammlung hielt.

Anlässlich des Geburtstages des Kaisers fand gestern im Bethause des Tempelvereines „Agudas Achim“, 2. Bezirk, Hammer-Burgfallgasse Nr. 5, ein Festgottesdienst statt. Bei offener Bundeslade wurden die Kaiserpalmen regiert. Nach einer schwungvollen patriotischen Festrede des Rabbiners S. Neuwirth wurde die Volkshymne gesungen.

Das Kaiserdiner des Militärkommandos.

Im festlich geschmückten großen Saal des Restaurants Hopfner in der Giefelstraße fand um 1 Uhr nachmittags das Kaiserdiner des Wiener Militärkommandos statt. Diebel hatte der Militärkommandant G. v. J. Freiherr v. Kirchbach den Vorsitz. Eine Harmonie der Militärkapelle Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 unter Leitung des Kapellmeisters Bacel besorgte die Tafelmusik. Am Festmahl nahmen teil: außer dem schon genannten Militärkommandanten die Feldmarschallleutnants Prjborsh und Bilienhof, Generalstabschef des Militärkommandos Wien Michael v. Vorner, die Generalmajore Mezich, Dästner und Bayer, Sektionschef Kubas v. Harrweg, Generalintendant Wolf, die Obersten Herzgansky v. Borotka, Heymann und Reumann, der Kanzleidirektor des Militärkommandos Oberstleutnant Franz v. Baumann, Personaladjutant Oberstleutnant Freiherr de Banz sowie viele Stabs- und Offiziere und Militärbeamte. G. v. J. Freiherr v. Kirchbach brachte den Toast aus, der in ein dreifaches Hoch auf den obersten Kriegsherrn ausklang und mit großer Begeisterung von der Tischgesellschaft aufgenommen wurde.

Die Feier in der Provinz.

In allen Kronländern wurde der gestrige Tag festlich begangen. Einige Hauptstädte, wie Prag, bewilligten den Urlaub, um wohlthätige Stiftungen ins Leben zu rufen. Das Militär-gouvernement von Lublin hat für Wohlfahrtszwecke eine Viertelmillion bewillmet.

In Prag.

Prag, 18. August. Der Geburtstag des Kaisers wurde, wie alljährlich, auch heuer in festlicher Weise begangen. Um 9 Uhr vormittags wurde in der St. Veit-Kirche eine Festmesse zelebriert. Im Sitzungssaale des Miklädter Rathauses fand vormittags eine Festigung statt, die vom Bürgermeister Dr. Gros mit einer Ansprache eröffnet wurde, in der er ausführte, die königliche Hauptstadt Prag-ehre das Allerhöchste Geburtsfest Seiner Majestät in Allerhöchstem Sinne durch wohlthätige und kulturelle Akte. Geuer beantrage der Prager Stadtrat nachstehende Bewilligungen: 100.000 Kronen als Fonds des Gewerblichen Kreditvereines bei der Prager städtischen Sparkasse, dessen hauptsächlichste Aufgabe die Gewährung von Krediten an aus dem Felde zurückkehrende Gewerbetreibende bilden soll, 10.000 K. zur Errichtung eines Denkmals für das Heldengrab auf dem Prager Gemeindefriedhof, 10.000 K. für die gemeinsame

Verfügung minderbemittelter Prager Einwohner, 1000 K. an Stelle der Illumination am Vorabend des Geburtstages für Witwen und Waisen nach gefallenen Kriegern. Nachdem der Bürgermeister konstatiert hatte, daß seine Anträge einstimmig angenommen wurden, bat er um die Ermächtigung, diesen Beschluß dem Statthalter behufs Berichtes an die Stufen des Allerhöchsten Thrones zur Kenntnis bringen zu dürfen, und schloß die Sitzung mit begeistert aufgenommenen, wiederholten Slavarufen auf den Kaiser.

Prag, 18. August. Nach der heutigen Festigung des Stadtverordnetenkollegiums begab sich eine Deputation der Stadtverordneten, unter Führung des Bürgermeisters Dr. Gros zum Statthalter Grafen Coudenhove, um demselben Mitteilung von den aus Anlaß des Geburtsfestes des Kaisers erfolgten Bewilligungen zu machen. Bürgermeister Dr. Gros richtete an den Statthalter eine diesbezügliche Ansprache, worauf der Statthalter antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für die loyale und patriotische Rundgebung. Gleichzeitig danke ich Ihnen für die Mitteilung, welche Sie mir über den heutigen Beschluß des Stadtverordnetenkollegiums gemacht haben. Ich kenne gut diese Gesinnung und weiß auch, daß sie der Ausdruck loyaler und patriotischen Denkens der gesamten Bevölkerung Prags ist. Mit größter Freude werde ich abermals diese Rundgebung treuer dynastischer Gesinnung an den Stufen des Allerhöchsten Thrones verdolmetschen. Ich weiß auch, wie nicht nur das Stadtverordnetenkollegium, sondern auch die gesamte Bevölkerung in den Rundgebungen ihrer vaterländischen Gesinnung wetteifert und wie sie insbesondere die Gelegenheit des Allerhöchsten Geburtsfestes dazu benützt, um neuerlich ihre Opferfreudigkeit auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge zu betätigen. In diesem Sinne hat sich das Stadtverordnetenkollegium durch seinen heutigen Beschluß übermals an die Spitze dieser patriotischen Aktion gestellt und damit sicherlich das Allerhöchste Geburtsfest in einer Weise gefeiert, die dem Herzen Seiner Majestät unsres allergnädigsten Kaisers und Herrn sicherlich am nächsten steht in diesen Zeiten, welche uns allen so ernste Pflichten auferlegen.“ Schließlich dankte der Statthalter nochmals für die patriotische Rundgebung.

Die Huldbigungsfeier der Deutschen Prags.

Prag, 18. August. Heute nachmittag fand im Baumgarten unter dem Protektorat der Gemahlin des Statthalters Gräfin Coudenhove das Kaiserfest der Deutschen Prags und der Vororte statt, dessen Ertragnis Kriegsfürsorgezwecken gewidmet ist. Dem patriotischen Feste, das Wexaus zahlreich besucht war, wohnten Statthalter Graf Coudenhove und Gemahlin, der Präsident der Landesverwaltungscommission Graf Schönborn, der Vertreter des Prager Erzbistums Kapitulardiakon Magr. Sedlat, Militärkommandant FMLA. v. Kestranek, Oberlandesgerichtspräsident Freiherr v. Wessely, Statthalterei- und Polizeipräsident Ritter v. Herget, der Präsidialchef der Statthalterei Statthalterrat Dr. Janka, der Leiter der Volkseidirection Regierungsrat Dr. Kunz und zahlreiche andre Persönlichkeiten bei.

Der Obmann des Festausschusses Dr. von Funk hielt die Festrede, in der er ausführte, daß es den Deutschen Prags ein Bedürfnis war, ihren unüberbrücklichen Liebe zum Kaiser durch diese Veranstaltung im Dienste der Kriegsfürsorge Ausdruck zu verleihen. „Treu auszuhalten geloben wir,“ schloß Redner, „im vollen Bewußtsein, daß der Sieg der guten Sache sicherlich an unsre alten, ehrwürdigen Fahnen geknüpft sein wird. Huldbigung und Gebet ist es, wenn wir ausrufen: Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!“

Das von dem Redner ausgebrachte Hoch auf den Kaiser wurde vom Publikum stürmisch erwidert. An die Kabinettskanzlei wurde folgende Huldbigungsdepesche gerichtet: „Die Deutschen Prags und der Vororte begehren das Allerhöchste Geburtsfest Seiner Majestät unsres geliebten Herrschers durch eine Feier im Dienste der Kriegsfürsorge im Baumgarten. In unwandelbarer Gesinnung erneuern dieselben am heutigen Festtage das Gelöbniß angestammter Treue und Hingebung für Seine Majestät unsern über alles geliebten und verehrten Monarchen. Diese Gefühle und die alleruntertänigsten Glückwünsche an die Stufen des Allerhöchsten Thrones verdolmetschen zu wollen, bittet der Festausschuß für das Kaiserfest der Deutschen Prags und der Vororte.“

Dr. Rudolf v. Funk, Obmann.

Kaisers Geburtstag

In Triest.

Triest, 18. August. Das Geburtsfest des Kaisers wurde heuer in Triest mit ganz besonderer Feierlichkeit begangen. Vormittags fand im Dom von St. Just ein von Bischof Dr. Karl gelebriertes feierliches Hochamt statt. An den Gottesdienst schloß sich ein Empfang im Festsaal des Statthaltereigebäudes, zu dem die Konsuln der verbündeten und neutralen Mächte sowie die Vertreter zahlreicher Korporationen und Vereine erschienen waren. Namens der patriotischen Vereine Triests hielt Advokat Dr. Kabl an den Statthalter eine Ansprache, in der er die unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit der Stadt an Kaiser und Reich, den Dank der Bevölkerung für die Fürsorgetätigkeit des Statthalters und der staatlichen Behörden und den festen Willen der Triestiner, bis zur glücklichen Beendigung des Krieges auszuharren, zum Ausdruck brachte.

Statthalter Freiherr v. Fries-Stene verwies in seiner Antwort auf den unüberwindlichen Widerstand, den die österreichisch-ungarische Monarchie schon durch mehr als zwei Jahre den an Zahl weit überlegenen Gegnern erfolgreich entgegenstellte. Hieran habe auch der Wsfall unsres früheren Verbündeten nichts zu ändern vermocht, vielmehr habe gerade der Krieg mit Italien vor aller Welt dargelegt, daß der mächtige Bau der Monarchie, deren geschichtliche Mission heute klarer als je zutage trete, durch keinerlei Angriff zu erschüttern sei. Darum können auch die Triestiner, die dem Schicksal der gewaltigen Kämpfe so nahegerückt sind, trotz aller unvermeidlichen Unbilden und schweren Opfer des Krieges der Zukunft mit vollster Zuversicht entgegensehen. Triest, dessen Bevölkerung sich durch ihr mutiges Ausdauern jedes Lobes würdig erwiesen habe, werde, unterstützt durch die unablässige Fürsorge der Regierung, einer neuen Zeit der Blüte entgegengehen, im Sinne der väterlichen Intentionen des Monarchen, der der Stadt und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung stets die wohlwollendste Förderung zuteil werden läßt.

Der Soldatentag, der aus Anlaß des Kaiserfestes heute auf Anregung des Triester Kriegsfürsorgekomitees zugunsten der an der Isonzofront kämpfenden Soldaten stattfindet, nimmt einen glänzenden Verlauf und hatte infolge der äußerst intensiven Beteiligung aller Bevölkerungskreise und zahlreicher größerer Spenden für seinen eminent patriotischen Zweck schon in den Vormittagsstunden eine 35,000 K. weit übersteigende Summe eingebracht.

Der Glückwunsch des Landesauschusses von Görz und Gradiska.

Der Landesauschuß von Görz und Gradiska hat anläßlich des 86. Geburtstages des Kaisers an die Kabinettskanzlei eine Glückwunschsdepeche folgenden Inhalts gerichtet: „Anläßlich der Jahreswende des Allerhöchsten Geburtstages Seiner kaiserlichen und königlichen Apostolischen Majestät entbietet der Görzer Landesauschuß sowohl im eigenen Namen wie auch im Namen der Bevölkerung der gesürtesten Grafschaft Görz und Gradiska in treuer Anhänglichkeit an den Allerhöchsten Thron alleruntertänigst den Ausdruck der innigsten Huldigung mit dem heißen Wunsche, Seine kaiserliche und königliche Apostolische Majestät möge nach siegreicher Beendigung des gegenwärtigen Kriegeklampfes die Segnungen eines wohlverdienten glorreichen Friedens mit Seiner Majestät untertänigsten Bittlern noch recht lange Zeit genießen. Dr. Faidutti m. p.“

Feier in Dornawatra.

Dornawatra, 18. August. Das Geburtsfest des Kaisers ist in allen vom Feinde nicht besetzten Gemeinden Bukowinas mit Begeisterung und voll Vertrauen auf den baldigen endgültigen Sieg unsrer Waffen gefeiert worden. In Dornawatra fanden in allen Gotteshäusern Festgottesdienste statt, an welchen Landespräsident Graf Meran mit der politischen Beamtenschaft, die Spitzen aller Zivil- und Militärbehörden, zahlreiche Offiziere und eine große Menge Andächtiger teilnahmen. Die reich besagte Stadt war am Vorabend des Geburtsfestes festlich beleuchtet. Der Bürgermeister von Dornawatra Forsota hielt vor dem Rathause an die Volksmenge eine begeisterte Ansprache.

Zapfenstreich in Lublin.

Lublin, 18. August. Die Feier des Geburtsfestes des Kaisers wurde gestern abend durch einen Zapfenstreich mit Musik eröffnet. Die festlich geschmückten und reich besagten Straßen der innern Stadt waren abends von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge erfüllt. Die künstlerische Anordnung und Ausschmückung der zwei Hauptgebäude des Militärgeneralgouvernements, des Stiles des Militärgeneral-

gouverneurs und des Chefs des Zivillandeskommissariats sowie der Offiziersmesse des Gouvernements, weiter des Kreiskommandos und des Magistratsgebäudes erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Um 1/8 Uhr abends marschierte eine Militärmaschkapelle mit allen Tambouren, von Fadelträgern flankiert, aus der Kaserne zu dem Hauptgebäude des Militärgeneralgouvernements, wo einige Musikstücke zum Vortrage gebracht wurden, und sodann vor die Offiziersmesse und das Kreiskommando, worauf sie mit klingendem Spiel zum Stadtpark marschierte und noch mehrere Hauptstraßen der Stadt durchzog, gefolgt von einer Menschenmenge, die bis in die Nachtstunden in der innern Stadt die Illumination der Gebäude besichtigte.

Wohlfahrtsakte des Lubliner Militär-gouverneurs.

Lublin, 18. August. Das Militärgeneralgouvernement in Lublin hat anläßlich des Geburtsfestes des Kaisers den Betrag von 250,000 Kronen für Wohlfahrtszwecke gewidmet. Der Betrag wird in folgender Weise verwendet: 15,000 K. für den Wiederaufbau zerstörter Kirchen, 5000 K. für die kürzlich rekonstruierte Kirche in Nadezunia, ferner 200,000 K. für das Zentralhilfskomitee, hievon 150,000 K. für Zwecke des Kinderschutzes und 50,000 K. für den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften, und schließlich 30,000 K. für das jüdische Hilfskomitee. Ueberdies wurden 5000 K. als erster Beitrag zu den Kosten der Restaurierung der alten Fresken in der Lubliner Schloßkapelle bestimmt.

Kaiserfeier in Montenegro.

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Die Feier des Geburtstages des Kaisers wurde am 17. d. abends in ganz Montenegro mit einer imposanten Höhenbeleuchtung eingeleitet. In Cetinje fand ein großer militärischer Zapfenstreich statt, der das prächtig illuminierte Gouvernementsgebäude zum Ziele hatte. Am 18. d. wurde zur Tagwache der reglementsmäßige Kanonensalut gefeuert. Um 8 Uhr vormittags fand ein Festgottesdienst in Anwesenheit aller Offiziere und Beamten und der ganzen Garnison statt. Die Generaldechargen und der Kanonensalut vollten weithin über die montenegrinischen Berge.

Vormittags erschien eine Deputation montenegrinischer Notabeln unter Führung des Metropoliten Mitrofan und des Wojwoden Gavro Bulovic beim Militärgeneralgouverneur Feldmarschalleutnant v. Weber, die spontane Glückwünsche für das Wohlergehen des Kaisers und Königs aussprach. In gleicher Weise brachten die Gemeindevertretung von Cetinje mündlich, und auswärtige Gemeinden telegraphisch ihre warmsten Glückwünsche zum Ausdruck.

In Bukarest.

Bukarest, 18. August. Zur Feier des Geburtsfestes des Kaisers Franz Josef fand gestern im Festsaale des österreichisch-ungarischen Klubs ein von der österreichisch-ungarischen Landmannschaft gegebenes Festessen statt. Heute vormittag wurde vom Erzbischof Sechhammer in der katholischen Kathedrale ein Hochamt zelebriert. Ebenso fand in der griechisch-katholischen Kathedrale ein Hochamt statt. Griechen kirchlichen Wohnen außer einer großen Zahl von Mitgliedern der Kolonien der verbündeten Reiche Gesandter Freiherr v. Wodianer, der bulgarische Gesandte Radew mit dem Gesandtschaftspersonal und die Konsuln mit ihren Damen an.

Bei dem Festessen hielt Gesandter Freiherr v. Wodianer Trinksprüche auf das rumänische Königspaar, sodann auf den Kaiser Franz Josef und die verbündeten Herrscher, welche von den Anwesenden mit begeistertsten Hochrufen aufgenommen wurden.

Dem Gottesdienst wohnten von rumänischer Seite Hofmarschall Catargi und Generaladjutant Mabrocordato als Vertreter des Hofes, der Minister des Außern Porumbu mit den Ministern Constantinescu, Duca und Unghelescu sowie mehrere hohe Offiziere als Vertreter der rumänischen Armee bei.

Gesandter Graf Czernin konnte an den genannten Veranstaltungen nicht teilnehmen, da er erkrankt ist und das Bett hüten muß. Die Gemahlin des Gesandten Gräfin Czernin und ihre Tochter nahmen an dem Gottesdienst und an dem Festessen teil.

Festgottesdienst in Brüssel.

Brüssel, 18. August. In der St. Gudula-Kathedrale fand vormittags ein feierlicher Festgottesdienst statt, welchem Generalgouverneur Freiherr v. Bissing, der k. u. k. Kommissär Legations-

rat Georg Freiherr von und zu Franckenstein, die diplomatischen Vertreter der Türkei und Bulgariens, die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden, die höheren Beamten des Generalgouvernements und die Offiziere der Besatzungsarmee bewohnten. Militärseppfarrer Wiederdorf hielt die Festpredigt.

Die Feier im Deutschen Reich.

Beflaggung Berlins.

Berlin, 18. August. Anläßlich des heutigen Geburtstages des Kaisers Franz Josef prangt ganz Berlin in reichem Fahnschmud. Außer den Staatsgebäuden haben zahlreiche Privathäuser Fahngenschmud angelegt. Bis in die entlegensten Vororte drängt sich Fahne an Fahne.

Die kirchliche Feier in Berlin.

Berlin, 18. August. (Privattelegramm.) Der Geburtstag Kaiser Franz Josefs ist hier mit besonderer Festlichkeit begangen worden. Die offizielle Feier begann vormittags mit einem Gottesdienst in der Hedwigskirche, an der zahlreiche Vertreter der österreichisch-ungarischen Kolonie mit dem Botschafter Prinzen Hohenlohe und Gemahlin teilnahmen. Von deutscher Seite war der Reichskanzler mit seinem Vertreter Staatssekretär Dr. Selterich erschienen. Von diplomatischen Vertretern waren zugegen: der türkische Botschafter Salki-Pascha und der bulgarische Gesandte Rizow, ferner der schweizerische Gesandte von Claparde, dann der amerikanische Botschafter Gerard und die bundesstaatlichen Gesandten. Um 11 Uhr erschien der Oberkommandierende der Marken v. Kessel in Vertretung des Kaisers. Kurat Rust zelebrierte die heilige Messe.

Empfang beim Botschafter Prinzen Hohenlohe.

Nach dem Gottesdienst empfing der k. u. k. Botschafter die Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie, in deren Namen der Präsident des Österreichisch-ungarischen Hilfsvereines Hollischer die innigsten Glückwünsche zum Allerhöchsten Geburtsfeste entbot.

Botschafter Prinz zu Hohenlohe erwiderte mit einer Ansprache, in der er sagte:

„Als ich vor einem Jahr das Wort an Sie alle richten durfte, da hat wohl niemand von uns daran gedacht, daß wir, wenn dieser österreichisch-ungarische Festtag sich abermals jähren würde, noch immer mitten im Weltkriege stehen werden. Wir feierten vor Jahresfrist an diesem Tag den Fall Komnos. Als nach der Zurückdrängung des Feindes nach Rußland, nach der Befreiung und Vernichtung Serbiens und Montenegros im Westen neue Kämpfe erfolgversprechend entbrannten und bald hierauf auch unser Vorkoß an der Südwestfront verheißungsvoll einsetzte, da schien die Hoffnung nicht unberechtigt, daß das Ende des großen Ringens nähergerückt sei. Im Westen brachten die heroischen Anstrengungen der deutschen Armeen dem hartnäckigen tapferen Gegner die ungeheuerlichsten, blutigsten Verluste bei, während unsre Truppen, für deren unvergleichliche Bravour selbst die unwirtlichsten Alpenregionen kein Hindernis bildeten, sich anschiekten, der italienischen Armee daselbst Schicksal zu bereiten, das ihr noch jedesmal beschieden war, wenn sie es wagte, sich mit Teilen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht zu Wasser oder zu Land zu messen. Auch in der zweiten Hälfte Mai ist es bei diesen traditionellen italienischen Niederlagen geblieben. Neu war hierbei nur, daß wir nicht den wohlbekannten Gegner früherer Tage vor uns hatten, sondern diesmal den noblen Bundesgenossen der letzten Jahrzehnte bekämpfen mußten, der im Moment der Gefahr mit seltener Schamlosigkeit zum Wort- und eidbrüchigen Verräter wurde.“

Während wir alle mit gespanntester Aufmerksamkeit diesen Vorgängen im Westen und Südwesten folgten, erhob sich im Osten eine schwere Wetterwolke und entlud sich mit ungeahnter Heftigkeit über unsre gegen Rußland stehenden Fronten. Wohl kannten wir sie schon, diese russische Sturmflut mit ihrem unerforschlichen, tiefstichslosen eingeschlagenen Menschenmaterial. Jetzt aber waren diese zähen Massen auch noch ausgestattet mit allen Zerstörungsmitteln, die nur die neueste Technik erfinden konnte und die dem sonst so ungeschlagenen russischen Bären diesmal von den modernsten Industrien nur zu bereitwillig zur Verfügung gestellt worden waren. Und der Horizont, der sich schon zu lichten schien, verdüsterte sich wieder. Neuerdings brachen schwere nervenanspannende Zeiten hervor. Wir sind stark genug, um ruhig zugeben zu können, daß unsre Gegner im Osten und mittelbar hiedurch sogar jene im Südwesten in diesem heute noch nicht abgeschlossenen schweren Kampfe Erfolge errungen haben. Der Jubel aber, den sie bereits in der ersten Woche ihrer Offensive anstimmten und durch den sie der Welt lärmend wie gewöhnlich

21. Juni 1916

Beserl sendete sie später, nett abgeschrieben, mit jeder besonderen Gefallen daran finden konnte und sie eines Tages dem Schreiber dieser Seiten überließ. Hier sind sie:

### Feuilleton.

#### Beserl als Sänger.

Von Leo Scherzmann.

Beinahe zwei Monate waren verfloßen, seitdem Beserl mit seinem Marschbataillon in dem kleinen Stappenort eingetroffen war, als sich die Nachricht verbreitete, daß der Beserl zum Anmarsch in die Front gekommen sei.

Bisher hatten sie eigentlich vom Striege fast nichts gesehen. Die nächsten Stellungen waren mehr als sechzig Kilometer entfernt, so daß nicht einmal der Schall der Geschütze zu ihnen herüberdrang.

Nun sollte es endlich Ernst werden.

Für Beserl kam die Nachricht wie eine Erleichterung. Nicht daß er gerade besonders große Sehnsucht nach dem Aufenthalt im Schützengraben empfunden hätte, aber das einsamste Leben in dem schmutzigen kleinen Nest, die ermüdenden Liehungen und das fortwährende gespannte Erwarten einer Venderung, die nie kam, hatten ihn des Aufenthalts im Stappenort reich überdrüssig gemacht. Er sehnte sich nach Abwechslung, sei es auch welcher Art immer. Am liebsten freilich wäre er nach Wien zurückgekehrt, um sich auf seinen bisher erworbenen, sehr spärlichen Vorräten auszurufen; aber es muß erwähnt werden, daß ihn dabei die heftige Sehnsucht nach seiner Sophie als das Verlangen, die Herren Murks und Schnapper wiederzusehen, besetzte.

Mit Sophie stand er — selbstverständlich — in regster Korrespondenz, und wir gehen nicht fehl, wenn wir die Menge des im Laufe zweier Monate zwischen den Liebenden gewechselten Papiers auf eine statistische Zahl von Kilogramm schätzen.

Sophies väterliche Besorgnis kannte im Anfang keine Grenzen. Ach! Wie sie für sein Leben gitterte! Wie sie ihn beschwor, ja um Gottes willen nicht zu tapfer zu sein und in dem schrecklichen Falle, daß er eine Gewehr-, Kanonen- oder sonstige Angel in den Leib bekäme, ja sofort alles stehen und liegen zu lassen und zum Doktor zu gehen.

Daß wir's B'ausgehn nicht vergessen. Mosabelle Fridolin.

Beserl, tief bewegt, vernügte sein Lieb in den herzlichsten Ausdrücken; er versüßte ihr, daß er sich — ihrerthalben — schonen werde; sollte es ihm aber dennoch beschieden sein, den Lob fürs Vaterland zu sterben, so werde sein letzter Seufzer Sophie sein, sein letzter brechender Blick ihrem süßen Bilde, das er stets bei sich trug, gelten.

Dies war so ungefähr der Hauptinhalt ihrer Briefe in den ersten zwei Wochen; mit der Zeit aber, als die gefährlichsten Situationen ausbleiben und sich nicht einmal ein schädliches Siebenmillimetergeschloß einstellte, wendeten sich Sophies väterliche Besorgnisse einem anderen Thema zu.

Ach, lieber Leddy, schrieb sie, ich habe eine solche Angst, daß Du dort eine Groberung machst, die mich aus Deinem Herzen verdrängt.

Mein einziger Schatz, mein Alles, meine Angebetete, antwortete Leddy postwendend, meine Liebe zu Dir ist so tief, daß kein weißliches Wesen hier und in der Umgebung an mir vorbeizieht, mich auch nur in Gedanken Dir abdringung zu machen.

Und wir können dies Beserl umso mehr glücken, als die weißlichen Wesen, die von Zeit zu Zeit in seinem Gesichtskreis erschienen, in Bezug auf äußere Form nicht weit hinter den Eskimobanden zurückblieben.

Es war an einem taufreischen, sonnensellen Morgen, als das Bataillon mit Sach und Pack aus dem Dorfe marschierte, um sich zu der mehrere Kilometer entfernten Bahnhstation zu begeben, wo es einwaggoniert werden sollte.

Die Stimmung war vorzüglich und so dauerte es nicht lange, daß sich die besten Sänger zusammensetzten und fröhlich darauf Loszungen begannen.

„Wie Menschen haben keine Lieber,“ sagt ein Spruch, der keinesfalls richtig sein kann, da es sonst um den Charakter unserer Soldaten deutscher Nationalität sehr schlecht bestellt wäre. Tatsache ist, daß bei den deutschherreichlichen Truppen wenig gesungen wird und am allerwenigsten bei unseren Wiener Soldaten („Stadt der Lieber“), die höchstens das Schauerhafte „Gloria Victoria“ herunterplären können. Und dennoch gibt es deutsche Soldatenlieber, von denen freilich die wenigsten gedruckt sein dürften oder gar der gewissen Ginters-Landsstimmtenstimmten entstammen.

1. Ach, Birnin, liebste Birnin, was schenken Sie uns ein, für uns lustige Merkwürdiger ein gutes Glas Wein.

Beheimlichvolles Damit umgibt ihre Entschlung in es sind immer nur wenige langweilige Soldaten, die irgendwo, irgendwo und irgendwohin zu ihrer Kenntnis gelangt sind.

Auch in Beserls Bataillon war es Hof nur ein gerühmter Inkontinent namens Stadlmayer, der einen Vorrat von hiesigen Medern besaß und sie bei jeder Gelegenheit mit schmetternder Stimme zum besten gab.

„Stadlmayer voraus!“ hieß es bei den Offizieren, wenn die Hof und die Weine nur noch mechanisch fortbewegte. Und „Stadlmayer voraus!“ ging es von Nottenpaar zu Nottenpaar, bis sich Stadlmayer mit zwei anderen Nottenpaar, die er sich so nach und nach zu Müßlingen herangeführt hatte, im Laufe schritt an die Spitze begab.

Eine kurze Beratung, dann: eins — zwei — drei und im letzten Marschtempo erscholl ein frohliches Lied, in das alsobald die Weissen einstimmten, wenigstens sie die Melodie nur mangelhaft und den Text zuweilen gar nicht konnten. Auch Offiziere und Kadetten beteiligten sich an dem Gesang, der die Wichtigkeit vergriffen ließ und wieder ein frohes Marschtempo ins Bataillon brachte. Ja es geschah häufig, daß aus plötzlich angeregter Sangeslust in den verschiedenen Abteilungen verschiedene Lieber zugleich gesungen wurden, und dann entstand eine gesangliche Leistung, die ein Galle, weniger an Harmonie, aberwolltend war.

Beserl, der während seiner Lätigkeit bei Murks und Schnapper wenig Zeit hatte, der Gesangskunst zu huldigen, hatte gleich so viel Besallen daran gefunden, daß er einer der eifrigsten im Chor wurde. Was seiner Stimme an Wohlklang mangelte, das mußte die Stärke ersetzen, und so führte er gewöhnlich aus vollster Keugentrost, was ihm selber zu hoher Vernehmung gerichte und seinen Kameraden zur Verehrung diente.

Nicht genug damit, wollte er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit auch den genauen Text der Lieber kennen lernen und brachte den besagten Stadlmayer, als dieser einmal zwei Tage Lagerarrest verhängen mußte, dazu, ihm gegen ein Entgelt von fünf Zigaretten mehrere dieser Lieber recht und falsch zu diktieren.

umere essen lassen wollen beweisen, Daß wir gute Dichterreicher sein. Sei Tag, bei der Nacht u. s. w.

weibhalten, \*) Dreifig Tage Lagerarrest.

## Kaisers Geburtstag.

Am 18. August fand im k. k. Landwehrspital in Wien eine Feier anlässlich des Kaiser-Geburtstages statt. Nach der Messe hielt Spitalkommandant Regimentsarzt Dr. Offer vor den versammelten Offizieren und der Mannschaft eine fehrungsvolle Ansprache, in welcher er auf die Bedeutung des Tages hinwies. Bei dem darauffolgenden Festessen brachte Dr. Offer den Toast auf den Kaiser aus und es wurde an Se. Majestät ein Guldigungstelegramm abgeschickt, wofür umgehend nachstehende Dankesdepeche einlangte: „Seine Majestät danken herzlichst Eurer Hochwohlgeborenen und den in dem Landwehrspital untergebrachten Offizieren für die zum heutigen Tage Allerhöchstdemselben dargebrachten Glückwünsche. Im Allerhöchsten Auftrage: Generaloberst Graf Paar.“

Im Reservespital in der Stiftskaserne fand eine glanzvoll verlaufene Feier mit Konzert statt, während der die Kranken und Verwundeten reichlich bewirtet wurden. Den Höhepunkt des schönen Festes bildet die Dekorierung verwundeter Krieger mit den ihnen verliehenen Tapferkeitsmedaillen, die nach einer zündenden Ansprache des Spitalkommandanten Stabsarzt Dr. Richard Großmann Major Ludwig Henniger vornahm. Im geräumigen Hof des Spitals fand sodann im Beisein aller ausgangsfähigen Kranken und Verwundeten der Festgottesdienst statt.

Im dem reichgeschmückten Zentralsaal des Vereins Rekonvaleszentenheimes vom Roten Kreuze „Künstlerhaus“ wurde von Hochwürden Vater Zimmermann eine heilige Festmesse zelebriert. Als Vertreter des Roten Kreuzes hatte sich hierzu Herr Gundaker Graf Wurmbbrand-Stuppach eingefunden; ferner wohnte eine ausserordentliche Zahl von illustren Festgästen sowie Mitglieder der Genossenschaft mit ihren Damen diesem Festakte bei. Das sich anreihende Festmahl der Verwundeten schloß mit einer markigen, in kameradschaftlichem Tone gehaltenen Ansprache des Inspektionsoffiziers Herrn Leutnant Johann Kozel, die in ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ausklang.

Anlässlich des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers wurde im Reservespital Nr. 16, Herzzstation (Baumgartner Landwehrkaserne), eines der größten Militärspitäler der Monarchie, eine erhebende Guldigungsfeier sowie eine Festmesse abgehalten. Den riesengroß weit überblickenden Raum des Hofes schmückte ein schöner Altar, wo Feldkurat Doktor Singer die Festmesse zelebrierte und eine tiefempfundene Ansprache an die Mannschaft hielt. Hierauf sang ein Chor, zusammengesetzt von Patienten, die Volkshymne. Oberstabsarzt Dr. Sperber brachte ein dreifaches Hoch auf unseren geliebten Monarchen aus, das enthusiastisch erwidert wurde. Um die Feier machten sich besonders verdient die Verwaltungsoffiziere Hauptmann Ottokar Bejchl sowie Sanitätskommandant Oberleutnant Theodor Albrecht.

Anlässlich des Geburtsfestes des Kaisers fand am Vortag, dem 17. d. M., im Rekonvaleszentenhaus am Kobenzl eine große Mannschafstombola statt. Bei einbrechender Dunkelheit schloß sich ein patriotischer Umzug unter Mitwirkung der Musik des Döblinger Knabenhortes an. Am 18. d. M. wurde die Kaiserfeier durch eine Feldmesse eingeleitet, welche Feldkurat Josef Adamil zelebrierte, wobei er eine eindrucksvolle Ansprache hielt. Mittags bei der Festmahlzeit der Offiziere brachte Spitalkommandant Regimentsarzt Medizinalrat Dr. Berthold Blattauer in einer inhaltsreichen, formvollendeten Rede einen tief empfundenen Kaiserstoast aus. Um 3 Uhr nachmittags begann die für die Offiziere veranstaltete Tombola, bei der die Musik des Weiblinger Knabenhortes mitwirkte; um 6 Uhr folgten Vorträge verschiedener Kunstkräfte.

Im Rekonvaleszentenheime der Firma Josef Reithoffers Söhne, Gummi- und Kabelwerke, Wien, 6. Bezirk, Dreihausengasse 9/11, versammelten sich die aus allen Gauen der Monarchie stammenden Patienten im großen Speisesaal. Bei dem Festmahl, während dessen eine Musikkapelle konzertierte, brachte namens der Stifter des Spitals Ludwig Reithoffer einen Trinkspruch aus, der in ein dreifaches Hoch auf den obersten Kriegsherrn ausklang und mit großer Begeisterung von den Patienten aufgenommen wurde. Um das Gelingen der schönen Feier hatte sich auch der Beamter des Spitals Julius Franz mit bestem Erfolge bemüht.

Aus Anlaß des Geburtsfestes des Kaisers hat der Bahnhof-Sabedienst der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze die Militärpersonen, welche die Wiener Bahnhöfe am 18. August passierten, mit Milchkafee, Butterbrot und Zuckerwaren bewirtet und sie mit Zigarettenspitzen, Zigaretten und Ansichtskarten mit dem Bilde Sr. Majestät betitelt. Die Vaberräume auf den Bahnhöfen waren mit dem Porträt des Kaisers, umgeben von Fahnen und Girlanden, geschmückt.

Das Marine-Schauspiel im Schlingengraben im Prater hat den Kaiserstag gleichfalls festlich begangen. Chor und Orchester waren verstärkt und die Vorstellungen wurden durch einen von Herrn Fritz Goldhaber vom Stuttgarter Schauspielhaus sehr wirkungsvoll vorgelegenen melodramatischen Prolog des bekannten Komponisten Bruno Sranichstaedten eingeleitet. Die Festvorstellungen selbst verliefen sehr glänzend; besonders die ganz außerordentlichen Bühnentechnischen Effekte, um deren Herausarbeitung sich besonders der Leiter der Regie Herr Otto Doewenstein und der Leiter der Bühneninspektion Herr Karl Schäfer verdient machen, fanden wieder stürmischen Beifall.

Den Intentionen Sr. Majestät des Kaisers entsprechend, wurde der 18. August in Herzogenburg einer Kriegsfürsorgeaktion gewidmet. Unteroffiziere der dort garnisonierenden Ersatzkompanie hatten die Initiative ergriffen zur

Schaffung eines Wehradlers, dessen Benagelungsertrag für die Unterstüfung von Invaliden, Witwen und Waisen des Regiments bestimmt ist. Entworfen und modelliert von dem derzeit dort als Korporal eingeteilten Bildhauer Franz Koutny, wurde der „Eiserne Doppelaar“ nach dem Festgottesdienst auf ein Zeichen des Oberst i. R. Schönett nach einem dreimaligen Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn feierlich enthüllt. Prälat Baumgartner schlug den ersten Ehrennagel ein. Dem nachmittags auf dem „Kleinen Exerzierplatz“ arrangierten Mannschafst- und Volksfeste, bei welchem auch der Kommandant des Landw.-Eri.-Baons. Nr. 25 Herr Oberst Ernst Weghaupt erschienen war, mit zahlreichen recht gelungenen Belustigungen machte leider ein wolkenbruchartiger Regen ein vorzeitiges Ende. Geradezu glänzend aber gelang das Abendfest im Saale Gegenhofer mit Konzert, Tombola und (vom Feldw. Adamik arrangierten) lebenden Bildern, Szenen aus dem Kriege darstellend. Auch der Ertrag dieser Veranstaltungen war dem gleichen edlen Zwecke gewidmet und trotz der Ungunst der Witterung wurde überall ein sehr schöner Erfolg erzielt.

In Sauerbrunn bei Wiener-Neustadt wurde der Geburtstag des Kaisers durch eine Kriegerjaufe gefeiert, und am Stephanstag ein Wehrschib enthüllt. Die dieses Jahr ungewöhnlich zahlreichen Kurgäste gaben durch reiche Spenden ihrer Anerkennung der Wirksamkeit des Kurkommisars, Oberstführers Josef Czifra und des Notars Bela Vargha Ausdruck, deren Menschenfreundlichkeit das Los der zahlreichen Verwundeten und Flüchtlinge hier erleichtert, während ihr tatkräftiger Eifer die allgemeinen Verpflegungsverhältnisse außerordentlich günstig gestaltet.

Aus Grünau wird uns geschrieben: Anlässlich des Geburtsfestes des Kaisers fand gestern das zweite Konzert des Vereines „Musikfreunde Grünau“ verbunden mit einer Benagelung des Wehrschibes statt. Als Einleitung gelangte Hermann Dostals „Fliegermarsch“ zur Aufführung, dann folgte Otto v. Egerers „Reverie“ und Jan Brandts Duhs „Leid“, außerordentlich schön und gemütvoll vorge tragen. Einige Streichquartett-Vorträge wurden von den Herren Berthold Diem, G. Hartmeier, Blakolmer und Dr. Richard Maug in vollendeter Technik zu Gehör gebracht. Stürmischen Beifall erzielten der Violinvirtuose Berthold Diem und seine Partnerin am Klavier, Frau Dr. Neumann v. Spallart, mit Max Bruchs Adagio aus dem Violinkonzert in G-moll und E. Griegs Sonate für Violine und Klavier, Opus 13, ebenso ein „Walzer im alten Stil“ von W. Burmeister. Während der Pause hielt Lehrer Hans Medwed eine erhebende Ansprache, worin er auf die Bedeutung des Wehrschibes hinwies und alle aufforderte, sich rege an der Benagelung zu beteiligen. Mit der „Nacht am Rhein“ schloß das Konzert, dessen finanzieller Erfolg als sehr guter bezeichnet werden kann.

### In den besetzten Gebieten.

R. Sublin, 19. August. Anlässlich des Allerhöchsten Geburtsfestes hat gestern mittags im großen Saale der Offiziersmesse des Militärgeneralgouvernements eine gemeinsame Tafel aller Offiziere und Beamten stattgefunden. Zum Verlaufe der Tafel brachte Militärgeneralgouverneur F. W. K. einen begeistert aufgenommenen Trinkspruch auf Se. Majestät aus. Aus dem Bereiche des Okkupationsgebietes einlangende Berichte melden die festliche Begehung des Allerhöchsten Geburtstages im ganzen Lande.

R. Sublin, 19. August. Die hiesigen Blätter veröffentlichen folgendes offenes Schreiben des k. u. k. Militärgeneralgouverneurs F. W. K.:

„Ich habe mit besonderer Befriedigung wahrgenommen, daß an den anlässlich des Allerhöchsten Geburtsfestes Seiner k. u. k. apostolischen Majestät veranstalteten Festlichkeiten auch ein großer Teil der Subliner Bevölkerung in spontaner Weise teilgenommen hat.

Allen jenen Bewohnern von Sublin, die entweder durch ihre Teilnahme an den Feierlichkeiten oder durch Beslagung und festliche Beleuchtung ihrer Häuser und Wohnungen dazu beigetragen haben, diesen Ehrentag der k. u. k. Armee zu verschönern, sage ich hiemit meine vollste Anerkennung.“

### Im Ausland.

R. Kopenhagen, 19. August. Anlässlich des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph wurde gestern in der römisch-katholischen Kirche ein Festgottesdienst abgehalten, dem der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Szeghenyi v. Sarvar, der deutsche Gesandte Graf Brodorsky-Rankau mit den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen und deutschen Gesandtschaft bewohnten. Nach dem Gottesdienste fand auf der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft ein Empfang statt, woran eine Anzahl von Mitgliedern des diplomatischen Korps teilnahm; in Vertretung des Ministers des Aeußern war Departementschef Fahl erschienen.

## Die billige Sommerfrische.

Als Herr Oberrevident Martin Bierhuber von seinem Versuch, Fett einzukaufen, heim kam und müde und matt auf den Divan sank, tat er vorerst, als ob er die spöttischen Blicke seiner Gattin Aurelia nicht bemerkte. Nicht ganz freiwillig, sondern unter dem Zwang einer mit seiner Frau geflogenen Auseinandersetzung war er auf den Markt gegangen, im Vertrauen auf seine Autorität als Mann von Stellung. Aber was er erlebt hatte, drückte ihn nun vollends zu Boden.

Sieben Viertelstunden lang war er, eingezwängt in dichtgedrängte Biererzeihen, gestanden, inmitten von Kindern, Dienstmägeln, Gnädigen und Lehrbuben. Das alles, um ein Viertelkilogramm Schmalz zu erstehen. Und nun, als er schon bis zu dem Ordnung haltenden Bachmann vorgezungen war, als ihn nur mehr wenige Schritte von dem Heiligthum des Selscherladens trennten, als das Schmalz schon gewissermaßen in greifbare Nähe gerückt war, da erklärte der Selschermeister distantiert: „Schluß! Schmalz ausverkauft!“ Herr Bierhuber überlegte noch eine kleine Weile, dann betrat er den Selscherladen. Seine schüchterne Frage, ob wirklich kein Schmalz mehr zu haben sei, beantwortete der Herr Selscher mit einer gehässigen Gegenfrage, die starken Zweifel in den gesunden Gehörsinn der Kunde setzte.

Da ging Herr Oberrevident Martin Bierhuber nach Hause und sah nun zermürbt und zerknirscht in der Divanede. Lange unterdrückte Frau Aurelia eine neugierige Frage, aber schließlich erkundigte sie sich doch, ob der Herr Gemahl so viel Schmalz und Butter eingekauft habe, daß er es gar nicht allein tragen konnte, sondern auf einem Streifwagerl zuführen lasse.

Ohne auf diese bissige Frage zu antworten, sprach Herr Martin Bierhuber: „Liebe Aurelia, vom Fünftehnten an habe ich vierzehn Tage frei, da gehen wir mit den Kindern nach Altneukirchen im Oberösterreichischen. Ein Amtsfollege, der vor sechs Jahren dort war, sagt, das ist das reinste Scharaffenland. Die Gegend ist zwar nicht großartig, kein Berg und viele Felder, aber drei Viertelstunden vom Ort ist eine schöne Au, die beinahe so aussieht wie ein Wald. Eier, Butter und Gemüse gibt es dort im Ueberfluß, das Obst kostet fast nichts, und bei den Bauern kriegt man überall ein wunderbares Geselchtes. Von der Schiffstation haben wir nur schwache drei Stunden nach Altneukirchen, das Gepäck führt uns der Bauer, bei dem wir wohnen werden, billig hinaus. Also, wenn du einverstanden bist, liebe Aurelia...“

Sie war wider Erwarten und ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit sofort einverstanden.

Leider wurde die Schiffahrt, auf die sich schon alle so gefreut hatten, durch ein araes Gewitter, das just zur Abfahrtsstunde niederlag, in wenig glücklicher Weise eingeleitet, und es hätte des Windstoßes, der Herrn Bierhubers Plüschhut, den treuen Begleiter auf so mancher Urlaubsfahrt, in die schmutzigen Fluten der Donau entführte, gar nicht bedurft, um die Stimmung der Familie Bierhuber auf den Nullpunkt zu drücken. Auch die Nacht war gar nicht gemüthlich. Halb schlummernd saßen die Bierhuberischen im Speisesaal. Aber auch diese Nacht verging. Aus dem Gewitterregen war ein Regen geworden, und zwischen den Wierbergen senkten sich die Wolkenseen bis fast auf das Wasser herab. Da konnte man nichts anderes tun als im Speisesaal bleiben, und schon zu einer Zeit, zu der sonst erst der Morgenkaffee getrunken wird, bei Gullasch und Bier Erquickung suchen. Das machte die Fahrt immerhin erträglich; es kam aber schließlich eine Rechnung zustande, die eine wesentliche Ueberschreitung des Reisebudgets darstellte.

Diese trüben Gedanken wurden teilweise vercheuchte durch ein Flecken blauen Himmel, das bei der Aussteigerung die Familie Bierhuber begrüßte. Freilich erfuhr die Freude bald einen Dämpfer dadurch, daß der Bauer und sein Fuhrwerk allen Versprechungen zum Trotz nicht am Plage war, so daß das Gepäck vorläufig im Gasthause eingestellt werden mußte.

Beladen mit Mänteln, Schirmen, Rucksäcken und Sandtaschen, da man ja das Notwendigste für die Nacht mitnehmen mußte, trat die Familie Bierhuber den Fuhrmarsch nach Altneukirchen an. Aber drei Gehstunden auf regen-durchweichter Dandstraße dauern viel länger, als man glauben sollte, und man darf es der etwas behäbigen und marschunegewohnten Frau Aurelia nicht verargen, daß ihre Stimmung schon nach der ersten Stunde trüb, nach der zweiten ärgerlich und gegen Ende des Marsches geradezu gereizt wurde.

Die Sommerwohnung hätte wohl ein ländliches Paradies sein müssen, um die Falten von den Stirnen der Bierhuberischen zu verschrecken und ein gnädiges Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern. Aber von einem solchen Idealzustand war diese Wohnung weit entfernt. Frau Aurelia übertrieb zwar maßlos, wenn sie behauptete, schon Kuhställe gesehen zu haben, die schöner waren als diese sogenannte Sommerwohnung, doch ließ sich nicht Leugnen, daß die beiden Zimmerchen sehr klein und nieder, daß die Fenster winzig waren und daß das wackelige, verrostete Ding, das in der Ecke des Vorderzimmers stand, nur mit größter Nachsicht ein Bord genannt werden konnte.

Herr Oberrevident Bierhuber versuchte, seine Gattin über diese Mängel wegzubringen. Aber da stellte sich heraus, daß für alle vier Personen nur ein einziger Kasten da war, daß von den vier verfügbaren Sesseln nur ein einziger über vier ganz gesunde Beine verfügte und daß einem der Invaliden außerdem die Rückenlehne fehlte. Dafür war das Wasch- und Trinkgeschirr schattig und schmuggig, in den Betten fehlten Matrasen und durch die Ueberzüge der Strohsäcke quakten idarffpitige Salme, die

landesüblichen Tugenten waren so schwer, daß stets zwei Personen zugreifen mußten, um eine vom Plage zu bringen. Vergabens suchte Frau Aurelia die Wasserleitung, und sie mußte sich belehren lassen, daß der Brunnen, dessen warmes Wasser freilich einen gelben Stich und einen unangenehmen Geruch hatte, sich gleich hinter dem Hause, kaum zwanzig Schritte von der Wohnunastür befand. Und um dorthin zu kommen, wohin jeder Mensch ganz allein geht, mußte man durch den Hof, bei einem bissigen Hund vorbei, am Schweinestall vorüber und schließlich über einen schwankenden Steg, unter dem sich mit Hilfe des Regens die Mislade zu einem schwarzen See verbreitert hatte.

Wäre nicht die unerlöschliche Hoffnung auf die billige Nahrungsmittel gewesen, Frau Aurelia Bierhuber hätte noch am selbigen Abend das Zeichen zum Rückzug gegeben. So aber aßen die Bierhuberischen eilig den erübrigten Rest ihrer Reisevorräte und krochen dann in die stöhrren Betten. Am nächsten Morgen war Bierhubers erste Sorge die Beschaffung des fünfzehn Kilometer entfernt lagernden Gepäcks. Aber der Landwirt erkundigte, daß er den schönen Tag unbedingt zum Gemeinwohl benützen müsse. Also verzichteten die Bierhuberischen vorläufig auf Korb und Koffer und zogen auf Nahrungsmittelsuche aus. Der Milchpreis war mit zweiunddreißig Heller festgesetzt, das schien ganz günstig. Aber die Bäuerin, an die man Frau Aurelia gewiesen hatte, musterte vorerst lange die Bittstellerin und klärte sie dann darüber auf, daß der Preis der Milch wohl richtig sei, daß sie aber gewohnt sei, die Milch nur abgekocht abzugeben. Für das Abkochen werde pro Liter zwanzig Heller und für die Zustellung weitere zehn Heller berechnet. Das gab also für den Liter Milch zweiundsechzig Heller! Eier? O ja, Eier wären schon zu bekommen, aber nicht hier im Ort, sondern vielleicht bei den Bauern in der Umgebung. Butter? Aber, wo die gnädige Frau hindenk! Bei den paar Stückeln auch, noch denen man kaum genug Milch hat, auch noch Butter! Na, wenn die gnädige Frau ein Kilogramm aus Wien mitgebracht hätte, da wäre ihr die Bäuerin sehr dankbar dafür gewesen. Aber die Haberbäuerin zwei Stunden weiter landeinwärts, die soll vor vierzehn Tagen einer Sommerfrischlerin ein Viertelkilogramm Butter verkauft haben. Und die Bäuerin beginnt über die schlechten Zeiten zu klagen, über den Mangel an Arbeitsleuten und Fuhrwerk. Gar nichts kriegt man beim Krämer mehr, rein gar nichts. Kein Mehl, keine Seife, keinen Spiritus, keinen Zwirn und Obst gibt es heuer auch keines.

Herrn Oberrevident Martin Bierhuber, der ungeduldig und voll böser Ahnungen die Rückkehr seiner Frau von der Resognoszierungsreise abgewartet hatte, sank, während er diesen Bericht der grollenden Gattin vernahm, der Mut von Wort zu Wort. Dann aber entwarf er seinen Kriegsplan. Er selbst wollte zur Haberbäuerin, die vor vierzehn Tagen angeblich ein Viertelkilogramm Butter verkauft hatte, wandern, Frau Aurelia sollte unterdessen mit dem Bäcker ein gutes Wort reden und der Frau Wirtin einen Antrittsbesuch abstatten, die Kinder aber mußten in den Wald ziehen, um nach Schwämmen und Beeren zu sehen.

Mittags war die auf solche Art in alle Winde zerstreute Familie Bierhuber wieder versammelt. Der Herr Oberrevident hatte zwar keine Butter, jedoch nach vielen Bitten einigen alten Schaffkäse erworben. Die Eier aber, erklärte man ihm, essen heute die Bauern lieber selber. Die Kinder waren im Walde von einem Jäger verjagt worden, der ihnen die schon gefundenen zwei Eierschwammerln abnahm, denn die Gutsinhabung hatte das Beeren- und Schwammerlsammeln bei Strafe verboten. Frau Aurelia aber hatte einen halben Laib Brot erstanden, gegen das im Geschmack das Wiener Brot die reinste Kaiserfemmel war. Und die Frau Wirtin hatte nach langen Verhandlungen ihren anfangs ablehnenden Standpunkt aufgegeben und ein Mittagessen versprochen. Bohnensuppe und eingebrauntes Fisoln mit Erdäpfelknödeln. Aber die Stimmung der Familie wurde geradezu verdrücklich, als die Frau Wirtin in umständlicher Berechnung mit Kreide auf der Tischplatte eine Zahlungsziffer feststellte, die früher einmal genügt hätte, um Wackendeln mit Gurkensalat und Sachertorte mit Schlagobers zu schlemmen.

Auch die Versuche, Lebensmittel in den Nachbarorten zu requirieren, schlugen fehl. Der Herr Oberrevident dachte daher nur mehr darüber nach, wie er sich und die Seinen am besten und schnellsten aus der unheimlichen Situation retten könnte. Als auch am nächsten Tag der Bauer keine Zeit hatte, das Gepäck zu holen, da nahm Herr Bierhuber die Gelegenheit beim Schopf und erklärte in einem jeden Widerspruch ausschließenden Ton, daß er auf die Zustellung des Gepäcks überhaupt verzichte. Und am frühen Morgen des nächsten Tages marschierte die Familie Bierhuber den Weg wieder zurück, den sie drei Tage vorher so hoffnungsvoll gekommen war.

Abermals vierundzwanzig Stunden später wanderte Herr Oberrevident Martin Bierhuber mit dem Rucksack auf dem Buckel strammen Schrittes gegen den Raschmarkt. Als er heimkehrte, da blähte sich der Rucksack unter dem Druck der Gurken und Zwetschen, der Fisoln und Kohlrüben und all der anderen Dinge, die er erstanden hatte, nicht billig war, aber immerhin fast mühelos. Und selbst ein Duzend Eier brachte er mit und ein Stück Butter und eine schöne Wurst. Da wandelte sich die Ungnade der Gattin in freundliche Guld. Und nach einem angenehmen Mittagesschen auf dem Divan fuhr Herr Oberrevident Bierhuber hinaus in den Türken-Schwarzpark und suchte sich ein Ruheplätzchen beim rauschenden Wasserfall vor dem hübschen Alpengarten, in dem zwischen dem Gestein der feuriggelbe Alpenmohn, die blaue Teufelsklaue, das silbige Edelweiß und der purpurne Almräusch blühen. Nach kurzer, wohliger Rast aber sah der Herr Oberrevident drüben im Gartenrestaurant

und Redi, Bala, die von uns freiwil-  
 lig geräumt wurden, werden von den Rumänen  
 besetzt. Unsere Donauflotte gerückt bei Turu-  
 Mare an der unteren Donau rumänische  
 Schlepsschiffe, Hafemagazine und militärische  
 Anlagen. In den galizischen Waldkarpaten  
 entziehen deutsche Truppen den Russen die Höhe  
 Kurl. In der Westfront werden alle  
 deutschen Stellungen gegen neue englisch-fran-  
 zösische Stellungen behauptet. — Unser auswärts-  
 lant veröffentlicht den Wortlaut der rumänischen  
 Kriegserklärung. — Italien befehlt Porti-  
 phermo und Ghimara in Griechenland.  
 — Die kleinasiatische Küste wird von englischen  
 Schiffen beschossen. Die Station Marano  
 und die Munitionsfabrik von Mersina werden  
 hierbei zerstört. — Abbruch der diplomatischen  
 Beziehungen zwischen Rumänien und  
 Bulgarien.  
 31. August. Auf den Höhen östlich von  
 Herulesbad werden rumänische Angriffe  
 abgeschlagen. Die im Eisgebirge kämpfenden  
 Truppen beziehen auf den Höhen westlich von  
 Gess Ereda neue Stellungen. — Weideweis der  
 Somme starker Feuerkampf. — Nach dem englischen  
 Bericht beschossen die Bulgaren Sopribo.

eina! — Großarti, 's is a Hochgenuß, sollst es  
 probieren! So reden s und schreien s; aber  
 ehre freibrotten Gichter und ihr Schnabbern und  
 Pnaufen sagt eahn gna, und er denst si: Des  
 redt's ma lang guat! Dös geht a Weil so fort;  
 auf amol wird eahn die Sach, d' dumm, er schneißt  
 sei Leintuch hin, springt fopsüber ins Wasser und  
 — is scho drin a!  
 Er trant sein Krügel aus, zündete sich eine  
 neue Virginia an und paffte die Rauchwolken vor  
 sich hin.  
 "Gar net so schlecht," meinte Schwaffer und  
 nidte beifällig, "ganz guat und g'sicht hast dös  
 derächt. Nur an's möcht i ma d' bemerken der-  
 laub'n: So ganz von selber wird er a net ein-  
 g'sprungen sein. Mir kommt vor, der oder der von  
 die ander'n Badgast' is recht had daher kommen,  
 hat eahn von hint' an Schupfer geb'n — und  
 drin' war er. Gott g'seg'n eahn das Bad! Aber  
 wann er si a Strauten holt, kann i eahn a net  
 helsen."  
 Spannung, der Schweigame, hatte den Ge-  
 sprächen der anderen mit höchlichem Interesse  
 gelauscht; manchmal nidte er zustimmend, dann  
 aber wieder schüttelte er mißbilligend den Kopf.  
 Jetzt machte er Miene, in die Debatte miteingru-  
 greifen, was Stöckler sofort an der Bemerkung  
 veranlaßte: "Pst, jetzt'n, meine Herren, mir kommt  
 vor, der Spannung will was sag'n."  
 "Dös will i a," ließ sich dieser vernehmen,  
 "und zwar möcht i — mit Verlaub — bemerken,  
 daß ma die Art, wie 's Ihr über die Sach' redt's,  
 net a'fallt. Seid 's ma net böß', aber i man, aus

san," sagte Stöckler: "Am Sonntag um Neune  
 auf d' Nacht, um a Zeit also, wo si 's a jeder  
 Christenmensch gen kommod macht, is der Herr  
 von Dungs da, Maronibrodato...  
 "Madrocodato!" antwortete ihm Schwaffer;  
 "dass Du Dir a gar lane Nam' net merken samstl."  
 "Ah was, die vedrahten Nam' von die  
 Rumäner, die soll sie a anderer dermirken, in mei  
 Hirnfassel woll'n s' net eina," erwiderte Stöckler;  
 "ob er so halt oder so, is a wirrscht, kurz und  
 gut, am haligen Sonntag auf d' Nacht hat er mir  
 G'schreies d' tuan g'wüßt, als mit soner Kriegs-  
 erklärung dahers'kommen."  
 "Wahrseini hat er Angst g'habt, dass er bis  
 zum andern Tag die Schneid' verliert," meinte  
 Oberberger. "Bwa Nacht lang hab'n ja die  
 Rumäner hin und her dichpüttert und überlegt,  
 und an de Knöpf' abzählt: 'Soll i oder soll i  
 nit?' Mir kommt dös so vor, wie arer, der  
 baden geh'n will, aber si net ins kalte Wasser  
 eintraut. Der sieht a am Her, schant aus, wie  
 die ander'n drinn schnabbern und schiebern, und  
 deut' si: 'Hab i dös notwendi?' Am Her dreunt  
 sitzt er recht g'miattli an der warmen Stimm', vom  
 Wasser her kommt die angenehme frische Luft, und  
 es geht eahn so gut, wie san angigen von den',  
 die im Wasser unanandaprischeln. Sei g'sunder  
 Menschenderhand sagt eahn: 'Dumm werd i sein  
 und da einsteig'n!' Aber es lust eahn do! Er  
 geht bis ganz zum Wasser abi, probiert mit der  
 flau Beh'n a bissel, jagt s' wieder d'rud,  
 hupzelt si in sein Leintuch, geht hin und d'rud,  
 überlegt und zerbricht si'n Kopf. Drinn san a  
 paar, die rufes eahn zu: 'Du da draußt, komm

In der Tat war Schamerl der Bissolo, mit  
 der ihm eigenen lobenswerten Behendigkeit herbei-  
 gesprungen, um den Tisch säuberlich und gründlich  
 zu trocknen. Nun lächelte er nicht ohne Stolz, als  
 er dergestalt mit den weltgeschichtlichen Ereignissen  
 in Zusammenhang gebracht wurde.  
 "I so a Rauberg'indel dös, a verdächtigs,"  
 rief Stöckler mit gerechtem Born und schlug mit  
 der Faust so kräftig auf den Tisch, das beinahe  
 ein zweites Eingreifen Schamerls und seines  
 "Hangerl" notwendig geworden wäre; jagt's es  
 löcher, meine Herr'n, ob an net a Viechskurn  
 paden soll, wann ma so was derlest? Dieser  
 Herr von Braumburi oder wie er heißt...  
 "Porumbaro!" verbesserte Schwaffer.  
 "... Der hat die Sach' freilich breit und lang  
 derklärt und in aner allenlangen Schrift an-  
 einandergelegt, dass den Rumänen, den Haischerln,  
 nit anderst überbesiegt is als der heilige Krieg";  
 aber dös is nit als a Lug nach der andern und a  
 Verdreherei nach der andern. Krugmeister no amol!  
 Schläg', dass all's nur so tracht und krammelt, die  
 vergumt i denen Falsoten, den verdächtigen."  
 "In Rumänen drunt san s' vor a paar  
 Wochen an Desfrandanten auf d' Spur 'kommen,  
 meinte Schwaffer, "der auf'n Nam', Bissolotti" hört.  
 Dös is a großer Herr g'welt und vom Late  
 Jonescu a seiniger Freund. Bissolotti is a rumänisches  
 Wort und heißt wahrseini dös nämliche, was  
 der Franzos, "Fylou" nennt. Auf guat Deutsch  
 heißt s' "Gallor" und mir kommt vor, der Herr  
 mit dem g'pabigen Nam' is a würdiger Sohn  
 von sein' teur'n Vaterland."  
 "Und wie gach als es auf amol ang'gangen

das so gut eingeschnt war, daß der Schaum über  
 den Rand stieg und an der Wand des Glases  
 derart niederrann, daß er bis auf die Tischplatte  
 gelangte, wo er sich seartig verbreitete. Das Bier  
 gehörte Schwaffer, und als er das Unheil sah, das  
 der Ober angerschiet hatte, rief er ihm zu: "Obacht  
 geb'n, Leopold, was is denn dös? Da Tropfen  
 von der kostbaren Gottesgab' derf verlor'n geh'n!  
 S' hab' eh a so a Ahnung, als ob 's Bier wieder  
 teurer werd'n wollt', seit i von der neuchen Steuer  
 g'lesen hab'."  
 "Sehgt's," meinte Oberberger, "aktrat a so  
 stöß'n si d' Bierverhandler 'n Eintritt von de  
 Rumäner in 'n Weltkrieg vor. Was die ander'n  
 bis jetzt'n mit trocken hab'n, das soll'n die richtig:  
 's Maß zum Ueberlauren bringen. Dös is sehr  
 schön g'redt; aber wie 's wirkli aussieht: dös  
 habt's an den Krügel Pils' sehg'n souna. E'  
 Bier xinnt über — schön. Aber im nächsten  
 Moment is a scho unser Freund, der Schamerl,  
 mit 'n Sebviett da und bringt die G'sicht wieder  
 in Krümmung."

Am Stammeisl.



Leopold kam mit einem frischen Krügel Pilsner,  
 das so gut eingeschnt war, daß der Schaum über  
 den Rand stieg und an der Wand des Glases  
 derart niederrann, daß er bis auf die Tischplatte  
 gelangte, wo er sich seartig verbreitete. Das Bier  
 gehörte Schwaffer, und als er das Unheil sah, das  
 der Ober angerschiet hatte, rief er ihm zu: "Obacht  
 geb'n, Leopold, was is denn dös? Da Tropfen  
 von der kostbaren Gottesgab' derf verlor'n geh'n!  
 S' hab' eh a so a Ahnung, als ob 's Bier wieder  
 teurer werd'n wollt', seit i von der neuchen Steuer  
 g'lesen hab'."  
 "Sehgt's," meinte Oberberger, "aktrat a so  
 stöß'n si d' Bierverhandler 'n Eintritt von de  
 Rumäner in 'n Weltkrieg vor. Was die ander'n  
 bis jetzt'n mit trocken hab'n, das soll'n die richtig:  
 's Maß zum Ueberlauren bringen. Dös is sehr  
 schön g'redt; aber wie 's wirkli aussieht: dös  
 habt's an den Krügel Pils' sehg'n souna. E'  
 Bier xinnt über — schön. Aber im nächsten  
 Moment is a scho unser Freund, der Schamerl,  
 mit 'n Sebviett da und bringt die G'sicht wieder  
 in Krümmung."

## Das goldene Britenherz.

Von H. St. Gunther.

Bitte sehr, meine verehrten Herrschaften: Die Briten haben ein goldenes Herz! Wer das nicht glaubt, der kennt sie ganz einfach nicht. Aber wer sie einmal kennt, wie ich sie jetzt kennengelernt habe, der nimmt Gift darauf.

Man bleibe mir gefälligst vom Leibe mit der Unterdrückung der Inder und Buren, dem „Paralong“ und dem „King Stephen“-Fall, dem sogenannten Hungerskrieg, den sie gegen uns führten, und gar mit der Einrichtung Sir Roger Casements! Das sind — wie sag' ich nur gleich? — also das sind halt die Neuheiten einer rauhen Nation, wie sie bekanntlich jeder echte Biedermeier von altem Schrot und Korn sein eigen nennt und hinter der sich just das edelste, zarteste, goldigste Gemüt verbirgt.

Nicht nach Zeitungsberichten über sie muß man die Briten beurteilen, sondern nach Büchern von Briten. Und da mein' ich selbstverständlich nicht die Werke von Chaucer oder Shakespeare, von Swift oder Byron, von Dickens oder Thackeray. Das sind veraltete Purischen, und dazu langweilige Raunzer, oft genug höchst ungerocht gegen ihre eigenen Landsleute.

Mein, moderne englische Schriftsteller hab' ich im Auge, moderne englische Erzählungen, von denen ich mir zwei in einer sehr bekannnten und beliebten, rotgebundenen deutschen Ausgabe „aufs Band hinaus“ mitgenommen hatte. Zum Zeitvertreib, dachte ich. Aber es ist viel mehr dabei herausgekommen. Ich bin vielleicht, seitdem ich sie gelesen habe, selbst ein edlerer, besserer Mensch geworden — soweit dies eben bei meiner leider nichtbritischen Natur überhaupt möglich ist. Sicher aber hat sich dadurch mein früher etwas getriebenes Urteil über den britischen Charakter wesentlich geändert.

Den ersten, größeren der beiden Romane las ich auf der Eisenbahn. Seine Handlung ist höchst schlicht und glaubwürdig, fast alltäglich: Ein Mädchen namens Mary wächst unter den dürftigsten Verhältnissen bei armen Landleuten auf. Sie ist so schön und zart, so schlank und feingliedrig, so blondhaarig und blauäugig, dabei überdies so fromm und unschuldig, so taktvoll und bildungsbüchtig, wie man es selbst bei einer königlich großbritannischen Bauerndirn kaum vermuten sollte. Alle Leute, voran der Leier, fragen sich daher erstaunt: Wieso? Auf die einfachste Weise von der Welt! Die Erklärung liegt auf der Hand: Mary ist eben gar nicht, als was sie gilt, sie ist nicht die leidliche Tochter des verstorbenen alten John und seiner noch lebenden Gattin Kathy. Sondern sie ist das einzige Kind des ungeheuer reichen und noch ungeheurer vornehmen Lord Mulgrave, dessen lilienschöne Gattin bald nach der Geburt des Töchterchens starb — Verzeihung! — „wie ein Schneelöschchen dahinschwand“, so daß natürlich, unbedingt und ausgerechnet jenes der werden Kathy in Kost und Pflege gegeben werden mußte. Kathy selbst aber hatte eben zu jener Zeit ein gleichaltriges Töchterlein, das zwei Monate später in den Himmel einging. Was kann einleuchtender sein, als daß sie angab, nicht dieses, das Bauerndirn, sondern jenes, die jugendliche Aristokratin, sei verschieden? Und daß auf solche Art der John-Kathy-Sproßling die prächtige Herzogsgattin vernechte, während der Mulgrave-Sproß zur Bäuerin herangebildet wurde?...

Als ich bis hierher gelesen hatte, mußte ich bereits mein drittes Taschentuch zum Trocknen aufhängen.

Als ich aber erfuhr, daß nach zwei Jahrzehnten durch die auffallend aristokratische Haarfarbe Marys und durch die Gefühlsregung des braven alten Mike der ganze Betrug ans Licht kam, und daß Lord Mulgrave, der inzwischen aus Gram und Verzweiflung zum zweitemal gehiratet hatte, sein wiedergefundenes Töchterchen im Triumph in seinen feinfaden Londoner Palast heimholte — da stieß mir mein heftiges Schluchzen fast die Seele ab.

Aber meine Nerven sollten noch ganz anders in Anspruch genommen werden.

Mary — wer ist so bodenlos verderbt, etwas anderes voranzujagen? — war zwanzig Jahre lang reslos fest und jungfräulich geblieben, obwohl selbstverständlich die Bauerndirschen nach ihr lechzten wie die Gasse nach Loristensblut. Ihr Versehen oder hatte sie freilich insgeheim längst verächtet, und zwar an den bildschönen, muskelfräftigen und überaus leutseligen jüngeren Sohn ihrer Guts herrin, der sie mit verhaltener Blut ganz heimlich wieder liebte. Aber selbst dieser Mick begriff, daß der Unterschied der sozialen Stellung doch ein Dicken gar zu groß sei. Darum ging er als Offizier der ruhmreichen britischen Armee mit gebrochenem Herzen ein bißchen nach Indien, um dort Kultur und Glück und Segen nach Kräften verbreiten zu helfen, während Mary bei ihrer vermeintlichen Mutter Kathy zurückblieb, verfiel sich, ebenfalls gebrochenen Herzens.

Und wie sie nun endlich ihren wirklichen Vater mit seinen unermesslichen Reichümern und seinen noch unermesslicheren Stammbaum wiederfindet, da liegt — o Schmerz und Weh! — der Fall gerade umgekehrt: Jetzt darf sie doch als vielfache Millionenerbin nicht einen schlichten Landadelmann und Soldaten heiraten, der alles in allem ein Jahreseinkommen von lumpigen tausend Pfund (oder etwas darüber) hat! Das hätte auch dieser selbst, aus Indien zurückgekehrt, um seinen Arceis anzugehen, denn das hätte ja genau so ausgesehen, wie wenn — als ob ...

Man kann sich vorstellen, wie da meine Stirn glühte und meine Ohren brannten. Glücklicherweise hat Mick eine Tante in ... deren Besitztümer, in Pfunden und ... den bes stolzen Lord

Mulgrave wenig oder gar nichts nachgeben. Diese Tante war einmal nach Europa herübergekommen, jedoch inkognito und verkleidet, um die Herzen ihrer Angehörigen zu prüfen. Als das allergoldenste, meistkarierte stellte sich damals das Herz des portgewardten Mick heraus, und jetzt belohnt sie ihn, jetzt berechtigt sie ihm ihr ganzes Vermögen, so daß nichts mehr seiner ehelichen Verbindung mit der schönen, klugen, feischen, reichen Mary — — —

So lange hatte ich mich mit Wermenswürmer Gewalt bezungen. Nun hielt ich es nicht länger aus: Unwillkürlich zog ich, gerade zwischen Kirchstetten und Böheimkirchen, die Postkutsche. Der Zug hielt, alles stürzte nach meinem Wagen abteil, wunderte sich, schrie, schimpfte und fluchte. Puerst bedrohte mich der Zugführer mit schwerer Strafe; als ich ihm jedoch die Ursache meiner Aufregung kurz auseinandergesetzt hatte, schmeuzte er sich abgewendeten Antlitzes und drückte meine Hand, und bat mich dann inständig, ihm das schöne Buch doch auch zu leihen. Ich versprach es ihm bestimmt, aber erst für die Zeit, da er in Pension gegangen und nicht mehr für die Sicherheit so vieler Passagiere verantwortlich sein werde...

Man soll's nicht glauben — aber noch spannender, rührender, ergreifender und für den unvergleichlich edlen britischen Volkarakter bezeichnender ist die zweite Erzählung, die ich in meiner Sommerfrische, im Schatten einer Weide am Ufer der klaren, kühlen Perchling lag.

Da lernt eine britische Generalstochter einen strammen britischen Marineoffizier kennen, der genau so hübsch (Ton, bitte, auf der letzten Silbe) ist wie sie. Ihr Jahreseinkommen beläuft sich auf sechshundert Pfund, das seinige auf ungefähr ebensoviel, so daß sie mitkommen nach unserer Anwesenheit rund 15.000 Kronen jährlich zu verzehren hätten! Daß unter solchen traurigen Verhältnissen und bei der heutigen Lebensmittelpreuerung an die Gründung eines Haushaltes nicht gedacht werden kann, wird niemand einen Augenblick bezweifeln. Die Verfasserin der Geschichte denkt aber doch daran, ja, sie hat es sich von allem Anfang geradezu in den Kopf gesetzt, aus den beiden ein glückliches Paar zu machen. Bedauerlicherweise besitzt in diesem Falle weder er noch sie reiche Verwandte im streng neutralen Nordamerika, die ihnen aus der Patsche helfen könnten. Was tut also die Dichterin? Zermartern Sie sich nicht Ihr Gimm, Verehrteste, Sie kommen doch nicht darauf, genau so wenig wie ich darauf gekommen wäre. Ich will's Ihnen lieber verraten: Sie selbst, jawohl, die Verfasserin selbst, die aus eigener Erfahrung weiß, wie schädlich verlorene Liebeseligkeit auf das Wohlbedingten wirkt, stellt dem tapferen jungen Seemann in taktvollster und diskretester Weise von ihrem Vermögen einen hinreichenden Teil (ich weiß die Fiffer nicht mehr, ich müßte erst nachsehen, ob hunderttausend Pfund auf oder ab spielen, ja schließlich auch keine Rolle) zur beliebigen Verfügung — und man findet die Hochzeit statt...

Hand auf die linke Brustseite: Hat so etwas jemand einer unserer bestkennnten zeitgenössischen Schriftsteller getan? Wäre Garghofer, wäre Rudolf Hans Barisch, wäre die Marriot oder die Handel-Mazzetti, solch ein praktischer Edelmutus fähig? Nein, sag' ich, hundertmal nein! Nur ein Brite oder eine Britin ist das imstande!

Tränenüberströmt erhob ich mich, tränenüberströmt machte ich mich auf den Heimweg. Die Bauern, die auf den Feldern mit Pflügen arbeiten, beschäftigt waren, kamen näher, umringten mich und erkundigten sich teilnehmend nach dem Grunde meines aufgeregten Zustandes. Ich setzte mich auf einen leeren Wispelplutzer und las ihnen mit erstlicher Stimme die ganze Geschichte von der ersten bis zur letzten Zeile vor. Als ich fertig war, herrschte minutenlanges Schweigen.

Dann aber richtete sich der sonst so barische und wortfarge Bauer Wurtinger hoch auf und erklärte feierlich im Wendrot:

„Pahl's auf! N gib denen braven jungen Leuten für eahnen Hausstand fünf Rilo Schmalz drauf! Und wann's hundertmal unfer Feind' sein! Nimm Rilo Schmalz — und, mein'weg'n, no' a hab's Rilo G'leht's! Na, das tua i, so wahr, als i Wurtinger hoch!“

Sehen Sie, so antwortend kann ein edles Beispiel selbst auf die rohesten Barbaren wirken. Ich für meine Person, der ich weder über Rilo noch halbe Rilo, noch gar über englische Pfunde verfüge, vermag nichts weiter zu tun, als zu sagen: Mir soll noch einmal einer mit dem „goldenen Wienerherzen“ kommen! Ein gewöhnlicher Pfalterstein, ein frischgebrochener Markthauener Granitmürsel ist es gegen das goldene Britenherz!

Und der selbige Johann Fürst mit seiner berühmten archen, rotledernen Briefkassette war bloß ein arbeitsamer, elender Pfänder.

## Kahlenbergfahrt im Krieg.

An einem Sonntagabend steht man vor dem kleinen Kopfstationshause in Ruzsdorf, um ohne Voreingenommenheit zu sehen, was denn eigentlich aus dem alten Kahlenberg in der Kriegszeit geworden ist. Wir schwanken zwischen Respekt vor der Tradition aktivierender Verehrung und Sentimentalität, nebst Augenzwinkern für Ueberlebtes, Unbequemes, Wurmstichiges und der Ausgangsstimmung des norddeutschen Ausflüglers zum Beispiel, der hierher kommt, um „mal den Kahlenberg hinaufzugonkeln“ und seine Ansprüche mitbringt. Beides verwerfen wir und entscheiden uns für möglichste Objektivität ohne Vorurteil.

Es ist 1/8 Uhr abends und natürlich „noch lange“ Zeit. Die Ältesten Leute Wiens entsinnen sich nicht, daß ihnen jemals ein Zug der Kahlenbergbahn vor der Nase dahingefahren wäre. Sieben Uhr dreißig geht der Zug. Er steht einstweilen in einem Gartlein; aus der Fahrradstiene wachsen Gräser heraus, was jedenfalls für die Intensität des Verkehrs nicht gerade zu sprechen scheint. Die Lokomotive ist rückwärts angehängt, so daß der Zug geradezu in eine Remise hineinfahren zu müssen scheint. Man setzt sich daher auch ahnungslos „verkehrt“. Ein Büfett spendet draußen den immer nach Luxus und Leppigkeit schmedenden Eindruck weißer Porzellantassen, glühender Gläser und leuchtender Metallunterfäße. Sonst ist es etwas düster im Wärfertsaal. Einige Gesellschaften, die längst dem Gedanken, den Berg zu besteigen, für diesen Tag entsagt haben, sitzen beim Bier. Ein alter Stationsdiener empfängt vollbesetzte Talzüge, zumeist mit Kindern und Frauen, denen man dieselbe animierte Stimmung ansteht, die wir von der Grottenbahn und „Scenic Railway“ kennen — die sogenannte „Ringelspielstimmung“. Den ersten Schock empfangen wir vor einem nüchternen Schalter, der Einblicke in ein sehr ruhiges Zimmer mit schwarzen Lederesseln und Bureaueinrichtung eröffnet. Ein Passaraum, der auch für eine Fernbahn Antwerpen—Bagdad nicht größer zu sein brauchte. „1 Krone II. Klasse.“ Ein ganz ausgewachsener „Fahrpreis“. Ein Blick überzeugt uns, daß die Fahrt eine halbe Stunde dauert und Mittwoch und Montag bedeutend billiger ist. Es ist aber Sonntag und der alte Bahndiener öffnet einen alten, noch älteren Holzschrank, der vielleicht bei den Mäusen weiland Herzog Leopolds von Babenberg schon die Pforten des Kahlenbergparadieses eröffnet haben könnte.

Um halb 8 Uhr abends ist die Sonne im Sinken, die schäumende Unternehmungslust des Sonntags, die hastende, nervöse Furcht, etwas zu versäumen, verfliegen. Nur eine junge heftische Dame in Weiß, ein Militär mit einem künstigen Kriegsbräutchen und ein Glattrasterer mit variierten Gamaschen, Brille und Sportkappe, eine der bekannnten internationalen Touristentypen, erklimmen außer mir das Innere des ganz offenen Coupés, das aus lauter „Ausflucht“ besteht. Nachdenklich und mit der Zeitung in der Hand klettert auch der Zugkondukteur auf einen himmelhohen Boltensitz oben am Dache. Ein Blick streift noch eine Tafel mit der gemüthlichen Aufschrift: „Das Rauchen ist gestattet, wenn niemand im Wagen dagegen Einspruch erhebt.“ Zünden wir uns also eine Zigarre an. Niemand denkt daran, „Einspruch zu erheben.“ Schon deshalb, weil nur sehr wenige Passagiere auf die jalononische Tafel achten... Ein leises verschämtes Pfeifen und das „Zügle“ bewegt sich zwar langsam aber konsequent in der Richtung des unpalmbeten Bergkogels, den die „K. k. priv. Kahlenberg-Eisenbahn“ fahrplanmäßig in einer halben Stunde zu erreichen verspricht. Ueber prächtige Bergwiesen, an Strohkristen, Hühnerhöfen, tiefen Taleinschnitten hinweg. Bei einer Streckenbiegung wird plötzlich Wien mit der Donau wie emporgeschaubert sichtbar, mit dem unvermeidlichen Gasometer zur Linken und dem Rieserwad im Hintergrunde. Reife schnurrt die „K. k. Privilegierte“ im Wohlgefühl der frischen, duftenden Bergluft und in verwegener Kühnheit hebt sie sich höher und höher, geschmeichelt von dem Erstaunen der treulos verlassen kleinen Häuser Ruzsdorfs, die den Schreiberbach mit den Beethovenspazierrängen träumend umsäumen. Unsere Wageninsassen scheinen alles als selbstverständlich zu betrachten. Das angehende Kriegsbräutchen wird von dem starken feldgrünen Arme des Kriegers davor bewahrt, in irgend eine imaginäre Bergschlucht hinabzustürzen. Die heftische junge Dame in Weiß ist gar nicht mehr so heftisch, sondern kokettiert mit den Gruppen singend herabziehender Bergbesteiger, die uns ironische Blicke zuwerfen. Der Tourist mit der Sportkappe hat gar eine Zeitung vor sich entfaltet. Vielleicht weil er zeigen will, daß ihm diese Fahrt nicht imponiert. Und doch ist dieses sanfte Emporgleiten über die ureinfache Fahrradstiene so entzückend. Immer deutlicher klärt sich die stark von Serpentin abhängige Problemfrage, wie wir denn eigentlich auf diese plötzlich so nahe, steil ansteigende Waldkuppe gelangen sollen. Wunderherrliche Jungwälder werden im Einschnitt durchzogen. Ein eisgrauer städtischer Flurhüter mit Degen und Zwischbluse salutiert lächelnd dem Zuge. Ein brauner Hase horcht mit steil aufgerichteten Ohren und stürzt sich dann mit einem Satz irgendwo in eine dunkelgrüne kühle Wildgrube hinein. Wir glauben bereits fernes Tellerklirren von der Hotelterrasse zu hören. Da tauchen zwei ernstblickende, wohlbewehrte Landstürmer aus dem Buchengrün und lassen und — ein Moment auf ihrem Patrouillengange innehaltend — defilieren. Ihr Anblick bringt uns wieder zum Bewußtsein, daß es Kriegszeit ist. Herrlich schön ist dieser Bergwald, würzig die Luft, prächtig der letzte Sonnenblick, der ideale Ausschnitte vom Kobenzl freigibt, aber — es ist Kriegszeit. Dieser friedvolle Abend ist es nicht für Hunderttausende unserer Brüder, die so gerne wie wir heute die Heimat Schönheit genießen würden, wenn sie nur könnten. Und weshalb sind gerade wir die Bevorzugten, die diese Schönheit genießen dürfen? Muß sie uns nicht doppelt heiliger werden, wenn wir nicht ohne leise Beschämung über diese Frage nachgrübeln?

Unterdessen hat der Zug mit einem feutzerähnlichen Ruck die Höhe erreicht und steht still. Eine gedeckte Wartehalle, vollgepfropft mit Leuten, erwartet uns, alles zappelt vor Ungebulb, talab zu kommen und wir haben wahrhaftig Nähe, trotz des Lobenswerten Bestrebens des Bahnpersonals, den Ausgang freizuhalten, uns durchzudrängen. Aber wir nehmen einen erfreulichen Eindruck mit auf die kurze Fußpartie zum Hotel: Der Kahlenberg ist Bedürfnis. Hier wäre Neuland für den zukünftigen Unternehmungsgestalt, der aus dem von Höhenlust durchwehten Naturparadiese „etwas machen“ könnte. Wenn erst die müde Kahlenbergbahn durch eine elektrisch betriebene, moderne und — mit

billigen Preisen benötigte neue Verbindung abgelöst ist. Wenn das etwas holprige und staubige Geblü, das wir passieren, instand gesetzt, Aussichtspunkte als Ziel reizvoller Kurpromenaden nach dem Muster des Badner Kurparks zur Belohnung des Spaziergängers geschaffen und — gepflegt werden. Wenn für den Besuch des Massenpublikums auch durch entsprechende Einkehrgelegenheiten gesorgt und überhaupt auf dem ganzen Plateau, soweit es an die Dorfkolonie Josefsdorf mit dem historischen Gedächtniskirchlein anschließt, etwas mehr Raumkunst zur Geltung kommt, die einem starken Zug von Ausflüglern die fehlenden Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Denn niemals darf der Kahlenberg etwa ein abgeirrtetes Sanatoriumsparadies für weniger Begüterte werden, die im Privilegium durch den am Tore wachenden Engel mit dem Flammenschwerte der exklusiven Niesenpreise geschützt sind. Nein, ein Volksausflugsort, eine Regenerationsstätte nach der Woche Mühe und Trübsal, soll hier für Wien erstehen. Große Spielwiesen für Kinder, ein Bad, ein Bergtheater, „ein Berg-Prater“, wenn's sein muß. Das am Kobenzl „daneben“ gelöste Problem muß hier neu aufgegriffen werden.

Wie eine eble Bürgerschaft für die bessere Zukunft und Würde des Kahlenberges sind hier und da auf dem schmalen Promenadenwege mehrere Symbole der achlungswürdigen Vergangenheit dieses Ortes ausgestreut. Zunächst ist es an der „Elisabeth-Ruhe“ das stimmungsvolle Steinrelief der unbergeblüchten Kaiserin Elisabeth, die den Kahlenberg in seiner Einsamkeit liebte. Ueberall wo ein Denmal dieser hohen Fürstin in Grün und lebende Peden eingeschlossen ist, strahlt es andachtsvolle Weihe und ideale Ruhe auf die Umgebung aus, es erhöht und adelt die Stimmung des Beschauers... Eine hohe Aussichtswarte aus Kohnziegeln trägt den Namen „Stephaniewarte“. Sie ist gleichfalls eine Erinnerung an die Glanzzeit des Kahlenberges. Ein viereckiger Granitmüffel nächst dem Hotel, der gar nicht besonders gezeitigt wird und man überhaupt nur zufällig entdeckt, fesselt begründetes Lokalhistorisches Interesse. Vom Jahre 1846 bis 1871 fanden auf dem Kahlenberge die Wiener „Künstlermaifeste“ statt und so oft die Musenjünger beim perlenden Waitrank in sonniger, waldiger Höhe beisammensahen, wurde eine neue Jahreskerbe in den grauen, halberwitterten Stein geritzt. Sogar das Jahr 1848 überdauerte die sicherlich schöne Sitte der Künstlermaifeste, von der seit 1871 bedauerlicherweise aus mir unbekanntem Gründen Abstand genommen wurde. Aber noch kündet der Obelisk mit den Jahreszahlen dem Wanderer Neuwiens von dem getreulichen, durch sechsundzwanzig Jahre wiederholten Brauche der Künstler, sich hier oben zu versammeln und den jungen Frühling im Freien zu begrüßen, wie es schon die Künstler der Renaissance zu tun pflegten. Wie viele mögen noch von ihnen am Leben sein, die einst als jugendstrotzende Männer im Samtwams und mit dem wallenden Bodenschmuck des Wiener Künstlers hier ein Hoch auf die herausfluchtende Vaterstadt ausbrachten!

Unter solchen nicht immer heiteren Meditationen, die stark an Vergänglichkeit anklagen, überrascht uns der Spätabend, von der Sommerzeit um eine Stunde früher warnend gekündet. Aber es tut nichts. Der letzte Talzug ist noch lange nicht rangiert. Und auf der herrlichen Hotelterrasse läßt es sich gut von einer froheren Zukunft des Stieftindes der Wiener Ausflugsorte, des Kahlenberges, träumen.

M. König.



## Bierverzichter.

Von F. St. Günther.

Wer die Mitglieder jener Stammtischgesellschaft im Gasthaus „zum Lassingfall“ nur einigermaßen kennt, deren hervorragendste Persönlichkeit Herr Lorenz Surrm, Fleischhauer und Hausbesitzer in Mahleinsdorf, ist, der kann sie nimmermehr für Verächter der edlen Gottesgabe halten, so man Wein nennt. Aber allerdings sind sie einmütig der Ansicht, daß allerdings richtigen, ordentlichen „Durscht“ bloß mit Gerstenjaß löschén könne, während Nebensaß doch schon mehr zu den schlimmstenfalls entbehrlichen Zusatzartikeln gehöre. Die Herren Surrm, Dimpfl, Enzinger, Stahlkopf, Redwatal und Behm bekennen sich begeistert zum Bier, und zwar zum Bilsner Bier.

Man möge sich daher vorstellen, wie „desorganisierend“ die neueste Einschränkungsmäßregel der Regierung, nach der dem einzelnen Gaste nur ein einziges Krügel Bier in der Zeit von 7 bis 10 Uhr abends verabreicht werden darf, auf diese Körperschaft wirkte.

Herr Behm, der Magistratsbeamte, erklärte an jenem verhängnisvollen jüngsten Montag seiner Gattin mit bebender Stimme, unter solchen Umständen verzichte er fürderhin überhaupt auf Wirtshausbesuch und Alkoholgenuss, und blieb bei frischem Hochquellenwasser zu Hause. Der Schneidermeister Redwatal blieb auch daheim, suchte aber mit dem „Liter“, den er sich „über die Gasse“ holen ließ, zinslegt und recht sein Auslangen zu finden. Enzinger und Stahlkopf erschienen 5 Minuten vor 7 Uhr beim „Lassingfall“, warteten auf „Anschlagen“, tranken hastig ihr Krügel aus und — begaben sich dann hoffnungslos auf die Wanderschaft von Wirtshaus zu Wirtshaus.

Der dicke Herr Dimpfl durchschaute ihre nasen Pläne, war jedoch zu schwerfällig, zu faul, zu niedergeschmettert, um es ihnen sofort nachzutun. Auf das genossene Höchstquantum Bilsner ein „Biergel vollgepriesen“ trostlos bestellend, verharrte er auf seinem Plage, harrete er seines so oft gefrozelten und „gepflanzten“ Freundes Lorenz Surrm, der doch vielleicht ein Auskunftsmitglied, einen rettenden Gedanken in dieser grausen Not wußte.

Und um ein Viertel auf Acht erschien mit ernster, doch gefasster Miene Herr Surrm. Allein — er war nicht allein, sondern ihm folgte auf dem Fuße eine vierschrötige, unrasierte Gestalt, in der Herr Dimpfl voll Verwunderung den — Surrmischen Hausbesorger erkannte.

„Sehen S' Ihner nur zucher neb'n meiner,“ sagte Herr Surrm leutselig zu diesem. Und dann zu dem erstaunten Dimpfl: „Blas is ja, wie i sich, heunt' g'mua.“ Und drittens zu dem herbeieilenden Kellner Ludwig: „Danke schön, 'gessen hab' i scho' z' Haus a Skaniageit. Und das Krügel Bilsner, auf was i alsdann gefelichen Anspruch hab', heb'n S' mir derweil' auf für väter. Kann i mi verlassen?“

„Zuverlässig, Herr von Surrm,“ antwortete der Kellner mit leisem Kopfschütteln.

„Alsdann quat is 's. Dem Herrn da bringen S' glei' a Krügel.“

Der Kellner lief, der Kellner kam, stellte das gefüllte Glas vor den Herrn Hausmeister hin und entschwand wieder.

Surrm langte mit der einen Hand in die Brusttasche und reichte seinem Tischnachbar, die Untergebenen eine Virginiazigarre hin, die dieser dankbar sofort in Brand setzte — mit der anderen zog er dessen Glas an sich und trank es andächtig aus.

Der Hausbesorger wehrte sich nicht im geringsten gegen dieses immerhin etwas eigenartige Vorgehen, sondern rauchte schweigend.

Herr Lorenz Surrm wuschte sich den buschigen Schnauzbar, knurrte behaglich und fragte:

„No, und Ihner Alte? Wo bleibt s' denn?“

„Jeden Augenblick muas s' kumma, Herr von Surrm,“ war die höfliche Erwiderung. „Wissen ja eh', wie so Weibsbilder unmerktenzen... Wa, mir scheint, da hör' i f' scho'...“

Er hatte recht gehört, des Surrmischen Hauses redlicher Hüter. Seine „Alte“, offenbar eigens „z' samm' g' schwanzt“, kam herein und setzte sich knirschend — Herr Surrm sagte so beiläufig zu Herrn Dimpfl: „Erlaubst scho'!“ — Herrn Surrm gegenüber.

Der Kellner reichte ihr mit hochgezogenen Augenbrauen die „Speisensolge“.

„Alsdann geben Sie's mir — geben Sie's mir —“ sagte sie zögernd und ein bißchen verlegen.

„Zwa harte Eier in der Montur,“ ergänzte Surrm rasch und bestimmt.

„Alsdann ja — und — Krüdel Bilsner...“

Die Bestellung wurde ausgeführt. Herrn Dimpfls erstaunte Augen wurden immer runder und größer.

„Schaute austios aus,“ meinte die Dame zu dem Bier und leckte verlangend die Lippen. Herr Surrm warf ihr einen bitterbösen Blick zu und entriß ihr das Glas. Und trank es, während die Hausbesorgergattin sich verzichtend mit ihren beiden Hühneretern beschäftigte, in Sitzügen leer.

Eben war er fertig, als sich die Tür des Extrazimmers abermals öffnete und ein „g'startes“ Fräulein von etwa zwanzig Jahren und ein etwas jüngerer, hagerer, ungelenter Bursch mit viel zu kurzen Weinkleidern eintraten. Trotz ihrer sonstigen Verschiedenheiten — das Mägdelein hatte ein rosiges Gesicht, der Jüngling unzählige Pusteln und Sommersprossen — zeigte doch das eine wie das andere eine so unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem Hausbesorgerhepaar, daß Herr Surrm jede Vorstellung für überflüssig hielt.

Für den jungen Mann, der sich neben seine Mutter setzte, bestellte er, ohne erst zu fragen, „a Stück an' holländischen Kas“, der jungen Dame, der vom Kellner ein Secht mit Butterkartoffeln wärmstens empfohlen wurde, nickte

er nach kurzem Ueberlegen wohlwollend zu:

„Aber ja, bitt' schön, Fräul'n Emmerl...“

„Zu trinken?“ fragte der Kellner.

„A Krügel Bilsner,“ fragte der Jüngling.

„Ein Glas Bilsner,“ stötete die Maid, worauf Herr Surrm rasch hinzusetzte: „A a Krügel, natürl'!“

Dem Hausmeistersohn ward sein Bier kurzerhand weggenommen. Die Hausmeisters-tochter nippte mit süß gespitztem Mündlein an dem ihrigen und sagte dann plötzlich in komischem Erschrecken: „Ach Gott, der Doktor hat mir ja 's Biertrinken streng verboten!“

„Macht nix,“ verjetzte Herr Lorenz Surrm, „geb'n S' es halt her, Fräul'n Emmerl, ver-derb'n kann ma's net lassen. Mög'n S' dafür an Wein, an' Jückerl dallest? Ja? Alsdann Ludwig, a Viertel Karlowitzer!“

Als der Karlowitzer unter galanten Scherzen von Surrmischer Seite, an denen sich auch der allmählich aus seiner Betäubung erwachende Herr Dimpfl beteiligte, von dem Fräulein Emma, deren Bier aber ebenso wie vorher das ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von Herrn Surrm getrunken war, erhob sich die Hausbesorgergattin, obwohl ihr Bewirter offenbar nichts dawider gehobt hätte, daß mindestens die feiche Tochter noch ein Weilschen dageblieben wäre.

„Danke schön, gnä' Herr!“ sagte das würdige Familienoberhaupt, noch eine Virginia in Empfang nehmend.

„Danke ich ebenfalls bestens,“ sprach seine Ehehälfte. „Alle muß ich jekten af zu Haus gleich zu Wasserleitung rennen.“

Der Jüngling murmelte etwas in seinen künftigen Bart, das ebenfalls ein Dankeswort sein konnte. Die junge Dame beugte sich bloß schweigend, aber mit holdseligem, beglückendem Lächeln.

Sinnend blühte ihr Herr Lorenz Surrm nach.

Dann aber redete er zu dem wieder vertraulich näherkommenden Kellner festen Tones folgendermaßen:

„Alsdann, was dō — dō Herrschaften verzehrt hab'n, rechnen S' 'samm', Ludwig, das zahl' i... Und jekten alsdann können S' mir das Krügel Bils bringen, was mir g'gemäß' quaest.“

Gestern nachmittags begegnete ich Herrn Schneidermeister Redwatal.

Auf meine Frage, wie es ihm, wie es meinem verehrten Freunde Lorenz Surrm, wie es den anderen Herren von der Stammtischrunde gehe, antwortete er achselzuckend und sich zu meinem Ohr beugend: „Sō wissen, Herr Doktor, i hab' mir net über 'n Herrn von Surrm g'schimpft; er is a quate Rundschaft und a quater Kerl und ta Schmutzian. Aber wie er's alsdann seit derer neuchesten Bierverordnung treibt, das is scho' nimmer schön. Wann das sei' Frau Gemahlin, dō was no' am Land is, wußt'!... Gestern war i wieder amal beim „Lassingfall“ auf a Krügel Bier und a zwa, drei Achteln G'priesen. I hab' scho' was läuten g'hört, i hab's net glaub'n können — aber richt' hat der Herr von Surrm wieder die ganzen Hausmeisterischen mitg'habt, den patzichten Papa, die Potwidl-Mama, den ausg'fransten Buab'n und die harbe Fräul'n Tochter. Gessen hab'n s' alle auf seine Kosten — aber Ihner Bilsner, das hat er, der Herr von Surrm, 'trunken. Da hört si' die G'miatlichkeit auf, da kann ma' ta vernünftige Unterhaltung mehr führ'n, das ganze Extrazimmer is 'plopft voll fremde Deut' — der Herr und Dimpfl näml' hat das Beispiel besolgt und kummt jekten immer mit aner seinigen Cousin' und mit zwa Burschen, dō er amal als Gōd zu der Firmung a'führt hat. Das Bier, was dō b'stell'n, zahl' er und sauft er. Und der Enzinger bringt wieder an' Stiasbrudern, der was mag'nfrank is und ergo dessen auf sei' Bier verzicht', zum Enzinger sein' Gunsten selbstverständli', und suacht alsdann, kost'k's, was's kost't, no' wen, der eahm die Mauer macht... Mi' soll't's net wundern, wann heunt oder moring a neucher, einträgl'icher Beruf aufkummt, neb'n die Bierverfälscherer — alsdann die Bierverfälscherer...“

„Zu trinken?“ fragte der Kellner.

„A Krügel Bilsner,“ fragte der Jüngling.

„Ein Glas Bilsner,“ stötete die Maid, worauf Herr Surrm rasch hinzusetzte: „A a Krügel, natürl'!“

Dem Hausmeistersohn ward sein Bier kurzerhand weggenommen. Die Hausmeisters-tochter nippte mit süß gespitztem Mündlein an dem ihrigen und sagte dann plötzlich in komischem Erschrecken: „Ach Gott, der Doktor hat mir ja 's Biertrinken streng verboten!“

„Macht nix,“ verjetzte Herr Lorenz Surrm, „geb'n S' es halt her, Fräul'n Emmerl, ver-derb'n kann ma's net lassen. Mög'n S' dafür an Wein, an' Jückerl dallest? Ja? Alsdann Ludwig, a Viertel Karlowitzer!“

Als der Karlowitzer unter galanten Scherzen von Surrmischer Seite, an denen sich auch der allmählich aus seiner Betäubung erwachende Herr Dimpfl beteiligte, von dem Fräulein Emma, deren Bier aber ebenso wie vorher das ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von Herrn Surrm getrunken war, erhob sich die Hausbesorgergattin, obwohl ihr Bewirter offenbar nichts dawider gehobt hätte, daß mindestens die feiche Tochter noch ein Weilschen dageblieben wäre.

„Danke schön, gnä' Herr!“ sagte das würdige Familienoberhaupt, noch eine Virginia in Empfang nehmend.

„Danke ich ebenfalls bestens,“ sprach seine Ehehälfte. „Alle muß ich jekten af zu Haus gleich zu Wasserleitung rennen.“

Der Jüngling murmelte etwas in seinen künftigen Bart, das ebenfalls ein Dankeswort sein konnte. Die junge Dame beugte sich bloß schweigend, aber mit holdseligem, beglückendem Lächeln.

Sinnend blühte ihr Herr Lorenz Surrm nach.

Dann aber redete er zu dem wieder vertraulich näherkommenden Kellner festen Tones folgendermaßen:

„Alsdann, was dō — dō Herrschaften verzehrt hab'n, rechnen S' 'samm', Ludwig, das zahl' i... Und jekten alsdann können S' mir das Krügel Bils bringen, was mir g'gemäß' quaest.“

Gestern nachmittags begegnete ich Herrn Schneidermeister Redwatal.

Auf meine Frage, wie es ihm, wie es meinem verehrten Freunde Lorenz Surrm, wie es den anderen Herren von der Stammtischrunde gehe, antwortete er achselzuckend und sich zu meinem Ohr beugend: „Sō wissen, Herr Doktor, i hab' mir net über 'n Herrn von Surrm g'schimpft; er is a quate Rundschaft und a quater Kerl und ta Schmutzian. Aber wie er's alsdann seit derer neuchesten Bierverordnung treibt, das is scho' nimmer schön. Wann das sei' Frau Gemahlin, dō was no' am Land is, wußt'!... Gestern war i wieder amal beim „Lassingfall“ auf a Krügel Bier und a zwa, drei Achteln G'priesen. I hab' scho' was läuten g'hört, i hab's net glaub'n können — aber richt' hat der Herr von Surrm wieder die ganzen Hausmeisterischen mitg'habt, den patzichten Papa, die Potwidl-Mama, den ausg'fransten Buab'n und die harbe Fräul'n Tochter. Gessen hab'n s' alle auf seine Kosten — aber Ihner Bilsner, das hat er, der Herr von Surrm, 'trunken. Da hört si' die G'miatlichkeit auf, da kann ma' ta vernünftige Unterhaltung mehr führ'n, das ganze Extrazimmer is 'plopft voll fremde Deut' — der Herr und Dimpfl näml' hat das Beispiel besolgt und kummt jekten immer mit aner seinigen Cousin' und mit zwa Burschen, dō er amal als Gōd zu der Firmung a'führt hat. Das Bier, was dō b'stell'n, zahl' er und sauft er. Und der Enzinger bringt wieder an' Stiasbrudern, der was mag'nfrank is und ergo dessen auf sei' Bier verzicht', zum Enzinger sein' Gunsten selbstverständli', und suacht alsdann, kost'k's, was's kost't, no' wen, der eahm die Mauer macht... Mi' soll't's net wundern, wann heunt oder moring a neucher, einträgl'icher Beruf aufkummt, neb'n die Bierverfälscherer — alsdann die Bierverfälscherer...“

Für den jungen Mann, der sich neben seine Mutter setzte, bestellte er, ohne erst zu fragen, „a Stück an' holländischen Kas“, der jungen Dame, der vom Kellner ein Secht mit Butterkartoffeln wärmstens empfohlen wurde, nickte

## Männerwirtschaft.

Ueber Weibewirtschaft ist nachgerade schon genug geschrieben worden. Man hat ihr ganze Bücher gewidmet, die meistens so viel Wahres enthielten, daß wir sie voll gerechter Enttäuschung ablehnten. Nun bietet sich mir eine lange und heiß ersehnte Gelegenheit zur Vergeltung. Denn ein angenehmer Zufall hat mich nach Polen geführt, mitten in eine militärische Männerwirtschaft reinsten Wassers. Die Büchel der häuslichen Regierung liegen in den Händen eines blonden, ungewöhnlich unpraktischen Oberleutnants, und da er ebensowenig kochen kann, wie jede andere moderne Hausfrau, ist er für dieses Amt vorzüglich geeignet. Nur in der erforderlichen Sicherheit, wenn er in Arbeiten dreinredet, von denen er ganz und gar nichts versteht, ist er noch nicht so völlig ausgebildet. Da könnte er von einer wirklich tüchtigen Hausfrau noch manches lernen. Er läßt auch mitunter noch den Schatten eines Verdächtigen auskommen, daß es irgendein Ding zwischen Himmel und Erde gibt, dem er nicht völlig gewachsen sein könnte, ein hauswirtschaftliches Ereignis, das ihm noch nicht Dutzende von Malen untergekommen ist, und er ist noch nicht imstande, eine zwanzigjährige Hausfrauenerfahrung in einer und einer halben Woche zu erwerben. Er ist eben bei allem guten Willen doch nur ein Mann, und das muß man ihm zugute halten.

Trotz alledem finde ich keine Gelegenheit, vorbildlich zu wirken. Sie und da werden wir Damen in die „Messe“ eingeladen, aber wir dienen dort rein dekorativen Zwecken. Die oberleutnantliche Hausfrau gerät dann übrigens allemal in Verzweiflung. „Mit an ordentlichen Wilddieb hab' ich's lieber z'tun, als mit Damen,“ äußerte er sich mir gegenüber. Und ich vermute denn auch nach dieser Probe, daß er dem ordentlichen Wilddieb gegenüber eher den richtigen Ton trifft. Aber wir werden jedesmal mit Glanz und allen Ehren empfangen. Ein ebenso blonder, doch weniger strenger Oberleutnant widmet uns einen Trinkspruch, in dem sehr viel vom rauhen Kriegermann und dessen Pantoffeln die Rede ist, und vom verklärenden Zauber, den holde Weiblichkeit auf beide ausübt. Wir Damen sind gerührt und nehmen uns in der Stille vor, die Pantoffeln unserer Männer mit dem süßesten Nücheln zu vergolden. Wir strahlen vor Unerfesslichkeit und nehmen uns noch eine zweite Riesenportion Erdbeereis. Erstens um unsere herzlichste Dankbarkeit, ganz un männlich auf geraten ist. Wir dürfen es wagen, denn es ist der jervierenden Ordonnanz ausdrücklich untersagt, uns mitzuteilen, wieviel die Gebühr (das heißt das Höchstmaß, bis zu dem man von einer Speise nehmen darf) beträgt, eine Aufgabe, die er sonst keinem Gast erpart.

Das aber sind nur die Festmähler und Ausnahmssälle. Im allgemeinen wird das ganze Getriebe einzig und allein von besagtem Oberleutnant geleitet, der dreimal schwer verwundet wurde, also die notwendige Leidensfähigkeit schon erworben hat. Er macht auch den Speisezettel und bekundet dabei dieselbe Hartnäckigkeit und Unerblichkeit, die er im Felde gezeigt hat. Seine Treue gegen gewisse Speisen hat unstreitig etwas Mührendes an sich. Es gibt ganze Salatferien und Gulaschwochen. Manchmal treffen sie auch zusammen, und wir verweisen andächtig Minschgulasch mit Hauptelsalat. Das schmeckt ganz gut, unangenehm ist uns, wenn Gurkensalat um die Marmeladomlette garniert ist, weil gerade ein sparsamer Tag ist. Aber das ist vielleicht nur ein Vorurteil, von dem ich mich in weislicher Engherzigkeit nicht trennen kann. Geräucherter Kal mit Kürbiskompott, in dessen Reichen wir seit sechs Tagen leben, esse ich hingegen schon ganz gern und hoffe mich allmählich bis zu jenen hehren Höhen emporzuschwingen, wo einem auch Kalbs-

büchel in Marillenmarmelade eine Freude bereitet. Wie man aus dem Angeführten sieht, erfolgt hier meine Erziehung zum Raubtier. Die vielen männlichen Tischgefährten brüllen alle selbstverständlich nach Fleisch, und der allmächtige Menagemeister brüllt mit. Aber es gibt auch Sparsamkeitsanfalle, und die Speisefolge wird streng nach den Bedürfnissen des Tages geregelt. Wenn der Koch dem Pane Oberleutnant meldet, daß das Mehl zu Ende geht, so bestellt dieser, geistesgegenwärtig, allsogleich Schinkenlederln zur Schonung der Mehlvorräte, wenn das Fett knapp ist, so kommen Wiener Schnitzel. Der Koch empfangt die Befehle ohne mit der Wimper zu zucken und rauf sich erst in der Küche die Haare, und flucht er erst, wenn er außer Hörweite ist. Es sind eben Männer, und die haben Selbstzucht und innere Disziplin.

Der Koch wagt keine Widerrede, wenn sein Vorgesetzter, dessen gastronomische Phantasie etwas verkrüppelt ist, den Kartoffelkoller bekommt oder in eine Nettichekflase verfällt. Widerspruch lockt er Kartoffelsuppe, Fleisch mit Butterkartoffeln und als Wehlpeise zur Abwechslung nicht Kartoffel, sondern Erdäpfelnudel. Mit süßem Grausen denke ich an das breite Grinsen, das Maries Gesicht verklären würde, wenn ich jemals — nein, es ist nicht auszuwenden.

Aber nicht nur die Küchengeister, auch unser Stubenmädchen ist hier männlichen Geschlechtes. Ich stelle mit einiger Genugtuung fest, daß er trotzdem eine Großmutter gehabt hat und diese auch nicht unterlassen hat, ihn über die besten Heilverfahren bei den verschiedenen Krankheiten sowie über die Ursache zu belehren, daß man in die Stiefelwische kräftig hineinspuckt, wenn man ein anständiger Mensch ist. Er steht zwar stramm, wenn ihn mein Mann verweist und erklärt, daß Schuhcreme diesen Zustand weder bedarf noch verträgt, aber während er mit klauen Tischenaugen auf den Herrn blickt,

sohe ich, wie er im Mund schon den Speichel sammelt. Dann klappt er die Fäken zusammen, verschwindet mit dem Putzzeug und spuckt hinter der Tür einen ganzen Platzregen in die Schachtel. Da Marie sich im gleichen Falle ganz ähnlich betragen hätte, kann ich nicht umhin, eine gewisse Genugtuung zu empfinden.

Auch sonst ist alles vortrefflich eingerichtet, die ganze Wirtschaft geht wie am Schnürchen, und besonders die Pünktlichkeit muß gerühmt werden. Alle drei Wochen werden die Fenster gepußt. Wenn es dabei in Strömen regnet, so hat das der liebe Gott zu verantworten, die Hausverwaltung geht das nichts an. Sie sorgt dafür, daß zur festgesetzten Zeit einige Landsturmmänner auf den Fensterbrettern reiten und die Scheiben mit einem nassen Schwamm bearbeiten. Ebenso gewissenhaft wird jeden Tag, ohne Rücksicht auf die Sintflut, die vom Himmel strömt, der Balkon gerieben und am Samstag das gewaschene Küchengeisir in den Hof zum „Troaknen“ gebracht. Was daraus wird, steht in Gottes Hand. Man tut seine Pflicht.

Mitunter tut man sie sogar mit Selbstopferung und Seelengröße. Wenn der Obergärtner (sein friedliches Gewerbe scheint ihm unausrottbar zivilisteninstinkte mitgegeben zu haben) mit Rücksicht auf die, wie schon erwähnt, sintflutliche Witterung die Beistellung der sechs Mann zum Begießen des Küchengartens ablehnt, wird er angeschmauzt und kräftig zurechtgewiesen. Die Wackeren marschieren stramm und vorschriftsmäßig in den Garten. Dort hocken sie unter einem schmalen Dach wie die Hüner in der Steige und beschäftigen sich emsig mit ihren Pfeifen. Dabei fluchen sie wie die Türken und erzählen einander schreckliche Geschichten von dem General, der inspizieren kommen wird und durch Wände, Decken und Kochkessel durchschauen kann. Dazu brauchen sich aber bemerkenswert wenig Worte und dazwischen schweigen sie. Jawohl, sie schweigen, fünf, zehn Minuten, ja eine Viertelstunde. Ich weiß, daß mein Bericht hier phantastisch zu klingen beginnt, dennoch ist es wahr. Sie schweigen beim Salatpuken, sie schweigen, wenn sie einen Strudel ausziehen, und vielleicht schweigen sie auch beim Einkäufen. Ich weiß es nicht, aber es ist ja schließlich alles, alles möglich. Männer sind nun einmal höchst merkwürdige und unberechenbare Geschöpfe.

Und darum wäre es mir hier unmöglich, die Stelle des wirtschaftlichen Oberleutnants einzunehmen. An alles könnte man sich gewöhnen; ich habe sogar schon gelernt, mich mit kurzen Haaren in Suppe und Erdäpfelsuppe statt der liebgewohnten langen zu begnügen. Das aber geht nicht. Eine Köchin, die schweigt, ist eine übernatürliche Erscheinung. Ich bin für Rückkehr zur Weibewirtschaft und Natur.

# Ein Gast — ein Krügel.

(Originalzeichnung von Theo Zafsch.)



Im Staunbeis. „Probier'n mir's halt amol mit'n 'Apfelsaft!' — Auf dem Pflasterstandplatz. Der „Wasserer“ bringt seinem Chef allen Heißpelt entgegen, aber sein Krügel? — net um die Burg!“  
 — Auf der Jagd nach dem Krügel. „Der arme Herr Sechsmater auf dem Schwitz- und Leidenswege nach einem Gasthause, in dem es noch Bier gibt.“ — Der gute Familienvater. Der Herr Huber geht mit den Kindern ins Gasthaus, weil per Person ein Krügel Pils gerechnet ist. Das gibt sechs Krügel und läßt einen Familienzuwachs in freundlicherem Lichte erscheinen.



38. Folge.

Sonntag, den 17. September 1916.

XXIII. Jahrgang.

**Herr Stützerl als Landsturmmann.**

Wiener Skizzen von M. K. S.

Herr Stützerl rückt ein.

Endlich war's Ereignis geworden: Herrn Stützerls Wunsch, dem Vaterland nicht nur durch namhafte Zeichnungen von Kriegsangelegenheiten und bedeutende Spenden für die Kriegsfürsorge, sondern auch mit Aufopferung seiner gewichtigen Persönlichkeit zu dienen, ging bei der letzten Musterung in Erfüllung. Jedesmal war er bisher wegen seiner Leibesfülle zurückgewiesen worden, war immer tief gedemütigt und in seiner männlichen Eitelkeit verletzt zu seiner Mitschi heimgekommen, die ihrem „Peperl“ kurzweg alle „Schneid“ abspach, so daß Herr Stützerl allmählich an schwärzester Melancholie litt.

War es vielleicht dieses Leiden oder waren es die fleischlosen Tage, die Frau Stützerl von allem Anfang an als gute Patriotin streng einhielt — kurz, Herr Stützerl nahm ab. Seit einem halben Jahr hatte Meister Dworaczek wiederholt damit zu tun, die Stützerlschen Anzüge — und deren gab es mehr als ein Duzend — kunstvoll zu verengern. Frau Stützerl wurde mit der Zeit doch ganz besorgt um die Gesundheit des Gatten. Als die Präzisionswaage in der Karolus-Apothekense eines Tages eine Gewichtsabnahme von 16 Kilogramm an den Tag brachte — Herr Stützerl wog nun nur mehr 100 Kilogramm! — bekam Frau Mitschi einen Nervenanzug und erklärte unter konvulsivem Schluchzen, entweder sei die Waage in der Karolus-Apothekense ein „allendiges Krippelg'spiel“ oder sie sei auf dem besten Wege, bald Witwe zu werden. Nachdem die erste Behauptung sich durch Abwägen des mutmaßlich ernst Erkrankten auf noch sechs solcher Präzisionswagen als falsch erwies — Herr Stützerl wog in der Tat nicht mehr als 100 Kilogramm — erlitt Frau Mitschi einen neuerlichen Weinkrampf, währenddessen eine Folge höchst logischer Gedanken durch ihr heftig arbeitendes Gehirn ging. Die schönen Jahre, die sie an der Seite ihres Pepi verlebte, seine Gütmütigkeit, seine liebende Sorge um ihr Wohlergehen — all das zog blitzschnell wie ein Kinoanfilm an ihrem geistigen Auge vorbei. Daß sie ihn nun etwa bald verlieren werde — an welcher heimtückischen, zehrenden Krankheit, das würde die genaue Untersuchung bei einem berühmten Internisten wohl dartun — und daß sie vielleicht bald in tiefes Schwarz gefleidet gehen werde — schwarz! Die Farbe, die ihr am wenigsten stand — waren die weiteren Erwägungen, die Frau Mitschi fortwährend bittere Tränen auspreßten.

„Peperl!“ schluchzte sie, „mir geh'n morg'n zum Professor Ortner, in die Privatordination natürlich. Das is nix, wann d'r Mensch a so rapid abnimmt. Das is die Auszehrung.“

Ein neuer Weinkrampf unterbrach die weitere Diagnose.

Herr Stützerl drehte sich vor dem Türspiegel des Wäschekastens langsam hin und her, fuhr mit der „Grüblerhand“ langsam über seine Vorderfront, prüfte die Weste, die allerdings nicht so stramm wie früher paßte und sagte:

„No, no, gar a so „ausgezehrt“ schau i do no net aus. Die andern Leut' merket'n dann do a was. D'rweil haben s' mi no allerweil 'n „Fettfleck“. Frau Stützerl fuhr entrüstet aus ihrer ersterbenden Stellung auf der Ottomane empor.

„Wer sagt a so von Dir?“

„Wer? Alle. Meine Spezi in'n Kaffeehaus und bei'm „Grünen Papagei“. No, und vor acht Tag'n, wiar i ruhig durch die Gass'n geh, sagt ane, die grad' in'n Greisklerlab'n bei der Tür steht, zu der Greisklerin: „Na alsdann, da geht'r wieder der Fettfleck. Daß'r si' net schamt in derer schmalz- und fleischarmen Zeit! Andere san scho' wia Haut und Baner, und der tuat si' mäßen!“ Gibt es, und Du disputierst mir d'Auszehrung 'nauf.“

Frau Stützerl war sprachlos.

„Und das hast Du g'fall'n lassen?“ fragte sie dann.

„Was hätt' i denn tuan soll'n? Sofort auf a Skelett abmagern oder wiar a Mumie einschrumpfen kann i do' net. I bin ja ka' indischer Fakir, nur a Wiener Hausherr.“

„Derer ordentlich sag'n hätt'st es soll'n?“

„I wüßt net was. Das weißt: Mein'weg'n rauf i mi mit d'Russen oder Serb'n oder Kaelmader. Aber mit böse Weiber — na. Dank schön. I hab Spundus! Uebrigens — morg'n kann i net zum Professor geh'n. Morg'n komm i zur Musterung.“

„Mu—ste—rung!“ hauchte Frau Mitschi. „Scho' wieder?“

„Ja,“ nickte Herr Stützerl gleichgültig.

„Is bei Dir eh nur a Formalität. Hab'n s' Di net g'halt'n, wias D' pumperlg'und und wuzerbid' warst, werd'n s' Di jetzt als a kranker erst recht net nehmen.“

„Das werd'n mir erst seh'n!“ sagte Stützerl, und seine schwarzen Neuglein blickten erwartungsvoll. Er drehte sich nochmal vor dem Spiegel und strich seinen festen schwarzen Schnurrbart.

Sie schaute ihm mitteilidig zu.

„Wia die Männer eingebilbet san,“ dachte sie. „Ob' s' g'und san oder auf d'r Krepier — sie bleib'n si' gleich.“

Am andern Tag kam Herr Stützerl mit einem mächtigen Silberstrauß am grauen Seidensitz heim. Und diesmal war's keine „aufg'steckte Bug“, wie einmal, vor einem Jahr, wo er die Mitschi absichtlich getäuscht hatte, diesmal war's ernst: Josef Stützerl war tauglich befunden worden zum Dienst mit der Waffe.

Frau Mitschi fühlte seit jenem Moment eine allgemeine Körpererschütterung. Sie war so geschlagen wie die Russen im Mai 1915 in Galizien. Denn nun war es behördlich, noch dazu militärbehördlich festgestellt, daß ihr Pepi pumperlg'und sei, sie sich also entschieden blamiert hatte. Solch eine Blamage verstand Frau Stützerl nicht, denn sie war eine von denen, die immer alles am besten wissen. Die Hoffnung, daß man den Pepi bei der Präsentierung als kranken Mann erkennen und heimgeschiden werde, hielt sie indes noch aufrecht. Als aber Herr Stützerl sehr vergnügt nach Haus kam und gleich den Meister Dworaczek mitbrachte, der um den wie ein Triumphator dastehenden Stützerl demutsvoll herum-budelte, maß und schrie, schrieb und maß, als Frau Stützerl schöne feldgrüne Uniformstücke erblickte, von denen ihr Mann selbstverständlich das teuerste und feinste auswählte — da wußte Frau Mitschi, daß es Ernst sei, bitterer Ernst.

Und als Pepi endlich strahlend vor Stolz und Eitelkeit als Soldat vor ihr stand und wunderschön Front machte, schaute Frau Mitschi mit der Miene eines trauernden Engels auf den Gatten.

„Mei' armer Pepi!“ seufzte sie. „Wia lang wirst die Strapazen aushalten!“

Pepi aber lachte ganz herzlos und beschäftigte sich mit dem Packen seines eleganten Koffers. Es war ein richtiger rindslederner Offizierskoffer, würdig, die Uniformen eines Generals zu bergen. Herr Stützerl legte eigenhändig ein halbes Duzend seiner rohsiedenen Hemden, bitto Unterhosen, brauner Florsocken, ein Duzend Reineinwaschentücher, bitto Handtücher und zwei Schnurrbartbinden, mehrere Paare Havannavirginier und den echten Meersehaumstiefel, ein Feuerzeug und einen Rasierapparat, gutriechende Toilette-seife, Zahn- und Nagelbürste, Frisiergarnitur und eine kleine Reiseapotheke in den Koffer. Frau Mitschi stand mit traurigem Gesicht dabei und sah jedem Stück mit einer Miene nach, als würde ein Loter in den Sarg gelegt.

„Vielleicht is all's umsonst!“ tröstete sie sich selbst.

„Wirst ja eh' g'haus schlafen können.“

„Kann m'r net wissen,“ meinte er vorsichtig.

Sicher is sicher.“

„Die neue Uniform ziagt m'r aber net glei' an, hörst? Die bleibt da. Zum Numaruttschen auf d'r Erd und in der Kofen' is a ararische a quat.“

Herr Stützerl nickte und war folglos, wie ein ordentlicher Ehemann es sein soll: er rückte als Zivilist ein. Auch bezüglich des Anzuges herrschte die rührendste Einigkeit zwischen den beiden Gatten: Herr Stützerl kleidete sich in ein hoffnungsvolles Grün, was seine Stimmung am Einrückungsmorgen deutlich zum Ausdruck brachte. Frau Mitschi aber fand, daß „Peperl“ in dem Sportanzug besonders blaß und mager aussehe und hielt daher diese Wahl für sehr glücklich. Nur wegen der zu wählenden Kravatte wäre das schöne Einvernehmen bald getrübt worden. Er wollte den borbeerroten Selbstbinder, sie die feierlich-grüne Touristenschleife. „Grelles Grün macht ja so blaß,“ dachte sie. Pepi gab, nach, obwohl er das „graue Schlipfel“ nie hatte leiden können. Aber es war eine weiche Abschiedsstimmung über ihn gekommen und so erfüllte er den „letzten Wunsch“ seiner Mitschi.

Das Frühstück war ein wahres Gentermahl.

Außer dem Kaffee gab's heute Schinken und Wurst, und zu dem selbstgebackenen Brot Butter und Käse. Herr Stützerl ließ sich bereitwillig füttern. Während er

sonst oft geschimpft hatte, wenn seine Frau eine friedenszeitartige Mahlzeit herstellte, war er heute mit den lukullischen Gemüßen sehr einverstanden. Auch das belegte Butterbrot, das ihn Frau Mitschi noch in die Tasche steckte, nahm er freudig an.

„Weiß Gott, wann's D' heut' was kriagt!“ sagte Frau Stützerl wehmütig und „Peperl“ nickte mit einer Miene, als sollte er den leidenschaftlichen Aushungerern schnurstracks in die Arme laufen. Aber das war nur eine vorübergehende Stimmung bei dem neuen Landsturmmann. Der Gut sah unternehmend, ziemlich weit im Nacken, die glimmende Havannavirginier, das Lieblingskraut Herrn Stützerls, steckte zwischen den etwas zu üppigen Rippen und die Stimme Herrn Stützerls klang ganz kommandofähig: „Auf' jekt'n Bospischill' s is Zeit!“

Frau Stützerl verschwand und eine Minute später stand, das schmierige Klappel in der Hand, artig dienernd, der Hausmeister Wenzel Bospischil, seines Zeichens pensionierter Schustergehilfe, Pfäundner und Wächter über Ordnung, Sitte und Reinlichkeit im Stützerlschen Zinspalast, vor seinem Gebieter. Er legte angelehnt an die Wand, die er mit der Genialität eines Privatdetektivs erfaßte, sein verknittertes, verschmitztes Gesicht in bedauernde, Anteilvolle Falten, räusperte sich gerührt und trompete mit einem wahren Elefantentorgan:

„Alsdann ije Ernst! Gnädige Herr ruckte ein. Na alsdann, was werd'n ma anfangen allani, ohne gnädiges Herr! Wia wird trauern ganzes Hausel Nummer 28! Ja, Weiß meiniges sagte a...“

„Nehmen S' den Koffer und huttschen S' Ihna auf!“ befahl Stützerl rauh. Jetzt war keine Zeit zu Abschiedsreden. Die Mitschi hat schon wieder 's Sacktüschl in der Hand. So, da flennete sie schon.

„Peperl!“ schluchzte sie. „Peperl!“ Und hing mit dem ganzen Gewicht ihrer neunzig Kilo an seinem Hals.

„So geh' weg, der frische Kragen wird ja ganz verbogen!“ brummte der ungerührte Stützerl.

Der Bospischil erfaßte mit dem zarten Takt eines gebildeten jungen Mädchens die Situation und „huttschte sich“ dem Befehl gemäß mit dem Koffer hinaus.

Das Ehepaar war allein.

Jetzt überkam's aber Herrn Stützerl plötzlich übermächtig. Er schlang seinen linken Arm um seine heftig schluchzende Frau, den rechten hielt er wagrecht von sich gestreckt, denn in der rechten Hand hatte er die kostbare Havannavirginier, deren Wohlergehen er auch im Zustand heftigster Gemütsbewegung nicht aus den Augen verlor.

„Mitschi,“ sagte er, „bleib' brav, derweil i im' Krieg bin! Sei mei' gut's, treu's Weiber! Gel?“

„Peperl! Wia kannst nur a Minuten was anders von mir glaub'n! I sollt Di' vergessen, derweil's Du fürs Vaterland kämpfst!“

Herr Stützerl war über diese Antwort hocherfreut. Zum Zeichen dieser Freude und Befriedigung tat er erst einen mächtigen Zug aus seiner Virginia, gab dann Mitschi einen festen Kuß und ging sofort zum Mealen über:

„Und wann was is im Haus, verlaß Di nur am Bospischil. Der versteht alles. Der macht die wilbeste Partei zahm. Du wafst's ja. A Glück, daß m'r so an verlässlichen Menschen d'wisch hab'n. Wann m'r jetzt den allendigen Kerl no hätt'n, den Drahrer! I hab' a Nas'n g'habt, daß i'n aufig'schmiss'n hab', den frechen Menschen!“

„I bitt' Di, Pepi, red' in derer Stund' nig von den Gauner. Mir wird sonst no' schlechter, als ma eh scho' is. Der Grobian is ja endgültig abgetan.“

„Das is 'r,“ sagte Herr Stützerl fröhlich. „Gibt all's Unangenehme vergeht. A d'r heutige Tag wird vergeh'n. Nur vor dem graust m'r a bißl. Wann i amal fest drin bin — dann wird's fesck. Wirst scho' seh'n, was für a Soldat Dei' Pepi wird!“

Herrn Stützerls Augen blickten jetzt fröhlich.

„Alsdann pfirt Di' Gott, Weiber!“ sagte er.

„I wir' scho' was hör'n lass'n von mir!“

Und draußen war er.

Frau Stützerl stand beim Fenster und sah ihrem Mann nach, der schneller und elastischer als sonst dahinschritt, der lange Bospischil mit dem Koffer auf der Achsel ihm nach. Er war nicht der einzige, der heute einrückte. Die Gasse herauf kamen noch zahlreiche Männer und Burtschen, alle mit kleinen schwarzgestrichenen

berändert. Seit Eröffnung der Sinfonie im Westen,

### Feuilleton.

#### Wiener Brief.

Von Hans Tischbein.

Noch ist Sommerzeit im Herzen; noch haften in der Erinnerung die dunklen Zauber deutschböhmischer Wald-einsamkeit; noch sieht das innere Auge die reinen Linien ferner Höhen, die schweigend in den tiefblauen Abendhimmel tauchen. Aber die verlassene Bahnhofsallee der Provinzstadt, die, von dichtem Morgennebel umhüllt, winterliche Stadtwirklichkeit fühlbar macht, beerdigt die Träume, und der feingespinnene Daden der Sehnsucht reißt entzwei. Die erste Zeitung liegt auf dem ungedeckten Tisch, und es gibt wieder fettdruckte Telegramme und Briefe von oben bis unten, und keine Zigarre in ganz Westböhmen, bei deren zartem Rauch man nachstimmen könnte verlorenem Commere. Der Lokalfredakteur des er schilbert seinen Abonnenten den kommenden Herbst, macht sie zuvorkommend darauf aufmerksam, daß die Blätter vom Baum fallen, und daß man jetzt eigenlich nichts zum Kroste haben wird als das Stadttheater, das wieder unter der „bewährten künstlerischen Leitung des Direktors G.“ steht, der wieder seinerseits alles tun wird, dem Publikum eine reiche Auswahl der bestbesten Wiener Operetten, verschärft durch Komödie und „Kassiker“, zu bieten. Man fällt aus allen Himmeln. Ist's wirklich schon wieder so weit? Wird wieder Theaterangelegenheiten ihr Programm aus, und unerbittlich beweist dieses, daß unsere beliebtesten Textdichter noch leben und fleißig sind...

bemerkende sei. Darin liegt schon die Sicherheit des

sehen wir zu, was inzwischen anders geworden ist. Noch schafft und waltet Rainer Simons in der Volksooper, obgleich die letzte Saison für ihn gescheitert hat: er tut, als wüßte er nicht, daß im Theaterverein die Gejuchte sich häufen; nebenbei verspricht er große Dinge: ein Theater, das fünftausend Personen fassen kann und das auf neuen Prinzipien erbaut sein wird, eine Opernbühne, die auch Schaulspiele bringt und der vorläufig nichts fehlt als ein „geeigneter Platz“. Hoffnungen steigen hoch, und in das Gemüt eines Währinger Bürgers vermag niemand zu schmeicheln. War dieses „Theater der Kunst“ ein Schreckschuß? Werden sie erztirren und den Geheimen Hofrat Simons schließlic in Gnaden wieder einschließen in ihr verjüngliches Herz? Ein anderer Wiener Direktor hat schon die Koffer gepackt und ist ins Kolosseum über-gesiedelt, wo ehedem die Trapezkünstler heimlich waren und die Lokalsoubretten mit ihrem allabendlichen Ueber-schuß an Gefühl. Herr Dr. Kundt ist ein tapferer Mann; er fürchtet die Ausdauer Strahe nicht, die noch nie einen Theatermann rechtfertigen ernährt hat, und vertraut der Werbekraft großer Dichter, während sein Nachfolger in der Volksooper kaum noch über die ersten Entschlüsse hinaus ist. Das andere Varieté, das so lange mit dem Feuer gespielt hat, bis es der Operette verfiel, wirft jetzt vollends die Maske ab. Oskar Straus ist Herr des Monarchentheaters geworden und wird zunächst sich selbst wieder zu beleben, obwohl der Librettist, ein Humorist von Beruf, dagegen protestiert, weil er empfindet, daß die Kriegszeit wenig dazu taugt, Siegfried in der Karikatur zu zeigen. Nicht jeder Humorist tut so ernst, aber es nützt nichts: die „Lustigen Nibelungen“ eröffnen die Monarch-spielzeit mit fremden Bühnen entliehenen Kassen; neben ihm Burg ein Burgtheater, und neues Operettenleben blüht aus den Varieteeinheiten. Das Beispiel des Herrn Tiber lockt die stärksten Charaktere; das „Apollo-Theater“, das zwischen artigen Gesanten und einer Feuerstauerfamilie

Forderungen, die beim Friedensschluß erzv

den Herrn Gosschauspieler Korff auftreten ist alle Operettenferne durch Riesengagen an sie geteilt. Die Zwergen und der Werner singen und tanzen drüber in einer Operette, die das Problem einer reichgeordneten Köchin und eines gewandten Kinonstruierers glücklich löst. Ich habe das Kunstwert nicht gesehen, aber wunderbar fand ich's, daß Frau Zwergen einige Zeit vorher in einem elegischen Interwiew erklärt hatte, sie lehne sich aus den Niederungen der Operette (im Carlstheater) nach höherer, reinerer Luft und nach edleren Aufgaben, die sie nun, in der Operette „Arischula“, gefunden zu haben scheint. Den Flug von der „Ersten Frau“ zu „Arischula“ nach Gebühr abzuschätzen, wer vermöchte es, wüßte er nicht, daß „Arischula“ dreimal so viel Gage bezieht? Erinnert Euch des reichen Juden, der zu seinem Arzt anlässlich eines leichten Unwohlseins seufzend sagte: „Sieber noch einmal soviel Geld, Herr Doktor, aber gesund!“... Kaszt, o Schauspielere, die eihischen Beflemmungen nicht auf Euch wirken, und jagt nicht, daß Ihr ins Kloster wollt, wäh-rend Euch die Partien des Apollotheaters offen stehen! Tut, was Euch beliebt, aber ohne die Maitise der Jugend und das Geklapper der Neve...

Zum Stadttheater hat Herr Jarno ein neues Stück von Melchior Lenghel gebracht. Kein Stück von denen, die der ungarischen Dramatik stärkste Seiten zeigen, aber doch, in seiner altertümlichen Einfachheit, eine liebens-würdige Komödie über das unanschöne Thema Welt. Lenghels „Längerin“ steht über dem Mann, den sie liebt; das ist ihr Merkwürdiges, dem Frauen dieser Art haben eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem „geistigen Mann“, den sie so groß und selbstlos lieben, wie sie wünschen würden, daß er sie liebt. Diese Längerin aber sieht einen Jüngling, der nichts Liebeshändiges an sich hat als den Namen Láslo, sonst aber gakt verfaßt wie eben ein Mann der höheren Klasse, brutal, aufrichtig erst,

## Von Küchen und Kammern / Wiener Brief.

September 1916.

Kürzlich brachte ein Wiener Montagsblatt ein beißendes Spottbild auf unser deutschpolitisches Leben. Der Obmann des reichsrätlichen Deutschen Nationalverbandes, der im Besitze eines stattlichen blonden Prophetenbartes ist, war als Kaiser Rotbart im Koffhäuser dargestellt, wie er im Halbschlaf seine Mannen fragt: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Und auf die bejahende Antwort erwidert er befriedigt: „Da können wir ruhig noch weitere hundert Jahre schlafen!“ Dieses Bild gab einer Stimmung Ausdruck, die sich in weiten Kreisen gebildet hat. Man versteht es nicht, warum die Einschläferung unseres parlamentarischen Lebens eine so vollständige sein soll während dieses Krieges, man wünscht manchmal etwas zu hören von den Männern, denen das Vertrauen der Wähler ein öffentliches Amt übertragen hat, wünscht zu wissen, wie sie über die Lage des Vaterlandes und über die künftige Stellung des Deutschtums in der Monarchie denken. Der Umstand, daß in Ungarn ein überlautes parlamentarisches Leben fortbesteht, hat diese Stimmung in der österreichischen Reichshälfte noch vertieft, und sie macht sich eben Luft, wo sie kann. Der von allen Seiten angepriesene Deutsche Nationalverband hat endlich eine Sitzung gehalten und durch seinen Vorsitzenden geantwortet: Man dürfe nicht glauben, daß er untätig sei, weil nichts in der Zeitung stünde! Damit deutet er die Schwierigkeiten bloß an, die andere Abgeordnete schon wiederholt zum Ausdruck gebracht haben. Die Zensur ist aber doch wohl nur eines der Hindernisse für die Abgeordneten, sich zu äußern. Das andere ist die Machtlosigkeit ihres Wortes, die Nutzlosigkeit jeder außerparlamentarischen Betätigung. Daß unser zisleithanischer Reichsrat schon lange vor dem Krieg mit seinem Vatein zu Ende war, daß er durch die böswillige Arbeitsstörung der Tschechen lahmgelegt und zur Schließung gebracht wurde, das ist der Urgrund des jetzigen Zustandes. Und wer gerecht sein will, muß zugestehen, daß diese Lage gerade während des Krieges nicht geändert werden konnte. Ein Reichsrat, von dem keine e i n i g e Kundgebung für die Verteidigung der Monarchie gegen die äußeren Feinde erwartet werden konnte, durfte nicht einberufen werden. Man mußte ihn ausschalten von jeglicher Mitarbeit am Kriege.

Ungarn hat angeblich einen national einheitlichen Reichstag. Der deutschen Minderheit in Oesterreich wurde die Vorkherrschaft, die sie besaß, genommen, der madjarischen Minderheit in Ungarn ist sie geblieben. Die Oesterreicher erhielten das beglückende allgemeine Wahlrecht, in Ungarn haben unter 20 Millionen Einwohnern noch immer bloß 900 000 das Stimmrecht. Es ist, als hätte man da und dort die Probe machen wollen auf die entgegengesetzten Regierungsformen, auf die überlieferte Form des Privilegienstaates und auf die des neuzeitlichen Staates einer gemäßigten Demokratie. Die Doppelmonarchie ist zurzeit ein geradezu klassisches Beispiel für beide Formen. Hier die Ruhe des politischen Kirchhofes, jenseits der Leitha das laute Gerassel der Adelsrepublik. Wien ergötzt sich jetzt wohl an diesem Gerassel eines staatsrechtlichen Froschmäuselkrieges, an diesem hohlen Gelärme von Berufspolitikern, die auf dieser lieben Welt kein anderes Geschäft haben als das Vaterland zu retten, aber es denkt mit Schrecken an die Möglichkeit, daß auch hier in Wien ein ähnlicher oder noch schlimmerer Reichsrat tagen könnte. „Lieber keinen!“ sagen sich die Vaterlandsfreunde in Oesterreich. Aber sie sagen sich auch, daß es viel schlimmer in ihrem national gemischten Reichsrat kaum zugehen könnte, als in dem einheitlichen in Ungarn. Und sie verurteilen schonungslos die Unbekümmertheit, mit der der politische Parteikampf mitten in einem so schweren Kriege in Ungarn weitergeführt wird.

Wie würdevoll benimmt sich im Vergleich mit diesen oppositionellen Värmachern das Völklein der Siebenbürger Sachsen, das wohl am härtesten betroffen wurde durch den Einbruch der Rumänen. Sie sind auf der Flucht, sie haben ihre nahezu achthundertjährigen Siedlungen im fernen Osten geräumt und ihr Hab und Gut, ihr ganzes Kulturleben ist in Gefahr. Aber sie halten sich nicht auf mit Anklagen, sie sammeln und organisieren sich in der Fremde, sie arbeiten werktätig an der Milderung des Unglücks, das sie betroffen hat. Wenige sind bis zu uns nach Wien verschlagen worden,

sie haben ihr Zentrum nach Ofen-Best verlegt und sich in die ungarischen Mittelstädte verteilt. Bis nach Raab, Preßburg und Udenburg sind sie verstreut. Das Hermannstädter Komitat amtiert in Arad in Südungarn, der Sachsenbischof D. Teutsch, die sächsischen Politiker, die Banken, die Professoren und wohl auch die Mehrzahl ihrer Schüler sind in Best. Die Raiffeisenkassen und sonstigen volkswirtschaftlichen Hilfsorganisationen arbeiten bereits an anderen Orten, und jeder Flüchtling findet Anschluß an die heimatischen Hilfsquellen, Kredit und Unterstützung. Ein eigenartiges Unterkommen fand das führende „Deutsche Tageblatt“ der Siebenbürger Sachsen, das jetzt im Rahmen des „Bester Mond“ erscheint. Eingelapset in dieses große Zeitungsunternehmen, erscheint es nicht etwa als Beilage, sondern in einer besonderen Ecke des redaktionellen Teils als selbständige provinzielle Zeitungspersonlichkeit, nur den sächsischen Interessen dienend. Diese Gastfreundschaft ist eine der eigenartigsten und klügsten geschäftlichen Erscheinungen, denn die Sachsen und ihre Freunde müssen jetzt Abnehmer des „Bester Mond“ werden, mit dessen politischer Richtung sie sonst nicht gerade zu harmonisieren pflegen. Auch in Wien hat sich ein Ausschuß zu bilden versucht für die Siebenbürger Flüchtlinge, aber der ungarische Minister am Wiener Hoflager riet den Flüchtlingen ab von dem Aufenthalt in Wien oder der diesseitigen Reichshälfte, da nur innerhalb der ungarischen Grenzen von der ungarischen Regierung etwas für sie getan werden könnte. Und so kam der Versuch über ein Kaffeehausgespräch nicht weit hinaus. Trotzdem ist die Teilnahme eine allgemeiner, und es wird auch nicht an Beiträgen zur Umdenkung der Bildung eines wirkungsvollen großen Ausschusses in Wien standen wohl noch andere Bedenken gegenüber, denn es handelt sich ja in der Hauptsache um evangelische Flüchtlinge. Man erinnert sich jetzt wieder der seltsamen Tatsache, daß heuer im Frühling mit großem Lärm ein Ausschuß zur Rettung der galizischen Kinder gebildet wurde, und daß es in ihm wohl Abteilungen gibt für römisch-katholische, für griechisch-unierte und für jüdische Kinder, nicht aber für evangelische. Das Warum ist unerklärlich, denn es gibt ja wohl auch deutsch-evangelische Gemeinden in Galizien und der Bukowina. Und aus der letzteren Provinz sind diese Armen jetzt zum zweiten, mancher zum drittenmal auf der Flucht. Kurzum, die maßgebenden evangelischen Kreise blieben jenem Frühlingsschuss fern, und die jetzige Wiener Aktion für Siebenbürgen kam bis zur Stunde auch nicht in Fluß. Sie wurde mit dem Hinweis, daß es eine ungarische Angelegenheit sei, von ungarischer amtlicher Seite zum Stillstand gebracht. . . .

Wien ist jetzt voll. Aber es geht so gut wie nichts vor in dieser großen Stadt. Die Flüchtlinge aus dem Osten haben sich gegen das Vorjahr wieder etwas vermehrt, die Theater hoben ihr neues Spieljahr etwas früher als sonst eröffnet, die Schulen tun dasselbe. Im übrigen beschäftigt sich die Menschheit ausschließlich mit ihrem leiblichen Wohl. Die Kunst, sich zu versorgen und seine bescheidenen Wünsche an das tägliche Brot zu befriedigen, wird mit allem Scharfsinn betrieben, und sie nimmt mehr Geisteskräfte in Anspruch als jedes andere Geschäft. Langsam hinkt unsere Organisation der Lebensmittelzuweisung hinter der reichsdeutschen her. Jetzt sind auch wir endlich bei der Fett- und Butterkarte angelangt, aber nur in Nieder-Oesterreich. Wer aus Ober-Oesterreich Butter bezieht, bleibt ungeschoren. Und auch die Fleischkarte steht noch aus, damit wird noch immer nicht gespart. Man hat uns zwar von zwei auf drei fleischlose Tage gefeiert, aber die Bürgerschaft dafür, daß sie eingehalten werden, übernimmt niemand. Es gibt eine Kommission, die vor einiger Zeit in den Wiener Sommerfrischen Stichproben machte auf die fleischlosen Tage, und sie erlebte ihre blauen Wunder. Es setzte allerlei Strafen, aber der tollste Fleischverbrauch nimmt weiter seinen Fortgang; wer seinen täglichen Braten bezahlen kann, der hat ihn. Wein Nachbar auf dem Lande verkaufte kürzlich eine alte Kuh, die keine Milch mehr hergeben wollte, um zweitausend Kronen, ihr letztes Kalb um vierhundert Kronen, und er erwarb dafür eine herrliche Wiese. Der Mann lacht sich den

Budel voll, denn er hat die Kuh vor zehn Jahren um sechzig Gulden erworben. Sie verzinst dieses Grundkapital hundertfach und ist ihm jetzt noch eine Wohltäterin geworden. Er wünschte den Wienern, als die Kuh vom Fleischerjungen fortgeführt wurde, von ganzem Herzen einen guten Appetit.

Leute, die etwas von Volkswirtschaft verstehen, meinen, die Enthaltbarkeit vom Fleisch sei zu dieser Zeit die einzige Möglichkeit, ein so wichtiges Lebensmittel zu sparen und seine Preise auf vernünftiger Höhe zu erhalten. Am Fenster des Gasthauses meines Sommerdorfes bei Wien hängt ein Speisentarif, und da steht obenan: „Ein Braten mit Beilage 8 Kronen.“ Unter der Beilage kann man sich ein paar Kartoffeln denken oder etwa einen Gurkensalat, sonst nichts. Wenn ich nächstens da einen Braten essen sollte, werde ich mir die dürftige Speisefarte als Beilage ausbitten, um sie an ein Museum zu verkaufen. Vielleicht komme ich dann auf meine Kosten. Das Wiener Stadtmuseum sammelt bereits derartige Dinge: So zum Beispiel Schuhsohlen, auf denen man eine volle Woche mit trockenen Füßen gehen kann, wenn es nicht regnet. Auch von den im Gebrauch stehenden Holzsohlen hat sich das Museum schon einige Paare gesichert. Die letzte Kaisersemmel aber, die in Wien gemacht wurde, steht bereits unter einem Glassturz als besondere Sehenswürdigkeit. Sie wartet sehnsüchtig auf ihr Gegenstück: die erste Semmel nach dem Kriege. Was dann zwischen diesen beiden Musealstücken liegt, das wird man einst die Geschichte des großen Auswanderungskrieges nennen. Wir haben noch wenig von ihm gespürt, aber er kommt vielleicht noch, wenn wir so fortwirtschaften wie bisher. Daß dieser Hungerkrieg uns nur täftigt für den Kampf ums Dasein, das behaupten unsere kleinen Sozialreformerinnen in den Hausfrauenvereinen schon jetzt. Nun weiß man, wie man es auch im Frieden machen muß gegenüber den Preistreibern, sagen sie. Was waren das einst für Geschichten, als das Kilogramm Rindfleisch, das jetzt 10 Kr. kostet, auf 2 Kr. stieg und 2 Kr. 50! Umzüge wurden veranstaltet, Volkskundgebungen, nutzlose Beratungen zwischen Ministern und den Führerinnen fanden statt. Und als diese das Publikum zur Selbsthilfe aufforderten, es baten, sich wöchentlich ein- oder zweimal des Fleischgenusses zu enthalten, wurde das als unausführbar bezeichnet. Der Versuch scheiterte kläglich. Die Frauen prophezeien aber, daß dies künftig leicht erreichbar sein würde, all ihre Anhängerinnen seien jetzt durch den Krieg geskult. Und sie glauben durch diese Schulung das unsehbare Mittel in Händen zu haben, die Kriegspreise nach dem Frieden wieder auf die frühere Stufe hinabzudrücken.

Schmerzlich hat die Wiener die jetzt angeordnete Verminderung der Bierzeugung betroffen. Die Anordnung, nur am Abend Bier auszuschenken und keinem Gast mehr als ein Krügel zu geben, war für viele der schwerste Schlag dieses Krieges. Nur ein Krügel! In München hätte man in einem solchen Fall sicherlich eine Maß zugestanden, sagen die Biertrinker. Das habe der Wiener davon, daß er immer so bescheiden war und sich mit einem Krügel als Normal-einheit begnügte. Daß man sich dieses Krügel fünfmal füllen ließ, davon schweigt man jetzt lieber. Nun ist die Kriegs-ernte für die Weinbauern gekommen. Und für die Mineralwässer. Der „Spritzte mit Gieß“ wird die fehlenden Krügel zu ersetzen haben.

An unseren Fronten draußen herrscht gute Stimmung. Alle Feldbriefe beweisen es und die Urlauber erzählen es, daß der rumänische Verrat an uns die Kriegslust überall gehoben habe. So wie beim Ausbruch des italienischen Krieges ist es auch jetzt. Und ernsthafte junge Männer, Juristen, die als Offiziere draußen stehen, sagen, sie hätten sich derart an den Krieg und das bunte Leben, das er mit sich bringt, gewöhnt, daß sie sich eine Rückkehr in die Enge ihres früheren Berufes, in die Banalität des Alltags gar nicht mehr denken können. Sie hätten entdeckt, daß Krieg der natürlichste Zustand für den Mann wäre. Dieses Wort verdient im sechs- und zwanzigsten Kriegsmonat auf ein besonderes Blatt gebucht zu werden, es eröffnet allerlei soziale Ausblicke in die Zukunft. Und es könnte auch unseren Feinden zu denken geben.

Arbeiterz

„Wofür hat man denn seine Helben?“ gab er Dir zu verstehen, „wenn sie eine nicht von ihren Heldentaten lang und breit berichten?“

„Heldentaten?“ hast Du Dich bescheidenlich gewehrt, ich weiß nichts von diesem steifen Leinen, ich weiß nur von meiner Pflicht.“

„Aber sind Sie nicht tagaus, nachtein in nassen Gräben...?“

„Das war keine Heldentat, das war Befehl.“

„Und haben Sie nicht dreimal Sturm gelaufen, als...?“

„Ei natürlich — als wir sie das erste- und das zweitemal nicht rausgeschmissen hatten, drüben, mußten wir halt dreimal laufen.“

Dann dampft Dein Zug in die Bahnhofshalle Deiner Vaterstadt. Mit feierlichen Mienen stehen Deine Freunde auf dem Bahnsteig.

„Wir wissen,“ sagen diese Mienen, „was sich einem Helben gegenüber gehört.“

„Grüß Gott beinand!“ winkst Du ihnen im Einfahren fröhlich zu, wie Du's vor dem Kriege gewohnt warst: herzlich, mit gelösten Zügen. Aber edig stehen sie da wie Dorfgemeinderäte, die der Fürst allzu leutselig begrüßt, die aber trotzdem wissen, was dem hohen Herren zukommt. Einer von Deinen Kameraden — gerade der, mit dem Du einst am ungewungensten und am vertrautesten warst — setzt an zu einer offiziellen Rede:

„Wir begrüßen dich in deiner Heimat und sind stolz auf dich, den Helben...“

„Depp... damischer... lieber...!“ steigt es Dir in Deine rauhe Kehle. Aber das Schmalz des Wortes „Helb“ ist Deine ärgerliche Gurgel wieder glatt.

Es wird sich schon noch geben, denkst Du, wenn wir erst mal fünf Minuten beieinander sind. Einstweilen heißt es mit den Steifgewordenen steif den Bahnsteig hinuntersteckeln und sich heldisch unterhalten.

„Wir können dir gar nicht sagen, wie stolz wir sind auf dich.“

„Des habts mir heut schon zweimal g'sagt,“ fährt's Dir nun doch heraus.

„Man kann es gar nicht oft genug sagen, einem solchen Helben gegenüber...“

Du schaust Dich um, als sprächen sie zu einem anderen.

„Nein, dich meinen wir, den Helben!“

Da versuchst Du es mit einem alten Mittel:

„Kommt, Kameraden, jetzt trinken wir mitanand a Halbe Bier beim Schottenhamel, mödts?“

Sie sehen Dich halb erfreut und halb verlegen an. Eine Halbe Bier? Gewiß, dafür waren sie immer, im Frieden wie im Kriege, zu haben, sie, die keine Helben darzustellen hatten... aber Du, der Helb, jetzt gleich als erstes in der Heimat eine Halbe Bier?

Aber dann gehen sie doch mit. Vielleicht gibt's außerdem Bier dort auch Musik. Die könnten sie ja zu einem Tusch auf Dich herüber, wenn sie Dich, den Helben, leben ließen...?

Es gibt Musik. Aber sie kammert sich, wie Du mit Behagen feststellst, den Teufel um einen heldischen Tusch, sondern spielt unentwegt die alten Weisen: „So lang der alte Peter...“ und „Hier sind wir so fröhlich beisammen...“ So daß Deinen Kameraden nichts anderes übrig bleibt, als selbst den Tusch zu machen. Zuerst ein wenig räuspern in der Kehle drunten, bitte, und ein wenig offizielle Rührung hinauf in die Augen, bitt — e... so jetzt:

„Wenn du auch dein Helbentum verbirgst, mein Vieber, so haben wir doch gehört...“

Wieder schaust Du bei dem „Helbentum“ über Deine Schulter. Dort arbeitet die Kathi im Schweiß ihres Angesichts mit den schweren Maßkrügen — sollte das vom Helbentum auf sie gemünzt sein? Oder auf den Schenkelkellner weiter hinten, der in unentwegter Pflichterfüllung an den angestammten Bierfassern hantiert, trotzdem die Russen im Osten und die Franzosen im Westen seit zwei Jahren wütend gegen die Heimat und ihre Güter rennen?

„Verstell' dich nur nicht — wir wissen recht gut, daß du dein Eisernes nicht umsonst bekamst.“

Dein Eisernes? Umsonst? Du mußt Dich erst besinnen. Nein, nicht umsonst, Du hast es natürlich zahlen müssen. Es hat Dir Blut gekostet. Nicht sehr viel. Ein Viertel etwa, als in den Halbkreis vor Dir hineingeht, mehr nicht.

„Und meint's Du etwa, wir wüßten nicht, was es heißt, da draußen zwei Jahre lang mit glühender Begeisterung gegen den Feind...“

Jetzt wird's Dir doch zu viel. Auf den Tisch haust Du.

„Begeisterung?!“ ruffst Du, und dabei ist Dir Dein Goethe eingefallen, den Du in stillen Stunden draußten kennen lerntest aus den dünnen Heften: „Begeisterung ist keine Seringsware, die man einpöfelt auf einige Jahre,“ sagt er.

Sie schauen Dich erstaunt an: „Aber warst du denn draußten nicht begeistert?“

„Nein, Kinder, zwei Jahre lang in einem Stüb' begeistert, daran wäre ich am dritten Tage daraufgegangen. Mit der Begeisterung ist einem selbst gedient in seltenen Augenblicken... das Vaterland braucht mehr — das Vaterland braucht stille Pflichterfüllung — Pflichterfüllung ohne Worte und mit einem langen Atem...“

„Aber das ist... hm, das wäre doch nicht weiter... hm, nicht weiter heldenhaft?“

„Kathi, zahl'n!“ ruffst Du enttäuscht. „Ach, Kathi, nun hab' ich geglaubt, es wäre Bier, gutes Bier, was ihr da aus-schenkt... und derweil ist es lauter... lauter saure abge-standene Helbentatigkeit... das halt' ich nicht mehr aus... Psüat Gott beisamm'!“

Draußen, allein für Dich, wird Dir wieder wohl, umso-mehr, als Dir eingefallen ist, Du wollest doch auch Deine Braut überraschen.

Sie wohnt draußen in der Vorstadt. Vergnügt wanderst Du eine Straße entlang, in der nur auf einer Seite Häuser stehen. Auf der anderen ist noch ein Graben. Ein armer

Graben mit ein wenig Wasser drin. Und auf einmal ist Dir — Du weicht selbst nicht, warum — in den Sinn gekommen, daß Du als Junge gar zu gern über solche Gräben sprangst, hinüber und herüber: Wie, wenn Du jetzt mal sehen wolltest, ob vom langen Schützengrabenkrieg da draußen Deine Beine noch nicht steif geworden sind?

Du schaust Dich um. Dahinten kommen ein paar Bürger mit zeitgemäß gemessenen Schritten. Ob die Anstoß nehmen könnten? Ach was, laß sie Anstoß nehmen und nehme Du Dir einen Anlauf... hopplahopp... schon bist Du draußen — prächtig ging das noch... hopplahopp... und herüber bist Du auch schon wieder. Nein, hat das mal wohlgetan!

Aber Du hast nicht nur gute Füße, Du hast auch ein feines Ohr.

„Gerr Kollege,“ hörst Du den einen Bürger zum anderen sagen, „sehen Sie nur, was der Soldat dort vorn für sonderbare Sprünge macht!“

„Ja, und dabei hat er noch das Eisernes... der arme Kerl muß verrückt geworden sein... ja ja, die Schreden draußen... der arme, arme Helb...“

Ein paar Häuser noch... so, da wohnt Deine Braut mit... ach ja, mit ihrer Tante. Du läutest. Dein Herz, Dein junges Herz, hat mitgeläutet, so schnell wie der kleine Hammer auf der elektrischen Glocke da oben. Welch ein Glück, sie selbst macht auf.

Umarmen willst Du sie, küssen willst Du sie... Herrgott, was nicht alles Du auf einmal willst... aber da steht schon die Tante:

„Ach, da ist ja unser junger Helb aus dem Felde zurück... das freut uns aber... willkommen, willkommen!... Ei, Kinder, gebt euch doch die Hand... ja ja, Frida, du kannst stolz sein, einen Helben als Bräutigam...“

Und von da ab gehst Du als erklärter Helb hübsch sittsam zwischen Deiner Braut und ihrer Tante durch die paar Uelaubstage in Deiner Vaterstadt. Manchmal hast Du freilich mitten auf der großen und belebten Straße, wo sie Dich und dein Eisernes spazieren führen, das unbändige Gefühl, als mühtest Du Dein Mäd'el plögl'ich herzhast küßend an Dich reißen: „Ich pfeife auf die Helbentatigkeiten, ich bin wie mein Vaterland: ich will mehr!“

Aber es geht nicht. Was würden all die Menschen auf der Straße sagen, die Deine Braut und ihre Tante grüßen, die Dich hawischen, den mit dem Eisernen, ehrfurchtsvoll müßgrüßen: „Sehet, welch ein Helb!“ Nein nein, es geht wirklich nicht. Du mußt sie ebenso ehrfurchtsvoll ertragen, diese steifen Gesichter, die so versucht an ein offizielles Zeichenbegängnis erinnern...

Zeichenbegängnis? Hatt, jetzt hast Du's. Ja, begraben wollen sie einen. Dich, den einfachen Soldaten, der unbekümmert seine Pflicht tat, wollen sie begraben, und einen aufgebügelten, stolzausgepöhlten Helben wollen sie aus Dir auferstehen lassen, den sie für ihren eigenen Hausbedarf nötig zu haben glauben...

Herrgott, wirst Du froh sein, wenn Du übermorgen wieder in den Schützengräben liegst! Wenn Du draußen kein glanzgebügelter Helb mehr zu sein brauchst. Sondern, was Du bist: ein Mensch.

### Humorist und Held.

Ein Brief ins Feld.

Lieber Kamerad!

Mich und meine Feder haben sie einmal, als ich gerade schlief, unter die Humoristen eingereiht — Reihe sieben, drittes Fach von unten, linkes Schubfadel, vordere Ecke rechts. Und hinten hinauf haben sie mir ein Zettel gepappt, damit, auch wenn ich mich einmal ohne Erlaubnis umdrehe, noch ersichtlich ist, was ich eigentlich bin, und ich nicht versehentlich in eine andere Reihe und in die falsche Ecke eines falschen Schubfadelers gelange, ich und meine Feder. Einmal habe ich's versucht...

„Ja was hat denn der in diesem Fach zu tun!“ hat es geheißt. „Gleich soll er machen, daß er hinkommt, wo er hingehört!“ Und dann haben sie mir auch auf den Bauch die Etikette geklebt, auf den Bauch, der laut dieser Etikette ein für allemal zu wackeln hat vor lauter Lachen.

Warum ich Dir das sage, lieber Kamerad? Je nun, mir will es scheinen, als wären wir Genossen von der Etikette Gnaden. Als hätten sie Dir, als Du im Schützengraben still im Anschlag lagst, auch von hinterrücks ein Zettel aufgepappt. Ein feuerrotes Zettel mit aufdringlichen Buchstaben: Helb!

Nachdem Du Deine Pflicht im Schützengraben tatest, bist Du, mit diesem Zettel auf dem treuen Buckel, nichtbahnend in den Heimatsurlaub gegangen. Und gleich hat es angefangen, schon unterwegs im Bahnabteil, wo Du nach langer Zeit wieder mal gemütlich in der Ecke sahest und die versteiften Beine etwas strecktest. Da haben sie Dich so sonderbar von der Seite angeschaut. Gesagt haben sie Dir es nicht sogleich. Aber aus ihren Augen hast Du es gelesen:

„Wie? So gemütlich sitzt ein Helb da?“

Erschrocken hast Du die ausgestreckten Beine wieder ausgezogen und hast Dich rasch in die gewünschte Position geworfen. Denn auf die Dauer muß auch der Eigenwilligste so sein, wofür die anderen ihn halten. Eine Zeitlang waren sie mit Dir zufrieden. Bis es einem auffiel, daß Du gar so schweigend seiest.

„Aber das ist... hm, das wäre doch nicht weiter... hm, nicht weiter heldenhaft?“

„Kathi, zahl'n!“ ruffst Du enttäuscht. „Ach, Kathi, nun hab' ich geglaubt, es wäre Bier, gutes Bier, was ihr da aus-schenkt... und derweil ist es lauter... lauter saure abge-standene Helbentatigkeit... das halt' ich nicht mehr aus... Psüat Gott beisamm'!“

Draußen, allein für Dich, wird Dir wieder wohl, umso-mehr, als Dir eingefallen ist, Du wollest doch auch Deine Braut überraschen.

Sie wohnt draußen in der Vorstadt. Vergnügt wanderst Du eine Straße entlang, in der nur auf einer Seite Häuser stehen. Auf der anderen ist noch ein Graben. Ein armer

Sieh, lieber Kamerad, das ist es, was ich Dir in diesem Briefe sagen wollte. Sei nicht böse, daß es ein wenig lang geworden ist. Sag' mir lieber, ob es stimmt, das Bild, das ich von Deinem letzten Heimatsurlaub zeichnete. Ich weiß ja wohl, daß es nur ein Teil ist, in einem Meer von Heimatsfreude mir ein kleiner, ungemütlicher Zwangsteil.

Aber eben um diesen kleinen Zwangsteil Dir bei den Deinen zu Hause ein wenig abschütteln zu helfen, habe ich Dir diesen offenen Brief geschrieben. Diesen Brief, der davon ausgeht, daß sie mir und meiner Schreiberei in der Heimat ein Wapperl auf den Bauch und auf den Rücken kleben: Dieser ist ein Humorist, Fach Nummer sechsundzwanzig, linke Schublad' oben. Diesen Brief, der Dir dann beweisen sollte, daß auch Du mit einem Heimatswapperl in der Heimat rum-zulaufen hast, einem Wapperl vorn und einem Wapperl hinten: Dieser ist ein Helb, Fach Nummer neunzehnhundertvierzehn, fünfzehn, sechzehn. Diesen Brief, der Dir zu guter Letzt einen Vorschlag unterbreiten soll:

Wenn Du wieder auf Urlaub in die Heimat kommst, wie wäre es, wenn wir zwischenhinein einen Vierteltag lang oder einen halben unsere aufgepappten Wapperln ein wenig vertauschten? Damit ich, der ich so gar nichts für das Vaterland da draußen tun darf, doch ein wenig zu meinem Heil komme, zu meinem Heilenseit. Und Du zu Deinem Mäd'el. Denn — wenn Du es als Helb nicht wissen solltest — ein Humorist darf küssen, nach Herzenslust küssen — na, also gilt es, Kamerad? Schlag ein in die Hand Deines

Fritz Müller.

24. IX. 1916

### Der Waschttag.

#### Auch eine wirtschaftliche Sorge.

Dampffeuht, schwelend-lau verspürt man die Luft, wenn man nur das Wort „Waschttag“ hört. Und man sieht Kopfschütteln vor sich und geschürzte Röcke, entblößte muskulöse Brüste mit hochgekrempelten Ärmeln und Finger, die vor der Nase und Lauge aufgezogen sind — also nicht gerade die ästhetischsten Bilder des Wirtschaftsapparates. — Eine Frau, die vom „Waschttag“ redet, ist darum auch als Schreckgespenst angesehen worden. Denn „Waschttag“ — das hieß auch noch: frühes Numoren im Haus und verspätetes Mittagessen, ein wenig üble Laune der Hausfrau und andres mehr.

Das wußte man. Mein man sprach nicht darüber, um die banalen Mitäglichkeiten dadurch nicht noch zu verbreitern. Man hat jedoch, wie so viele internen häuslichen Angelegenheiten, auch der Waschttag seine Problematik erhalten. Das betonte die Hausfrau in jeder Einzelheit zu fühlen. Sie hat seit Jahren ihre bestimmte Wäscherin gehabt, die dem Stubenmädchen beim Waschen half. Kürzlich hat sie ihr jedoch mitgeteilt, daß sie lohnende, besser bezahlte Arbeit in einer Fabrik gefunden habe und daß es ihr infolgedessen unmöglich sei, weiter „waschen zu kommen“. Der reguläre Mittwoch-Waschttag mußte demnach verschoben werden. Man fragte die Köchin, man erkundigte sich bei der Hauswirtschafterin und bei der Wirtin nebenan nach einer geeigneten Kraft, die gar nicht leicht aufzutreiben war. Länger als eine Woche blieb die zu reinigende Wäsche liegen. Als die Wäscherin gefunden war, hieß es, daß in der Waschküche noch kein Ersatz für den abgelieferten Kupfertessel beschafft werden konnte, und abermals mußte verschoben werden. Daraus entstanden diese Personalschwierigkeiten.

Es ist immer war natürlich sollte zu verfahren. Eine schwierige Aufgabe; denn im Konsumbereich werden man nur ein Bild und auch in andern Bereichen war nur dort und da kann ein Kollogramm aufzutreiben. Jetzt von neuem mußte man vor der nun schon wohlbestimmten Kaufkraft: „Sollten feste Ausbeute“ festmachen. Dabei wurden für ein Programm bestimmte sechs bis sieben Stunden begehrt, und auch die Spätererfolge war nicht unter Berücksichtigung der fünf Kronen erheblich. So da und dort waren ebenfalls im Preise gestiegen, so daß die Kosten eines Wäschekörpers eine beträchtliche Höhe von recht beträchtlicher Höhe geworden. Die Hausfrau rechnete: Sollte ich nun kontinuitätsgemäß gestiegen. Die Bezahlung der Wäsche in ein für beträchtlich erhöht. Dazu die etwa vier- oder fünfmaligen Kosten für das Grünheitsdewasser für das Wasser, für Mittagessen und Karte der Wäscherin. Und wenn man dazu den Wert der Wäsche und sonstige kleine Ausgaben rechnet — von der Arbeit gar nicht zu reden —, so ergab das eine Summe, die die Frage rechtfertigte, ob es nicht ökonomischer sei, die Wäsche außer Haus, in irgend einer Waschanstalt, zu reinigen zu lassen.



# Herr Stügerl als Landsturmmann.

Wiener Skizzen von M. Köd.

## 2. Der erste Tag in der Kaserne.

Der einrückende Landsturmmann Josef Stügerl stand mit mehreren Dutzend andern in einem Kasernenraum und harrte seines weiteren Schicksals. Vorläufig besah dieses Schicksal in einigen Chargen, die die angehenden Krieger mit den Monturstücken versorgten. Herr Stügerl suchte mit den Augen nach einer Hose und Bluse, die seinem Leibesumfang anscheinend zu entsprechen schienen. Er stand mitten in einem Knäuel von zukünftigen Kameraden, die in ihren Ansprüchen durchwegs sehr bescheiden waren. Sie nahmen jeckenruhig die mitunter sehr gebraucht aussehenden Stücke und zogen ab. Herr Stügerl hielt endlich eine Hose und eine Bluse in der Hand und fühlte sich sehr unbehaglich.

„Ich bitte, Herr Korporal,“ wendete er sich höflich an den Feldwebel, der mit strengen Augen dem ganzen Vorgang zusah, „könnte ich mir nicht diese Hose für eine bessere...“

„Himmel Herrgott!“ fuhr der Feldwebel auf den erschrockenen Stügerl los, „kennst net amal an Feldwebel und macht solche G'schichten! Glaubst, weil a'r wiar Gigerl daherkommt, wird ihm a' Extrawurst gebraut!“

Herr Stügerl war still und sah ein, daß er auf diese Art sein Lebtage zu keiner anständigen Montur komme. Er zog das parfümierte Taschentuch aus der Rocktasche, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und sog den erfrischenden Geruch des Kölner Wassers, der dem Luch entströmte, begierig ein. Ja, dieser Geruch hier in dem Monturraum! Er war einfach undefinierbar. Er kitzelte in der Nase, verlegte den Atem und verdrarb den Appetit. Aber wie er das Luch wieder einsteckte, klimperte es in seiner Tasche. Halt! Wozu hatte er sich zehn Kronen in kleiner Münze eingesteckt? „An so an Tag kann m'r a' Klan's Geld oft brauchen!“ hatte Rijschi hochweise gesagt. Mit heißem Dankgefühl gegen seine Frau nahm Stügerl eine Krone und schlängelte sich so gut es ging aus dem Bereich des gestrengen Feldwebels. Dort in der Ecke hantierte ein Soldat mit allerlei Uniformstücken, vielleicht konnte der...

Herr Stügerl stand vor dem Soldaten, der — das kannte sogar Herr Stügerl — ein Gemeiner war.

„Sie,“ redete ihn Stügerl an, „ich möcht' gern eine passende Montur, hab' da eine, die gar nix heißt, erwischt, vielleicht könnten Sie mir eine zustand' bringen?“

Die Krone glitt in die schmutzige Hand des andern und ein verständnisvoller Blick zweier Augen über die elegante Kleidung des Sprechers.

„Dös werd'n m'r glei' hab'n,“ meinte der Soldat und steckte die Krone in die Hosentasche. „Der Herr is dia, da hab'n m'r g'rad' weniger strapazierte Sach'n am Lager, denn die meisten san' wia d'Garing...“

Er verschwand und ließ Herrn Stügerl in sehr vertrauensvoller Stimmung zurück, die nicht zuletzt durch das heimelige Verchenfelderisch und den schwarzen Haarschopf, wie ihn die Praterleute so gern tragen, hervorgerufen wurde. Er machte einstweilen einen Blick durchs Fenster. Ja, da stand er noch, sein Hausmeister, der treue Bospischil, und behütete den „Rindsledernen“ wie ein bissiger Hund. Eben bekam einer, der mit dem Stiefel daran gestoßen, eine fastige Zurechtweisung. Leider konnte Herr Stügerl die interessante Sache nicht weiter verfolgen, denn der Soldat zupfte ihn und sagte:

„So, da hätt' m'r was Fein's!“

Und er wies Herrn Stügerl eine fast neu aussehende Montur zu, die auch weit genug schien. Die Kappe paßte sogar vorzüglich, Herr Stügerl besah sich ganz verliebt in einer Fensterleibe und beschloß, die Kappe gleich aufzubehalten. In der Freude seines Herzens reichte er dem Soldaten noch eine Krone, worüber dieser gerührt sagte:

„Gnä' Herr, wann's in'n Prater kommen, so gengan S' ja g'wisz zu der Schiachstatt Nr. 15 und zu'n Ringelspiel mit die Hutschpferd', wissen S' 's Hippodrom, i bin an an Sonntag na'mittag allertweil durt. Da können S' gratis schiach'n und fahr'n, so oft als S' woll'n!“

Herr Stügerl sagte huldvoll zu. Er war zwar ein Feind des Ringelspielfahrens, da er leicht schwindlig wurde, doch dachte er, das Reiten, wenn auch auf einem hölzernen Pferd, könne ihm jetzt nur nützen, nun, und das Schießen erst recht.

Dann gab's ein freudiges Wiedersehen mit Bospischil.

„Mir kummen auf d'Simmeringer Gad,“ sagte Herr Stügerl. „Bin i froh. Da is wenigstens a' frische Luft. Bei die Varaden ziagt's schön durch. A' g'sunde Ventilation. Sie gengan natürl' mit.“

Bospischil äußerte seine Freude in lebhaftem wienerischem Latein:

„Bin ich froh, daß ich kann noch mitgeh'n Stückl S' mit gnädiges Herr, brauchte gnädiges Herr nit so allan haltschen...“

„Was hatschen? Wer hatscht?“ fragte Stügerl gereizt.

„No ja, mein' ich halt... mein' ich hupfen...“

Stügerl lachte laut.

„Hupfen,“ Spaz hupfte und bei Beseda wird g'hupft. Jetzt'n marschier'n m'r, verstengan S'?“

Bospischil verstand. Er nahm den Koffer auf die Schulter und sagte entschuldigend: „Ise halt so viel schwer, deutsche Sprach.“

Wohlgemut trakte Herr Stügerl, neben ihm der Bospischil, der Varadenstadt auf der Simmeringer Heide zu.

Eine freundliche Herbstsonne lag über der Ebene und verschönte die nüchterne, stellenweise ganz trostlose Gegend. An den Friedhofsgärtnereien, den Steinmetzplätzen, auf denen eine Anzahl von Grabmalern bereitstand, im Westen die letzten Häuser Simmerings, am Horizont eine Anzahl rauchender Schloten, im Osten die unabsehbare grüne Fläche des Zentralfriedhofes und links davon das einzig imposante dieser Gegend: das Neugebäude mit den trutzigen Ecktürmen — Herrn Stügerl schien heute alles anders, bedeutender, wichtiger. Unzähligmal war er diese Strecke gefahren, wenn er einem Toten das letzte Geleit gab oder die Gräber seiner Eltern besuchte, nie hatte er etwas Bemerkenswertes hier gefunden. Heute erst lernte er dieses Ende seiner Heimatstadt kennen.

Nun kam der Moment, da Stügerl seinen Koffer selbst nehmen und der getreue Bospischil heimkehren mußte.

„I laß die Frau schön grüßen, sag'n S', bis jetzt is's m'r gut 'gangen,“ trug er dem wehmütigen Grüßenden auf.

„Wer' ich austreten, küß d'Hand, gnädige Herr!“

Die lange Gestalt verschwand im Gedränge der nachkommenden Landsturmmänner. Stügerl hatte nicht Zeit zu einer wehmütigen Stimmung. Er wurde vorwärtsgehoben und war froh, als er endlich neben seinem Bett stand und den Koffer abladen konnte.

Nun ging eine merkwürdige Metamorphose vor sich: der Hausbesitzer und Privatier Josef Stügerl verwandelte sich in den Gemeinen Stügerl. Die Montur erwies sich zwar als etwas zu kurz und zu eng — aber immerhin, es ging. Es war immer noch besser so, als wie bei seinem Nachbar, dem untersehten älteren Mann, der so gräßlich nach Schnupftabak roch, dem war die Montur viel zu groß und hing an ihm wie an einem Kleiderstock.

„Menage holen!“

Herr Stügerl ging erwartungsvoll zur Menage. Hunger hatte er genug. Die Rijschi lockte heute seine Lieblingsspeise: Paprikaschotenbraten mit Nockerln. Mit sehr ernster Miene empfing Herr Stügerl seine Portion: Reissuppe mit einem tüchtigen Stück Rindsfleisch darin und eine Schale Sauerkraut. Ganz melancholisch setzte er sich dazu. Lieber Gott! Reissuppe! Schon als Bub hatte er die nicht mögen. Und seine Rijschi, die alle seine Gustos und Antipathien ausgekundschaftet hatte, wußte ihren Speisjettel danach zu richten. Wenn wenigstens noch ein Eidotter drinnen gewesen wäre! Aber so... Herr Stügerl schnitt sich das Fleisch und fischte die Stücke aus der Suppe heraus. Das Fleisch war gut. Freilich — so ohne Gemüse — denn Sauerkraut! Nur kein Sauerkraut! Schon der Geruch war ihm widerwärtig. Unmöglich, es nur zu kosten. Also — Herr Stügerl aß sein Rindsfleisch nebst ein paar Bissen Brot. Das übrige schenkte er dem Schnupfer, der ihm dafür die Schalen „abwusch“, d. h. er spülte sie ein bißchen mit kaltem Wasser ab. Herr Stügerl dachte reuevoll der Anstände, die er der alten Köchin Anna öfters wegen eines mutmaßlich nicht ganz gut gewaschenen Tellers gemacht hatte. Entsetzt entnahm er seinem Koffer ein reines Taschentuch und wuschte damit die Menageschalen aus. Dann zündete er sich eine „Blonde“ Virginia an und gedachte sie beschaulich zu genießen, als das Kommando „Antreten!“ erscholl.

Da standen sie denn in langen Reihen mit erwartungsvollen Gesichtern wie die Kinder am ersten Schultag.

Herr Stügerl hatte in der Eile seine Zigarre nicht weggelegt und hielt sie nun halb verborgen in seiner Linken. Aber bald wäre sie seiner plötzlich zitternden Hand entfallen — denn o Schrecken, o Entsetzen, o Graus! Wer kommt da herein in den Varadenraum? Hat er Fieber oder eine Halluzination?

Der da hereintritt mit einem Gesicht wie einer, der Macht hat, das ist ja der Drahrer-Schani, der Hausmeister Stügerls, der, den er vor Kriegsbeginn nach einem großen Skandal aus dem Haus gewiesen hat!

Stügerls Augen hängen starr an der breiten gedrungnen Gestalt, zählen am Kragen drei weiße Sterne — „das is a' Feldwebel“ — sagt einer hinter ihm, so, also Feldwebel! Und an der Brust hängen ihm zwei Tapferkeitsmedaillen, die große und die kleine Silberne, ja und an der Stirn brennt eine lange Narbe...

Stügerl weiß jetzt alles, was vergangen ist und alles, was kommt: daß der Drahrer im Feld war, verwundet war, sich ausgezeichnet hat und nun hier in der Parade was zu reden hat und daß er, der Stügerl, nun brav folgen muß — wenn? Seinem davongejagten Hausmeister!

„O Gott!“ stöhnt Stügerl ganz leise. Es ist ihm hundeeulend.

„Is Ihna eppa schlecht?“ sagt der schnupfende Bauer neben ihm.

Aber es kommt zu keiner Antwort.

Der Feldwebel verliest und zählt die Schäflein. „Fürlinger Max, Schreiber Alfred, Klein Philipp, Stügerl Josef“...

„Hier.“

Zwei Augenpaare begegnen sich. Eines: entsetzt, fast furchtjam, das andere: aufblühend im Erkennen, hohnvoll, triumphierend: „aha! Hab' ich Dich?“

So blüht die Ratte die gefangene Maus an. Die Narbe des Feldwebels glüht tiefer. In einer Sekunde klingen ihm alle die Titel in den Ohren, die ihm sein einstufiger Herr gegeben hat: „Falot, Strizibua, Faulenzer, Tagdiab.“

Weil er sich darauf beschränkt hat, die hübsche Hausbesorgerwohnung im Stügerlschen Haus mit seiner Gegenwart zu erfüllen, beim Fenster seine Pfeife zu rauchen, mit den diversen Köchinnen Ständchen zu halten, während seine Frau ihren Bedienungsnachging und höchstens mit einem undefinierbaren Rappen an den Türen herumschlug, was in der Hausmeistersprache „Abstauben“ heißt. Weil er nicht „kuschelte“, wenn der Hausherr an seiner negativen Tätigkeit was auszuüben hatte, wenn die Gnädige schimpfte oder die alte Köchin bissig war. Feldwebel Johann Drahrer empfand ein nie gekanntes Hochgefühl: jetzt waren die Rollen getauscht. Jetzt war er Vorgesetzter und der andere, der ihm damals das Leben verleidet, der war Untergebener. Ja, es gab eine ausgleichende Gerechtigkeit!

Der Feldwebel schritt die Reihe der Saktachtstehenden ab. Seinen schwarzen Augen entging nichts. Auch nicht die blonde Sabannavirginia, die Herr Stügerl an der linken Hosennaht ängstlich versteckt hielt. Die schwarzen Augen schossen vernichtende Blicke auf den blaffen Stügerl, der überzeugt war, in diesen Minuten wieder ein Erkleckliches an Gewicht eingebüßt zu haben.

„Mir scheint gar, Sie haben den Blimmstengel in der Lat'n! Is das eine Manier? Schaun S' daß S' abfahr'n danckt!“

„Ja, das war dieselbe ölige Stimme, die einmal durchs Stiegenhaus geflungen war.“

„Dazu, daß i mi' hunz, bin i ka Hausmasta wurd'n. A' Bummerl gib i niemand ab. Ob er jetzt Stügerl haßt oder Fürst Pampstl!“

Aber jetzt konnte Stügerl nicht entsprechend antworten. Konnte nicht wie damals aus voller Kehle brüllen:

„Scher' Di zum Teufel, Tagdieb, verfligter, geh' privatissier'n oder wir' a' Plattenhäuptling!“

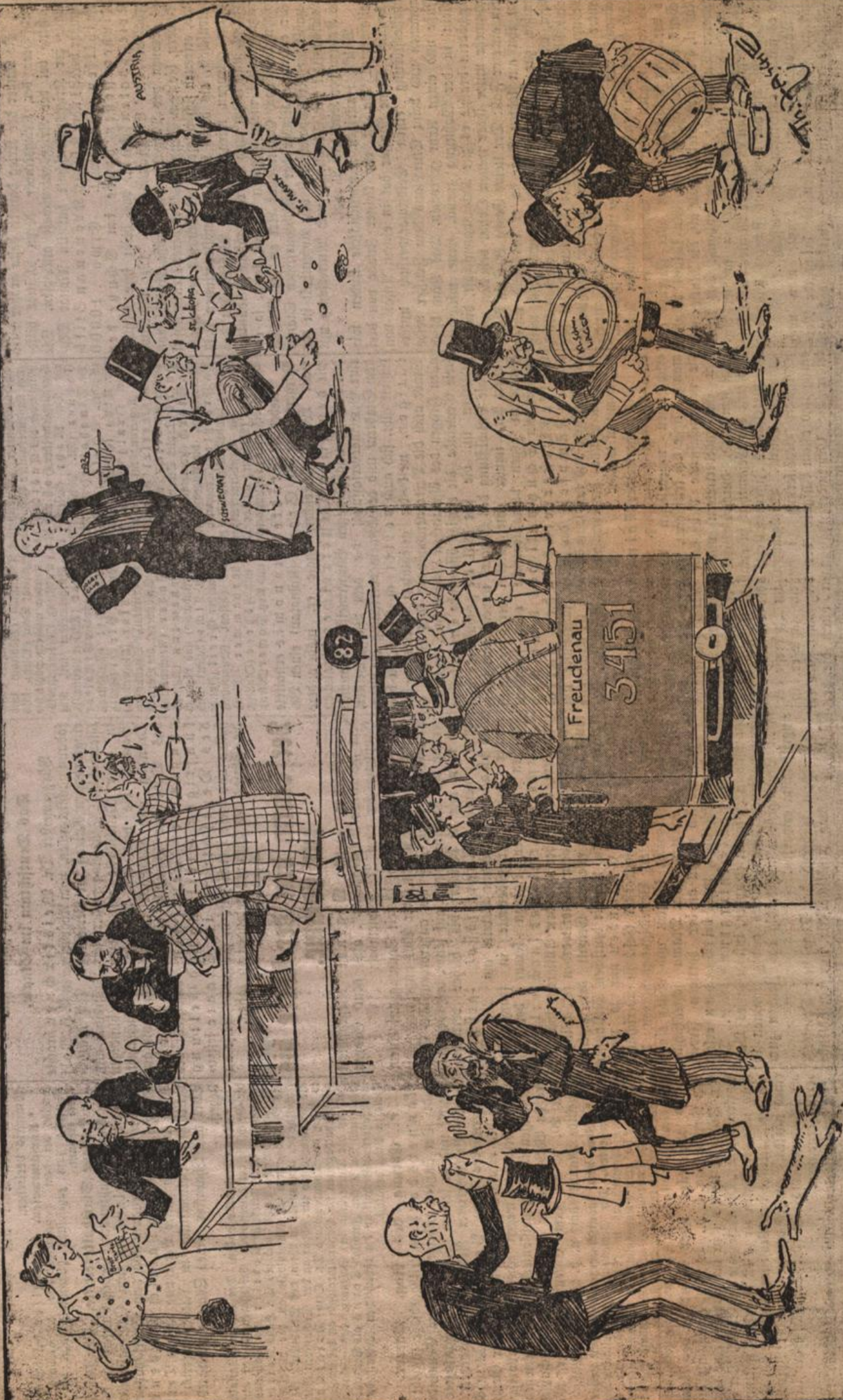
Jetzt schwieg Herr Stügerl und zermarterte sein Hirn, wie er sich seiner Virginia entledigen könne. Aber er stand mitten in der Reihe, vor ihm der schreckliche Drahrer, hinter ihm nichts. Auszutreten wagte er nicht. So schleuderte er die Zigarre in der Verzweiflung hinter sich. Aber da kam er schon an.

„So, einfach wegwurfen, das ist kostbar. Die brennende Zigarre weghauen, sehr geistreich, sehr fein. Na, mit dem hab'n m'r a' Aquisition g'macht. Wo find S'“

148

**Die armen Brauer!** (Originalzeichnung von Theo Zafche.)

$\frac{1}{2}$	Eier	68	Seller	} = „Und wir arbeiten doch mit Vertusch!“
$\frac{1}{2}$	„	56	„	
$\frac{1}{2}$	„	46	„	



Es reicht nur mehr auf ein Mittagmahl in der Volkstüche. — Mit dem teureren „Jou“ ist 's aus, nachmittags wird angemauert. — Die historischen Kleidungsstücke bekommt der „Gandice“, — Nicht mehr mit dem „Jengt“, sondern mit der Gefirischen zum Heunen. — „Zagamer“ und „Kaffetipler“.

# Herr Stückerl als Landsturmmann.

Wiener Skizzen von M. R. S. d.

## 3. Die erste Nacht in der Kaserne.

Es stellte sich heraus, daß gerade eineinhalbmal so viel Mann eingerückt waren, als Platz hatten. Also hieß es: je drei Mann zwei Strohsäcke! Herrn Stückerls Energie war aber durch die ungewohnten Strapazen des Tages so müde, daß er ganz gleichgültig die Montur auszog, um seinen Strohsackteil für die Nacht zu beziehen. Einen Augenblick hatte er die Absicht, ein anderes Hemd aus dem Koffer zu nehmen — er war gewöhnt, nie im Taghemd zu schlafen — doch die andern taten nichts dergleichen, sondern lagen schon mit der hier und da recht zweifelhaften Unterkleidung auf den Betten. So legte sich auch Herr Stückerl, angetan mit dem gelben Rohseidenhemd und gleicher Unterhose, auf den Strohsack. Gleich nach ihm kamen seine Betteilhaber, der Bauer und der nach Schnupftabak roch, und ein riesig langer, dürrer Mensch, den Stückerl mit gemischten Gefühlen als den Aufhackernecht seines Fleischhauers erkannte. Die beiden zogen die Stiefel aus, und hingen die Fußklappen zum „Auslüften“ vorschriftsmäßig über die Stiefelschäfte. Der Bauer nahm aus einer Niesendose eine Schlafrispe, nieste 16mal und benützte dann unter trompetenartigen Tönen ein nicht sehr properes, knalltotes Schnupftuch. Der Aufhackernecht schien durch die rote Farbe gereizt zu sein, denn er fing zu schimpfen an: „Du, das sag' i D'r, wannst net bald aufhörst mit Deiner Schnupferei, schmeiß i Di vom Kavalett abi, daß D'r d'Bauer scheppern. Gell'n S', Herr von Stückerl.“

Herr Stückerl begnügte sich, stumm zu nicken. Er wollte sich nichts vergeben. Das schien den Aufhackernecht zu verdrießen, denn er sagte leise-vertraulich: „Gell'n S', Stückerl, das hätten's S' Jhna net denkt, daß S' mit den, der Jhna d'Schnupferei und d'Wistels nia schon g'mua abag'schnitt'n hat, no amal in an Bett schlaf'n!“

Herr Stückerl seufzte: „Ja, ja“ und kletterte auf seinen Strohsackteil.

„Na also,“ meinte der Bauer, der in die Mitte zu liegen kam, „mir werd'n uns scho' vertrag'n, gel? Halbji!“

Der Schnupftabak mußte den Braven wohl noch immer kitzeln. Herr Stückerl sagte wieder nichts als „Ja“ und drehte sich um. Er wäre bei dieser Bewegung beinahe herabgefallen und mußte nun einen energischen Ruck bettetwärts tun. Der Bauer nahm das als eine ihm zugefügte Beleidigung und brummte gereizt:

„No, vielleicht! Hast eppa zwenig Platz, Du Blader!“ Herrn Stückerls Augen tränkten. Der scharfe Schnupftabakeruch des nachbarlichen Atems war nicht zu ertragen. Der Strohsack war steinhart. Das Rissen — Herr Stückerl dachte angestrengt nach, womit es denn wohl gefüllt sein könne. Mit Hobelspänen oder mit Eisenpänen? Holzwolle mochte dagegen die reinste Daunenfüllung sein! Die Decke kratzte Herrn Stückerls gepflegte Füße ganz unausstehlich.

„Zu derer Decken muß i'r als Noß gebor'n werd'n,“ jagte er halblaut zu seinem Nachbar. Doch der gab keine Antwort. Sein regelmäßiges Atmen zeigte an, daß er schon den Schlaf des Gerechten schlief. Es mußte ihm sogar schon etwas träumen. Denn er schmatzte mit den Lippen — wahrscheinlich saß er im Traum dabei bei echten Bauernknödeln und G'selchtem — und es mußte gar behaglich sein, denn er sah den Strohsack als Bank zu betrachten, als Bank, auf der er allein saß, und wo er sich so breit machen konnte, als möglich. Der unglückliche Stückerl hing nur mehr an der Kante und hielt sich mit den Händen krampfhaft am Polster fest. Wenn das so fortging, stand er morgen mit einem Hexenschuß auf, das war sicher. Seine hundert — oder vielleicht waren es jetzt nur mehr neunzig — Kilogramm, strebten unentwegt dem Erdmittelpunkt zu, und es bedurfte des Aufwandes der leider so wenig geübten Muskelfkräfte Herrn Stückerls, diesem Streben fortgesetzt entgegenzuwirken. Ringsum hatte allmählich ein regelrechtes Nachtkonzert begonnen. Taktmäßiges Schnarchen, Pfeifen und Blasen setzte ein. Nun gesellte sich noch Herrn Stückerls Nachbar, der seinen geträumten Schmaus wohl beendet haben mochte, dazu. Er entpuppte sich als ein Schnarchkünstler, indem er geradezu die ganze chromatische Skala in Zwischenpausen von einer Viertelminute von sich gab. Der Aufhackernecht aber litt an einem starken Katarrh und hustete von Zeit zu Zeit, daß es dröhnte. Halb schlafend schimpfte er dann über den

„Allenbigen Zeitpunkt“. Dazwischen hörte Herr Stückerl bald die, bald jene fremde Stimme, die allerlei unverständliches, unzusammenhängendes Zeug sprach und dann wieder überließ ihn die Gänsehaut bei dem Knirschen der Zähne eines der nächsten Schläfer. Und über all dem Quieten, Pfänden, Gröhlen, Sägen und Blasen lag die stockfinstere Nacht.

Herr Stückerl aber hing an seiner Bettkante und erinnerte sich an das Bibelwort von der „äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen“ ist und fühlte sich sterbenselend. Von Schlafen war keine Spur, obwohl er todmüde war. Vor seinem Geist tauchte das traumliche Schlafzimmer auf, grüßte das gute Bett aus lichthem Eschenholz mit den schneeweißen Kissen und der erdbeerfarbigen Daunenbede, den molligen Koffhaarmatratzen und dem federnden, fein tapezierten Einsatz. Wie geräumig und bequem, wie weich und rein war dieses Bett, ach! und so still war's in dem von der Straße abseits gelegenen Gartenzimmer. Die Ritschi störte ihn nicht, die lag, vergraben in die gestickten Polster, still und manierlich wie ein Kästchen und rührte sich nicht. Herr Stückerl seufzte laut:

„Ach Gott! Ach Gott! Ja!“

Der Bauer hob den struppigen Schädel.

„Hast eppa was g'redt? Gib' an Ruah, sag' i D'r. Ruck a wengl! Manst weil's D' so a Blader bist, g'hör'n all' jwa Strohsack' Dir allan?“

Das Weitere verlor sich in einem unverständlichen Brummen. Herr Stückerl aber hing lebensgefährlicher als früher an der Strohsackkante und biß sich die Lippen vor stiller Verzweiflung. Indes setzte das chromatische Schnarchen seines Nachbarn wieder ein. Wer nur wußte, wie spät es sei. Herr Stückerl horchte, horchte, wohl eine Viertelstunde lang. Da hörte er die Schläge einer Turmuhr: eins, zwei, drei vier, eins. Ein Uhr! Also vier Stunden schon duldete er diese Marter. Und noch vier Stunden standen ihm bevor! Das war unmöglich. Lieber am nackten Boden liegen! Ehe er aber dies letzte versuchte, unternahm er noch eine andere Verbesserung seiner Lage. Er begann leise und vorsichtig den tief schlafenden Nachbarn seitlich zu schieben. Wie eine stillgehende Maschine arbeitete er und sogar mit einigem Erfolg: nach einer kleinen Viertelstunde hatte er schon einige Handbreit des Strohsacks erobert und gelangte dadurch in das stabile Gleichgewicht. Gott sei Dank! Todmüde ließ er seinen Körper ruhen und dachte nimmer daran, ob die Unterlage hart oder weich sei. Ein schwerer Schlummer senkte sich auf seinen Geist. Sogar Träume umfingen ihn, schöne, angenehme Träume: von daheim — er saß eben in seinem Klubsauteuil, rauchte und Ritschi brachte den „Schwarzen“, da — wie sie ihn hinstellen wollte auf das kleine Tischchen, gab's einen Ruck, das Tischchen fiel um, die Schale zerschellte am Boden, Herr Stückerl wollte helfend zugreifen, sprang auf, glitt aus — lag der Länge nach am Boden — der Baracke — bum! Das war ein Erwachen!

Herr Stückerl lag am Boden neben seinem Bett und riß verwirrt die Augen auf.

Einer der zunächst Liegenden hatte sich erschrocken aufgesetzt und schrie:

„Habt's es g'hört? Sie schiaß'n scho'. A Granat'n muß plakt sein.“

Worauf eine Stimme aus einer entfernteren Gegend erwiderte:

„Halt's Maul, Esel, tramhapperter. Stör' an net in besten Schlaf.“

Der Morgen graute und sah kalt lächelnd zu den Fenstern herein. Das sahle Licht beleuchtete die Szene, da sich Herr Stückerl langsam vom Boden aufreckte, seine linke Sitzhälfte eifrig rieb und unverständliche Worte vor sich hinbrummte.

„Ah so, das is die Granat'n!“ sagte der Sprecher von früher. „A Glück, daß's a Blindgänger war!“

Herrn Stückerl packte jetzt die Mut.

„Der niederrückliche Laak, der häurische, schmeißt an einfach auf! Aber wart!“

Er schwang sich voll finsterner Entschlossenheit aufs Bett, schob den sanft schlummernden kräftig weg und brummte drohend:

„Wannst jetzt lan Platz machst, fliagst Du. munter, das sag' i Dir!“

Der Bauer schaute den zornigen Stückerl unschuldig an.

„Hast eppa was g'sagt?“

„Platz mach'n sollst!“

„Platz? Soll i eppa den Längen aufschmeiß'n?“ Der Lange war erpöcht und warf dem Bauern und Herrn Stückerl wütende Blicke zu. „Ruah geb'n endli', G'indel, v'rdächtig's! Sonst...“ Ein Hustenanfall ersticke die Drohung.

Herr Stückerl gab es auf. Er zog Socken und Stiefel an und blieb am Bettrand sitzen. Das schlummer- und sorgenschwere Haupt in die Hand gestützt, erwartete er die Stunde des Aufstehens.

So viel Gedanken als in diesen grauen Morgenstunden, da Herr Stückerl in Philosophiestellung auf dem Bett der Baracke saß, hatten sich selten noch im Stückerlischen Hirn ein Stellwehlein gegeben.

Die letzten vierundzwanzig Stunden zogen vorbei, erst froh, unternehmend, stolz, dann wehmütig, unruhig, dann schreckhaft, qualvoll, trostlos. Wo war jetzt der kühne Traum von Heldentum und frohem Soldatenleben? So grau, so nüchtern schaute dieses Leben den unglücklichen Stückerl an wie die öde Baracke und das farblose Morgendämmern da draußen auf der Heide. Und dazwischen flammte der dunkle Nachblick des entsetzlichen Feldwebels wie ein Wetterleuchten am schwarzen Firmament. Herr Stückerl rang schließlich nach Luft. Die trüben Gedanken, die Bangigkeit vor der nächsten Zukunft und der Dunst, der in dem Barackenraum herrschte, legte sich ihm schwer auf die Brust. Wie eine Befreiung klang ihm das Signal zum Aufstehen.

Er fühlte sich ganz zerschlagen, der Kopf schwer, die Beine matt. Von allen Seiten regnete es jetzt Witze: „Da is die Bomben, die heut' Nacht g'fall'n is“ „Reich'n S' ein beim' Kommando um a Doppelbett!“ „Na, heut' Nacht kriag't a Gitterbett, daß's Name Duaberl net auf's fällt.“ „Die Granat'n, die net kriepiert is.“

„Seid's endlich stad!“ fuhr Stückerl los. „Sonst kriepier' i wirklich. Halbert bin i's eh scho.“

Alle lachten und sahen Anteilsvoll zu, wie Herr Stückerl seine Stirn mit kölnischem Wasser eintrieb.

„Das schmeckt fein!“ meinte der Bauer und schnupperte mit seiner langen dünnen Nase.

„So fein net, wia Dei' Schnupftabak,“ erwiderte Stückerl voller Galgenhumor.

Der Diskurs wurde durch den „Schwarzen“ unterbrochen. Pessimistisch holte sich Stückerl seine Portion. Er sah mißtrauisch die „schwarze Laak'n“, die so schmecken würde wie „verdünnte Wicks“ an und kostete. Er war angenehm enttäuscht: es war guter, echter Bohnenkaffee. Das Thermometer seiner Stimmung stieg um einige Grade. Freilich, für seinen leeren Magen war es ein langes Frühstück. Aber eine seiner „Blonden“ entschädigte ihn für das Butterbrot.

Aber mitten hinein in den Genuß schallte die Stimme des entsetzlichen Feldwebels und Stückerlischen Erhausmeisters, diese ölige Stimme, die Herrn Stückerl zusammenzuden lieh:

„Gefreiter Würml, der Herr Oberleutnant hat angeordnet, daß wegen Platzmangel diese vierzig Mann in die leergewordene Baracke IV einzuquartieren sind.“

Herrn Stückerls Herz schlug erregt.

Wer da dabei sein könnte! Weg von hier, aus dem Bereich des Gefürchteten, der sicher surchbare Vergeltung üben würde für alle Injurien, die ihm seinerzeit im Stückerlischen Hause widerfahren waren!

Da stand schon der Gefreite Würml und hatte die Liste in der Hand. Und las: „... Fürtlinger Max, Schreiber Alfred, Klein Philipp, Stückerl Josef... Kommen in die Baracke IV.“

„Antreten!“

Gestern noch hätte Herr Stückerl jeden grob für verrückt erklärt, der behauptet hätte, er werde seinen schweren „Kindesleibern“ noch freudig tragen. Heute lupfte er den Koffer wie ein geübter Dienstmann auf die Schulter und trabte elastisch, als ob er die ganze Nacht auf Eiberdaunen geschlafen, der Baracke IV zu. Die ganze echte wienerische Lebensfreude wurde wieder lebendig in Herrn Stückerls Herzen. Diesmal bestand sie aber nicht wie sonst aus dem Wohlbehagen über eine fröhliche Tafelrunde oder eines gemütlichen Zubauseins, sondern in dem Bewußtsein, einem Feind entronnen und zu einem wirklichen, ganzen Strohsack gekommen zu sein.

Herr Stückerl, der sich über den Besitz eines Strohsacks innig freut!

So ändern sich die Zeiten.

11. 12. 1848. Die politische Partei jeden Versuch, zu

Der glückliche Narr.

Im Hause des Mathias Granger herrschte rege Tätigkeit, es wurde gewacht, Möbel, sämtliche Einrichtungsstücke, Federgeläch, was nicht mit eingeliefert ward, ward auf die zwei Wagen geladen, vor die beiden Schemen gespannt waren. Und nicht nur das — auch das Vieh stand schon draußen auf der Wiefe unter der Obhut der Herd, vier Kühe und ein Kalbchen, dem die neue, sonderbare Geschäfte ganz wunderbar zu gefallen schienen, denn es machte die absonderlichsten Hochsprünge um seine Mama, die ruhig wiederstehend bestand und mit ihren großen Glotzaugen verwundert auf all die Wirren schaute. Ein großer, starker Mann mit glattrasiertem Gesicht, auf dem Sorge undummer tiefe Faltten gegraben hatten, trat zu dem Hausvater, der eben bemüht war, mit Hilfe des Smergias einen mächtigen Kasten auf den Leiterwagen zu laden.

„Griech Gott, Herr Bürgermeister,“ rief er ringsum. Die Bäuerin mußte sich die Tränen abwischen, sie hatte kein Wort sonst hervorbringen können. Alle sahen tiefbedrückt dazwischen, nur die drei Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren waren verhältnismäßig vergnügt. „Veränderung ergötzt,“ dieses Sprichwort paßt am besten für Kinder.

„Also, bist schon bald fertig,“ sagt der Bürgermeister zu dem Bauern, „die Weinen sind schon a vier Stund' fort.“ „Ja, ja, es ist Zeit, man hört's schon donnern, und wird net lang dauern, so schlagt's bei uns ein. Und bis Augeln san halt viel ärger wie da Blyk — der höchstens aus oder aus Häuser niederbrennt. Sie können nimmer gar weit sein — in äwa oder längstens drei Tagen müßten's schon da sein,“ sagte der Granger lustig. „Na, was dös für a Zeit is. Wer hält denn das glaubt, daß so was doferkommt. Und san End' is net zum Ausseh'n.“ „Und wie wird's da ausschau'n, wann mit amal wieder struckommen daber, das host, wann uns unser Vergott die Gnad' gibt, daß ma no amal uns da seg'n,“ sagte bestimmet der Bürgermeister.

„Mein Gott — ma muß nehmen, wie's kommt, der Krieg muß do a amal ausdauern,“ erwiderte der Bauer und sah mit finsternem Gesicht vor sich hin. „Ja, wo ist denn der Schuster-Lenz, den siehst nit, den könnt's do nit da lassen, den armen Gahger, den müacht's do a glet mitnehma,“ mahnte der Herr Bürgermeister, „wo ist er denn — was macht er denn?“

Der Schuster-Lenz ist der blödsinnige Bruder des Granger, ein guimüthiger Narr — er war schon im Zerkhause gewesen. Der Bauer hatte ihn wieder zu sich genommen, erstens kam ihn die Hauspflege bedeutend billiger zu stehen als der Aufenthalt in der teureren Anstalt und zweitens hatten die Herren Doktoren ihn verifiziert, daß niemand von dem Kranken irgendeine Gefahr drohe.

„Der Lenz ist drin in seiner Kammer, es ist mit ganz recht, daß Du grad daderkommst, viellecht paßt er eher auf Di aus, Herr Bürgermeister, als auf mi. Er will mit nit mitgeh'n, mir schenkt, er fürcht si, er kommt wieder ins Marrenhaus, red' a bissl mit ihm!“ bot der Bauer.

Der Bauer ging voran, der Bürgermeister folgte ihm kopfschüttelnd. Sie traten in eine düstere Kammer, beim Fenster sah auf seinem Dreibein vor seinem niederen Schusterische der natürliche Lenz. Er hatte einen groben Bauernschuh mit dem Riemen an das Ante geschmalt und klopfte mächtig mit dem Schusterhammer auf die Sohlen los.

„Das recht gut mit eam red'n!“ bot der Bauer. Der Bürgermeister nickte und trat zu dem Lenz hin. „Hörst, ich mücht' mich do net gar a so plag'n, Lenz,“ begann er.

Der Lenz drehte den Kopf nach ihm und sagte zufrieden lächelnd: „Ab, das macht nit, das bin ich schon so gewöhnt!“ „Aber hörst, Du vergißt Di ganz, Du wäst ja gar net, wer Du bist, Mir schenkt gar, Du host das schon ganz vergess'n!“ „Was schon, was schon,“ nickte vergnügt der Lenz, „stand auf und neigte gehelmisvoll seinen Mund zum Ohr des Bürgermeisters,“ „Ja, bin der König von England,“ sagte er dann mit wichtiger Miene.

Die zwei Männer sahen sich verständnisinnig an. „Na ja, freit — ganz recht,“ sagte der Bürgermeister darauf, „aber das muß der Lenz schon. Geht is jetzt, d' Soldaten werd'n glet kommen und da it-er-d'n i' in König von England einfangen, wann er dableibt. Daher is besser, wann der Lenz mit uns geht, daß'n net erwischen!“

Da sah der Lenz die zwei mit jener übersequen Miene an, die Verrückten so oft eigen ist, und sagte: „Ab — einpirn wollt's mit wieder ah, so dumm is der Lenz net, i bleib da, i bin ja Narr, wie's Des glaubt's!“

Darauf setzte er sich nieder und hieb wieder mit oller Macht auf die Schuhsohle ein. „I bin der König von England,“ sagte er trohig dabei. Die Weiden sahen sich ratlos an. „Es is a recht's Streng mit eam,“ sagte bestimmet der Bauer.

In diesem Moment klang vernehmlicher der ferne Donner der Schlacht herüber. „Hörst Lenz, die Engländer kommen, sie woll'n Di' ho'n. Was taten's denn, wann i jetzt im Krieg ihren König net hätt'n? Kommt, Du müßt eahna erigegeh'n. Geh' glet — sie warren schon auf Di! Mir gengan a zu eahna! Symmet Di — komm kommen die Feind' früber und die spirt'n Di' dann wieder ins Marrenhaus!“ sagte der Bürgermeister.

Das leuchtete dem Lenz ein — erstens war er König von England und zweitens wollte er sich ab-solut nicht mehr ins Marrenhaus sperren lassen. Er sog schnell seine Sonntagsgewand an. „In derer Klust kann i ja zu die Engländer net geh'n,“ sagte er. Untereffen wurden seine wenigen sadelsig ketten drauffen auf dem Wagen geborgen.

„A so a Mensch is eigenli glückli — ma könnt' ihn wiehli beneiden,“ sagte der Bauer, „von all dem Glend woch er nit — er glaubt, jetzt wird er König bei die Engländer.“

Willing folgte er den Leuten. Er wollte sich nicht auf den Wagen setzen, obwohl man ihm einen schonen, bequemen Sitz bereitet hatte. „A König darf ja net geh'n, der muß ja fahr'n,“ sagte der Bürgermeister.

Auf dieses Wort hin setzte sich der Lenz mit zufriedener Miene zurecht.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Als die Karawane an dem Ausgang des Dorfes angelangt war, ward einen Moment halt gemacht. Noch einmal — und wer weiß, auf wie lange — ward ein letzter Blick auf die traute Heimatflur geworfen. Wann wird ihnen wieder die Heimkehr in die trauie Heimat gegönnt sein — und wie werden sie das Dorf wiedersehen? Bestimmet zogen sie weiter.

Nur der Lenz zeigte das frohlichste Gesicht. „San i no weit?“ fragte er jeden Augenblick. Der Bauer wäre fast gerührt geworden, aber der Gedanke, daß er es ja doch mit einem Narren zu tun habe, belästigte ihn wieder.

Es ging weiter. Sie begegneten unzähligen Gefährten, alle mit Hausrat überladen. Die Frauenge Menschen begleiteten die Karren, Menschen, in deren Gesicht Angst undummer ihre tiefen Runen gegraben hatten.

Nur die Kinder, die teils milchsen oder auf den Wagen saßen, waren lustig. Und lustig war auch der Lenz. „Wo geht denn hin?“ fragte ihn ein Bauer aus dem Nachbarort.

„I sach in Krieg — in Krieg — i bin ja der König von England,“ sagte er zufrieden lächelnd. Spät nachmittags ward bei einem großen Wirtshaus an der Landstraße halt gemacht. Ein Umhüll ward eingenommen. Als man wieder zum Aufbrechen rüstete, machte man die Entdeckung, daß der Lenz verschunden war. Zu langen Suchen war keine Zeit, wie dumme aber einbringliche Mahnung klang der Donner der Geschütze aus weiter Ferne herüber. Es blieb nichts anderes übrig, als den Unglücklichen seinem Schicksal zu überlassen.

„Für Kinder, Karren und B'soffene hat's an eigenen Schürengel,“ sagte der Bauer. Der Lenz war itzig ange-troffen. Auf einer Seitenstraße kam ihnen noch ein Zug mit einer Dähne entgegen, als ob es zur Wallfahrt ginge. Die Leute saugen das irralte Kirchenlied:

„Wo findet die Seele die Heimat der Tod',“ „Wer deut sie mit schlüpfenden Fittichen an?“

1.12.1916

haren und siegen!  
 29. September. Die Männer bet  
 Hermannstadt geschlagen und gegen  
 das Gebirge geworfen. — Bei der Armee des  
 Generalobersten v. Lersbath an der  
 Distrikts wurden am 27. v. M. insgesamt 41 ruf-  
 fische Offiziere, über 3000 Mann, 33 Maschi-  
 nengewehre und 2 Geschütze eingebracht. — Abschlüssen  
 der Somerschlacht. — Der Unterchef des  
 bulgarischen Generalstabes Oberst Kuto wird  
 zum Chef des Generalstabes ernannt. — Die Re-  
 volution in Griechenland und auf Kreta  
 gewinnt weitere Ausdehnung.

30. September. Siehe die heutige Aus-  
 gabe des Blattes.

hohen Behörden man; der kann si  
 net beim Greisler zwei Stunden um sei Kaderl  
 Brot anstell'n, sondern wann er's net  
 glei kriagt, miass er's halt sein lassen. Es ja  
 guat und recht und auf die Weis' können  
 ja a Ersparungen derjezt werd'n, die der  
 Minister mant, aber i nicht den seh'n, der mit  
 a fleischlosen Mittagessen, das aus an Kackerl  
 Suppen und aner Quaspeis' besteht, wie er mit  
 dera sprachen Kost satt wird, wann er net an  
 Kanten Brot als solide Unterlag' hat. I bin nie  
 net a Freund von Verurteilungen g'weist, das wißt's,  
 wann aber an aner was Vermünftig's d'ran is,  
 sag' i net na; aber das Brotverbot das geht ma  
 net ein. Wann si a jeder sei Brot selber verforjt,  
 dann wird nix derjezt; wann eben net, dann is  
 das a Schaden für d' armen Leut', denn a Brot  
 braucht der Mensch. So, das is mei Meinung über  
 d' Sach', jekt'n wißt's es."

Bravoo! vief Spanagl, recht halt, a jed's  
 Wirt, was d' g'lagt halt, unterschreib' i scho.  
 Na und glaubst, mir ander'n net? — sagte  
 Oberberger; das dös Brotverbot a ganz a um-  
 sohäule Maßregel is, dös is a mei Meinung. Mir  
 dös ane man i; Ma deef der Behörde kane gar so  
 schweren Vorwurf' net machen, denn — glaubt's  
 nit's — es war guat g'mant. Es wend't si g'wiß  
 net geg'n den klan Mann, sondern gegen die nob-  
 lichen Persönlichkeit, die in die feinen Restaurants  
 a Brot b'höll'n, andrechen und nachher lieg'n  
 lassen oder Stugen in draus machen. Auf die Art  
 und Weis' wird viel Brot verschwend't. Jekt'n is  
 die Verurteilung da und, wie dös halt scho is, er-  
 wißt's mit n' Schuldigen n' Unschuldigen a.  
 Dös is ja das G'rett, meinte Schwaffer,  
 das d' weissen Verurteilungen, so g'lund und guat  
 als ihner Absicht is, irgendwo a Kackerl hab'n. Der  
 neuche Richterlaß beispielsweise — ja Mensch kann  
 eahn in gangen was Unrecht's nachlag'n, aber es  
 is a Kackerl dabei, a Kackerl, das ma j'ert satim  
 recht bewirkt, und auf amal stekt ma das dadura

a Weil in dera Diaken sorg'angen; i hab' 's  
 Maul nimmer aufg'macht, aber denit hab' ich  
 ja im Haus Oberberger recht g'miaktl an! Dös  
 war all's, was i von der Sach' g'meint hab'.  
 Jekt'n in der Fröh hab' i nix mehr davon wahr-  
 g'nommen, weil i g'wohnt bin, n' Summa dadurch  
 s' haligen, das i bis an hellen Tag in Bett lieg,  
 und ob's da jekt'n Eise oder Zwolfe is, dös is,  
 man i, scho a Densel.  
 A Bech is, das d' Winterzeit g'rad' am  
 Summa hat anfangen miassen, sagte Spanagl;  
 a Stund' länger schlafen is do nix so b'sonders,  
 aber unter der Woggen war' s' an ganz g'legen  
 kommen. Dös is scho so, das nix und nix net der  
 klane Mann von aner Sach' an Nutzen hat auf  
 dera Welt."

Na alsdann, jekt'n, dös is aber scho s' viel,  
 lachte Oberberger; dös kamst do witli von der  
 Behörde net verlangen, das f' der Erden anjochst,  
 sie soll auf ih'n Spaziergang um d' Sonn'  
 a wengerl an Umweg machen, damit der  
 I. Oktober auf'n Montag fallt und der Klane  
 Mann' länger im Bett lieg'n deef. Mir kammt  
 vor, Du gehst in Deiner Fürsorg' scho a Stückerl  
 s' weit.  
 Aber andere Sachen gibt's, über die si der  
 klane Mann seit a paar Tag wieder n' Kopf zer-  
 brechen kann, sagte Stichter; i frag' mit Verlaub:  
 Is dös a Art und Weis', mir nix die nix den  
 Wirten d' verbieten, das f' a Brot hergeb'n? Du  
 d' feinem Restaurantsoll'n f' dös nur tuan, is  
 ma ganz recht; die Herren Kriegsgr'minner, die was  
 si dort anpampfen, können auf's Brot verzichten,  
 die hab'n 's net nötig. Aber d' klan' Leut', wie  
 machens denn die, wann ma frag'n deef? Sie  
 soll'n si s' Brot beim Greisler kauf'n und mit-  
 bringen, rut' der Minister. Is sehr guat und  
 schön, aber so a armer Leutel, der seit in der  
 Früh von dacham weg und in gangen Tag arbeiten  
 der Lat net so viel Zeit, wie d'  
 muck, der

mühsam derfangt hamen, den f' in der Nacht vom  
 letzten April auf'n ersten Mai hab'n dertleben  
 miassen, san wie d' narrischen Schwammerln  
 umananderf'sah'n, wie s' um ans sagt: D'  
 Geisterfund' sagt von irischen an, nix is s' mit n'  
 Reiterabend! Von alle diese Sachen hab't's Des  
 Schlafhauben selbsterständli nix wahrg'nommen.  
 Und Du ja, verstehst si', meinte Oberberger.  
 Dös is mir ganz neu, das unser Freund  
 Schwaffer mit die Geister auf Du und Du stehst  
 und g'wiffermaßen Dritaderl im Spiel is mit  
 eahna. Was mi betrifft, so hab' i von dera gangen  
 Summer-Winterzeitreimerei nix anderst bemerkt,  
 als das d' Meinige um Ans in der Nacht auf  
 amal auf'standen und im Zimmer umanande-  
 g'geschert is. Was hast D' denn? frag' i aus'm  
 Schlaf aufsa. Is Dir net guat? Mir scho,  
 sagt d' Meinige mehr g'schnapp' als mit Geistes-  
 stimmung, aber den Uhren net, die geh'n schlecht.  
 Wiejo denn dös? frag' i ganz ruhi', aber d'  
 Meinige pfanct mi an als ob i was was g'sagt  
 hätt, das i a g'wissenloser Mensch bin, sag' i,  
 der si um nix net kümmert, in n' Tag ein lebt,  
 Finke g'rad' und in fern Herrgott an guat'n Mann  
 sein lagt. Und, sagt f', ob i denn nix davon was  
 gar is und d' Winterzeit wieder ausgeht, sagt f',  
 und wer si denn um s' Uhrerichten klammern  
 sollt', wann si s' net tuat, sagt f' ? Aber jekt'n  
 mitt'n in der Nacht miass dös do net sein, sag' i,  
 und i soll si do um all's in der Welt wieder  
 niederleg'n, sag' i, und an Menschen schlafen lassen.  
 Na, sagt f', in der Verurteilung stekt groß und  
 deufft drinn, das d' Uhren no während der  
 Nacht d'ruck'richt wer'n miassen und sie was sie  
 is, sagt f', sie halt si no an behöhdliche Ver-  
 urteilungen, sagt f', net so wie manche Leut', die  
 g'wissenlos g'ung san, von an Wirtshaus in s'  
 andere d'renna und si anz'sausen, obwohl doch der  
 Minister ausdrückt für an jeden Staatsbürger  
 nur awa Krügeln vorz'schrieben hat. Dös is no,

Guaten Abend, meine Herren, guaten Winter-  
 abend! Mit diesen Worten war heute Schwaffer  
 im Beisl erschienen, hatte den schon verammelten  
 Freunden die Hand gedrückt und dem Leopold den  
 Auftrag gegeben: Sie, lieber Ober, sind S' so gut  
 und bringen S' ma heut' s' Bier in Viertelliter-  
 glaskeln. Wann ma an Biter auf amal kriagt, is  
 er weg a, wann ma aber sei behöhdlich zug'messenes  
 Deputat klanwei' abjuchlet, schaut's glei mehr  
 ans und es is leichter, an ganzen Abend durch-  
 s'halten.  
 Dös is a Unsinu, posterte Stichter; a  
 Viertelliter Bier, dös is gar nix und viermal  
 nit is wiederum nix. Das san all's Baren,  
 und sonst gar nix. Propos, was is i iragn  
 wollt: Was hat denn dös g'hagen, was D'  
 g'lagt halt, wie si ins Beisl einisemma bist? Guaten  
 Winterabend — oder was? G'rad' das der  
 Herbst ang'sangt hat, bist Du scho im Winter  
 drinn; was sein denn dös für S'paß?  
 S'paß? Gar net! meinte Schwaffer ab.  
 Aber hat denn net heut' um ans in der Früh  
 d' Winterzeit' ang'sangt? A glaub', ihr habt's  
 dös alle mitanander rein verpessen. Das kommt  
 daher, weil's Des so solide Leut' seids, die was  
 um die Geisterzeit' längt dacham san. Wann's  
 anders war, hätt's Ihr von dem Hummel a was  
 feig'n miassen, wie s' um ans piblt no amal  
 Wintermacht g'word'n is, und dann no amal ans.  
 Die Geister. die was si von dem Schwarten endli

Im Stammeisl.



Guaten Abend, meine Herren, guaten Winter-  
 abend! Mit diesen Worten war heute Schwaffer  
 im Beisl erschienen, hatte den schon verammelten  
 Freunden die Hand gedrückt und dem Leopold den  
 Auftrag gegeben: Sie, lieber Ober, sind S' so gut  
 und bringen S' ma heut' s' Bier in Viertelliter-  
 glaskeln. Wann ma an Biter auf amal kriagt, is  
 er weg a, wann ma aber sei behöhdlich zug'messenes  
 Deputat klanwei' abjuchlet, schaut's glei mehr  
 ans und es is leichter, an ganzen Abend durch-  
 s'halten.  
 Dös is a Unsinu, posterte Stichter; a  
 Viertelliter Bier, dös is gar nix und viermal  
 nit is wiederum nix. Das san all's Baren,  
 und sonst gar nix. Propos, was is i iragn  
 wollt: Was hat denn dös g'hagen, was D'  
 g'lagt halt, wie si ins Beisl einisemma bist? Guaten  
 Winterabend — oder was? G'rad' das der  
 Herbst ang'sangt hat, bist Du scho im Winter  
 drinn; was sein denn dös für S'paß?  
 S'paß? Gar net! meinte Schwaffer ab.  
 Aber hat denn net heut' um ans in der Früh  
 d' Winterzeit' ang'sangt? A glaub', ihr habt's  
 dös alle mitanander rein verpessen. Das kommt  
 daher, weil's Des so solide Leut' seids, die was  
 um die Geisterzeit' längt dacham san. Wann's  
 anders war, hätt's Ihr von dem Hummel a was  
 feig'n miassen, wie s' um ans piblt no amal  
 Wintermacht g'word'n is, und dann no amal ans.  
 Die Geister. die was si von dem Schwarten endli

6. X. 1916

189

des unflüchtigen Lumpen

Bäuerin z'hamm'g schimpft. Schließli hat f' do zähl'n müass'n für das Bind. I bin durch das Stößen und Mütteln im Wag'n beinahe krank word'n. Das Schönste war, wie die Straß'n bergauf gangen is, hab'n wir alle aussteig'n müass'n. „Dö Noß dazig'n den Wag'n net, sie hab'n ke Kraft, es is ka Wunder nöt, bei dem weniger Quatter, was f' kriag'n!“ sagte entschuldigend der Kutscher. Was's wieder bergab gangen is und wir uns wieder auf'seß't hab'n, san dö Köffer alle Augenblick steh'n b'leib'n; es hat niz g'nuckt, wir hab'n nach aner Weil wiederum aussteig'n müass'n und san in der größten Hih neben dem Wag'n gangen. Dext frag' i, zu was zahlt man denn für's Fahr'n, wenn m'r z'Fuß geh'n muß?

Endli san m'r do mit Ach und Krach ankommen. Die Gegend dort is wunder schön, nyr mit der Bepflügung hab'n wir a G'trett g'hab't. Nöt, daß niz dag'wesen wär', im Gegenteil, Borrat war g'nua vorhanden, und wir hätten wirklich alles kriagt, was wir zum Leben braucht hätten, wenn nöt mein' Alte weg'n aner Kleinigkeit mit der Bäuerin an B'ruch g'hab't hätt'. Seitdem war's wie abg'schritten; die Bäuerin hat niz mehr g'hab't für uns. Milch hab'n wir immer weniger und weniger kriagt, uns Fleisch hab' i müass'n zwa Stund in d' nächste Ortschaft geh'n. Weg'n die Eier hätt' i bald mit der Bäuerin ins Raufen ang'faugt. Zerst hat f' vierzehn Stück um an' Guld'n hergeb'n, dann nur zwölfe. Wie i f' zur Red' g'stellt hab, war f' saugrob und hat g'sagt: „Wann's fest seib's, kriagt's gar ka! I Wenn müast's froh sein, wann's ocht kriagts!“

Und mit dem hab'n wir z'frieden sein müass'n. Mir is's so vorkommen, als wenn uns die Bäuerin schon gern draußt g'seh'n hätt' aus'n Haus. Den ganzen Tag hat man niemand g'seh'n, und man hat mit niemand mehr a Wort red'n können. In aller Gottes Fröh san d' Peut'n aus aufs Feld, und im Haus is nur a alt's Weib und a klein's Madel b'lieh'n. Die Alte war so taub, daß f' immer auf dreimaliges Frag'n a g'schleht' Antwort geb'n hat. „Da hast jekt die Bescherung!“ hab' i zu meiner Alten g'sagt.

„Bär's nöt g'scheiter g'wesen, wann wir in Wien b'lieh'n wär'n? Für so an Land-aufenthalt dank i recht schön!“

„Da beißt's halt, si selber umschau'n, daß wir was kriag'n!“ sagte meine Alte. Und so war's auch. Ueber mei Alte is a reiner Nahrungsmittelgeschäftler kommen. Für gar niz hat's mehr a Interesse g'hab't; ihr anzige Sorg' war, recht viel z'hamm'z'kriag'n. Wann's in der Nacht g'regnet hat, is f' zeitli in der Densch schon bei mein Bett g'stand'n und hat mi auf's weckt. „Alter, sieh' auf, Schwamma gib's! Schau, daß d' in Wald kommt!“ Es hat niz g'nuckt, wann i g'sagt hab', i hätt' no do andern dir die Schwamma vor der Nas'n wegnehmen? Sieh' nur auf!“ I hab' müass'n, ob i woll'n hab' oder nöt, mit'n müachtern Mag'n in Wald und durten in nassen Gras wundenhaftig'n, bis i recht viel Schwamma g'funden hab', denn leerer hätt' i nöt z' Haus kommen dürfen. Im Anfang is m'r recht schwer g'foll'n, aber später hab' i schon die Klackln g'wucht, wo man die schönsten find't.

Wann m'r nach'n Essen a Partie g'macht hab'n und wir san an an Bauernhaus vorüber kommen, is f' einig' gangen und hat früher ke Ruach geb'n, bis f' nöt von der Bäuerin a paar Eier oder an Butter kriagt hat. Nmal san m'r an ein' Wildbach kommen, drüber dem Bach is a Mühl' g'standen, es war a wunderliabi Stett', der Maler hätt' f' nöt schöner mal'n können. I mach', ganz begeistert von dem schön Anblick, mei Alte d'rauf aufmerksam, doch die hat ka Mug' für die Naturschönheit g'hab't und hat nur allsewell herum'schau't, als wann f' was suachen tät'.

„Sekt sag' m'r nur, was schaut d' denn so unmannd? Was suacht denn eigentli? Hast was verlor'n?“

„Na, ich suach nur an Weg, wie ma in d' Mühl' kinnma kann, a paar kilo Mehl kiten uns nöt schaden, wann m'r f' kriag'n tät'n.“

Und so hat's das Weib trieb'n die ganze Zeit. Meistens hab' i alleinig meine Partien g'macht, denn sie hat ka Zeit g'hab't: entweder is f' beim Herd g'stand'n und hat Paradeiser eing'sotten oder sie war im Garten und hat Schwamma pukt und hat f' zum Trocknen in d' Surin g'legt. In unser'n Quartier hat's ausg'schaut wie in an' Greislerlad'n, alles hab'n m'r voll g'hab't, man hat si kaum rühr'n können. Endli is mir do die Geduld ausgegang'n.

„Dös halt i nöt länger aus! Staßt d' i bin auf's Land g'fahr'n, um nur allweil a Sorg' z'hab'n, wo man was z'kauf'n kriagt! Du bist ja verrückt word'n! In der Fruach wecht' mi auf und i muß in Wald wegen die Schwamma, z'Mittag, kaum daß wir gessen

ern, bin, a a ettet und ins ang' hab' efftor in a Haus son- muß oh'l'n, d die hohen hab' i worin undert adenen ichtlich zahl'n. In die ertschou draht si ommer- ihr's, in aller n, lane machen. no recht z' Haus as's mit is lauter ngen. u b a n.

## Die Wiener Konstriptionsämter.

Der große Krieg hat sie zu besonderer Bedeutung und zu einem unlegbar hohen Grade von Popularität gebracht. Ihr Wirkungskreis, der auch in Friedenszeiten sehr umfassend war, ist im Kriege wesentlich erweitert worden, und so mag es denn heute kaum einen männlichen Einwohner der Reichshaupt- und Residenzstadt geben, der, im wehrpflichtigen Alter stehend, mit dem Konstriptionsamte nicht in irgend einer Weise in Berührung tritt. Ja, man kann darüber hinaus behaupten, daß eigentlich jeder von der Wiege bis zum Grabe mit dieser Behörde zu tun hat. Denn, wie die Geburt, die in der Gemeindematrix eingetragen wird, bei den männlichen Einwohnern wegen der Stellungspflicht und der damit verbundenen Fragen vom Konstriptionsamte in Evidenz gehalten werden muß, so wird dort auch das Ableben angemeldet und registriert, da das Amt die Leichenbeschauung veranlaßt und die Beerdigung überwacht.

Es ist zu wiederholten Malen und eigentlich auch vor den anderen obrigkeitlichen Faktoren ziemlich neidlos zu gegeben worden, daß sich das Walten der Konstriptionsämter im Kriege als äußerst ersprießlich bewährt und eine verhältnismäßig rasche, glatte Abwicklung der wichtigsten Amtshandlungen ermöglicht hat, ohne die empfindlich fühlbaren Störungen, namentlich in den gegenwärtig bedeutungsvollsten Militärangelegenheiten Platz gegriffen hätten. Der Beginn der Kriegszeit bewirkte, daß die Konstriptionsämter bei der Einquartierung und Verköstigung der durchziehenden Truppen, bei der Beistellung von Vorspann, von Wagen und Arbeitsleuten, bei der Requisition der Automobile und der Pferdestellung schwierige Aufgaben zu erfüllen hatten, die von der Zentrale des Konstriptionsamtes und vom Einquartierungsamte besorgt wurden, wofür letzteres alle nach Wien kommandierten Truppen und Offiziere zu bequartieren hat. Die Musterungen der wehrfähigen männlichen Bevölkerung Wiens hat die Rekrutierungsfektion durchzuführen, während die Abteilungen des Konstriptionsamtes in den einzelnen Bezirken dortselbst die Einquartierungen zu regeln und, was eine sehr erhebliche Mehrarbeit verursacht, auch die Ansprüche auf den staatlichen Unterhaltsbeitrag zu behandeln haben. Die Vorarbeiten zu den Musterungen durch Entgegennahme der Meldungen, die Durchführung der Evidenznahme der wehrpflichtigen Flüchtlinge u. dgl. stellen geradezu exorbitante Anforderungen an die einzelnen Bezirks-Konstriptionsämter, wovon sich jedermann durch den eigenen Augenschein überzeugen konnte. Die Einführung von Lebensmittelkarten hatte zur Folge, daß die Konstriptionsamtsabteilungen die Leitung der Kartenausgabe in den einzelnen Bezirken übernehmen und überdies für die Ausfolgung der Karten an die verschiedenen Körperschaften Sorge zu tragen hatten. Die Ausfertigung der Bezugsscheine für Kaffee, Zucker, Fett, Mehl und Brot auf Grund des von den Abteilungen festzustellenden Bedarfes geschieht gleichfalls in den Konstriptionsämtern, die übrigens durch diese durchwegs auf die Kriegsverhältnisse zurückzuführenden Leistungen keineswegs davon befreit sind, auch Amtshandlungen des normalen Friedensverkehrs, wie zum Beispiel Bewerbungen um Erlangung des Heimatrechtes, das Stellungs- und Musterungswejen u. dgl. vorzunehmen.

Es ist keineswegs Zweck dieser Darstellungen, in einer Epoche, in der die Gesamtheit wie der Einzelne opferwillig und ausdauernd alles aufbieten, um ihr Bestes im Interesse der gemeinschaftlichen hehren Sache rückhaltlos einzusetzen, die Tätigkeit einer Behörde etwa herauszustreichen. Allein es scheint, daß gerade das Wirken der Konstriptionsämter dennoch spezielle Beachtung verdiene, weil diese Behörden trotz ihrer ungeheuren Arbeitslast und des riesenhaften Umfanges ihrer Amtsgeschäfte im gewissen Sinne im Verborgenen schaffen, und weil die Art, in der sie ihren Wirkungskreis auffassen, von einem durchaus modernen Zuge ins Große und Volkstümliche Zeugnis ablegt, die sich die rühmende Anerkennung nicht nur der vorgeordneten Organe, sondern auch der breitesten Bevölkerungsschichten erworben hat. Diese Tatsache erklärt sich nicht allein durch die vernünftige und zielbewusste Organisation der Ämter, sondern auch durch die Eigenschaften des in Verwendung stehenden Beamtenpersonales, das seine Obliegenheiten nicht nach dem Buchstaben der vorhandenen Vorschriften einrichtet und nicht durch allzu enge gezogene Grenzen absteckt, sondern unermüdet und vielseitig bestrebt ist, neben seinen amtlichen, durch die Statuten festgesetzten Verpflichtungen auch Berater und Helfer zu sein.

Das höchste Maß an Arbeitsleistung haben die Konstriptionsämter wohl, wie erwähnt, bei den Vorbereitungen und bei der Durchführung der Landsturmusterungen vollbracht, die ein ganz neues Faktum darstellen und deren vitalste Bedeutung für die Armee ja keines weiteren Kommentars bedarf. Bei dem Ausbruche des Krieges wurde die Leitung dieses Ressorts dem damaligen Kontrollor, jetzigen Oberkontrollor Franz Mayer übertragen, der anlässlich der Durchführungen der Stellungen in Wien auf Grund des neuen Wehrgesetzes mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone ausgezeichnet worden ist und dessen Auffassung seiner schwierigen Funktionen bei allen Faktoren ungetheilten Beifall findet. Vor kurzem hat der Direktor des Wiener Konstriptionsamtes Wilhelm Schük in Folge seiner erschütterten Gesundheit um Versetzung in den Ruhestand gebeten. Zu seinem Nachfolger wurde der frühere Vorstand des Einquartierungsamtes Eduard Glaser ernannt, von dem es, gleich seinem Vorgänger, gewiß heißen darf, daß der richtige Mann auf dem richtigen Posten steht. In der Person des Vizedirektors Julius

162

Dann die ersten Bewunderer. Ich sehe ihren Gang; der einem Trümbhügel gleich, inmitten der angelammelten Volksmenge bei der Ferdinandensbrücke. — Man richtet das Segel ein. Im hohen getüschelten Sommerweiss des Meeres sehen schon ausgerichtet

**Erinnerung.**

viel Arbeit gab's tagsüber und auch in der vergangenen Nacht. Das geht jetzt in Kriegzeiten schon nicht anders. Müde und erschlagen war ich zu Bette gegangen, hatte noch nach alter Gewohnheit einige Zeilen eines Buches gelesen und dann die Lampe abgedreht. Soffentlich kommt der Schlaf bald! Aber trotz aller Körpermüdigkeit will er sich nicht so rasch einstellen, noch ist der Flüssigschlag des Geistes zu lebendig und reißt die Erinnerung von Bild zu Bild. Vergänglich luche ich sie zurückzudrängen, alle diese einflüsternden Bilder, um jene gedankliche Leere in meinem Bewußtsein zu erzeugen, die dem Schlaf das Tor öffnet. Vergeblich! Sie kommen ungerufen und ungefragt und lassen sich nicht verschrecken. Bald klarer, halb unerkennlicher, von noch wachem Verstand in eine gewisse zeitliche Reihenfolge gebracht ziehen sie vor dem geistigen Auge dahin, und das Gewaltige, das tagsüber all unser Sinnen und Denken in seine Fessel geschnitten, es klingt auch in ihnen nach: der Krieg!

Da laufen sie an jenem schönen Junisonntag vor zwei Jahren über die Ringstraße, die Extrablattverkäufer, und rufen die doppelte Mordtas aus, die unten in Sarajewo vollbracht worden war. In Gruppen sehen die Menschen überaus belommen und sprechen erregt von dem Geschehen und von dem, was nun

kommen würde. — Dann sitzen wir am 28. Juli desselben Jahres in spät nachts beisammen in dem kleinen Fischerdörfchen in Zittien unten. Denselben Abend um sechs Uhr war das Ultimatum an Serbien abgelaufen, und wir, die fern von jeder Nachrichtenquelle waren, mußten zwar, daß die Entscheidung schon gefallen, doch nicht in welchem Sinne. Erregt besprachen wir, ob wohl Krieg oder Friede sein werde? Durch die großen offenen Bogen Türen des Speisezimmers sah man hinaus auf das schwarze, regungslose Meer. Da plötzlich, in einem Augenblick des Schweigens, hörte man in der stillen Nacht das unverkennbare Geräusch einer arbeitenden Schiffschraube. Wir eilten auf die Terrasse hinaus und sahen fünf Lichtpunkten nicht gar zu weit draußen in der See südwärts zu sich fortbewegen. Ohne Zweifel: ein größeres Schiff! Handelschiffe pflegen aber doch nie so spät nachts von Triume, von woher das Schiff kam, auszulassen und sich so nahe dem Ufer zu halten! Der schnell herbeigeholte Zeiß zeigte in verschwommenen Linien die Umrisse eines Kriegsschiffes. Nun hatte im Fiumaner Hafen, in dem ich vormittags gewesen, ein einziges Kriegsschiff, ein österrreichisches, gelegen, das man eben begonnen hatte frisch anzutreiben. Der Anstrich war erst zur Hälfte vollendet, so daß das Schiff auf der einen Seite grau, auf der andern Seite dunkelgrün ausah. Und mit einermal war uns alles klar: wenn dies Kriegsschiff zu einer so ungewöhnlichen Stunde und in einem so ungewöhnlichen Aufzug zurück nach Pola, in den Kriegshafen, fuhr, so war die Entscheidung für den Krieg gefallen.

Am nächsten Morgen (haus), als wir noch immer ohne positive Nachricht waren, da lief, als ich eben auf dem kleinen Postamt weilte, das Mobilisierungstelegramm ein. Aufgeregt eile ich nach Hause, den auf der Gasse stehenden Badegästen die Nachricht zuzurufen. Im ersten Stof einer Wille geht ein Fenster auf, und ein bekannter Schriftsteller zeigt sich in Morgenrothleuchte. "Krieg! Mobilisierung!" rufe ich ihm hinauf. "Na, na, es wird nicht so arg sein!" gibt er mir phlegmatisch zur Antwort. — Dann die Fahrt auf der überaus militärisch besetzten Bahn. In jeder größeren Station neue Gerüche, frische Nachrichten über neue Kriegserklärungen. In Wien: Neuschadt der erste entgegenkommende Militärzug. Hurra! Füchterschwenken! —

Dann die ersten Tage in Wien. Diese aufgeregte Stimmung. Das ungewohnte, nervenaufreizende Geräusch der Extrazugausgabenausrücker. Die Erregtheit des Tages ließ nachts kaum den Schlaf finden. Verwirrende Geräusche drangen von der Straße herauf und fanden im erhitzen Hirn phantastische Auslegung. Gegen morgen wackelte der ferne Klang militärischer Marschmusik. Ein Sprung aus dem Bett und zum Fenster. Donnerndes Purragegeräusch von weitem. Die Mariabillerstraße herunter, bei der Amerlingstraße einbiegend, zieht der endlose graublaue Meerewurm eines abmarschierenden Regiments. Die Musik spielt, die Soldaten ruhen; aber in der frühen Morgenstunde sind die Straßen noch öde und leer, die Fenster geschlossen. Niemand antwortet. Eine feste Bangigkeit und Trauer krampft mir das Herz zusammen, ich kann mir nicht helfen und meine wie ein Kind.



# Von der Zukunft der Weltreiche und den Weltreichen der Zukunft.

(Vortrag, gehalten in der „Aranea“.)

Von Dr. Franz Enlenburg.

Professor der Universität Leipzig.

Wien, 12. Oktober.

Seit etwa zwanzig Jahren bemerken wir in den Großstaaten eine allgemeine Ausdehnungsbewegung, die über sich selbst hinausdrängt. Wir nennen sie Imperialismus. Sie findet sich in Italien und Frankreich, in den Vereinigten Staaten und Japan, in Deutschland und Rußland, von England nicht zu sprechen. Man kann dabei einen politischen und wirtschaftlichen Imperialismus unterscheiden. Ersterer sucht durch Angliederung fremder Gebiete oder durch Kolonisation sich auszudehnen, letzterer durch wirtschaftliche Angliederung oder durch Betätigung in anderen Ländern. Die äußere Form dieses Imperialismus ist die Bildung von großen Weltreichen, die durch politische, wirtschaftliche und kulturelle Momente zusammengehalten werden. Das wirtschaftliche Band ist dabei bei weitem das stärkere; es ist Ursache und Mittel, Ausgangspunkt und Zweck dieser Tendenz. Dabei ist der Gedanke der wirtschaftlichen Autarkie maßgebend, das heißt die Selbstgenügsamkeit in wirtschaftlicher Beziehung. Während bisher eine Art Arbeitsteilung zwischen den Kulturstaaten besteht, würde diese eine Nationalisierung der Volkswirtschaften und eine Abschließung in sich selbst bedeuten. Dies scheint auch einer sonst vorhandenen Tendenz zu entsprechen, indem die einzelnen Großbetriebe über sich selbst hinauswachsen zu Riesenbetrieben und Trusts. Ein mehr oder weniger innerpolitischer Zusammenschluß würde dabei durch die äußere Macht sich Geltung verschaffen. Wenn wir von dem sich bildenden französischen Weltreich in Nord- und Westafrika und von dem japanischen Gebilde im fernen Osten absehen, so bleiben drei Weltreiche übrig. Das britische Imperium auf der einen, der russische Kontinent auf der zweiten und Panamerika auf der dritten Seite: Riesenwirtschaftsgebiete, die sich nach außen abschließen, auf sich selbst beruhen und eine kolossale Macht in die Wage legen könnten. Den mitteleuropäischen Staaten würde demgegenüber nur ein innerer Zusammenschluß übrig bleiben.

Die Tendenzen zur Abschließung, zur Bildung der großen Weltreiche haben sicherlich durch den Krieg eine starke Förderung erfahren. England, Rußland, die Vereinigten Staaten sind die riesigen Imperien, die dabei in Betracht kommen. Wie steht es in Zukunft mit der Verwirklichung aller dieser wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Tendenzen? Welches sind die Aussichten für den Bestand dieser geschlossenen Weltwirtschaftsreiche? Zunächst das britische Weltreich. Schon die politischen Erschwernisse sind nicht unerheblich. Dazu wird einmal das nationale Moment in Südafrika kommen, wo eine stark anti-englische Partei mit einem selbständigen südafrikanischen Programm vorhanden ist, die durchaus keinen Anschluß an England wünscht. Nicht anders steht es mit Kanada, wo der französisch sprechende Teil eine starke Neigung zur Union besitzt. In Indien kommt das stark nationale Moment hinzu. Das Problem der indischen Auswanderung auf der einen und der südafrikanischen und australischen Einwanderungsverbote auf der anderen Seite bleibt schwierig genug. Aber wenn auch diese sich überwinden lassen, so kommen doch wirtschaftliche Antinomien stärkster Art hinzu. England würde ein sehr schlechtes Geschäft mit dem wirtschaftlichen Imperium machen. Es hat auch heute schon den größten Teil des Handels mit den Kolonien in Händen, der wesentlich von der Kapitalinvestierung des Mutterlandes abhängt. Das englische Imperium übernimmt vom englischen Handel nur ein Viertel und drei Viertel von der übrigen Welt. Der Grund dafür liegt darin, daß die Europäerkolonien nur eine sehr dünne Bevölkerung, zusammen nur einige 20 Millionen umfassen, Indien aber mit seinen 300 Millionen Menschen ein armes, wenig kaufkräftiges Land ist. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben trotz ihrer 120 Millionen Menschen einen größeren Handel mit England als Indien mit seinen 300 Millionen. England braucht eben die übrige Welt für seine Ausfuhr, braucht Deutschland und Frankreich, die Vereinigten Staaten und das übrige Europa. Eine Bevorzugung in den Kolonien nützt ihm darum nichts, wenn die übrigen Länder ihm nicht die Meistbegünstigung gewähren. Bei einem zollpolitischen Abschluß des Imperiums mit durchgehender Bevorzugung englischer Produkte würde das aber sehr zweifelhaft sein. Die Kolonien machen auf der anderen Seite England auch nicht unabhängig von der fremden Einfuhr. Es braucht nach wie vor Getreide aus Argentinien, den Vereinigten Staaten und Rußland. Es wird Butter aus Holland und Dänemark, Baumwolle aus der Union, Kaffee und Kautschuk aus Brasilien, Holz aus Schweden, Erze aus Spanien und Skandinavien, Kupfer aus den Vereinigten Staaten brauchen. Die Kolonien vermögen außer Wolle und Zute sowie Zinn dem Mutterlande durchaus nicht das zu geben, was es braucht. England bedarf auch künftighin dauernd guter Verbindungen mit der übrigen Welt. Es braucht deren Rohstoffe und Nahrungsmittel und es braucht den Absatz seiner Produkte. Es kann auch nicht gut auf die Vermittlungstätigkeit verzichten, auf der nun einmal seine Stellung in der Welt beruht. Ebenso brauchen die Kolonien andererseits die übrigen Weltmärkte. Australien hat für die Ausfuhr seiner Wolle Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und die Union nötig. Indien braucht für die Zute und Tee andere Abnehmer als das eigene Mutterland, das eine viel zu kleine Kaufkraft für alle diese Produkte besitzt. Andererseits aber wollen die Kolonien selbst eine eigene Industrie entwickeln, um finanziell besser dazustehen. Das bedeutet, daß sie den englischen Waren nicht ohne weiteres freie Einfuhr gewähren können. Die wirtschaftspolitischen Absichten lassen sich also auch hier gar nicht erreichen, da die Umstände durchaus dagegen sind. Alt-England würde im Grunde so abhängig von der übrigen Welt bleiben wie bisher: ein autarkisch abgeschlossenes selbständiges Wirtschaftsreich vermag es nicht zu werden.

Aber auch mit Rußland steht es im Grunde nicht anders. Rußland braucht durchaus fremdes Kapital; dadurch wird es aber notwendig mit anderen Ländern verflochten. Denn die Bezahlung der Schuldzinsen kann nur dadurch geschehen, daß es Nahrungsmittel und Rohstoffe ausführt. Das ist bisher in dem weitesten Umfange geschehen, indem es in seiner Handelsbilanz einen Aktivsaldo von 400 Millionen Rubel hat. Deutschland bezog vor dem Kriege zum Beispiel für eine Milliarde Nahrungsmittel und für eine halbe Milliarde Rohstoffe von dort. Der Drang nach Konstantinopel und den Dardanellen ist ein Zeichen dafür, daß Rußland eine Beziehung zur übrigen Welt braucht. Das wird nach dem Kriege, wo die Verschuldung noch mehr zugenommen hat, so bleiben. Aber Rußland ist auch auf

fremde Einfuhr angewiesen. Seine eigene Industrie arbeitet unter ungünstigen Bedingungen. Kohle und Eisen sind getrennt und liegen nicht wie in Deutschland und den Vereinigten Staaten benachbart. Es fehlt sodann an Kapital, an Technikern und Ingenieuren, an Einrichtung und Produktionsmitteln, Maschinen, Instrumente, Chemikalien, höherwertige Qualitätswaren, für die der Bedarf allmählich steigt, werden eingeführt werden müssen. Wenn Rußland aber fremden Kapitals, fremder Banken, fremder Ingenieure und fremder Arbeit bedarf und dafür eigene Rohstoffe und Nahrungsmittel, die es in Ueberfluß hat, ausführen muß: dann wird es auch von selbst fremde Fabrikate nicht abwehren können, zumal die eigenen Erzeugnisse außerordentlich teuer zu stehen kommen. Schon um der eigenen Industrie Beschäftigung zu geben, braucht es fremdes Kapital und fremde Maschinen und damit die Beziehungen zur Welt. Es vermag sich in keiner Weise abzuschließen und kann ein selbständiges Wirtschaftsreich nicht bilden.

Wie steht es auf dem amerikanischen Kontinent? Damit ein geschlossenes, sich selbst genügendes Wirtschaftsgebiet entstehen kann, muß eine gegenseitige Ergänzung der hauptsächlich Austauschmittel vorhanden sein. Das ist nun aber in Amerika in keiner Weise der Fall. Südamerika und Kanada sind vor allem Getreide- und Viehländer mit einem großen Ueberfluß an Weizen, Mais, Kindern und Fleisch. Dabei sind die südamerikanischen Länder infolge der dünnen Bevölkerung und des Mangels an Verkehrsmitteln noch keineswegs erschlossen. Dasselbe gilt von Kanada. Südamerika gibt daneben noch Wolle, Brasilien Kaffee, Erze und Kautschuk. Nun aber sind die Vereinigten Staaten noch als ein hervorragendes Agrarland zu betrachten. Die kolossalen Gebiete des Westens sind Weizen- und Maisländer. Auch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ist in der Landwirtschaft beschäftigt. Daher hat das Land eine starke Ausfuhr an Getreide. Allerdings bedarf es in einzelnen Jahren der Einfuhr aus Kanada. Aber es ist schließlich eine Preisfrage, ob die Vereinigten Staaten zu einer Intensivierung der Bebauung übergehen werden. In diesem Falle könnte die landwirtschaftliche Produktion sich noch außerordentlich steigern. Sollends die Union mit Kanada zusammen würden ein ungeheures Ausfuhrgebiet von Getreide darstellen. Nord- und Südamerika haben dieselben Exporte und ergänzen sich durchaus nicht, sind vielmehr Konkurrenten. Damit ist aber von vornherein die Unmöglichkeit der Abschließung gegeben. Wenn aber Kanada und der Südkontinent bei der Ausfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen auf außeramerikanische Wirtschaftsgebiete angewiesen sind, dann müssen sie notwendigerweise auch Importe aus anderen Ländern aufnehmen. Die Union kann aber auch nicht den Bedarf des Südkontinents an allen Einfuhrprodukten befriedigen, denn das Land der unbegrenzten Möglichkeiten hat mit seinen 90 Millionen Einwohnern noch gar nicht die Bevölkerung, die für eine große Ausfuhr arbeiten könnte. Es ist bei seinen Riesenabmessungen noch keineswegs gesättigt, bedarf der Eisenbahnen und des Ausbaues des Produktionsapparats. Andererseits könnte die Union nur dann auf die Aufnahme ihrer Produkte im Südkontinent rechnen, wenn sie dessen Ausfuhrprodukte aufnehmen könnte. Wie wir sehen, ist dies aber unmöglich. So wird also Südamerika auch in bezug auf die Einfuhr von Industrieerzeugnissen und Kapitalien auf die übrige Welt, das ist auf Europa, angewiesen bleiben. Die Umstände erweisen sich auch hier stärker als die Absichten und verhindern ein panamerikanisches Wirtschaftsreich, das nun einmal keine Einheit darstellen kann.

Der Glaube an die Zukunft der geschlossenen Wirtschaftsreiche erweist sich bei näherem Zusehen als ein Aberglaube. Nicht so wird sich die künftige Gestaltung vollziehen. Das muß aber auch seine Konsequenz für unser eigenes Verhalten haben. Wenn wir ängstlich den Blick auf diese Wirtschaftsreiche einstellen und das Gelingen ihrer Abschließung für selbstverständlich halten, so wird die Handelspolitik eine andere werden, als wenn wir diese für unwahrscheinlich, ja unmöglich halten. Der Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten gegenüber der übrigen Welt hat nur dann einen Sinn, wenn jene Weltreiche Wirklichkeit werden könnten. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so muß auch die Orientierung der Handelspolitik offenbar eine andere werden. Die Zukunft wird sich auch fernerhin in der Arbeitsteilung unter den Ländern und Völkern auf eine Weltwirtschaft im internationalen Verkehr einrichten müssen. Wirtschaftsgebiete, die sich selbst genügen könnten, wird es künftighin nicht geben. Die Weltwirtschaft wird notwendigerweise eine gegenseitige werden. Die Weltreiche werden kein Gebiet von schreckhafter Gestalt sein, sondern infolge ihrer inneren Unmöglichkeit nicht zur Entfaltung kommen. Das aber bedeutet, daß Raum ist für eine gegenseitige Durchdringung der einzelnen Nationen für eine Arbeitsteilung, für eine Ergänzung und friedliche Verbindung der Völker untereinander. (Lebhafter Beifall.)

15./X. 1916

172

# Oesterreichischer Sommer.

Ein Epilog von Karl Marilaun.

Diese Sommer sind ja nun, Gott sei es geklagt, schon das drittemal nicht gerade das gewesen, was man in seligen Friedenszeiten unter einem Urlaubsommer verstand. Auf Urlaub geht man gelegentlich aus den Schützengräben, dem Krieger fällt es, selten genug, aber immerhin einmal, vom Himmel, zwei oder vier Wochen Ferien zu haben. Das Hinterland ist unerbittlicher, und den Zivilisten, der aus diesen oder jenen Gründen von keiner einzigen Einrückungskundmachung ereilt wurde, hält die Stadt seit zwanzig, vierundzwanzig Monaten mit allen Armen fest.

Seit zwanzig, vierundzwanzig Monaten denkt man ja wohl irgendeinmal und ganz schamhaft an das, was wir einstens Ausspannen genannt haben. Da stehen die genagelten Bergschuhe im Schrank, der Lodenmantel, der Touristenanzug aus wirklicher Schafwolle ohne den mindesten Brennesselzusatz hängt dort, in einer Ecke trauert das gewisse kleine, grüne Hütchen, das unternehmende Naturen mit einem Gamsbart und die Schwere-nöter mit einer im Laden bezahlten und erstandenen Schildbahnfeder geschmückt haben. Der Bergstod wäre da und an seiner blankgeschuerten Zwinge hielt sich vielleicht noch ein Restchen von glimmerigem Staub, ein längst verblaßtes Fädelchen Moos, die letzte Krume einer Gebirgswiese, über die wir vor zwei Jahren gegangen sind.

Man holte dies alles an einem Abend hervor, besah es feufzend und stellte den Schatz wieder zurück in den Schrank. Die Menschheit trägt andere Monturen als Lodenmantel, Faltenrock und Hütchen mit grünen Schnüren und der Feder vom Schildbahn. Man wägt das Kleid der schönen Zeiten in der Hand und gibt es weg, es wäre ja doch nur die Maskerade einer Sorglosigkeit, die uns schlecht zu Gesicht stünde. Aber im Rock, den man alle Tage trägt, möchte man auf Stunden, Tage, eine Woche dem Alltag entweichen. Wirklich seinen Sorgen möchte man Ferien geben, das vergessene und fast nicht vermisse Wörtchen „Urlaub“ meldet sich, und dann scheint zwischen zwei Regentagen so etwas wie die selten gewordene Sonne, da trägt ein Sommerabendwind in der Dämmerung den lauen Duft ferne welfender Wiesen in die Stadtgasse, da trägt im Kellergewölbe der Grünzeughändlerin der Hahn, da haben die Weiber beim Brunnen auf dem Neuen Markt alle Hände voll blühender, roter Alpenrosen. Und man ist verloren, man schlägt aus, entläuft der harten Schule dieses Daseins, und findet sich erst wieder in der rauchgeschwängerten Halle des Südbahnhofes oder am Kassenschalter der Westbahn. Und hier, zwischen Koffern, Packträgern, den Wagen, dem Zugausrufer, zwischen Landstürmern, Büfettfräuleins, Zeitungsständen, Fahrplänen fallen uns plötzlich Namen von andern Gestirnen ein, selige Landschaften schimmern, fremdgewordene Gefilde locken, und wir erinnern uns, daß dort einstens unsere schönsten Erinnerungen wohnten. Auf Sommerfrische wohnten sie dort, kleine Erlebnisse, Freuden, flüchtige Abenteuer. Gofaummühle heißt die Sommerfrische, Bucklige Welt, Schladming oder Shtal. Ebensee heißt der andere Stern, Tragöb, Zillertal oder Zell am See das vergessene Gestirn. Und so nennt man am Schalter diese Namen verschollener Freuden. Fast flüsternd nennt man sie, denn eigentlich mag es ja ungehörig oder selbstsam sein, verbrecherisch beinahe, nach Tobelbad zu reifen und auf den Hochschwab zu steigen, wenn die Welt in Bränden steht. Es ist nur gut, daß Bahnhofskassierer solchen Erwägungen nicht zugänglich scheinen. Sie leben immer noch, genau wie in Friedenszeiten, davon, daß unbeschwerte, sorgenentlastete, frohe Menschen, die es sich leisten können, ins Gebirge gehen oder in ein Bad reifen. Sie fragen nicht, sie wundern sich nicht. Aflenz, sechzehn Kronen, fragen sie, als ob es die natürlichste Sache der Welt wäre, nach Aflenz zu gehen, wo man die Zeitungen vom Morgen bestenfalls um sieben Uhr nachmittags zu Gesicht bekommt. Dieser Mensch in seinem vergitterten, gläsernen Schalter ist wirklich nicht empört, daß ich nach Traunkirchen fahren will; gleichmütig und feelenruhig holt er das grüne Kärtchen hervor, zwickt es ein, gibt mir auf die Note heraus, sieht schon nach dem Nächsten, ich bin entlassen; mein Träger rennt mit dem Koffer, dem Köfferrchen davon, der Landsturmann auf dem Bahnsteig präsentiert vor diesem Stück zaubergewaltigen Kartons, der eine Fahrkarte ins Salzkammergut ist.

Und in zehn Minuten fährt unser Zug. Fährt aus der dämmerigen Eisenhalle, gerade unter der großen Uhr durch graue Schwaden beschlagen unsere Fenster, unser Abteil riecht nach Lederlack, nach Staub, im Gepäcknetz schaukeln leise die Handtaschen, von einem grün und rot gestreiften Damenplaid weht ein hold verführender Duft her. Und draußen sinken die häßlichen Häuser der Vorstadt zurück, wie Kartenhäuser weichen sie zurück und fallen zusammen. Ein grüner Ager, eine Ziege an einem Baum, noch eine Fabrik, für Linoleum oder Zigarettenpapier, genau weiß ich es nicht, denn dort steht auf grünem Plan die Hezendorfer Kirche, russische Gefangene laden letzte Garben auf einen Wagen, ein Friedhof in Alazien fliegt vorbei, die Mödlinger Berge wehen heran und vorüber, die Reben von Pfaffstätten schimmern, die Türme von Baden, die Allee alter Kastanien in Kottlingbrunn, dann kommt die Heide, Flieger ziehen wie große, schläfrig kreisende Sommerfliegen ihre Bahn, die zwei gotischen Türme der Pfarrkirche von Wiener Neustadt tauchen herauf, es kommen die schwarzen und grünen, diese etwas langweiligen Forste, die demod voll Waldeschatten, Harzgeruch,

Käferfummeln, Bogelsang und blühenden Gräsern sind. Aber man sehnt sich an diesen hundert, tausend, zehntausend reihengeraden, ausspalierten Kiefernstämmchen vorbei, hinaus, drüben wellt sich das Leithagebirge, die Bucklige Welt, die Hohe Wand warf ihre erstarrte Woge über den Nadelwald, die zweite Lokomotive wird herangeholt, es geht dem Semmering zu, schimmernd steht im Sommerregenebel eine Wand auf, wie der Schild, den der Engel, der Schwerhalter, der Türhüter des verbotenen Gartens, hielt. Es sind die Wände der Rag, der Schneeberg gleißt, die Semmeringer Wälder wehen ihren harzigen Duft in unser so sanft nach Staub, Lederlack und zu lang eingekampften Reiseröcken riechendes Abteil. Und erschauernd in einem Glück, das nur gerade um einen Gedanken schwermütiger und nachdenklicher als das Glück der Burdenjahre ist, sagt man sich: Urlaub, Ferien, Vergessen, oder wenigstens der Versuch des Vergessens! Es wird solange keinen Krieg geben, als ich imstande bin, mich über die blaue Gentiane auf dem Weg zum Hochschwabhaus hinauf zu freuen. Es wird solange keinen Krieg geben, als wir auf grünen Almwiesen, unterm Dach einer Semnhütte, an der Welle des waldumstandenen Forellenteichs Gottes schöner Welt so froh werden, als ob sie wirklich noch Gottes schöne Welt wäre . . .

Aber nach vierzehn Tagen, längstens, ist man wieder zurück. Die blaue Gentiane verdorrt im Notizbuch. Die Ansichtskarten von den Sihen unserer Sommerfreunden blieben ungeschrieben, oder sollten wir wirklich unserm Lieben, der in Polen in einem Graben liegt oder hinter Görz den Atem anhält, bevor er zelt: sollten wir ihm im Ernst eine Ansichtskarte mit dem Hüttenstempel vom Schiestelhaus schicken? Nun sind wir ja wirklich vierzehn Tage, zwei Wochen dort draußen gewesen, der Wald war wie sonst, die Tannen warfen spitze, schwarze Schatten über den schwellenden Moosgrund. Eine steinerstarrte Bißli, stürzte sich die Schuttlawine wie vor zehntausend Jahren und wie im letzten Friedensommer von den Halben der Mezhnerin, des Zinkenogels und des Hörndels herunter. Gemsen kletterten im Geröll. Zehn Minuten, nachdem wir sie sahen, prasselte ein Wind kleiner, losgerollter Steinchen uns über Hut und Rucksack. Aus der flachen, grünen Schüssel der Schwagerin auf der Lofer Alm tranken wir Milch. Dachteft du nicht, Freund, als du diese gelbe, rahmbide Milch trankst, dachteft du nicht an blasse, arme Mütter der Vorstadt Dittakring, die sich um ihr dünnes, blaues Viertelliter Milch zwei Stunden vor dem Dittakringer Laden drängen? Nein, wir dachten nicht, wir vergaßen beinahe, wir atmeten nach zwei Jahren einige schöne Abende und einige wundervolle, lange, stille Tage aus voller Brust, wir gingen, stiegen, lagen im Gras, und nur ein einzigesmal stieg es seltsam drückend und wirgend fast in unsere Kehlen: Schmerz, Bewunderung, Schred. Das war, als oben in den grauen Wänden der Mezhnerin ein obersteirischer Hütterbub in den blauesten aller Himmel zu jodeln anhub. Zu jodeln! Gibt es das, darf man das, kann das ein Mensch noch, ohne daß der wilde Jubel ihm nicht das Herz abdrückte? Es war ein 13jähriger Hütterbub, der sang. Er ist seit Pfingsten bei seinen Röhren auf der Alm. Er weiß seit Pfingsten nicht viel vom Krieg, oder er weiß nichts vom Krieg. Ja, doch: in mond-hellen Nächten, wenn alle Grate und Zinken der Berge voller Sterne hängen, klettert er von seinen Röhren und seinem heißen Bettstroh hinauf zum höchsten Horn. Und horcht, lauscht, starrt atemlos in die besternte, milchigsilberne, schweigende Nacht hinaus. Und aus dieser Nacht und unennbaren Fernen kommt dann zuweilen ein leises Rollen, ein schwaches Schüttern und Donnern zu ihm her. Berziehende Gewitter grollen so, aber dies ist kein Gewitter. Die Schlacht ist es, Abschuß und Einschlag im Drautal, in Kärnten, Tirol, bei Görz, wer weiß es. Und der Hütterbub kriecht erschauernd wieder zurück ins Bett, schläft tief und traumlos, steht auf des Morgens um Vier, melkt seine Röhre, versorgt sie, treibt sie auf die Alm, liegt stundenlang im Gras, läuft stundenweit durchs Gras, vergißt das unheimliche, nächtliche Gewitter und jodelt mit der klaren, silbrig hellen und herben Stimme eines wildgewachsenen, weltfern die Gestirne überfliegenden Erzengels in das Blau der schönen Tage.

Aber wir — wir sind nicht dreizehnjährig und kein schuldbloser Hütterbub. Wir stiegen nach weniger als zwei Wochen ins Tal hinab, wir wanderten mit den bestaubten Schuhen bachentlang zum kleinen, ruhigen Holzhäuschen der steirischen Alpenbahn. Wir fuhren aus den Kogeln und Zinken und Hörnlein hinaus auf Kapfenberg, wo die Werke rauchen und die Schornsteine wie ein finsterner Wald von Galgen stehen. Und wir fuhren mit der Südbahn zurück, durchs sonnbeflehenene, schon herbftlich gewordene Tal der Mürz, über den Semmering, durch eine Regenwand, die Rag und Schneeberg verhüllte. Wir schlossen die Fenster, ein Gufregen prasselte wie Gottes Zorn an die Scheiben. Die Dämpfe der Lokomotiven beschlugen das Glas, die Räder rollten, das Wasser stoh in breiten Strähnen, das Wasser trommelte auf das Dach des Wagens, und wir sahen ihn schon: den regenspiegelnden Asphalt der Straßen, die angezündeten Laternen, die schwarz sich drängenden Menschentrauben an jeder Straßenbahnhaltestelle. Wir sahen Häuser wachsen und lasten wie Gebirge, ein tiefer Himmel hing über zehntausend Dächern, Kohlenrauch schlug durch die Gassen, auf Gartenbänken sahen Werk- und Arbeitsleute in blauen Blusen, die kristallinen Kronen brannten hinter hohen Scheiben — die Stadt, der du nicht entrinnst und die doch, dennoch die verlässliche Freundin eines besabenen Daseins ist!

Als der Regen nachließ und Sonne schien, stieg rötlich glühend, wie von innen erleuchtet, wie eine ungeheure, besonnte Brandung, das steinerne Meer von Wien herauf. Und in Baden warfen sie die ersten Abendblätter zum Fenster herein. Ade, jodelnder Hütterbub von der Alm am Hochschwab.

Wiedersehen mit Wien. Es gibt Städte, in die man zu dieser Stunde mit schwerem Herzen zurückkehren mag als in diese. Diese Großstadt vermag, was selten die steinernen Städte imstande sind sie schmiegt sich fast selbstverständlich wieder an uns heran, sie empfängt wie eine Freundin, wie eine Frau ist sie, die gewartet hat und der wir willkommen sind und die schließlich auch uns, den Heimkehrenden, willkommen ist. Es gibt Städte, deren Straßen sich vorm Bahnhof austun wie ungeheure, böse, steinerne Rachen und Mäuler. Städte, deren Straßen schreckliche Wirbel sind, donnernde Katarakte, die schwarze Menschenströme in sich fressen und andere schwarze Ströme speien. Die ewig im Wirbel sind, in jagender, brüllender, verzehrender, aufreibender Hast. Städte, die den Ankommenden anspringen wie ein wildes Tier, oder die wie das ungeheuerliche Räderwerk einer Maschine sind, die uns zermahlt und zermalmt.

Wien? Man lächelt, wenn man daran denkt, daß Millionenstädte steinerne Ungeheuer und besessene Dämonen sein können. Man fährt vom Südbahnhof durch die noble und stille Allee-gasse, oder an den Mauern des Belvederegartens und des Schwarzenbergparks vorbei, und man kommt hinaus auf den Ring, über dem schon wieder, fern freilich, aber blau, tröstlich, leuchtend und sanft die Wienerwaldhügel stehen. Oder man fährt vom Westbahnhof durch die Mariahilferstraße, an Kirchen vorbei, alten Wallfahrtskirchen, und alle Rufe, jeder Laut, jeglicher Lärm der Straße, die doch eine Hauptstraße der Millionenstadt ist, schweigt still, wenn die Glocken der großen, alten Kirche dort läuten und zwischen Straßenbahngeleisen ein Zug von Wallfahrern mit roten Fahnen und weißen Mädchen langsam, singend schreitet. Nach allen Seiten hin engen und weiten sich die Gassen, steigen, sinken, die Sonne blinkt in Millionen Fensterreihen, wie weißgewaschen ist der Asphalt, die Menschen laufen, aber sie drängen sich kaum, sie haben sorgenvolle, erregte, verdrießliche, zornige Gesichter, sie eilen in Geschäften, sie rennen beladen, aber man glaubt und weiß es trotzdem gleich: das Lächeln ist ihr eigentliches Gesicht.

Wiedersehen mit Wien. Viele dunkle Wellen von Sorge und Gram wirft uns die große Stadt ins Angesicht, das Luft und Sonne der Berge bräunten. Aber hier sind wir zu Hause, und jener jodelnde Erzengel von der Alm fliegt seinen fernen, fremden Gefirnen zu.

## „Wiener Stimmungen.“

## Ein Kriegstagebuch aus dem Hinterland.

Als der Weltkrieg ausbrach und plötzlich wie ein gewaltiges, unergründliches Rätsel vor uns stand, da dauerte es geraume Zeit, ehe wir diesen großen Umsturz im Leben der Völker wie des Einzelnen auch nur annähernd erfassen und begreifen konnten. Die hastenden, einander überstürzenden Geschehnisse stellten uns täglich, fast stündlich vor neue Tatsachen und Notwendigkeiten, zwangen uns zu einer völligen Umwertung der bestehenden Werte und Begriffe. Später gewöhnten wir uns allmählich an den eigenartigen Rhythmus dieses veränderten Lebens, und selbst die einschneidendsten Veränderungen trafen uns nicht mehr unvorbereitet, aber gerade in dem ersten Jahre des Krieges gab es einen unaufhörlichen Wechsel von Stimmungen, ein Auf und Nieder zwischen Trauer und Freude, zwischen Furcht und Hoffnung. Und beim Wiener, der seine heitere Lebensfreude mit einer starken Neigung zum Pessimismus verbindet, waren diese Schwankungen größer als anderwärts. Heute, im dritten Kriegsjahre, da die Mittelmächte das Übergewicht auf den Kriegsschauplätzen halten, da unsere Monarchie die vermeintlich allzu schwierige Kraftprobe glänzend bestanden hat und nach außen mächtiger, nach innen gefestigter dasteht denn je, ist es ganz interessant, auf diese ersten Monate zurückzublicken, die Kurve seiner eigenen Anschauungen und Stimmungen zu verfolgen. Freilich ist es schwer, all dies aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, denn gerade in so ereignisreicher Zeit wird leicht die Erinnerung durch spätere Einwirkungen beeinflusst. Um so größerem Interesse wird daher wohl ein Kriegstagebuch begegnen, das seit dem ersten Tage gewissenhaft geführt und nunmehr der Öffentlichkeit übergeben wurde und das uns wie in einem Spiegel unser eigenes Denken und Fühlen vor Augen bringt. Es stammt von Dr. Ludwig Biziste und betitelt sich „Wiener Stimmungen“. (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig.) Die einfache, stimmungsvolle Titelzeichnung von Theo Fasche (die österreichische und deutsche Fahne vor der Silhouette des Stephansdomes) gibt ihm auch äußerlich eine reizvolle Gestalt.

Der Zweck des Tagebuches war ursprünglich ein rein persönlicher. Dem Verfasser sollten, wie er im Vorwort sagt, diese Aufzeichnungen später einmal behilflich sein, die Erinnerung an die durchlebte große Zeit wieder aufzufrischen. Dabei beschränkte er sich nicht nur auf die Registrierung der Tatsachen, sondern war auch bemüht, „jene Erscheinungen festzuhalten, die auf irgendwelche Fehler in den Lebensgewohnheiten der österreichischen und ungarischen Völker im allgemeinen und der Wiener im besonderen, sowie auf Mängel in den Einrichtungen unserer Monarchie hinzuweisen schienen“. Das geschieht mit einsichtsvollem Verständnis für die Vorzüge und Schwächen des Volkes, vor allem aber mit der Offenheit und Rücksichtslosigkeit des echten Patrioten, der nicht nörgeln und herabsehen will, sondern der sich bemüht, zu helfen und zu bessern, wo es nottut. Manches freilich in diesen Anschauungen ist durch die Ereignisse überholt, manches von falschen Gesichtspunkten betrachtet. Der Verfasser ist sich dessen selbst bewusst, aber mit voller Absicht wurde nichts an Form und Inhalt der ersten Niederschrift geändert. Er rechte



# Journal.

Er scheint (mit Ausnahme des Montags) täglich.  
Redaktion und Administration:  
Vilmos császár-ut (Kaiser Wilhelmstraße) Nr. 34.  
Abonnementspreis 26—00. Administration 26—10, 28—31.

## Das Problem des Weltkrieges.

Von Bartholomäus v. Lánghi,

Wirkl. Geheimer Rath, Justizminister a. D.

Je länger der Krieg andauert, desto mehr vertieft sich der forschende Menscheng Geist in die Ergründung der Ursachen, welche die Ansammlung und Entladung des Konfliktstoffes zwischen den europäischen Staaten bewirkt haben, sowie in die Erörterung des Zustandes, welcher nach dem Krieg eintreten sollte, um die Perspektive eines dauernden Friedens zu eröffnen. Anfangs wurden den diesbezüglichen Betrachtungen zu meist persönliche Momente zu Grunde gelegt. Man sprach vom Rationalübermuth, Rassenhaß, von Rachegeklüften, von persönlichen Anfeindungen der leitenden Staatsmänner und von aus diesen Motiven entstammenden Unterjochungs- und Vernichtungsvelleitäten. Dementsprechend dachte man sich dann die Art und Weise der Vergeltung. Später gelangte man zu der Erkenntniß, daß die Staaten Lebewesen sind, die ihre eigenen Lebensbedürfnisse haben, und von dem Drange geleitet, dieselben zu befriedigen und dem natürlich fortschreitenden Wachstum entsprechend das Quellengebiet der nöthigen Befriedigungsmittel zu erweitern, untereinander in den Zustand des Wettbewerbes und in die Zwangslage solcher Gegensätze gerathen, die letzten Endes nur auf gewaltsamem Wege ausge tragen werden können.

Wie immer denn auch sei, das Eine steht fest, daß subjektive Beweggründe einzig und allein keineswegs im Stande gewesen wären, die gewaltige Kriegsflamme zu entfachen, und noch weniger die Kraft besäßen, dieselbe Jahre hindurch mit kaum sinkender Intensität lodern zu lassen; sie haben zwar die Lage bedeutend verschärft, jedoch die eigentlichen Ursachen sind vorwiegend objektiver Natur. Eines theils ist es das imperialistische Anmaßungen entstammende Bestreben Englands, die deutsche Weltwirtschaftspolitik und deren Erfolge zu vereiteln und zu diesem Zwecke das Deutsche Reich in seinem europäischen Staatsbestande zu schwächen, anderentheils die durch traditionelle Eroberungsgeklüfte seit jeher rege gehaltene Sucht des russischen Reiches, sich im Wege der Besitznahme von Konstantinopel eines geeigneten Zuganges zum Weltmeere zu bemächtigen und die in dieser Hinsicht als Hinderniß erscheinende Großmachtsstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie zu untergraben, ja sogar durch Zersetzung ihres Besitzstandes gänzlich zu vernichten. Die diesbezügliche Aktion hat selbstverständlich die energische Gegenaktion der in ihren Lebensinteressen gefährdeten Mächte ausgelöst, und aus diesen primären Streit- und Kampfsursachen bildete sich dann ein ganzes Gewebe in das große Machtringen einbezogener sekundärer Interessengemeinschaften und Interessengegensätze heraus.

Der Kriegsverlauf und die bisherigen Kriegserfolge haben es gezeigt, daß in den kardinalen Streitfragen Vernichtungsgedanken weder vom Standpunkte der Berechtigung noch vom Standpunkte der Verwirklichungsmöglichkeit am Platze sind. Der Krieg wird früher oder später mit der Einsicht der Völker seinen Abschluß finden müssen, daß der Anschlag unserer Widersacher keineswegs durch die äußerste Nothwendigkeit der Wahrung ihrer Daseinszwecknisse be-

den Frieden; die Herbeischaffung dieser Sicherheit ist daher das höchste Problem des Weltkrieges

schnell das manchenmal zappelt, wie flink der Wendel geht und wie bedächtlich dieselben Maße an einem andern Werke ablaufen! O ja, sie sagen alle das nämliche, diese Zeiger und Gewichte, sie künden dieselbe unumstößliche Wahrheit vom Schwinden der Zeit, und doch scheint es, als würde eine Uhr mit fast heftiger Eile laufen und die andern ihr umständlicher, breiter und gelassener zu folgen versuchen. An die Bergenkammer des Völkchen-Witzl im alten deutschen Märchen des „Kohlenkumpeter“ muß man in diesem absonderlichen Uhrengemache unwillkürlich denken, wenn es auch nur das Bodenmechanischer Verzgen ist, das man hier vernimmt.

Viele, viele hunderte, tausende Uhren sind es, die da ganz dicht nebeneinander stehen und übereinander hängen, jedes Fleckchen der Wand ausnütsend, jeden verfügbaren Raum ausfüllend, verwirrend. Aus allen Teilen des Reiches und der Stadt sind sie hier oben zusammengekommen. Sie sind aus Türmen heruntergeköpft, aus wirklichen großen Kirchentürmen, und sie sind aus Bauernhäusern hergewandert und aus Klöstern, aus den Hallen alter Schösser und aus Herrenhäusern oder reichlichen Wohnzimmern. Die eine dort drüben, mit den architektonisch sein gegliederten Massivsäulen und dem nahen Landschafts-ähnlichen darüber, ist sicherlich einmal auf der Brunstkommode einer wohlhabenden Bürgersfamilie gestanden, durch ein, zwei oder gar drei Generationen, bis man sie dann aus der Verlassenschaft eines alten Kräuleins erstanden hat. Und der Ruckel in seinem Holzhaufe, der bei jedem Stundenschlag fürwählig sein Türchen aufstößt und sich, nachdem er die Zeit verkündet

### Der obdachlose Sammler.

Ein wunderbares Summen und Liden, ein ganz leises rhytmisches Stöhnen, ein hörbares Schwingen und Pendeln und Surren und Schimmern erfüllt den Bodenraum. Manchmal ertönt ein Schlag oder auch mehrere, dann meldet sich dort und hier ein feines oder lautes Glodenstimmchen, und es bimmelt und läutet einige Male unverzüglich drauf los. Ein Ruckel ruft erst ein scheibar leiser, jünger und dann ein müder, mit altertümlicher Schwärze. . . Weiter lispelt und schnarrt es in deutlich ständiger Sprache, bis plötzlich irgendwo in einem Winkel eine liebe, wehmütige kleine Melodie ertönt, eine jener süßen Weisen, die sich anhören wie die letzten Atemzüge einer verflungenen Zeit. . .

So sonderbar ist dieses Reich, kaum jemals hat man Musikliches gesehen. Wohin man blickt, nichts als Uhren — Uhren und wieder Uhren. Ganz große und ganz kleine, eiserne und hölzerne, verrollte und blanke. Die einen mit Zifferblatt und die andern nicht umfaltet, so daß man ihren Organismus unverzüglich am Werke sieht und deutlich gewahren kann, wie die Spindel sich dreht, wie die Wagen balancieren und wie die Räder und Räderchen in schön geübter Arbeit ineinandergreifen. Wie

hat, bestehende wieder in sein Gerüst zurücksteht, ist einmal — wer weiß vor wie langer Zeit — von einem Schwarzwaldler in die Welt hinausgetragen worden. Von der alten, klugen Turmuhr, die in einer Ecke auf dem Boden liegt, weiß man, daß sie Anno 1650 den Sicherungern die Zeit verkündet hat. Damals wohl lange nachher noch als Spindeluhr, die in Ubergang umgewandelt worden sein dürfte. So viel könnte sie erzählen vom Werden und Wirken Wiens. Ihre Zunge ist auch noch nicht lahm. Das alte Werk liegt nur schweigend da. Die Zeiger dürfen nicht reden, denn woher sollte man in einem Bodenzimmer den Raum nehmen, um diesen ganzen Organismus zu flügen und in Bewegung zu bringen?

Ein zweiter dieser Uhrentosse, der vier Zifferblätter hat, ist schon im 17. Jahrhundert auf dem Turm der „Barmherzigen Brüder“ in der Leopoldstadt gehangen. Auch die Kirchenuhr vom Kahlenbergdorf, die gar vieles kommen und gehen sah auf unserm Heimatsfundet und, darf nun noch die Tage erleben, in denen der Dsmare unser vielverehrter Freund geworden ist.

Was würden die Nachkommen hier nicht alles entdecken! Eine Radstädter Klosterruhr ohne Pendelgabel, eine einzeigerige Sägeuhr, die ein Unikum ist, oder eine ebenfalls einzeigerige Stoduhr, in der man die Jahreszahl von 1735 eingeschlagen findet. Darneben ein Werk mit „Schmir ohne Anfang und Ende“, dann Tag- und Nachtlöhren mit Lämpchen, holzgespindelte Werke, Schlagwerke mit bemalten Glasgloden aus Nordböhmen oder aus Tirol, ein gotisches Stück aus Gerdung mit Wogeheimmung, die

auch schon etwas Wertwürdiges geworden ist. Sichtlich würden die Techniker auch von der Baugehr sprechen, mit dem durchlöcherigen Ziffernring und dem Dreiertrieb. Die Urnammentil ist hier ebenfalls gotisch, gleich den himmelschönen Figuren, von denen eine peitschen-schlingend hinter einem beladenen Manne draufagt. N's das unbarmerherzige Peitschen der Zeit? Oder hat der Meister andern Sinn gehabt? . . . Da wirkt der St. Nikolaus, der die nächste Uhr bestirmt, weit harmloser. Sie ist eine Art Hausglück im Gasthof von „Sophiens Doppelbild“ bei St. Pölten, wo sie der Herr all dieser Uhren nach langer Ueberredungskunst und manchem bergelblichen Versuch schließlich erstanden hat.

Sonderbar wie das ganze Uhrenreich ist auch dieser Herr. Er heißt Josef Kastan und ist Mathematiksupplent, also ~~seiner~~ reichlichen Sammler, die nur in volle Größe zu erwerben. Der haben, um ihre Schwärze zu erwerben. Der eigenartige Schwärmer hat sich sicherlich jede einzelne seiner zehntausend Uhren — denn so viele sind es wohl — mühsam zusammengekauft. Nicht jede hat er irgendeinem Gelehrten, einflügel, jede bedeutet ihm ein erreichtes Ziel, einen erfüllten Wunsch, eine verwirklichte Sehnsucht. Darum sucht er sich in diesem Bodenraum wie in einem kleinen Königreich, dessen Beherrscher er ist. Als er sie kaufte, da sind die meisten der Uhren tot gewesen, und er hat ihnen erst neues Leben eingehaucht, indem er an ihnen herumdocterte, ihre Glieder schauerte, sie operierte und sie wieder in Gang brachte. So hat er seine helle Schöpferfreude daran. Er kennt den Organismus von jedem der Werke sehr genau. Er weiß, wo es hier

gesehen hat und wo es dort noch eine kleine Erkrankung gibt, wo man helfen kann und wo alles Medisizieren umsonst ist. Wie ein liebender Vater geht der Uhrenherr unter seinen Schützlingen herum, plaudert mit ihnen und spricht sie an: „So, heut hast du deine Sache brav gemacht!“ Das Lob gilt einem alten Karsteiner Werk. Ober, sich zu einem Ritter wendend, der, auf eine Glasglocke schlagend, die Stunden zu verkünden hat: „Na, heute hast du dich aber nicht ausgezeichnet!“ . . . Natürlich hat er seine Stehlinge, und drollig ist es, wenn er erzählt, wie er um das eine oder andre Stück oft jahrelang werben mußte. Wie die Augen einer schönen Frau, so verfolgt ihn das Bild eines eigenartig gestellten Zahnrades oder eines Zifferblattes, das nicht zwölf, sondern dreizehn Ziffern trug, offenbar ein Wochenzeiger des Jahres. Seine Augen glänzen, wenn er eine rückfallende Bemessung demonstriert oder eine hölzerne Koffartigkeit, die er in einer Salzburger Satiriker eroberte. Nie ist es das Gehäuse, immer nur das Werk, das ihn begeistert. Der Mechanismus, die kostliche Erathheit der organisch gestügten Materie entzückt ihn. Seit den hundert Jahren — ein Uhrenkünstler, wie man kaum einen zweiten finden dürfte. Er genießt wohl andres auch; er freut sich an dem herrlichen vorwärtigen Part mit dem Schloßchen, in dem sich jetzt seine Uhrenkammer befindet. Durch die Bodenuntergründ der Kahlenberg und der kleine weiße Balg am Lobenz, den just Mondlicht umweht. Ein Stückchen nach dem andern entzündet sich in der Bestätigung des Talcs, und eine Reihe davon — es sind finger-

dicke Strahlenlaternen — stimmen auch die Weinberge entlang. Ein wunderbares Bild vom verträumten, weichen Zauber der Wiener Landschaft im Dämmerlicht. Und gerade die Breite dieses Bildes gibt einen so schön selbstamen Kontrast zu diesem Uhrngemache, in dem die Kontrast an den winzigen Organismen die Glückseligkeit eines Menschen ausmacht. Denn Herr Kastan hat nicht nur Turmuhren und Stehuhren in allen erdenklichen Varietäten und Spezialitäten, er besitzt auch die reizvollsten Werkchen der Kleinkunst — Tausende von Taschenuhren. Da steht man noch vor einem alten Bratenwender, einem jener wunderbaren Stücke, die mit Gloden-schlag anzeigt, daß der Braten, der sich am Spieß der Maschine drehte, zum Werden gar war. Man hat diese absonderlichen Werke mit Feder und Schneide noch vor etwa 120 Jahren im Wiener Freyhause fabriziert, und das Volkswort vom „alten Brater“ rührt von diesen Bratenwendern her. Sie sind längst zur Skarität geworden, zur kuriosen historischen Spielerei.

Ungleich wie zierliche Handarbeit es auch an diesen Mechaniken zu betrachten gilt, sie erscheinen herb und plump, wenn man eine der allerliebsten Nüchternheiten studiert, sie rufen leiser Stimme in Biebermerheimer ein Liedchen zu singen anheben, sobald man auf eine Feder drückt. Man ist bei den Taschenuhren. Goldene und silberne Gehäuse, schone Emails, getriebene Arbeiten und Zifferblätter, deren Dadel abgenommen worden ist, damit man das interessante Werk studieren kann. Die Namen großer Meister findet man eingeritzt. Einmal Pierre le Roy von 1740, dann Josef Davin Trojes

### Das goldene Wiener Herz.

Nachdruck verboten.  
Hell und freundlich lachte die Sommerformne durch die schneeweißen Gardinen auf den reinlich geputzten runden Tisch, an dem Herr Franz Kugelmaier mit seiner Gattin Katharina eben das Frühstück einnahmen.  
Auf dem blaugelbten Tischstuch standen Kaffees und Milchkanne in blauem Zwielfelmaier und eine silberne Zuckerdose. Frau Kugelmaier hatte das Frühstück bereits beendet und klapperte mit dem eisernen Nadeln einen Strickstrumpf, das Ende des Frühstückstisches Gatten erwartend.  
Dieser studierte nun mit seinen mit einem Hornwider bewaffneten Augen den kommunalen Teil des Blattes, um dann über die eventuellen Vorkommnisse in seinem Bezirk Kugelmaier war, nachdem er seine Kaufbahn als Wäckermeister beendet und sich als mehrfach verheirateter Hausherr zur Ruhe gesetzt hatte, in den Bezirksauskunft gewählt worden — weiblich schimpfen zu können.  
Frau Kugelmaier hatte die Unart ihres Gatten, das Brot in den Kaffee einzubrodeln und diesen sodann auszulöffeln, schon aus dem Grunde, weil bei dieser Manipulation das Tischstuch und der seine Kameelhaarstrumpf, mit dem Kugelmaier bedeckt war, Nieten abbekamen. Dieser Schlafrock, der alle drei Jahre ein und nachtsabend zum Kugelmaiers wie ein Phönix aus der Asche neu entstieg. Sie konnte aber diese Unart ihrem Gatten während ihrer dreißigjährigen Ehe nicht abgewöhnen und hatte sich in das Unvermeidliche gefügt.  
Das Stubenmädchen trat in das Zimmer und brachte den Briefkasten. Nach ihrem Aussehen mußte sie gerade beim Zimmeraufstehen durch das Erscheinen des Briefträgers gestört worden sein. Ein weißes Kopftuch bündigte ihre blonden Haare, ein ehemals blauer Rock und eine gleichfarbige Bluse, welche an den sonst zu verhüllenden Stellen Kaffee, umfließen ihre üppigen Glieder. Das Staubtuch trug schloffen wie ein Sättelgewehr in das Schürzenband einsteckt. Während sie nun mit ihrer Linken mehrere Briefe vorlegte, hielt sie mit der Rechten Herrn Kugelmaier einen vom Briefboten vorjorglich ausgedruckten Antwortschliff mit den Worten hin: "Den

einen muß der gnä' Herr unterschreiben." Frau Kugelmaier hatte aus weislicher Neugierde, und in diesem Falle aus besonderem Interesse, die Strickerei bereits beiseite gelegt und wartete ungeduldig, bis ihr Gatte mit deutlichen Zügen seine Unterschrift auf den Zettelstücken gesetzt hatte. Da sie über eine bessere Sehkraft wie dieser verfügte, hatte sie schon die Aufschrift des Stuwerts entziffert und sagte laut: "Von Bezirksgerichte Josefstadt in Zivilrechtsfachen" um mit diesen Worten ihrem Gatten die Möglichkeit, ihr das Interesse erweckende Schriftstück zu unterzählen, vom Anfang an zu benehmen. Kugelmaier hatte einsehen wollen das Subjekt geöffnet und las mit wachsendem Erstaunen den Inhalt des Schriftstückes: "Sich doch endlich einmal her," rief Frau Kugelmaier über den Tisch; "hat leicht gar die Partei aus dem vierten Stock sich unterstanden zu klagen, weil ich sie am Mittwoch in die Waschküche nie einig lassen hab? Ober der Hausmalka? Weißt, auf den hab' i schon lang an Pich, der hat so was Hamilischs, dem trauct i an Deiner Stell' net."  
Da Herr Kugelmaier noch immer schwieg, nahm ihm seine Ehehälfte resolut das Schriftstück aus der Hand und begann laut zu lesen.  
"Vom Bezirksgerichte Josefstadt in Zivilrechtsfachen Abt. IV. werden Euer Wohlgeborenen zum Mittvornunde des minderjährigen, Josef Fischer bestellt und aufgesperrt, am Freitag den 6. d. d. zur Angeldobung hiergerichts um 11 Uhr vormittags zu erscheinen."  
Start, mit durchdringenden Augen starrte Frau Kugelmaier ihren Gatten an.  
"Na," sagte dieser mit schlecht verhaltener Unruhe, "Vornunde soll i halt born von an armen Wubel. Wird halt so a arms verlassenes Patscherl sein" und begann den Kaffee auszulöffeln.  
"Ah Dös kennst ma schon," begann nun in höchstem Diskantone Frau Kugelmaier, "so mir nit, Dir nit, wird koner Vornunde. Wie kommt denn di grad auf Dich? Und mei Ruach aufgeben wegen dem Straken da, da wird nit drans! Kenna gnuu Mannsbilder auf der Strachen rum, die mir 'nua ham! Franz! Franz! Dös söjont nit mit rechten Dingen zuzugehen. Gatt mit leicht amal betrogen?"  
Kugelmaier schüttelte mir den Kopf, da er nicht sprechen konnte, denn bei dem Lieberfalle seiner Gattin war ihm der Bissen im Halse stecken geblieben.

"Na sagst," fuhr seine erlärnte Gattin fort, "na kann a jeder sag'n. I was aber scho, die Schwärze war's, was, dös was D' aufquemma hast, damals, wor i bei meiner armen Schwesler war und di i außsag'schmissen hab' am ersten Tag als i hantommen bin. I ja nit is so sein g'sponnen, es kommt doch an die Sonnen. Da schaut her, seht ham mir die Schweinerel! Schaut sich aner den alten Stunder an, mit seiner angebranten ehelichen Frau, da hat er kane Kinder und mit aner solchen. Pstui Teisel, die Mannsbilder überinander!"  
"Aber ganz ungeschicklich bin ich Kathari," erwiderte der Gatte. "Ich schwor' Dir, i kenn' gar sa Kranzzimmer, das so heißt. Wart' nur, am Freitag bin i burg'laden, da wirst dann scho alles hören."  
"Was," schrie Frau Kugelmaier, "Du manst, vier Tag' sollst i warten. Heut' no geht's auf den Gericht Wahrheit wissen, heut' no geht's die Wahrheit und i geh' mit. Da wird ma scho die Wahrheit hören. Dös is wahr, vom Gericht hab' i immer an Achtung g'habt, da san, a Gott sei Dank, no alle Neut' gleich. Hat aner a Schweinerel g'macht, her muß er gleich und selber abbüßeln."  
"Da Kathari, sei do vernünftig," suchte Kugelmaier seine Gattin zu beschwichtigen, "von an ledigen Kind kann ja der Vater nua der Vornunde net werden, es muß ..."  
"Ah, da schau' her," unterbrach ihn Frau Kugelmaier, "bist auf amal a Jurist worden oder halt Di erkundigt scho, wie ma sei Frau am besten anlungn kann? Da schaut sie ana den Lumpen an, halt scho überall nachg'fragt. Woher kummat denn die Junst Blahrsamkeit her? Dös werden die Karthartierln an die Samstag sein, wenn nit i recht hantommen kannst zum Samstag sein, Kon'rengen mit die Herr'n Advokaten oder's Kunnstslampen. Na wart', Du kommst Di g'freit'n, von heut' ab, wird dös aufhör'n!"  
Dröhnend die Tür in das Schloß werfend, verließ Frau Kugelmaier das Frühstückszimmer, die Fortsetzung ihres Grollen auf das Stubenmädchen entladend, das an der Tür geklopft hatte, und mit der naturgemäß Frau Kugelmaier bei ihrem plötzlichen Abgange zusammenprallte.  
Herr Kugelmaier überlegte und stimmte der Ansicht seiner Gattin zu, daß es doch vernünftiger sei, sich heute schon bei Gericht zu erkundigen —

vollkommen frei von jeder Schuld und Fehle fühlte er sich doch nicht — als bis Freitag zu warten und verständig möglichst geräuschlos in das Schlafzimmer. Dort zog er seinen Salonrock an, den er nur zu Sitzungen, Zeichenbegängnissen und anderen Vorkommnissen anzulegen pflegte, stülpte sich seinen Zylinder, der mehr Haare gelassen hatte, als er noch behag, auf sein Haupt und suchte möglichst unbemerkt den häuslichen Benoten zu entkommen; denn vor der ausgedrohten Begleitung seiner Gattin hatte er einen heillosen Heißpekt.  
Im Bezirksgericht angelangt, mußte Kugelmaier vorerst eine Stunde im sogenannten Zeugenzimmer warten.  
Endlich wurde er vorgelassen. Demütig und bescheiden erkundigte er sich bei dem Richter, wie so die blinde Ehefrau gerade ihn mit ihrer Woge und ihrem Schwert herausgefunden hatte. Er ersuchte nun, daß Jakob Fischer, sein ehemaliger, langjähriger schärfer Bedäussträger, von dem er, seit er sein Geschäft aufgegeben hatte, nichts mehr gehört hatte, im Striege gefallen sei, eine Witwe und einen Knaben hinterlassen habe, und seine Frau vor seinem Abgang ins Feld gebeten habe, im Falle seines Lebens unmöglich seinen früheren Dienstgeber zum Witvornunde seines vierjährigen Knaben zu bestellen zu lassen. Eingedenk der Stellung in der Gattin fragte er aber doch den Richter, ob dieser Leidenschaftlich nicht an ihm vorübergehen könnte. Der Richter klärte ihn freundlichlich auf, daß die Liebernahme der Vornundschaft an ein Ehrenamt sei, daß er eigentlich gar nichts zu tun habe und, da er keinen Entschlagsgrund zu einer Vornundschaftsübernahme vorzubringen habe, so solle er froh sein, diese Vornundschaft zu bekommen. Wenn er diese zu übernehmen sich bereit erklären möchte, dann würde der Richter trachten, ihn von anderen zu verschonen. Andere von Amts wegen bestellte Vornunder bekommen, oft Vornundschaften über drei oder mehr aufereheliche Kinder. Kaum hätte der Richter dieses ominöse Wort ausgesprochen, als sich Kugelmaier sofort bereit erklärte, die Angeldobung leistete und im Besitz des Vornundschaftsbekrets den beimaligen Benoten zuwechselte. Beim Mittageessen legte er seiner noch immer sich erzümt gebärdenden Gattin das Dekret vor und erzählte ihr seine sämtlichen Erlebnisse. Frau Kugelmaier schloß sie scharf ihrem Gatten noch immer nicht zu gut aus, und erügte mit den Worten: "Der Mann Dratur."

erügte, "Lage, spater kam Kugelmaier einmal nachmittags aus seinem Kaffeehause heim, als ihm

erügte, "Lage, spater kam Kugelmaier einmal nachmittags aus seinem Kaffeehause heim, als ihm

29. I. 1916

# Wiener Menigkeiten.

## Hart gestraft.

Von F. St. Gunther.

Daß mein Gedächtnis bereits nachläßt, ist leider unbestreitbar. Aber an ein Ereignis, das vor drei Wochen stattfand, erinnere ich mich so genau, als ob es sich erst gestern vollzogen hätte. Freilich ist auch durch verschiedene folgende Umstände dafür gesorgt worden, daß ich es nicht vergeße, wie man bald sehen wird.

Also, es war am Sonntag den 1. Oktober 1916, nachmittags um 3 Uhr 45 Minuten, als ich Gut und Roß vom Nagel nahm, um einen mit einer Zehnbellermarke „frankierten“ Brief, in dem ich meinen Vorgesetzten und Gönner Leopold Kandidus zum Namensfest beglückwünschte, zum nächsten Postkasten zu tragen. Unterm Haustor lief mir der schädige Vater unseres Hausmeisters über die Füße, an der Gassencke stieß ich mit einer Dame zusammen, die höchstwahrscheinlich hundert Jahre alt und ganz bestimmt häßlicher war als eine vom unentwegtesten Futuristen gemalte jugendliche Schönheit, und gleich darauf stolperte ich schmerzhaft über ein nicht sorgfältig genau geschlossenes Konalgitte. Man mißte schon ein frasser Materialist und Nationalist sein, wenn man nicht wußte, daß man bei so gehäuften solchen Vorzeichen nicht seinen Weg fortsetzt, sondern schleunig umkehrt und wieder heimgeht. Ich Verblendeter jedoch ließ mich nicht abhalten, sondern flüchte mir mittelmäßig und kam ohne weitere Unfälle oder mystische Warnungen an den Postkasten, in dessen Spalt ich meinen Glückwunschbrief an Herrn Leopold Kandidus schoß. Noch war er, der Brief nämlich, nicht hineingefallen, noch hielt ich ihn zwischen den Fingern — als mich's plötzlich blitzartig durchzuckte: Seit heute ist ja der neue Posttarif in Kraft, von heut an kostet die Beförderung solch eines Schreibens nicht zehn, sondern fünfzehn Heller! Aber wie „reagierte“ ich auf diesen Erkenntnisblitz? Jetzt gesteh' ich es offen und ohne Beschönigung — indem ich wohl anfangs ein wenig zögerte, dann jedoch bei mir dachte: Ah was! (ja, ja, buchstäblich: „Ah was!“ dachte ich mir) und den ungenügend frankierten Brief vollends ins gelbe Kastel gleiten ließ...

Diese Neue folgte dieser unentschuldbaren schwarzen Lat auf dem Fuße. Meiner Gattin fiel sofort mein verfürtes Aussehen auf. Aber anstatt meine bedrückte Brust durch ein Bekenntnis zu erleichtern, zog ich es vor, das Verbrechen zu verheimlichen und mich dafür von den schrecklichsten Gewissensbissen foltern zu lassen. So erbärmlich gemein war ich mir noch nie im Leben vorgekommen. Wär' mir nicht um unseren frisch eingelassenen und gewickten Fußboden leid gewesen, meiner Seele, ich hätte vor mir selber ausgespuht. Wenn ich mir so beiläufig die stammende Empörung meines verehrten Gönners recht lebhaft vorstellte beim Empfang meines Schreibens und bei der amtspersonlichen Aufforderung, unschuldigerweise Strafporto zu zahlen — nein, da wurde mir wirklich arg zumute.

Die Nacht verbrachte ich schlaflos, in bitterem Grübeln.

Und so oft am Montag die Türklingel schrillte, schrak ich zusammen, den Boten erwartend, durch den mir Herr Kandidus die Freundschaft kündigen und seine aufrichtige Verachtung übermitteln ließ.

Aber nichts dergleichen geschah: Der Reibsandhausierer läutete, ein Bettler läutete, eine Nachbarin läutete um den Dachboden, eine andere um den Waschlüsselschlüssel — der Briefträger läutete nicht. Und auch am Dienstag in der Früh ging er an meiner Wohnungstür vorüber. Da wagte ich aufzuatmen, schöpfte unbestimmte Hoffnung und traute mich wieder aus dem Haus auf die Straße.



## Budapest. \*)

Von Ludwig Viró.

Im Juli 1914 war Budapest nervös; vielleicht war es nur ein Aerger, nicht Zorn. Die Stadt wagte noch nicht zu zürnen; wußte sie doch nicht, ob sie ihren Zorn nicht wieder werde abrüsten müssen; noch zweifelte sie. Nicht an sich selbst. Sie zweifelte an ihren Führern. Sie zweifelte an Wien, an der Entschlossenheit aller anderen. In der süßen, hellen, warmen Budapester Sommernacht hörte man nervöses Lachen, nicht Zornesbrüllen.

Eines Tages... eines Nachmittags... eines Sommerabends dann erfuhr Budapest mit einem Mal, was seine Führer in der Stille der letzten Wochen — in den drei Wochen nach dem Mord von Sarajevo — beschlossen hätten. Der Ministerpräsident. Der Minister des Aeußern. Der Chef des Generalstabs. Der König. — Budapest erfuhr, daß wir in Belgrad ein Ultimatum überreicht hätten, und sah, durchsah, las zehnmal aufs neue, schlürfte langsam genießend die ruhigen und harten Sätze dieses Ultimatus. Und in der süßen und warmen Budapester Nacht erklang ein Ton: ein Aufheulen des befreiten Zorns, ein klingender Chor, der Fluch und Hymne zugleich war.

Zwei Tage mußte man noch warten. Die Stadt leuchte ungeduldig und hätte die sich allzu langsam drehende Erde jagen wollen. Und wieder eines Nachmittags... an einem warmen Abend, am 25. Juli 1914, durchflog die Stadt in einer Minute, wie ein Vogel mit feurigen Schwingen, die Kunde: Krieg! Eine Stadt, die in Brand geraten war. Ein Beifallsturm... ein wogender Rausch... ein Schrei, der kein Ende hat... Millionen Menschen, die sich plötzlich als Brüder fühlen... eine Nacht, die nur Glanz und Musik ist...

Budapest hat in diesen Tagen Antwort auf die Frage gegeben, wer, obgleich vordem weder Pest noch Dfen, noch Mosen wollten, daß Budapest geboren werde, es eigentlich gewollt hat. Wer es wollte — in diesen Tagen konnte man solche Worte ohne Scham aussprechen —, das war der Genius des Ungarums gewesen.

Alle guten Eigenschaften des Ungarn leuchteten dieser Tage im Budapester Leben. Da war die Seele jener reinmagyarischen Regimente, die später im fürchterlichsten Kugelregen zum Sturm und bis ans Ende singend in den Tod gingen. Da war die Güte jener alten Bäuerinnen, die in kleinen ländlichen Eisenbahnstationen zu den Militärzügen hinauswanderten, und alles, was sie besaßen, den ins Feld ziehenden Soldaten mitgaben. Da war die Herzlichkeit jener jungen Bauernmädchen, die auf allen Militärzügen allen Soldaten eine Blume und ein Band an die Kappe steckten (so daß in Ungarn jeder Militärzug unter einem Blumenregen und zwischen Umarmungen dahinfuhr); da war die ganze Liebenswürdigkeit der ungarischen Rasse, ihre aufstammende Opferwilligkeit und rüchhaltlose Großmut. Und noch anderes. Budapest hat sich, wie jede andere Stadt, auf vielfache Art in der Beurteilung des kommenden Krieges geirrt. Doch gab es eine ganze Menge von Dingen, die Budapest vom ersten Augenblick an richtig gesehen hat.

Die erste Feststellung war: Jetzt zeigen wir allen, die mit oder ohne guten Glauben daran gezweifelt, was Ungarn und das Ungarum für die österreichisch-ungarische Monarchie und ihre Verbündeten wert ist. Jetzt werden wir zeigen, was der ungarische Soldat wert ist, und wie einig Ungarn sein kann, wenn es einig zu sein hat.

Die zweite Feststellung war: Wir wissen noch nicht, mit wem wir es zu tun bekommen. Das aber wissen wir, daß wir an Deutschlands Seite kämpfen werden. Und wir wissen, daß Deutschland Wunder tun wird.

Budapest hat außer Ungarn auch Deutschland gekannt; und es ist schade, daß in diesen Tagen nicht viele, viele Deutsche in Ungarn waren; sie hätten gesehen, wie sehr ein Volk in der schwärmerischsten Liebe für ein anderes Volk aufgehen kann, und sie hätten gesehen, wie aus einer ganzen Nation die jubelnde Freude darüber hervorbricht, daß sie von ihrer Liebe — die sie bisher

für ziemlich hoffnungslos und unerwidert gehalten hat — nun glauben kann, daß sie fortan Erwidern findet.

Vom Budapest der Mobilisierungstage muß man noch eines aufzeichnen. In diesen Tagen konnten nicht nur Franzosen und Engländer unbelästigt durch die Straßen Budapests gehen, sondern auch die Fenster des russischen Konsulats schwebten keinen Augenblick in Gefahr, und keinem einzigen Serben wurde auch nur ein Haar gekrümmt.

Anfang September kamen trübe Tage. Dann schlug vom Frühherbst bis zum Spätfrühling die russische Flut immer wieder über die Karpathen; im April 1915 standen die russischen Truppen noch tief in den Komitaten Zemplén und Sáros. Budapest lebte schwere Tage und traurige Wochen. Es gab Leute, die sich in diesen traurigen Wochen würdelos benahmten. Die Stadt selbst wurde aber für keinen einzigen Augenblick unwürdig jener ersten Tage, in denen sie sozusagen sich auf sich selbst besonnen und sich selbst entdeckt hatte.

In den ersten trunkenen Tagen gab es manche unter uns, die Budapest daran mahnen zu müssen glaubten, daß in der festlichen Begeisterung die Gefahr läge, daß die stummen und trüben Tage des Leidens dann von der verflüchtigten Begeisterung nicht ertragen werden könnten. Budapest aber hat uns bewiesen, daß es auch stumm und lautlos zu leiden verstand. Es vermochte in diesen Tagen der Prüfung die züngelnden Schlangen der Nörgelsucht zu zertreten, und es vermochte später, vermag es noch heute, da es den Sieg schon gewährleistet sieht, all das wortlos zu ertragen, was es auch für den Sieg noch zahlen muß. In Budapest ist die Kriegsteuerung noch viel größer als in Berlin; und diese Stadt ist nicht wiederzuerkennen, die so wortlos, so ergeben, mit zusammengebissenen Zähnen duldet.

Anderere Großstädte — mit alten Traditionen, ausgebildeten Lebensformen — konnten sich auch gar nicht so verändert haben, wie Budapest. Andere Städte haben höchstens Erfahrungen gesammelt. Budapest hat sich bis in seine Wurzeln verändert. Budapest wird nach dem Kriege eine andere Seele haben als vor dem Kriege. Woran Budapest nicht zu glauben wagte, und wofür Budapest sich nur schamhaft zu begeistern wagte: der Glaube an Ungarns Kraft und an Ungarns und Budapests große Zukunft und Sendung ist der natürlichste Glaube und die selbstverständlichste Ueberzeugung in Budapest geworden. Früher war alles zweifelhaft: die Stellung in der Weltpolitik, das Verhältnis zu Oesterreich, Ost und West, Leben oder Tod, das Ziel jeder Arbeit, der Sinn allen Lebens. Heute ist nichts zweifelhaft, denn es gibt vor allem anderen eine jubelnde Gewißheit: dies ist ein junges Land, dies ist eine junge Hauptstadt, unser ist das Leben und unser ist die Zukunft. Wir wußten immer, daß dem so sei; nun haben wir es auch anderen bewiesen, in erster Reihe aber doch uns selbst.

In Budapest geht vielerlei nicht so, wie es sollte. Man hat sich mit der Festsetzung der Höchstpreise verspätet, und die Leitung der Hauptstadt hat nicht gut mit ihren Vorräten gewirtschaftet. Wo man Energie gebraucht hätte, dort gab es keine Energie, und wo Härte überflüssig war, dort meldete sie sich unerwartet. Der Krieg läßt sich auch zu Hause schwer ertragen. Aber die Seelen hier an der winterlichen Donau sind doch voller Frühlingshoffnung. Hier rüstet jeder zur Tätigkeit, hier hat jeder Pläne, hier brennt jedes Hirn oder Gedanke, und jede Sehne wartet gespannt auf Arbeit. Hier sind die Seelen voll Optimismus. Aus dem skeptischen Budapest ist ein optimistisches Budapest geworden.

Budapest ist eine überaus schöne Stadt. Die junge Königin der großen Donau. Im vorigen Jahre aber war sie noch eine rasch aufgeschlossene, zerzauste junge Königin, ein wenig wie ein gekröntes Badfischchen, dessen erste Herrschertat es war, einen See und eine Zeitung zu verlangen, weil ihm bisher beide verboten waren. Zwei Kriegsjahre haben diese Stadt gereift, gestärkt, selbstbewußt gemacht. Budapest trägt stolz seine leuchtende Krone, — oben auf dem Osner Festungsberg die königliche Burg, die schönstegelegene Königsburg der Welt — Budapest vertraut dem Schicksal, vertraut der Zukunft, vertraut sich selbst.

\*) Der erste Band des von Ernst Jäckh herausgegebenen dreibändigen Kriegswerkes „Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung“ (Verlag F. A. Perthes, Gotha) ist jetzt erschienen. Das interessante Sammelwerk, das auf Anregung und unter Mitwirkung des deutschen Zentralkomitees vom Roten Kreuz entstanden ist, vermittelt in der Darstellung hervorragender Publizisten und Künstler ein farbenprägendes Gemälde des Weltkriegserlebnisses. Die unvergeßlichen Tage der Mobilmachung, die ersten Kämpfe ziehen, von Meißterhand gezeichnet, an unseren Augen vorüber. Der Hauch einer großen Zeit weht in diesen Blättern, zu dessen Mitarbeitern Hermann Düken, Karl Lamprecht, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, Peter Kossegger u. a. gehören. Die obige Skizze von Ludwig Viró ist diesem Kriegswerke entnommen.

## Weltkrieg und deutsche Kulturaufgaben.

Eine Unterredung mit dem bayerischen Kultusminister  
Exzellenz Dr. v. Knilling.

Es steht außer allem Zweifel, daß sich die führenden Geister auf deutschem kulturellen Gebiete schon seit langem mit der wichtigen Frage beschäftigen: Welche Kulturaufgaben erwachsen uns nach dem Kriege? Um auf diese für unser gesamtes öffentliche Leben ebenso wichtige wie einschneidende Frage eine maßgebende Antwort zu erhalten, wandte ich mich an den bayerischen Kultusminister, Exzellenz Dr. v. Knilling, der unstreitig als Kultusminister des zweitgrößten deutschen Bundesstaates in der Lage und auch berufen ist, auf diese Frage Rede und Antwort zu stehen.

In seinem Arbeitszimmer im Kultusministerium empfing mich Seine Exzellenz und begann die Unterredung mit dem Sage:

„Ich habe mich Ihnen für das von Ihnen gestellte Thema „Weltkrieg und deutsche Kulturaufgaben“ um so lieber zur Verfügung gestellt, als auch ich es für durchaus zeitgemäß und notwendig erachte, daß der große Fragenkomplex, der mit dem Begriffe Kultur verbunden ist, einer öffentlichen Besprechung unterstellt wird. Haben Sie sich eine gewisse Reihenfolge der Fragen, die Sie mir vorzulegen gedenken, zurechtgelegt?“

„Gewiß, Exzellenz,“ gab ich zurück. „Ich denke mir, daß eine Einteilung in vier Grundabschnitte uns das Thema erschöpfend behandeln läßt. Diese vier Abschnitte möchte ich nennen:

- 1) Weltkrieg und Wissenschaft.
- 2) Weltkrieg und Kunst.
- 3) Weltkrieg und Erziehung und Unterricht.
- 4) Kulturaufgaben nach dem Kriege.“

„Ich bin vollkommen mit dieser Einteilung einverstanden,“ erklärte der Herr Minister und fuhr fort: „Einkleitend möchte ich einige Gedanken streifen, die für den ganzen Stoffbereich prinzipiell gelten dürften, ich meine den Stand unserer Kultur zu Kriegsbeginn.“

Das steht wohl unleugbar fest, daß wir uns wirtschaftlich und kulturell in den letzten Jahrzehnten bis zum Ausbruch des Krieges auf fortschreitender Entwicklungslinie bewegten. Wir hatten mit allen zivilisierten Völkern engere und auch engste Fühlung. Ich erinnere an die ausgedehnten Handelsbeziehungen, an die Austausch-Professoren, an die internationalen Kongresse, Musikfeste und Kunstausstellungen jeglicher Art. Mitten in diese große Entwicklung platzte der Weltkrieg hinein und errichtete unüberschreitbare Scheidewände zwischen Nationen und Völkern, die jahrzehntelang auf allen Gebieten durch gegenseitige Wechselbeziehungen voneinander Nutzen gezogen hatten. Die Kriegsurie gebot der gesamten Zivilisation, auf die die Welt doch vorher so stolz gewesen war, ein gewaltiges Halt, und wir werden viele Jahre brauchen, um uns von diesem Schlage zu erholen. Deutschland sowohl wie unsere Gegner und so manches neutrale Land.

Wissenschaft und Technik haben es uns ermöglicht, daheim und draußen diesen Krieg nicht nur auszuhalten, sondern auch bis jetzt und sicher bis zum Ende siegreich zu bestehen. Welche Kleinliche Unüberlegtheit und kindische Wut zeigten unsere Feinde, als sie bald nach Kriegsausbruch deutsche Gelehrte mit Belustigung von den Ältesten gelehrter Gesellschaften strichen. Deutschland ist diesem Beispiele nicht gefolgt, denn ich kann Ihnen versichern, daß die bayerische Akademie der Wissenschaften, die sich auch mit dieser Frage in einer Sitzung beschäftigte, es glatt ablehnte, Gelehrte des feindlichen Auslandes aus ihren Ruhmesannalen auszulöschen.

Auch die Wissenschaft hat unter dem Kriege schwer zu leiden. Der Kollegiengebersfonds ist nahezu ausgeleert, und die Kollegienelder der Professoren selbst sind auf ein Viertel bis auf ein Sechstel zurückgegangen. Aber gerade die vaterländische Begeisterung, die auf unseren Hochschulen bei Kriegsbeginn hell aufstammte, zeigte, daß der Geist, der unsere Hochschulbesucher beseelt, ein echt deutscher ist.

In diesem Geste werden wir nach dem Kriege die Hochschulen weiterführen müssen. Dieser Geist verbietet es von selbst, etwa unseren bisherigen Hochschulbetrieb nach dem Kriege umwälzen oder gar auf den Kopf stellen zu wollen. Im September hat in Rothenburg o. T. eine Konferenz der deutschen Hochschulstaaten mit Beteiligung Oesterreichs stattgefunden, auf der die Grundlinien des Hochschulbetriebes nach dem Kriege festgelegt wurden. Die wichtigsten Gegenstände betrafen die Anrechnung der Kriegsdienstzeit auf das Hochschulstudium, die Abkürzung der Studienstzeit und die Ergänzung der durch die Kriegsdauer eingerissenen Mängel im Wissen. Es wurde eine Übereinstimmung der Anschauungen erzielt. Als Ergebnis dieser Konferenz möchte ich zwei Gesichtspunkte als die wichtigsten bezeichnen, nämlich: erstens den Kriegsteilnehmern die Wiederaufnahme und Vollenbung ihrer Studien möglichst zu erleichtern, aber bei aller Erleichterung dahin zu wirken, daß zweitens die Fachausbildung nicht zu kurz kommt.

In diesem Zusammenhange möchte ich kurz eine Frage streifen, die in ganz Deutschland besprochen worden, aber bisher nur zunächst Bayern, Württemberg und die Reichsländer geregelt haben, während Preußen noch zögert. Es handelt sich darum, daß den Gymnasialisten, die bei Kriegsausbruch die Erlaubnis zum Vorrücken in die achte Klasse erhalten hatten, in der siebenten Lateinklasse waren und in den Krieg gezogen sind, genau so das Notreisezeugnis, also die Matura, erteilt wird. Ich vertrete den Standpunkt, daß diese Schüler das Notreisezeugnis unbedingt erhalten müssen, während in Preußen man die Zuerkennung dieses Zeugnisses noch von einem halbjährigen Besuch des Gymnasiums abhängig machen will. Das finde ich nicht billig, denn kann man von den jungen Leuten, die inzwischen vielleicht schon das Eisene Kreuz haben und Offiziere geworden sind, verlangen, daß sie nach dem Kriege noch ein halbes Jahr die Schulbank drücken sollen? Für diese mit dem Notreisezeugnis versehenen Studierenden werden Sonderkurse auf den Hochschulen eingerichtet werden müssen, die die Lücken im Wissen ausfüllen. Ein erneuter Schulbesuch, der meines Erachtens nur Formsache wäre, kann billigerweise von diesen Kriegsteilnehmern nicht mehr gefordert werden.“

Gestatten, Exzellenz, daß ich die Zwischenfrage stelle: Welche Umstände veranlassen die Reichsleitung zur Gründung flämischer und polnischer Universi-

standes gegen die Staatsgewalt schuldig. Die exekutiven Beamten waren im Interesse der öffentlichen Sicherheit, zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung berechtigt, ihn am Potsdamer Platz zu verhaften; er hat sich dem widersetzt. Die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte entzieht sich der Nachprüfung des Richters. Die Revision war daher zu verwerfen und dem Angeklagten die Kosten des Verfahrens aufzuerlegen. Nach Verkündung des Urteils rief eine junge Frau: Es lebe Liebtnecht. Vor dem Gerichtsgebäude bis zum Sophie-Charlotte-Platz, hatten sich Menschenmengen aufgestellt, jedoch sind von der Polizei Verhaftungen nicht vorgenommen worden.

**Die Ersparnis von Brennstoffen.** Im Handelsteil der „Köln. Ztg.“ finden sich eingehende Ausführungen über die Notwendigkeit einer Einschränkung des Licht- und Kraftverbrauchs. Die Lieferungsverhältnisse der Steinkohlen aus dem Ruhrgebiet haben sich infolge des Mangels an verfügbaren Eisenbahnwagen sehr verschlechtert. Es handelt sich nun darum, an Brennstoffen mehr als bisher zu sparen. In dieser Richtung macht die „Köln. Ztg.“ verschiedene Vorschläge:

Hierzu würden unseres Erachtens beispielsweise gehören, die Beschränkung des Straßenbahnverkehrs mit Ausnahme der Morgen-, Mittag- und Abendstunden, wobei viel gespart werden kann, die Beschränkung der abendlichen Geschäftsstunden in den Ladengeschäften sowie

fernhalten dürfen, aber das eine werden wir tun müssen, nämlich die Zahl der Ausländer auf deutschen Universitäten zu beschränken. Ganz ausschließen sollte man für allezeit die Japaner von deutschen Universitäten, die bei uns das Gastrecht schändlich mißbrauchten und bei ihren Doktorarbeiten Mogeleyen getrieben haben. Diese Gelbjacken können uns gestohlen bleiben. Bayern darf sich rühmen, schon vor dem Kriege gegen das allzu starke Anwachsen des Ausländerturns auf seinen Landesuniversitäten Gegenmaßnahmen getroffen zu haben. Die beste Vorbeugungsmaßnahme wird sein, daß die deutschen Hochschulen für die Ausländer in bezug auf Vorbildung die Anforderung streng gestatten, auch da hat es Bayern vor dem Kriege schon nicht fehlen lassen.

Größte Vorsicht wird bei der Aufnahme der Ausländer bei den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern obzuwalten haben. Denn es kann nicht in unserem Interesse liegen, uns den feindlichen Wettbewerb selbst groß zu ziehen. Dann wird es auch nicht mehr vorkommen können, daß, wie mir von glaubhafter Seite erzählt wurde, bei dem letzten Fliegerangriff auf Karlsruhe ein früherer Studierender der dortigen Technischen Hochschule eine leitende Rolle gespielt hat. Gerade auf dem Gebiete der Technik und Naturwissenschaften hat die deutsche Kultur in diesem Weltkriege alle anderen übertroffen.“

„Exzellenz,“ so warf ich ein, „der Krieg hat gewissermaßen eine Neugruppierung der Wissenschaften gebracht. Die praktischen, d. h. exakten Wissenschaften: Chemie, Medizin und Ingenieurwissenschaft im weitesten Umfange haben sich als ungeheuer wichtig und nützlich in dieser Zeit erwiesen. Dagegen treten die reinen Geisteswissenschaften zurück. Wird dieser Umstand nach dem Kriege eine Bevorzugung der Technischen Hochschulen vor den Universitäten zur Folge haben?“

Die Antwort des Ministers lautete:

„Daß die praktischen, exakten Wissenschaften ihre allergrößten Erfolge in dem Weltkriege erzielt haben, steht fest. Sie werden daher auch nach dem Kriege besonderer Aufmerksamkeit und Pflege sicher sein. Aber ich kann mir nicht denken, daß darunter die Geisteswissenschaften zu leiden haben werden. Es wäre grundfalsch, die Geisteswissenschaften auf eine niedrigere Stufe zu stellen, denn diese Wissenschaften behalten ihre Bedeutung nach wie vor. Die Zukunft unseres Hochschulwesens wird daher im großen und ganzen wohl in den Bahnen sich bewegen, in denen es bisher erfolgt und segensreich gewirkt hat. Die Erfahrungen, die uns der Krieg gebracht hat, werden auch bei dem Hochschulwesen praktische Ruhanwendung finden, aber eine Umwälzung von Grund auf ist weder zu erhoffen noch zu befürchten.“

Gehe ich nun zu Ihrer zweiten Hauptfrage: Weltkrieg und Kunst über, so bin ich insofern auf künstlerischem Gebiet etwas altmodisch, als mir ein gut gemaltes Bild, bei dem ich mir etwas vorstellen kann, lieber ist, als eine in Farbenwahnwitz schwebende Leinwand, bei der man sich erst überlegen muß, ob sie eine Lautenspielerin oder die Völkerschlacht bei Velpzig darstellt. Wir waren mit der Zeit in der Wertung und Bewertung ausländischer moderner Kunst manchmal doch zu weit gegangen. Kunststilk und Kunsthandel schufen Strömungen, die zu ungesunden Verhältnissen führten. Wir sind davon nicht frei zu sprechen, daß wir auf dem Bildermarkt der französischen Kunst allzuviel Ehre antaten und dementsprechend zu viel Geld opferten. Das führte uns schließlich auf die Irrwege des Kubismus und Futurismus, die mit Kunst wohl nichts mehr zu tun haben.

Die Museen und Galerien müssen die Meisterwerke ausländischer Kunst, die wichtige Entwicklungsstadien verkörpern, wohl besitzen, aber nur die Perlen kommen in Frage, nicht Werke zweiter und dritter Güte. Es darf nicht heißen: L'art pour l'art, denn die Kunst ist nicht für die Kunst, nicht für Auserwählte, sondern für alle, für die große Masse des Volkes da. Aufgabe der Museen und Galerien ist daher, sich in Zukunft mehr nach deutscher Kunst und deutschen Künstlern als nach Ausländern umzusehen. Das gleiche gilt auch für die Galerien Privater.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist Ihre dritte Hauptfrage: Weltkrieg und Erziehung und Unterricht, denn da hat der Krieg in der Heimat am einschneidendsten sich bemerkbar gemacht. Die Schulhäuser wurden zum größten Teil für Kriegszwecke benötigt, die Lehrkräfte wurden in der Hauptsache eingezogen, von den Universitäten und Mittelschulen zog die junge männliche Welt hinaus in den Krieg. Alle diese Umstände mußten berücksichtigt werden. Daß trotz alledem im ganzen deutschen Reiche, in Stadt und Land, der Unterricht aufrechterhalten wurde, das zeigt, daß selbst ein so unwälzendes Ereignis wie ein Krieg ist, die Grundfesten unserer Kultur nicht zu erschüttern vermag. Und da kommen alle Augenblicke Projektionmacher, die bald die Einheitschule, bald ausschließlich militärische Jugendberziehung, bald Ueberbordwerfen allen klassischen Plunders und lediglich praktische Unterweisung fordern. Alle diese Projekte verkennen den Grundcharakter des Unterrichtes und der Erziehung. Die Dreiteilung unseres Bildungswesens hat

# Sein Leben.

## Das Leben mit dem Tage.

Von Ludwig Fulda.

Zum bloßen Gegenwartsgeköß ist der Mensch nicht geschaffen. Darin besteht, wie uns die Denker lehren, sein wesentlichster Unterschied vom Tier. Dieses kennt nur den Augenblick. Unfrei, ohne Bewußtsein von Quelle und Mündung, treibt es im Betenström, Et dagegen kann je nach Belieben gegen diesen Strom schwimmen, kann ihm vorausziehen, kann sich ans kalte Ufer retten. Er besitzt erstens in Erinnerung und Verfestigung die Vergangenheit, nicht nur die eigene, sondern auch die unangenehmere seines Geschlechtes. Er besitzt zweitens in Träumen, Idealen, Entwürfen, Unternehmungen die Zukunft, ebenfalls weit über sein Einzelsein hinaus. Und er besitzt außerdem noch das grenzenlose dritte Reich der Zeitlosigkeit, den reinen Gedanken, die reine Anschauung in Wissenschaft und Kunst. Der Grab, in dem er den Besitz dieser drei Reiche für sich auszumünzen weiß, bestimmt seinen Rang auf der geistigen Stufenleiter. Nur auf der tiefsten, primitivsten Stufe, dem Tier noch benachbart, geht er in der unmittelbaren Gegenwart völlig auf. Ein höher gearteter Mensch, der ausschließlich oder vorwiegend mit dem Tage, in den Tag hinein und aus ihm heraus lebt, ist in normalen Zeitaltern undenkbar.

In normalen Zeitaltern! Wie schwer es uns doch bereits wird, uns in sie zurückzuberufen! Oder müssen wir nicht, wenn wir von Dingen und Verhältnissen reden wollen, die diesem endlos fürchterlichen und fürchterlich endlosen Krieg vorhergingen, im Märchenstil anheben: Es

war einmal? Nun also, es war einmal eine Zeit, wo nur die Oberflächlichsten dem jeweiligen Tage den Vordergrund ihrer Aufmerksamkeit einräumten, während alle anderen über ihn oder gar abseits von ihm zu stehen trachteten. Ihn auszusparen, war ja die Vorbedingung jeder ernstlichen Arbeit, jeder gesammelten Schaffenskraft; sich nicht von ihm betänden und verwirren zu lassen die Voraussetzung jedes besonnenen Urteils. Damals konnte demnach der Begriff der Aktualität, auf Personen oder Sachen angewandt, nur einen sehr zweifelhafteigen Vorzug bedeuten. Aktual sein, das hieß meistens, durch eine Zufallslaune wie keiner Schiffsleiter der Sabel auf den Thron gehoben werden, um morgen wieder in das Nichts der Vergessenheit zurückzusinken. Aktuell, so nannten wir Ereignisse, die gemäß einem der vielen Kästel der Massenpsychologie nur darum Genialität verurteilten, weil sie sich s o b e n ereignet hatten. Vierundzwanzig Stunden später trährte kein Dahn mehr danach, blieben dieselben Leute, die gestern bei Bezug frisch vom Faß unfehlbar sich heftig darüber aufgeregt hätten, sogar dann völlig kalt, wenn sie erst jetzt davon erfahren. Die geringste Diskanz genügte, um diese sich immer wiederholende optische Täuschung der Momentaufnahme zu vertieeln. Des hätte nicht schon die Probe aufs Exempel gemacht, sobald er, etwa nach einer Krankheit oder nach einer Reise, ältere Zeitungsnummern auf seinem Tische aufgeschlapelt fand: mit wie ganz anderen Augen er sie nun durchschah, als wenn sie neu gewesen wären, und über wie vieles, was ihn am Erscheinungstag gefesselt hätte, er nun gleichgültig hinweglas! Sehr begreiflich daher, daß geistige Menschen jeder Aktualität von vornherein bis an die Zähne mit Mißtrauen gewappnet gegenüberstehen, daß sie entschlossen, sich vom Tage nicht aufdrängen zu lassen, was ihn nicht überlebe.

wandert, soll dann das Lächeln verbannt sein, in flüchtigen Schlummer senkt?)  
 von der Weg, auf dem die Menschen zu ihrem  
 den Staunen wieder einmal neu erdachten, wie  
 sind, sobald sie es sein wollen. Die Vor-  
 nern des Geistes mit ihren in Jahrhunderten auf-  
 a unübersehbaren Schritten, nun taun sie wie durch  
 der ihre verschlossenen Tore weit weiter auf. Und  
 das Erige, das noch eben dem Aktuellen gewichen  
 dies nun selber eine ungeahnte, eine lieghalte  
 it. Die wahre Wissenschaft, die echte Kunst in ihren  
 Schöpfungen befindet ihren ganz realen Tages-  
 durch, daß sie über den Tag hinaus zeigte und die  
 mporen Reizenstrom steuerlos schwanende Mensch,  
 der mit Quelle und Mündung verband.

ite es da den Betretern der freien geistigen Be-  
 it wie Schuppen von den Augen fallen? Ueber-  
 aren sie sich vorgetommen, hatten Studierstube  
 rtschaft genieren und durch jede andere Besitzlichkeit  
 re besser zu dienen gelaßt als durch das, was  
 ites war. Setzt aber merken sie, daß auch sie ihm  
 eine Weise wirklich dienen könnten indem sie bei  
 Linte verabschieden. Merken, daß er ihnen die Mission  
 Schulkern legt, das heilige Feuer zu hüten und zu  
 genau wie im Frieden, nein, sorgfältiger noch als  
 en. Nicht nur weil es um künftiger Geschlechter  
 nicht verliessen darf, sondern weil sein  
 b keine Wärme dem heutigen die Schauer der Ver-  
 r'erechen hilft. Denn der Mensch kann anhaltend  
 Tage nur leben, wenn er nicht nur mit dem  
 t. Und daraus, um durch den Schrecken und  
 ungal ungetragem werden, was allen Seiten an-

4/11. 1910.